Digitized by Google

Bor. 104 fm-3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36600369410018
<36600369410018
Bayer. Staatsbibliothek
Digitized by Google

Bor. 104 fm-3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36600369410018

<36600369410018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Die
Mark Brandenburg
unter
Kaiſer Karl IV.
bis zu ihrem
erſten Hohenzollerſchen Regenten,
oder:
Die Quitzows und ihre Zeit.

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edlen Herzen, wie du.
Sie gingen, die Helden, durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltungen zu.
Aus ihren verſunkenen Gräbern ſpricht
Eine Stimme, die ewig ertönt:
Sie tranken den Kelch und zitterten nicht,
Und wurden mit Ruhme gekrönt!

Dritter Theil.
Mit dem Facſimile der Handſchriften Dietrichs von Quitzow und Hennings von Stechow.

Berlin,
bei C. G. Lüderitz.
1836.

51 HR
Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Johann hatte ſein Geſpräch mit Treskow geendigt, mit welchem wir den zweiten Theil beſchloſſen haben, und ritt wieder nach Hauſe. Nicht lange nachher fand ſich Kuno von Zieſar bei ihm ein. Nur gegen ein Löſegeld von ſieben hundert Schock böhmiſcher Groſchen wollten die beiden das Schloß zurückgeben [1]), und Kuno mußte ſich ſchon die harte Bedingung gefallen laſſen. Dabei war ausdrücklich feſtgeſetzt, daß das Geld in vier Wochen gezahlt werden müſſe, und Johann übernahm die Bürgſchaft. Die Verhandlung wurde in Brandenburg gerichtlich feſtgeſtellt; Johann erbot ſich, den Revers von dem Treskow und Iſenburg auf Beuthen ausſtellen zu laſſen, und ritt mit den nöthigen Gerichtsperſonen hinüber. Hier wurde das Geſchäft ohne Schwierigkeit beendigt, und der Bedingung gemäß, daß Treskow und Iſenburg ohne allen Schaden an den von ihnen mitgenommenen Gütern frei von dem Schloſſe abziehen ſollten, fertigte ihnen Johann von Quitzow die Geleitsbriefe aus. Sie packten ein, ließen ihre Leute ſich rüſten, und übergaben ihm das Schloß am anderen Tage für den Zieſar. So zogen ſie ab. Johann von Treskow ſaß wegen ſeines verwundeten Schenkels auf einem Wagen, in welchem das Geld lag, das ſie von Beuthen mitgenommen hatten, und zwar hatte er ſich unmittelbar auf den Kaſten geſetzt. Iſenburg ritt daneben, ihre Leute ritten theils vor, theils hinter dem Wagen. Mit Johanns überall reſpektirtem Geleite verſehen, zogen ſie ſo durch beide Städte Brandenburg nach Plaue, wo ſie einen Tag verweilen wollten, um ſich dann nach Möckern zu begeben [2]).

[1]) Wuſterwitz ap. a. 1410. Angelus S. 187.
[2]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a. Angelus Ann. march. p. 188.

Digitized by Google

Kaum waren ſie abgezogen, ſo fand ſich Kuno von Zieſar ein, der ſich in der Nähe aufgehalten hatte. Johann übergab ihm das Schloß, und reiſete dann gleichfalls ab. Er holte den Zug noch ein, ehe er Plaue erreicht hatte. Gleich nach Johanns Abgang hatte Kuno nichts Eiligeres zu thun, als Troſt bei ſeinem geliebten Schatze zu holen. Wer aber beſchreibt ſeinen furchtbaren Schrecken, als er die Stelle leer fand. Er raufte ſich die Haare, wälzte ſich am Boden, und gebehrdete ſich wie ein verzweifelter Menſch. Acht Tage lang konnte Niemand etwas mit ihm anfangen, allein all ſein Gram brachte das Verlorene nicht wieder.

Kuno von Zieſar bemühete ſich, anderwärts Geld aufzutreiben. Es wollte ihm nicht gelingen, der Zahlungstermin lag gar zu nahe. Die vier Wochen vergingen; er konnte wirklich nicht zahlen, und Johann von Quitzow mußte als Bürge die Gläubiger befriedigen. Aber zugleich klagte er beim Gerichte, und dies ſetzte ihn ohne Weiteres in den Beſitz des Schloſſes Beuthen, als Pfandinhaber. Dadurch hatte er ein ihm ſehr wohlgelegenes Schloß mehr, beſonders in Bezug auf Saarmund, ohne daß er einen Schwerdtſtreich gethan hatte. Auch war alles, dem Anſcheine nach, vollkommen rechtlich zugegangen. Dietrich, der eben bei Johann zum Beſuch war, ſprach: du haſt dir die Lehre aus meiner Jugend wohl gemerkt: ein Eſel giebt die Gelegenheit, aber ein geſcheuter Menſch benutzt ſie. — Der Gewinnſt iſt wahrhaftig nicht unbedeutend, und ſoll uns wohl zu Statten kommen. Johann nahm einen ſeiner Knappen, Goswin von Bredèrlow, und ſetzte ihn als Hauptmann auf das Schloß. Kuno von Zieſar aber zog ſich auf ſein Dorf Neuendorf zurück.

Wenn auch viele dieſen Streich als einen überaus klugen lobten, ſo waren doch andere, die da meinten, ſo ganz ehrlich ſcheine es dabei nicht zugegangen zu ſein, und inſonderheit die Gegner der Quitzows bezeichneten ihn als hinterliſtig und falſch. Mit immer größerer Beſorgniß ſahen ſie die Macht der Quitzows ſich mehren und wachſen, und es ſchien ihnen, als ob ſie immer weniger ängſtlich die Mittel wählten, welche zu Gewalt und Reichthum führten. Was konnten ſie bei ſolchen Ausſichten Gutes von der Zukunft hoffen?

Die Anſichten dieſer Parthei ſprechen ſich am beſtimmteſten aus in den Aeußerungen des Clerikers Engelbert Wuſterwitz,

Digitized by Google

und um ſie zu belauſchen, gehen wir um ein Paar Tage zurück in diejenige Zeit, wo Johann von Quitzow noch nicht in den Beſitz von Beuthen eingewieſen, die vier Wochen abwartete.

Heinrich von Stechow war in Geſchäften von ſeinem Gute nach Brandenburg gekommen, und hatte auch mit Engelbert Wuſterwitz Einiges zu thun. Er kannte ihn von der Zeit her, wo ſie beide in Angelegenheiten Johann von Quitzows und des Abts Heinrich Stich von Lehnin Schiedsrichter geweſen waren, und Wuſterwitz ihm gegenüber geſtanden hatte. Nach beendigter Geſchäftsſache bat Wuſterwitz den Stechow, noch etwas bei ihm zu verweilen, und ſich ein Frühſtück gefallen zu laſſen. Als die Becher gefüllt und einige Male geleert waren, ſprach Wuſterwitz: Jammerſchade iſt's doch um euch, daß ihr von der geiſtlichen Laufbahn abgeſprungen ſeid. Wäret ſonder Zweifel einmal ein großes Kirchenlicht geworden. Ihr hattet ſehr ſchöne Anlagen. Wiewohl, Lieber, was iſt's jetzt mit der Kirche? Auch nichts wie Zerrüttung und Uneinigkeit. Drei Päpſte, welche alle drei nicht wiſſen, was ſie thun ſollen, und einander entgegen arbeiten; drei römiſche Könige, welche die Kirche ſchützen ſollen, während ſie, ungeachtet ihrer Verwandtſchaft, das Schwerdt gegen ſich kehren, und der Kirche unheilbaren Schaden thun werden. So ſteht's mit dem Haupte, und mit den Gliedern nicht beſſer.

Heinrich. Ihr habt Recht, es iſt eine betrübte Zeit.

Engelbert. Da will es nun unſer ehrwürdige Vater, der Biſchof Henning von Bredow, beſſern durch einen Befehl an die Geiſtlichen, den er vor Kurzem hat ergehen laſſen. Das iſt wohl löblich von dem geiſtlichen Herrn, und gut gemeint, aber helfen wird es wenig, denn ſo lange er die Menſchen in der Kirche nicht durch andere und beſſere erſetzen kann, was ſoll da ein Befehl vermögen?

Heinrich. Ich kenne dies Gebot noch nicht, das da ergangen iſt.

Engelbert. Nicht? Seht her, da iſt es. Sehr ernſtlich und eindringlich ſpricht der fromme Herr von der Verweltlichung der Geiſtlichen, vornehmlich der Mönche, und ſagt ihnen: wie ſie von den Wegen der Gerechtigkeit ihre Schritte ſo weit ablenkten, daß ſie lange Haare trügen, die geſchorene Krone und ſchickliche Tonſur gar nicht zeigten, ſich nicht ſchämten, die Gaſtereien, Tänze und öffentlichen Schauſpiele der Laien zu beſuchen, ja ſo=

gar einiger Geiſtlichen, und beſonders der Mönche übertriebene Modenſucht, zierliche eingeſchnittene und durchgeſchnittene oder gemützerte [1]) Schuhe erfunden habe, und daß ſie ungeſcheut öffentlich mit rothen oder weißen Schuhen erſchienen, welches nicht allein denen, die draußen ſind, ſondern auch ihren eigenen Mitbrüdern zum Aergerniß gereiche [2]). — Das alles verbietet nun der fromme Biſchof ſehr ſcharf. Aber Lieber, was wird geholfen ſein, wenn auch nun einige Härlein mehr vom Scheitel herunter geſchnitten, und andere Schuhe an den Füßen ſitzen werden? Das Herz wird bleiben, wie es war. Wenn das Haupt krank iſt, leiden die Glieder.

Heinrich Ueberall Verwirrung, wohin man ſieht. Und im Weltlichen nicht minder als im Geiſtlichen.

Engelbert. O Herr mein Gott, wie ſieht es im Weltlichen aus, ſonderlich hier in der Mark Brandenburg! Wie erheben ſich die Gewaltigen, und treten unter die Füße die Starken, wie die Schwachen! Dieſe Quitzows und ihre Anhänger, eine freche Schaar, erheben ihr Haupt, und auf den Wegen der Ungerechtigkeit ſtärken ſie ihre Macht je länger, je mehr. Jetzt werden ſie nun ſicherlich auch das feſte Schloß Beuthen erhalten, und haben ſchon ſo viel, daß faſt alle Städte unter ihrer Zwingherrſchaft liegen.

Heinrich. Sonderbar, daß der Zieſar ſein Schloß nicht beſſer vertheidigen konnte, und es dieſen wilden und doch nur ſchwachen magdeburgiſchen Raufbolden zur Beute werden laſſen mußte [3]).

Engelbert. „Sehet, lieber Freund, was iſt's doch, daß ein Menſch allezeit befliſſen iſt zu ſammeln Reichthum, und weiß nicht, für wen er ihn ſammelt; aus Nöthen und Widerwärtigkeiten wird er nicht allezeit durch ſeinen Reichthum erlöſet. Hätte Kuno von Zieſar eine lange Büchſe und viel Knechte angeſchafft, hätte er vielleicht ſein Schloß wohl bewahret. Wäre ihm das halbe Geld, das er verloren, zur Bewahrung genug geweſen, ſo hätte er ein frei Gemüth gehabt, Geld auszugeben. Aber was

---

1) Durchbrochene.

2) Gerkens Stiftshiſtorie von Brandenburg S 210. 650. Neue Berliner Monatſchrift von Bieſter Bd. 23. S. 226. f.

3) Von hier an ſind Engelberts Aeußerungen ungetrübt und unvermiſcht wiedergegeben, wie ſie uns Haftiz aufbewahrt hat. Sie ſind mit " bezeichnet.

ſoll ich ſagen? Was oft wird zu Ehren geſparet, wird oft zu Schanden bewahret."

Heinrich. Freilich! Was hilft nun dem Zieſar ſein Mühen und Darben und Kargen?

Engelbert. „Es wird auch unter dem gemeinen Volke geredet, daß deſſelben Kunos Vater und Großvater ſolch Geld mit Recht und Unrecht geſammelt hätten. Von übel gewonnenen Gütern aber freuet ſich ſelten der dritte Erbe. Nun aber, mein Lieber, wenn's alſo ſich wird begeben, daß Johann von Quitzow durch ſolche Mittel das Schloß Beuthen unter ſich bringet, wie er es denn thut, was wird aus uns werden? Furcht und Noth werden uns ergreifen, ja wir werden vielleicht in unſern Tagen in ſolche Noth und Furcht kommen, als die Juden waren zu Jeruſalem, da ſie wurden umgeben von den Römern, wie uns die Hiſtorie ſaget."

Heinrich. Ich weiß wohl, ihr könnt die Quitzows nicht leiden, und haltet ſie für hinterliſtig, falſch und gewaltthätig. Aber ihr thut ihnen zu viel, und leget ihnen Manches falſch aus. Sie ſind nicht ſo ſchlimm, als ihr denkt.

Engelbert. „Nun, ſo bedenkt und beweget doch in eurem Herzen, welche Trennung der Städte in der Mark die Quitzows gemacht haben, und wie ſolche Anſchläge und Hinterliſt ihnen faſt alle Städte unterworfen hat. Als Johann von Quitzow etliche Bürger der Neuſtadt Brandenburg gefangen, hat Dietrich von Quitzow geſchmeichelt, gleich als ob er Mitleiden mit den Bürgern gehabt, öffentlich geſprochen, daß ſein Bruder Unrecht daran gethan hätte. Wiederum hat Dietrich von Quitzow die Berliniſchen gefangen, darum Johann von Quitzow ſich geſtellet, als ein Freund der Berliniſchen, der Mitleiden mit ihnen trüge, hat ſeinen Bruder Dietrich geſtraft, warum er wider Recht und Billigkeit ihnen ſolchen Schaden gethan. Darüber hat Johann entſaget der Stadt Nauen; Dietrich von Quitzow aber hat ſie wider ſeinen Bruder wollen beſchützen. Wiederum: Dietrich von Quitzow hat allen Fleiß angewandt, daß Wilkin von Bredow würde aus der Mark verjaget und verſchrieben; Johann v. Quitzow aber, der zum ehelichen Weibe hat Agnes, eine Tochter Lippolds von Bredow, hat ihn daran hindern wollen. Hinwieder hat Johann von Quitzow den Abt von Lehnin beleidigt; aber Dietrich von Quitzow giebt vor, daß er ein guter Freund ſei des

Kloſters, ſpeiſet den Abt, ſeinen guten Gevatter, mit ſüßen Worten, und vermeinte ſeinen Bruder und das Kloſter in Beſtem zu vertragen. Und ſo wurden Erbſen und Brei durch ſie in einen Topf gekocht. Wir armen Märker ſuchen Ruhe, und ſind von beiden Parthen durch die Quitzows verſtrickt. Wir hoffen Erlöſung von dem Markgrafen Jobſt, wie der Prophet David, der da ſpricht, daß auf vergänglichen Reichthum, und auf das Regieren der Fürſten, geiſtlichen und weltlichen, keine oder wenig Hoffnung zu ſetzen ſei. Es iſt auch nicht Wunder, daß die, die was voraus haben, die Beſitzer nicht ſollten beſchützen und erhalten."

Heinrich. Es iſt gewiß, es würde Vieles in der Mark beſſer ſtehen, wenn ſie einen Regenten hätte, der ſich um ſie bekümmerte. Jetzt ſieht es damit übel aus.

Engelbert. „Ich kann mich nicht genug verwundern, warum der Markgraf ſo vielen und öffentlichen böſen Händeln und Uebelthaten nicht widerſtehet, da es ihm doch gebühret, und er die Abnutzung der Mark hat, ſeinen Beutel davon füllet, und das Feiſte vom Volke ſaugt und ißt. O Schande, o Unſeligkeit Jobſtens, Markgrafen zu Brandenburg, der ſich ſolcher Dinge nicht annimmt, und um die Mark in Gerechtigkeit zu beſchützen, ſolchen Anläufern und Beſchädigern ſich nicht widerſetzet. Aber weil wir jetzt vom römiſchen Reiche ſprechen, was iſt ſolch langer und gefährlicher Zwieſpalt unter den Chriſten, oder was will er Gutes bringen? Denn wenn das Haupt krank iſt, ſo müſſen die andern Glieder auch trauern, und wird erfüllet das Wort eines Weiſen: die Räuber freuen ſich, wenn die Länder zwieträchtig ſind. O Gott! Wie iſt ſo großer Schade und Schande der Mark hieraus entſproſſen!"

Heinrich. Es ſieht freilich traurig aus; aber die Hoffnung auf beſſere Zeit wollen wir doch nicht aufgeben, und manches iſt auch nicht ſo ſchlimm, und wird auch nicht ſo übel werden, als ihr es meint.

Engelbert. „Die Erfahrung wird es wohl lehren, die Meiſterin der Dinge."

Heinrich. Es muß in der Regierung der Mark nothwendig bald eine Aenderung vorgehen, denn Markgraf Jobſt iſt alt und lebt gewiß nicht mehr lange. Dann wird das Anſehen des

Landesherrn auch wieder gelten, und er wird die unruhigen Köpfe zum Frieden bringen, wie ehemals.

Engelbert. Ja, „der Markgraf zu Brandenburg, ſonſt eine Erbarmung, ein Schutz der Völker, eine Zierde und ein Licht des Friedens, der liegt jetzt und ſchläft. O du unfleißiger Fürſt! Warum bedenkſt du nicht, daß der nicht fliehen muß Mühe und Arbeit, der die Glorie der Tugend begehrt? Denn unter Mäßigkeit iſt die liebliche Stärke bedecket, und das Licht des Verdienſtes iſt verborgen, das da nicht hat, die Breite ſich zu bewahren. Wollte Gott, daß jetzt einer der ſtreitbaren Markgrafen wieder aufſtünde, die zu ihren Zeiten die Mark Brandenburg getreulich und glücklich regieret, die nicht allein in der Mark geſtritten, ſondern auch in fremden Landen ihre Pferde angebunden, und große Dinge gethan haben. Jetzt aber findet man es ganz anders. Darum ihr Märker, brechet aus in bittere Thränen, denn es iſt euch keine Hoffnung gelaſſen, daß euch Markgraf Jobſt von der Unterdrückung und Beſchwerung der Quitzows ſollte erlöſen. Es iſt auch jetzt kein Weg dazu, wo nicht Gott ſonderlich durch ſeine grundloſe Gnade und Güte Hülfe und Rath ſchaffet. Vor unſern Augen iſt es mit menſchlicher Hülfe aus“ [1]).

Heinrich. Ihr ſeid völlig troſtlos, und müßt euch dabei ſehr unglücklich fühlen. Gern möcht' ich euch aufrichten.

Engelbert. Laßt das, es fruchtet nichts. Ich ſehe noch ſchlimmere Zeiten kommen. Darum hab' ich es für das Beſte geachtet, die Mark ganz zu verlaſſen. Ich gehe nach Magdeburg. Man hat mir die Stelle eines Syndikus angeboten, und ich habe zugeſagt.

Heinrich. Und wollt aufhören, Geiſtlicher zu ſein?

Engelbert. Muß ich denn nicht? Als Prieſter weiß ich jetzt nicht unterzukommen, obwohl mir es weh thut.

Heinrich. Da thut ihr, was ich gethan habe.

Engelbert. Sei es Gott geklagt, daß auch in der Kirche jetzt das Heil nicht mehr gefunden werden kann. Ich kann es hier nicht mehr ertragen.

Heinrich. Ihr legt zu ſchweres Gewicht auf die Unruhen

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz zu Ende des erſten Buches.

dieſer Zeit. Ungerechtigkeit ſchlägt ihren eigenen Herrn, und die, welche unrecht handeln, können nicht beſtehen.

Engelbert. Das weiß ich, und auch dieſe Quitzows werden fallen, aber es kann noch lange währen, denn ſie ſind „von wunderbarer Klugheit und geſchickter Hinterliſt, ſie wandeln Bosheit in Klugheit, und Gerechtigkeit ſcheiden ſie von der Ehre“ [1]). Ei wie viel Gutes hätten ſie thun können in Abweſenheit des Herrn Markgrafen, wie vieles hätten ſie beſſern gekonnt, was hofften nicht Alle noch vor mehreren Jahren von Dietrich von Quitzow, wie viel iſt für ihn gethan worden? „Was er aber den Berliniſchen und Märkern allen für Vergeltung gethan, iſt bekannt. O mein auserwählter Weingarten, wir hatten verhoffet, du würdeſt uns ſüße Trauben bringen, und du haſt uns zuletzt ſaure, wilde Trauben und Heckerlinge gebracht“ [2]). Sehet, Lieber, ob ihr ſagen könnet, daß die Quitzows etwas gethan hätten für die Armuth, für Kirchen, Kapellen und ihre Diener. Nichts haben ſie gethan von dem, wohl aber arme Leute geſchunden und in Noth gebracht. Sie trachten nur nach eigener Macht und Größe, und wer ihnen dazu hilft, der iſt ihnen recht, ſo lange er es thut, doch wenn er nicht mehr will, ihr Feind. Solche Eigenſucht und Herzenshärtigkeit hat Gott in keines Menſchen Herz ſehen wollen, und iſt ihm ein Gräuel. Darum werden dieſe Quitzows, weil ſie ihr Haus nicht bauen auf dem Fundamente der Gerechtigkeit, einſt fallen, und ihr Werk wird verſtöret werden, aber viel Gräuel der Verwüſtung wird noch das Land verderben, ehe ihr Reich zu Ende iſt. Wohl dem, der ihn nicht ſiehet!

Heinrich. So lebt denn wohl. Möge ich einſt euch heiterer und hoffnungsreicher wiederſehen.

Wuſterwitz. Amen! Gott erhalte euch euren guten Muth und laſſe eure Hoffnungen in Erfüllung gehen!

Der Ruf unſerer Quitzows hatte die deutſchen Grenzen überſchritten, und weithin galten ſie als ausgezeichnete und mächtige Heerführer. Die deutſchen Ordensritter in Preußen waren wegen ihrer früheren Eroberungen in Litthauen in einen gefährlichen Krieg mit dem Könige Jagello oder Wladislaus von Po-

---

[1]) Wuſterwitz ap. a. 1409.
[2]) A. a. O. ap. a. 1410.

len verwickelt. Sie hatten es mit einem ſehr mächtigen und tapfern Gegner zu thun, und bewarben ſich deshalb überall um Unterſtützung. König Wenzel war indeſſen nicht zu bewegen, ſeine Ruhe aufzugeben, obgleich es ihm allgemein verdacht wurde, daß er die Ritter gänzlich ihren eigenen Kräften überließ. Dieſe ſchrieben überall umher, wo ſie nur hoffen durften, Hülfe zu erhalten, wenn es auch gegen Sold geſchehen mußte. Auch Herzog Caſimir von Stettin ſchloß ſich ihnen gegen Sold an. Damals herrſchte durch ganz Europa der Brauch, einen Heerführer mit ſeinem ganzen Heere in Sold zu nehmen, und ſie nach beendigtem Kriege wieder gehen zu laſſen, wo ſie von einem anderen gedungen, nicht ſelten ihre Waffen gegen die Sache kehrten, welche ſie eben verfochten hatten. Dieſes Syſtem hatte ſich beſonders in Italien ausgebildet, wo dieſe Führer bewaffneter Banden allgemein den Namen der Condottieri führten. Als ſolche galten unſere Quitzows im Auslande, und ſo machten ihnen denn die deutſchen Ordensritter den Antrag, zu ihnen zu kommen, und ſich mit ihren Leuten während des angefangenen Krieges in ihren Sold zu begeben [1]).

Dieſer Antrag war wohl dazu geeignet, das Anſehen der Quitzows im eigenen Lande zu vermehren, und ſie ſcheinen bemüht geweſen zu ſein, ihn bekannt werden zu laſſen. Schwerlich aber ſind ſie jemals geneigt geweſen, darauf einzugehen, denn noch gab es für ſie in der Mark hinreichend zu thun. Was ſie den Rittern auf ihren Antrag erwiedert haben, iſt unbekannt geblieben. Im Volke aber war die Anſicht vorhanden, — ob gefliſſentlich genährt, wiſſen wir nicht, — daß ſie nach Preußen gehen würden.

Am 15. Juli 1410 kam es zwiſchen dem Heere des Ordens und den Polen und Litthauern bei Tannenberg zu einer furchtbaren Schlacht. Vergebens kämpfte das Ordensheer mit der männlichſten Tapferkeit. Es unterlag.

Der Verluſt an Menſchen war für dieſe Zeit der kleinen Kriege unerhört. Von beiden Seiten waren 80000 Menſchen gefallen. Unter den Gebliebenen war der Hochmeiſter Florens von Sangien ſelber mit vierhundert Rittern. Herzog Caſimir von Pommern wurde gefangen. Nun eroberte der König von

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a. ꝛc.

Polen ganz Preußen, nichts blieb den Rittern als die Hauptſtadt ihres Ordensſtaates, Marienburg, nebſt einigen Schlöſſern. Dieſer verheerende, gar nicht lange währende Krieg hat den Preußen 130000, den Polen an 100000 Menſchen gekoſtet. Es kam endlich zehn Wochen ſpäter zum Vergleich, den die Ritter mit 100000 Schock böhmiſcher Groſchen und der Zurückgabe aller ihrer Eroberungen in Litthauen erkaufen mußten.

Wenn auch Nachrichten dieſer Art ſich damals nicht ſo ſchnell verbreiteteten, als jetzt, und inſonderheit die Verträge nur nach und nach allgemein bekannt wurden, ſo iſt es doch gewiß, daß die Quitzows bald genug erfahren mußten, welch eine ungünſtige Wendung die Lage der Dinge in Preußen genommen hatte. Dies konnte ſie um ſo weniger reizen, die Mark zu verlaſſen; außerdem befanden ſie ſich eben, als ihnen der Antrag gemacht worden war, mit den Herzogen von Sachſen im Kriege. Dies alles läßt vermuthen, daß ſie niemals Willens geweſen ſind, nach Preußen zu gehen.

Am 2. Septbr., zu eben der Zeit, als der v. Treskow und Iſenburg ſich gegen das Schloß Beuthen rüſteten, machte Dietrich von Quitzow mit einer Schaar einen Zug, deſſen Beſtimmung unbekannt war. In Preußen war noch kein Friede, und ſo vermuthete das Volk, daß er nach Preußen ziehe, den Rittern zu helfen. Am Mittwoch, den 3. Septbr., kam er in die Nähe von Berlin. Noch immer war zwiſchen ihm und der Stadt kein Vertrag eingetreten; die Sachen ſtanden noch auf dem Flecke, wie ſie bei Ortwins Tode geſtanden hatten, obgleich Berlin lange nicht von ihm beunruhigt worden war. Es wird einmal Zeit, ſprach er zu ſich, mich in dem Gedächtniſſe der Herren Berliner aufzufriſchen, und ſie zu lehren, daß man mit mir nicht eher in Frieden lebt, als bis man ſich mit mir vertragen hat.

Er befand ſich auf der Nordſeite der Stadt, denn er war aus der Gegend von Spandau auf der Oſtſeite der Spree gekommen. Hier zogen ſich, vom jetzigen Monbijougarten an, breite Wieſen längs der Spree fort, die als Gemeindehütung benutzt wurden. Ackerfelder, jetzt bereits meiſt abgeärndtet, gränzten daran. Es iſt die Gegend der jetzigen Dorotheen- und Friedrich Wilhelmsſtadt. Theils auf den Aeckern, theils auf den Wieſen, wurden die Schweine und Kühe der berliner Bürger gehütet.

Als Dietrich mit ſeiner Schaar in die Nähe der Heerden

kam und ſichtbar wurde, trieben die Hirten das Vieh ſchnell nach der Stadt zurück. Aber Dietrich war ſchneller als ſie, und holte ſie ein. Die Hirten konnten nichts weiter thun, als nach der Stadt flüchten, und verkündigen, daß ihnen Dietrich die Heerden abgenommen habe.

Mit großer Beſtürzung vernahmen die Bürger die Schrekkenskunde, die um ſo tiefer verwundete, als ſie wie ein Blitz aus heiterem Himmel fiel. Seit lange hatte man an keinen Krieg mit Dietrich mehr gedacht, ja, viele wußten gar nicht einmal, daß man mit ihm im Kriege lebte, und hielten die That für eine ehrloſe und gemeine Räuberei, weil keine Abſage vorausgegangen war. Dieſer Umſtand ſteigerte noch die Entrüſtung und Erbitterung, und allgemein war man der Meinung, man müſſe nacheilen, und Dietrich die Heerde wieder zu entreißen ſuchen. Beſonders thätig dabei waren der Bürgermeiſter Claus Schulze, und die beiden Rathsherren Niklas und Thomas Wins. Sie regten die Bürger mit kräftigen Worten auf, den Feinden nachzuſetzen, theilten Waffen aus, und ſtellten ſich ſelber an die Spitze des Haufens, der mit lärmendem Ungeſtüm kaum die Zeit erwarten konnte, wo er zum Thore hinaus geführt werden würde.

Endlich war auf dem neuen Markte nicht bloß eine hinreichend ſcheinende Zahl zu Fuß, ſondern auch zu Pferde verſammelt, und das Zeichen zum Aufbruch wurde gegeben. Es ging zum Spandauerthore hinaus. Von Einigen, die aus der Ferne zugeſehen hatten, erhielt man die Nachricht, daß die Feinde bei dem Wedding vorbei gezogen wären, und den Weg nach Tegel eingeſchlagen hätten, das damals Tigel hieß, und den Nonnen zu Spandau gehörte [1]). Zu ſehen war von ihnen nichts, denn ſie hatten längſt die Jungfernheide erreicht. Man ſetzte ſo ſchnell als möglich in der angegebenen Richtung nach.

Unfern von dem an einem See der Havel gelegenen Dorfe befand ſich an einem kleinen Bache eine Mühle, neben welcher der Weg vorbeiführte. Als das von den Quitzows eilig getriebene Vieh die ſchmale Brücke erreichte, gab es Aufenthalt, theils deswegen, weil immer nur ein Paar zugleich hinüber gehen konnte, theils weil das Vieh ſich durſtig auf das Waſſer warf und ſoff. Es lief deshalb zu beiden Seiten der Brücke am Ufer hin, und

[1]) Landbuch Karls IV. S. 73.

breitete ſich aus, ſo daß eine ziemliche Zeit verloren ging, ehe es über den Bach geſchafft war. Noch ehe die letzten Stücke hinüber gingen, erſchienen bereits die Vorpoſten der berliniſchen Reiterei, und Dietrich überzeugte ſich, daß er Stand halten müßte. Er ließ das Vieh weiter treiben, und beſetzte den Mühlbach und die Mühle.

Die Berliner machten Halt, denn die übrige Reiterei war noch nicht heran, und das Fußvolk weit zurück. Die Vorhut hatte raſch einen Reiter rückwärts abgeordnet, der die Nachricht überbrachte, daß man die Quitzow'ſchen bei der Tegeler Mühle erreicht habe. Ohne das Fußvolk heranzuziehen, ſetzte ſich die Reiterei vielmehr in Galopp, und ſprengte in großer Hitze vorwärts. Wenn auch bei der Kriegführung jener Zeit die Stärke eines Heeres nur in der Reiterei beſtand, ſo war dennoch gerade bei einem Gefechte unter Umſtänden, wie die gegenwärtigen, das Fußvolk von Wichtigkeit, und als der Bürgermeiſter mit den beiden Rathsherren die Stellung der Feinde ſahen, that es ihnen leid, dem Fußvolke ſo weit vorausgeeilt zu ſein, beſonders als ſie den Feind ſtärker fanden, als ſich. Dietrich, der ihre Schwäche und Uebereilung wohl bemerkte, ließ ihnen nicht lange Zeit zu überlegen. Er griff ſie an, und die Berliner mußten ſich vertheidigen. Man ſchlug ſich eine Weile am Bach, bis Dietrich endlich ſeinen Leuten gebot, ſich fechtend zurückzuziehen. Dieſer ſcheinbare Erfolg feuerte die Kampfluſt der Berliner an. Sie drangen mit großer Hitze vorwärts, unbekümmert um die Mühle, die nun in ihrem Rücken zu liegen kam. Wäre Fußvolk da geweſen, ſo hätte es ohne Zweifel die Mühle geſäubert, die voll von Quitzow'ſcher Reiterei ſteckte, deren Pferde auf dem Hofe ſtanden. Kaum hatte ſich das Gefecht bis zur Gegend des jetzigen Kruges gezogen, ſo ſaßen dieſe auf, und fielen den Berlinern in den Rücken. Damit war das Gefecht entſchieden. Mehrere Berliner wurden getödtet, oder doch tödtlich verwundet, und eine ziemliche Anzahl mit Pferden und Wagen gefangen; unter dieſen waren ſechszehn namhafte Leute. Die übrigen flohen, und warfen ſich auf das eben anrückende Fußvolk, welches nun zu ſpät kam, und unverrichteter Sache umkehren mußte.

Dietrich ſchickte ſofort einen Reiter voraus, um den Treibern des Viehes anzuzeigen, daß ſie nach Schloß Bötzow zuhielten, denn dahin wollten ſie Beute und Gefangene bringen. Dann

ſah er ſich ſeine Gefangenen an, welche unterdeſſen gebunden worden waren. Er ließ ſich Namen und Stand angeben. Als er den Letzten fragte, antwortete er: Nikolas Wins, Rathmann von Berlin.

Dietrich. Wins? Derſelbe, deſſen Bruder Martin Wins zu Frankfurt wohnt?

Nikolas. Ja.

Dietrich. Deſſen Tochter Katharina heißt?

Nikolas. Meines Bruders Tochter heißt ſo.

Dietrich. Das iſt mir lieb, euch in meine Gewalt bekommen zu haben. Ich habe mit euch ſchon früher einmal zu thun gehabt, und ihr konntet mit mir wohl zufrieden ſein. Demungeachtet habt ihr ſchlecht von mir geſprochen, und mir viel Böſes nachgeſagt, ihr und euer Bruder. Ich weiß es, daß ihr ſelbſt den Frankfurter, den ich nie beleidigt habe, gegen mich eingenommen habt, daß er meinem armen Bruder, als er ſeiner Tochter die Ehre anthat, ſich in allen Ehren um ſie zu bewerben, das Leben ſauer machte. Daran waret ihr Schuld. Wie konntet ihr euch unterfangen, mich von einer nachtheiligen Seite zu ſchildern? Wie konntet ihr euch unterfangen, mich zu beurtheilen?

Nikolas. Ich habe nichts anderes geſprochen, als was viele Hunderte von euch ſagen, und durch eure Thaten bewieſen wird. Auch ſteht Niemand ſo hoch, daß man ihn nicht beurtheilen dürfte.

Dietrich. Es iſt dann auch ein Urtheil danach. Wie wollt ihr engherzige Krämerſeelen euch herausnehmen, mich zu beurtheilen? An eure kurze Elle wollt ihr meine Thaten halten, und ſehen, ob ſie auch das haben, was ihr das rechte Maaß nennt. Und ſtimmt es nicht mit der elenden Elle, mit welcher ihr zu meſſen gewohnt ſeid, dann ſchüttelt ihr euer weiſes Haupt, läſtert, und brecht den Stab. Der Froſch tadelt den Adler, daß er nicht bei ihm im Sumpfe hockt, und ſich ſeiner grünen Hoſen freut, während das Geſchmeiß inne werden ſollte, was es gilt, da es ſchon von jedem dürrbeinigen Storche verſchlungen wird. Ich will euch lehren, euren Mund zu halten.

Nikolas. Was recht und unrecht iſt, kann jeder beurtheilen, mag er einem Stande angehören, welchem er wolle.

Dietrich. Kurzſichtiger Thor, der das für ſo leicht hält. Du ſiehſt die That, unvollſtändig, wie du ſie von deinem Stand-

punkte überſchauen kannſt. Urſachen und Bewegungsgründe ſchiebſt du ihr unter, denn ſie bleiben deinen Augen verborgen. Nun rückſt du beides zuſammen, vergleichſt, und ſprichſt dein ſo-genanntes Urtheil. Spartet ihr doch nur die unnütze Mühe!

Nikolas. Ich glaub's wohl, daß es euch ganz bequem wäre, wenn man euch thun ließe, was ihr wolltet, ohne ein Wort zu ſagen. Aber ſelbſt der Wurm krümmt ſich, wenn er getre-ten wird.

Dietrich. Krümme du Wurm dich, ſo viel du willſt. Mein Thun wirſt du weder durch dein Krümmen, noch dein Re-den ändern.

Nikolas. Wie ihr meine Meinung von euch nicht ändern werdet.

Dietrich. Wohl. Damit du aber doch Urſach habeſt, auf mich zu ſchimpfen, will ich ſie dir geben. — Liebenow, lege ihm Feſſeln an. An den Füßen ſchwere, und dann mit ihm auf den Wagen [1].

Die übrigen Gefangenen. O Herr, er iſt kein Dieb oder Räuber.

Dietrich. Still, ſag ich! Stiehlt er mir nicht durch ſeine Verläumdungen meinen guten Namen? Geht er nicht darauf aus, mir meine Ehre abzuſchneiden? Auch meinem Bruder haſt du manche gute Stunde geſtohlen, und ſollſt es jetzt büßen. — Die übrigen Gefangenen ſetzt gebunden auf ihre Pferde. Nun vorwärts nach Bötzow.

Der Zug bewegte ſich fort, und gegen Abend erreichte man das Schloß. Seine feſten Thürme nahmen die Gefangenen auf, und Nikolas Wins erhielt den Kerker, in welchem früher der Herzog Johann von Meklenburg eine lange traurige Zeit ver-lebte. Dietrich ließ es ſich oben bei Werner von Holzendorf wohl ſein. Auch Poppo von Holzendorf, der Beſitzer des Schloſ-ſes Bieſenthal [2], des Städtchens Bukow und der dazu gehöri-gen Dörfer, war anweſend. Alle drei waren mit der Ausfüh-rung des Unternehmens ſehr wohl zufrieden, wie es der Jäger mit einer gelungenen Jagd iſt, und ließen fleißig den Becher kreiſen.

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a. Angelus Ann. march. p. 187.

[2]) Wohlbrücks Geſchichte von Lebus Th. III. S. 204.

Anders war freilich die Stimmung in Berlin. Die ſechszehn angeſehenen Familien, denen man Mitglieder entriſſen hatte, ſo wie diejenigen, denen welche getödtet oder verwundet waren, erhoben ein großes Klagegeſchrei, und allgemeine Entrüſtung verurſachte es, als man erfuhr, wie der Wins behandelt worden ſei. Man ſchwor ihm Rache, und nahm ſich vor, ſie inſonderheit auch den Liebenow fühlen zu laſſen, welcher, einer der Oberknechte des Dietrich, und den Poſten eines Wachtmeiſters bekleidend, in der Regel einer der gewaltthätigſten ſeiner Helfershelfer war, und auch bei dieſem Streiche ſich ſehr thätig bewieſen, und dem Wins die Ketten angelegt hatte. Jetzt that es den Bürgern ſehr leid, daß ſie nicht ſchon früher gegen Dietrich eingeſchritten waren, namentlich, als der Herzog Albrecht von Sachſen die märkiſchen Städte ſo energiſch aufrief, ihm gegen dieſen Quitzow und ſeine Genoſſen beizuſtehen [1]). Man machte Plane, Köpenick zu nehmen; allein bei genauerer Ueberlegung überzeugte man ſich, daß man damit nur das Uebel ärger machen würde. Vielleicht wäre Köpenick genommen worden, allein Dietrich hätte es unbezweifelt wieder genommen, und Berlin noch ärger behandelt. Ruhigere Ueberlegung hieß endlich, zuvor den Weg der Unterhandlung betreten, ehe man etwas Gewaltſames unternähme, allein zu dieſem wollte man ſich entſchließen, wenn jener nicht zum Ziele führte. Das Weitere wird der Verfolg unſerer Geſchichte lehren.

---

[1]) Erſt jetzt iſt das an Berlin gerichtete Schreiben des Herzogs Albrecht von Sachſen aufgefunden worden. Er ruft in demſelben die Städte Berlin, Kölln, Frankfurt, Brandenburg, und die übrigen märkiſchen Städte zu Hülfe gegen die mächtigſten von Adel, namentlich gegen Dietrich von Quitzow, Gans von Putlitz, die von Bredow und von Uchtenhagen, welche die mächtigſten ſind in der alten und neuen Mark, und bezieht ſich darauf, daß neulich ſein Bruder, der Herzog Rudolph von Sachſen mit dem Herzoge Swantibor von Stettin, Statthalter Markgraf Jobſts, zu Brück geweſen, und Namens des letzteren, in Anweſenheit der Mannen in der Mark, den verſammelt geweſenen märkiſchen Städten das Gebot gethan habe, ihm behülflich zu ſein, daß er ſeiner genannten Feinde mächtig werde. Sein Bruder habe darauf an die Städte geſchrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Er wiederholt nun ſeine Bitte um Hülfe, und wünſcht, daß er nicht großer Manung dazu bedürfe, weil es ihm und ſeinem Bruder ſchwerlich auf die Länge zu erleiden ſei. (Wittenberg, Freitag nach Apoſtel Theilung, 19ten Juli 1409 oder 1410). Diplomat. Beiträge zur Geſch. Berlins, Thl. II. S. 94. Der Landtag liegt ohne Zweifel ſpäter, als der in Berlin in derſelben Angelegenheit abgehaltene; da die Mannen jede Hülfe verſagt hatten, ſo verſuchte man die Städte dazu zu vermögen. Dieſer letzte Verſuch lief aber ſo fruchtlos ab, als der erſte.

Zweites Kapitel.

Das Geſpräch des Wuſterwitz mit Heinrich von Stechow hat uns unvermeidlich auf die damalige Lage der politiſchen Angelegenheiten geführt, und wir können nicht umhin, ſie näher ins Auge zu faſſen, da ſich große Veränderungen vorbereiten, welche nach und nach tief in das Geſchick der Mark und aller Perſonen, mit denen wir bisher zu thun hatten, eingreifen. Wir hoffen dies Eingreifen unſeren Leſern auf eine klare Weiſe zur Anſchauung zu bringen, mehr als es in vielen anderen Abſchnitten der Geſchichte möglich iſt, glauben aber, daß dieſe Hindeutung auf einen Wendepunkt der Geſchichte nicht überflüſſig iſt.

König Wenzel lebte in Prag nach gewohnter Weiſe. Er duldete ſeinen Nebenkönig Ruprecht, zufrieden, daß man ihm den Titel eines Königs, und die ihm noch unterworfenen Länder ließ. Die Unruhen, welche durch Huß angeregt waren, dauerten fort. Der Papſt hatte am 20ſten December 1409 eine Bulle erlaſſen, worin er alles Predigen außer den Pfarr- und Kloſterkirchen verbot, und die Lehren Wiklefs als ketzeriſch verdammte. Zugleich wurde dem Erzbiſchofe Macht eingeräumt, alle Verbreiter derſelben zu beſtrafen, und alle Bücher, in welchen ſie enthalten wären, zu vertilgen. Obgleich Johann Huß nicht in der Bulle genannt war, ſo war ſie doch augenſcheinlich gegen ihn gerichtet, und mußte auf ſein Thun von dem größten Einfluſſe ſein, da ihm dadurch ſein Predigtſtuhl in der Bethlehemskirche, die weder eine Pfarr- noch Kloſterkirche war, genommen wurde. Huß war als Liebling der Studenten, als Günſtling des Königs und der Königin ſo ſehr gefürchtet, daß der Erzbiſchof Anſtand nahm, die Bulle zu publiciren, bis endlich Papſt Alexander ſtarb. Nun trat er damit hervor, und befahl zugleich allen Beſitzern Wiklefſcher Schriften, dieſelben in ſeinen Pallaſt abzuliefern. Huß weigerte ſich, der Bulle Gehorſam zu leiſten, weil die Bethlehemskirche zum Predigen geſtiftet, und von Papſt und Kaiſer beſtätigt ſei. Auch habe Jeſus befohlen, aller Orten zu predigen.

Außerdem ſei die Bulle erſt nach dem Tode des verſtorbenen Papſtes publicirt, und man müſſe daher hören, was der neue Papſt Johann XXIII. dazu ſagen würde, an den er appellirte. Doch lieferte er dem Erzbiſchofe die Bücher ein, in der Hoffnung, ſie nach einiger Zeit wieder zu erhalten. Auch Andere leiſteten ſeinem Befehle Folge. Sobald der Biſchof die Bücher hatte, ließ er durch vier Theologen und zwei Doktoren des kanoniſchen Rechtes ein Gericht über ſie halten, und dieſe beſannen ſich nicht lange, ſie zum Feuer zu verurtheilen. Als dies bekannt wurde, verſammelte ſich die Univerſität, und ſetzte an den König eine Bittſchrift auf, das Verbrennen der Bücher zu verhindern, da dieſer Schritt des Erzbiſchofs das Königreich in die größte Verwirrung ſtürzen würde. Der König ging auf die Bitte ein, und fragte bei dem Erzbiſchofe an, ob er wirklich geſonnen ſei, die Bücher zu verbrennen. Sbinko antwortete ausweichend, er werde gegen den Befehl des Königs nichts wider Wiklef unternehmen. Da der König aber nach mehreren Wochen kein ausdrückliches Verbot erließ, ſo ſchritt er zur Ausführung ſeines Vorhabens, und ließ am 16. Juli 1410 die ſämmtlichen, ihm eingelieferten Schriften Wiklefs, über zweihundert an der Zahl, von ſeinen Trabanten, bei verſchloſſenen Thüren, verbrennen.

Es iſt nicht zu beſchreiben, welch ein Aufſehen dieſer Bücherbrand in Prag machte. Die Beſitzer der verbrannten Bücher ſchrieen über den ihnen zugefügten bedeutenden Schaden, und allerdings war jedes Buch damals, wo die Buchdruckerei noch nicht erfunden war, eine Koſtbarkeit. Der Erzbiſchof hatte die Bücher zur Durchſicht, nicht zum Verbrennen, eingefordert. Die Univerſität erklärte ſich höchlich beleidigt, und Huß, als ihr Wortführer, reizte in ſeinen Predigten alles gegen den Erzbiſchof auf. Die Erbitterung gegen ihn wuchs. Ein überall geſungenes Gaſſenlied ſchilderte ihn als einen Abcſchüler, der Bücher verbrennt, die er nicht geleſen hat. Die biſchöfliche Parthei, gewöhnlich von den Böhmen die Deutſchen genannt, war ebenfalls nicht müſſig; ſo kam es denn auf den Straßen zu Schlägereien und Mordthaten. Dieſe tolle Wirthſchaft veranlaßte Wenzeln, dazwiſchen zu treten. Er verbot die Spottlieder auf den Erzbiſchof bei Todesſtrafe und dem Verluſt aller Güter, aber er erlaubte auch den früheren Beſitzern der Bücher, Erſatz von dem Erzbiſchofe zu fordern. Dieſer wollte ſich jedoch zu keinem verſtehen. Jetzt

ertheilte Wenzel zweien böhmiſchen Herren, Woska von Waldſtein und Raczek von Kobyla, ſo wie dem Rathe der Altſtadt Vollmacht, ſich an den Aebten, Prioren, Domherren und Pfarrern, welche dem Erzbiſchof das Feuer gerathen hätten, bezahlt zu machen, gewiß ein überaus unglücklicher Einfall. Die beiden Edelleute bemächtigten ſich der Kirchengeräthe und Koſtbarkeiten vieler Kirchen und Klöſter, plünderten die Curien der Domherren, ſo wie die Wohnungen der Pfarrer, und ſchonten ſelbſt die Perſonen nicht. Hieronymus Faulfiſch hatte ſich den Edelleuten angeſchloſſen, um ſeiner Wuth Luft zu machen. Er ließ die Karmelitermönche von Marienſchnee ins Gefängniß werfen, weil ſie gegen Wiklef gepredigt hatten, und ſtürzte einen derſelben eigenhändig in die Moldau, aus welcher er nur mit Mühe durch einen Ritter und deſſen Leute gerettet wurde. Aehnliche Dinge wurden auch von dem Rathe der Altſtadt verübt. Der Erzbiſchof belegte ihn, wie jene Edelleute mit dem Banne, um ſie zur Rückgabe ihres Raubes zu vermögen.

Wir haben ſchon erwähnt, daß Papſt Alexander V. während dieſer Händel geſtorben war. Die Chriſtenheit beſaß noch zwei Päpſte, nämlich Gregor XII., unter dem Schutze des Königs von Neapel, und Benedikt XIII. zu Perpignan, den der König von Arragonien ſchützte. So wie indeſſen der Papſt geſtorben war, eilten die an ſeiner Bahre zu Bologna verſammelten Kardinäle, ihm einen Nachfolger zu geben. Die Wahl traf den Kardinal Balthaſar Coſſa, der im Grunde ſchon längſt regiert hatte. Er war bisher Legat und Statthalter zu Bologna geweſen, und nahm als Papſt den Namen Johann XXIII. an. Seine Lebensgeſchichte characteriſirt den damaligen Zuſtand der italieniſchen Großen und der Kirche, denn leider war ſie und Italien damals nur zu reich an ſolchen wilden, wüſten, in Wolluſt und Grauſamkeit erſoffenen Menſchen. Er ſtammte aus Neapel. In ſeiner Jugend hatte er Seeräuberei getrieben. Dann wurde er Kammerherr Papſt Bonifaz IX. Durch Ablaßkrämer, welche er im Namen des Papſtes nach Deutſchland und den nördlichen Ländern ſchickte, um Vergebung aller Sünden zu verkündigen, verdiente er große Summen, und es iſt mancher märkiſche Groſchen dabei geweſen. Mit dieſem Gelde kaufte er ſich die Kardinalswürde, und wurde als Legat mit der Eroberung Bolognas beauftragt, um es den Erben des verſtorbenen

Herzogs Johann Galeazzo von Mailand zu entreißen. Er belagerte die Stadt lange, und wußte ſie endlich durch Beſtechung in ſeine Hände zu ſpielen. Nachdem er ſie genommen, fragte er weder nach dem Papſte, noch irgend einem andern, betrug ſich als unumſchränkter Herr von Bologna, und ließ ſich auch ſo nennen. Er regierte eben ſo grauſam, wie die Visconti in Mailand. Von den reicheren Einwohnern wußte er mit großer Erfindungsgabe durch allerlei erſonnene Auflagen, wie durch unaufhörliche Geldſtrafen beſtändig und immer wieder Geld zu erpreſſen. Brod und Wein ließ er für ſeine Rechnung verkaufen, und niemand anders durfte damit handeln. Gaben Reiſende ihre Habe nicht genau an, ſo wurde ſie ihnen weggenommen. Hurerei, Wucher und Spiel erlaubte er gegen Steuern, die er davon zog. Hinrichtungen und Gefängniß, um der unbedeutendſten Urſachen willen, gehörten zu den Gewöhnlichkeiten. Ehefrauen, Wittwen und Jungfrauen, darunter viele Nonnen, hatte er entehrt, und allein während ſeiner Herrſchaft über Bologna gab das Gerücht über zweihundert an. Mehrere derſelben ſollen von ihren Ehemännern und Anverwandten ermordet worden ſein, ohne daß er ſich deshalb bewegt hätte. Alle dieſe Abſcheulichkeiten waren damals nicht anſtößig genug, um ihn der höchſten Kirchenwürde unfähig zu machen. Es war die Zeit, wo in Italien die haarſträubendſten Gräuel begangen wurden, und das edle ſchöne Bild des wahrhaften Menſchen, zur ſchändlichſten und furchtbarſten Fratze entwürdigt, nichts von ſeinem göttlichen Urſprunge, nichts von dem es durchwehenden göttlichen Hauche ahnen ließ [1]).

Wir haben berichtet, wie wenig König Ruprecht mit ſeinen Planen zur Befeſtigung ſeiner Macht und zur Herbeiführung eines geſetzmäßigeren Zuſtandes der Dinge durchzudringen im Stande war. Allen ſeinen großen Sorgen und Mühen wurde er enthoben, als er plötzlich am 18. Mai 1410 zu Oppenheim Todes verblich. Natürlich mußte ſein Tod neue Intereſſen aufregen, denn obgleich der Kurfürſt Rudolph von Sachſen, ſo wie Jobſt als Inhaber der Mark Brandenburg, und natürlich auch König Wenzel ſelber der Meinung waren, man brauche zu keiner neuen Wahl zu ſchreiten, weil das Reich ja in Wenzel einen Kö-

1) Menzels Geſch. d. Deutſchen Th. III. S. 159. f.

nig habe, ſo waren die rheiniſchen Kurfürſten doch anderer Meinung, die nun einmal von Wenzel nichts wiſſen wollten. Mainz ſchrieb einen Wahltag auf den 1. Septbr. 1410 nach Frankfurt aus. Wenzel und die vorgedachten ihm anhängenden Fürſten widerſprachen. Von vorn herein ſah Jeder, daß der neue König einen ſchweren Stand haben würde. Eine Folge davon war es, daß ſich keiner der Kurfürſten um die Würde zu bewerben Luſt hatte. Nur König Siegmund von Ungarn, Wenzels eigener Bruder, hatte Luſt dazu bekommen, und glaubte der großen Aufgabe gewachſen zu ſein.

Bekanntlich wurde der römiſche König von den ſieben Kurfürſten des Reichs gewählt. Trier und Pfalz waren für Siegmund; Mainz dagegen hielt ihn für einen zu mächtigen Bewerber, und wußte Kölln zu derſelben Anſicht zu ſtimmen. Unter allerlei Vorwänden verzögerten ſie den Wahltermin. Darüber wurden jene beiden unwillig. Siegmund hatte als Kurfürſt von Brandenburg den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu ſeinem Wahlgeſandten ernannt. Trier und Pfalz wendeten ſich an ihn, und erhielten an ſeiner Stimme die dritte für Siegmund. Somit hatten ſie über jene das Uebergewicht, und beſchloſſen, unabhängig und ohne ſich an die übrigen zu kehren, in Frankfurt den König in aller Form zu wählen. Allein der Erzbiſchof von Mainz, dem dies gänzlich zuwider war, verſchloß ihnen die Bartholomäuskirche, wo die Wahl vorgenommen werden mußte. Sie begaben ſich daher auf dem Kirchhofe hinter das hohe Chor oder den Hauptaltar, und wählten hier am 20. Septbr. Siegmund als römiſchen König. Die wunderliche Procedur fiel allgemein auf, um ſo mehr, als der Kurfürſt und Erzbiſchof von Trier ein ſehr alter Mann, der Kurfürſt von der Pfalz aber noch ſehr jung war. Der Volkswitz beluſtigte ſich viel darüber, unter andern liefen im Munde des Volks die Reime um:

Zu Frankfurt hinterm Chor
Haben gewählt einen König
Ein Kind und ein Thor.

Mainz und Kölln nahmen von dieſer Wahl, bei der ſie nicht zugegen geweſen waren, keine Kenntniß. Aber entgegen gearbeitet mußte werden, ſollte auch das Reich darüber zu Grunde gehen, beſonders, als auch die unterdeſſen angekommenen böhmi-

ſchen, ſächſiſchen und brandenburgiſchen Wahlgeſandten der getroffenen Wahl ihre Zuſtimmung verſagten. Jobſt hatte nämlich ebenfalls Geſandten geſchickt, weil er behauptete, er und nicht Siegmund ſei Kurfürſt von Brandenburg. Siegmund entgegnete darauf, er habe ihm allerdings das Land abgetreten, aber niemals ſich der Kurwürde begeben, auch bisher noch nicht aufgehört, Kurfürſt von Brandenburg zu ſein. Dagegen ſtritt Jobſt, und behauptetete, die Kurwürde ſei mit dem Beſitz des Landes verbunden.

Während dieſer Streitigkeiten erwählten die Genannten, zehn Tage nach Siegmunds Wahl, am 30. Septbr. unſern Markgrafen Jobſt von Mähren, und ſo hatte denn nun die Chriſtenheit nicht allein drei Päpſte, ſondern Deutſchland auch drei römiſche Könige, nämlich Wenzel, der den Titel nach wie vor beibehielt, Siegmund und Jobſt, alle drei nahe verwandt.

Es war vorauszuſehen, daß es nun zwiſchen Siegmund und Jobſt zum Kriege kommen würde, denn einer mußte gezwungen werden, abzutreten. Man durfte ſich auf böſe Dinge gefaßt machen, und gewiß fehlte es nicht an gewaltigen Plänen. Sie ſind aber nie bekannt geworden, denn zum Glück ſtarb der alte hochbetagte Jobſt bereits am 16. Januar des folgenden Jahres 1411, ohne Erben zu hinterlaſſen.

Durch den Tod Jobſtens fiel die Mark wieder an König Siegmund zurück, der jetzt nicht bloß König von Ungarn, ſondern außerdem auch römiſcher König, und darum einer der mächtigſten Fürſten war. Da er die Bewohner der Mark an Jobſt gewieſen, und ſie von dem ihm geleiſteten Eide der Treue entbunden hatte, ſo mußte jetzt eine neue Huldigung Statt finden. Zu dem Ende ſandte er Herrn Wend von Ileburg nach Berlin, einen der angeſehenſten Schloßgeſeſſenen der Niederlauſitz, aus ſehr altem Hauſe, Herr der Herrſchaften Rhonow, Muskau, Lübbenau und Sonnenwalde [1]), und beauftragte ihn und zugleich den Propſt von Berlin Johann von Waldow, Ortwins Nachfolger, daß ſie beide (letzterer als Landſchreiber), die Städte und den Adel der ganzen Mark verſammeln ſollten, um ihnen ſeinen Willen kund zu thun. Dieſe ſchrieben den Landtag auf Sonn-

[1]) Vergl. Neumanns Geſchichte der niederlauſitziſchen Landvögte Th. II. S. 98.

abend, den 21. März aus, und trafen die nöthigen Vorbereitungen.

Es war in Berlin ein reges Leben, als der geſammte Adel und die Abgeordneten der Städte vollſtändig eintrafen, und ihre Wohnungen nach und nach bezogen. Feſtlich gekleidet verſammelten ſie ſich am erſten Tage des beginnenden Frühlings im hohen Hauſe der Kloſterſtraße, und Frühlingshoffnung auf eine beſſere kommende Zeit ließ alle Herzen freudiger ſchlagen.

Als die Stände verſammelt waren, hielt Herr Wend von Jleburg eine Anrede an ſie, und ſetzte ihnen in Erinnerung an die ihnen bekannten Verhältniſſe, Siegmunds Anrecht an die Mark auseinander. Hiernach legte er Allen und Jeden beſonders die Frage vor: ob ſie Herrn Sigismund für den rechten Erben der Mark erkennen und annehmen wollten? Darauf erwiederten alle einmüthig: daß ſie keinen anderen Erbherren wüßten, als den genannten König von Ungarn, und daß ſie alle eines ſolchen Herren wegen erfreut wären, in Hoffnung, daß durch ſein gutes Regiment die Mark, welche eine lange Zeit in Jrrung, Unruhe und Krieg geſchwebet, zum Frieden und in guten Zuſtand kommen werde. Sie erneuerten hierauf ihre Gelübde, und beſchloſſen, Geſandte nach Ungarn zu ſchicken, um dem Könige ihre Huldigung zu überbringen, zu welcher die Abgeſandten ſich gegen den 1. Mai anſchicken, und die in Ofen abgeleiſtet werden ſollte.

Jede Stadt ernannte zwei ihrer Rathsmitglieder zu dieſem Geſchäfte, welche ſich mit ihren Privilegien und Rechten auf die Reiſe begaben, verſehen mit einer vollſtändigen Vollmacht, die Huldigung zu leiſten, und die Beſchwerden, deren Abſtellung man wünſchte, vorzutragen. Die Neuſtadt Brandenburg ſandte ihre beiden Bürgermeiſter Kerſten Meyns und Niklas Blankenfeld, die Altſtadt Caspar Schutten. [1]). Der Adel ſchickte den Landeshauptmann der Altmark und Priegnitz, Caspar Gans von Putlitz, ſo wie die Jnhaber der Hauptſchlöſſer in der Altmark Ritter Fritz von der Schulenburg, Gebhard von Alvensleben und Dietrich von Rintorf [2]), nach Ofen, doch ſcheint es faſt, als

---

[1]) Alte Chronik bei Förſter, Handbuch der Geſchichte des Preuß. Reichs Th. III. S. 135.

[2]) Gerken Diplom. vet. march. T. I. p. 186. 188.

wären die letzten drei in Auftrag der Städte gekommen, denn Gans von Putlitz wird allein als Bevollmächtigter des Adels genannt. Gebhard von Alvensleben führte den Titel als markgräflicher Amtmann, weil er Pfandbeſitzer des markgräflichen Schloſſes vor Gardelegen war, das er in dieſer Eigenſchaft von ſeinem Vater geerbt hatte [1]).

Als ſie in Ofen angekommen waren, ließen ſie ſich am 3 Juli ihre Privilegien, Freiheiten, Rechte und alte löbliche Gewohnheiten von dem Könige beſtätigen, verbriefen und verſiegeln. Hierauf erfolgte die Huldigung und die Ausſtellung der ſchriftlichen Anerkennung des Königs als Landesherrn. Die Abgeordneten der Städte entledigten ſich nun ihres Auftrages, und beklagten ſich bitter über den Adel. Sie konnten hier um ſo freier ſprechen, als der ſchloßgeſeſſene Adel nur einen oder einige Vertreter hatte. Beſonders war der große Uebermuth, mit welchem er die Städte behandelte, ein Gegenſtand großer Klage, und unter allen beſchwerten ſich die Städte am ſtärkſten über die Quitzows und ihren Anhang. Durch die fortdauernden Verpfändungen Jobſtens waren die meiſten landesherrlichen Schlöſſer Pfandbeſitz oder auch wohl völliges Eigenthum des Adels geworden. Von dieſen, klagten die Abgeordneten, würden die Städte und das umliegende Land fortwährend beſchädigt, und die Städte zu ewigen Kriegen gereizet. Sie bäten daher königliche Majeſtät gar demüthig und fleißig, ſie möchte perſönlich nach der Mark kommen, und ſchaffen, daß ſolche Uebelſtände, Schaden und Krieg beſeitigt würden, das ſei ihr höchſtes und herzliches Begehren [2]).

Siegmund erwiederte darauf: er könne für jetzt nicht in das Land kommen, da er binnen Kurzem zum Kaiſer gewählt werden würde, und zunächſt mit des Reichs Sachen gar viel zu thun habe. Dann aber hoffe er zu kommen, und ſelber zu ſehen, wie die Angelegenheiten in der Mark ſtänden. Er wolle ihnen jedoch einen Herrn in das Land ſchicken, der ihnen behülflich ſein ſollte, nämlich den hochgebornen Fürſten, Herrn Friedrich, Burggrafen von Nürnberg; der würde mit vorſichtigem Rathe helfen, die Mark zu gutem Weſen zu bringen.

Dieſe Nachricht vernahmen die Abgeordneten der Städte

[1]) Wohlbrück Alvensleben Th. I. S. 382.
[2]) Chronik bei Förſter a. a. O. S. 136. Haftiz a. h. a. Angelus Annales marchic.

Digitized by Google

mit großem Vergnügen, wie überhaupt Siegmund ſie durch ſein angemeſſenes Benehmen und ſeinen feinen Geiſt gewonnen hatte. Sie blieben übrigens lange in Ofen. Es ſcheint, daß Siegmund ſie nicht eher wieder zurückreiſen laſſen wollte, als bis ſeine Kaiſerwahl gewiß ſei, und die Angelegenheit mit dem Fürſten Friedrich in Ordnung war, denn erſt Ende Juli kehrten ſie heim. Gans v. Putlitz aber blieb noch länger in Ungarn.

Die Lauſitz war nach Jobſt's Hintritt an König Wenzel gefallen. Die Stände derſelben wünſchten nicht gern von Böhmen getrennt zu werden, und trugen ihm dieſe Bitte vor. Darauf erließ er am 22. Februar 1411 eine Urkunde, in welcher er den Aebten der Klöſter Dobrilugk und Neu-Zelle, der Aebtiſſin zu Guben, dem edlen Hans von Bieberſtein, Otto von Kittlitz, Hans von Torgau, Anshelm von Rhonow, Otto Schenken von Sydow, Botho von Ileburg, Boguß von Weſenburg und ſonſt allen Herrn, Rittern und Knechten, und den Bürgermeiſtern und Rathmannen der Städte Luckau, Guben, Sommerfeld, Spremberg, Lübben und Kalau mit königlichen Worten verheißt und gelobt, daß ſie, ſo lange er lebt, von ihm und der Krone Böhmen nicht getreunt werden ſollen [1]). Den Städten beſtätigte er ihre Privilegien. Das Schloß Peitz hatte er dem Herzoge von Sachſen Rudolph für 3377 Schock Groſchen verpfändet, und dieſer ſtellte eine Verſchreibung darüber aus.

Hans von Torgau, Herr zu Zoſſen, war zu dieſer Zeit Landvogt der Niederlauſitz. Im vorigen Jahre hatte er zu Ende Juni in Gemeinſchaft mit vielen anderen einen Zug gegen das feſte Schloß Finſterwalde unternommen, von welchem damals mehrere von Adel viele Räubereien verübten [2]). Ueber den Erfolg fehlen alle Nachrichten. König Wenzel beſtätigte jetzt den Landvogt in ſeiner Würde. Es muß aber auch im gegenwärtigen Jahre viele Unruhen in der Niederlauſitz gegeben haben, denn König Wenzel befahl auf die Anzeige des Landvogts am 22. März 1411 den Görlitzern, daß ſie dem Edlen Hans von Torgau zu Zoſſen unverzüglich ſechs Glafeien mit Leuten, Harniſch und Pferden in die Niederlauſitz zur Hülfe ſenden ſollten [3]). Eine Glafei oder Gleve, urſprünglich der Name einer Lanze, be-

---

[1]) Worbs Inventar. diplom. Lusat. infer. p. 218.

[2] Neumann Geſch. d. niederlauſ. Landvögte Th. II. S. 50.

[3]) A. a. O. S. 50. Worbs Invent. diplom. Lusat. infer. p. 219.

ſtand aus einem gerüſteten Krieger von ritterlichem Adel, der drei und auch wohl mehr mit Lanzen bewaffnete Knechte, oder einen Schützen und drei Pferde mit ſich führte. Ein Glevener bekam damals monatlich 18 Gulden Sold [1]). Solche Aufforderungen ſind gleichzeitig wohl an mehrere Städte ergangen. Wahrſcheinlich betraf die Unternehmung wieder das Schloß Finſterwalde, und die dort hauſenden Räuber, welche ſich bis zum Jahre 1413 hielten.

Unterdeſſen dies alles in der Lauſitz und in Ungarn vorging, ſcheint in der Mark nichts von Wichtigkeit ſich ereignet zu haben. Wir wenden uns deshalb zu einer Perſon, mit welcher wir uns ſeit längerer Zeit nicht ausführlich beſchäftigt haben, und die wir doch noch nicht aus den Augen verlieren wollen, nämlich zu Heinrich von Stechow.

So zufrieden er auch darüber war, daß er ſeiner Neigung gemäß die Laufbahn als Geiſtlicher verlaſſen konnte, ſo gab es doch Stunden genug, in welchen ſein Gewiſſen ihm darüber Vorwürfe machte. Durch eine Schickung Gottes war er gerettet, und beim Leben erhalten worden; ſein Retter hatte ihn dem Himmel gelobt, und in dieſem Sinne für ihn geſorgt; Arnold Freiſack hatte ihn demgemäß erzogen, und alle, die ihn kannten, hofften von ihm für die Kirche die erſprießlichſten Dienſte, ja, hielten ihn dafür wie geſchaffen. Unverkennbar hatte ihn die Vorſehung für die Kirche beſtimmt, wie er meinte, nur ſein eigenes Herz ſträubte ſich mit Härtigkeit dagegen, und wollte ſich nicht in die Abſichten Gottes fügen. Er ſelber zerriß das Gewebe ſeines Geſchicks mit frecher Hand, und zeichnete ſich einen andern Weg vor. Darüber hatte er ſich oft harte Vorwürfe gemacht, und dennoch weigerte ſich ſein Herz, zurückzukehren in die verlaſſene Straße, und er vermochte es nicht. Vergebens hatte ihm Herzog Ulrich zu erkennen gegeben, und es ihm wiederholt, daß er, der zuerſt ihn dem Himmel gelobt habe, mit der Aenderung ſeines Entſchluſſes ganz zufrieden ſei, und Sorge tragen wolle, die Kirche zu entſchädigen. Vergebens hatte der Biſchof von Brandenburg oft mit ihm darüber geſprochen, und ihm verſichert, daß die Vorſehung und ihr Wille ſich auch im Zuge des Herzens ankündige und ausſpreche, und er darum nicht Unrecht thue,

[1]) Gerken Cod. diplom. brand. T. I. p. 75.

wenn er die eingeſchlagene Straße aufgebe. Sein Verſtand pflichtete dieſen Gründen bei; in ſeinem Herzen aber ſprach eine geheime Stimme das Gegentheil, und ſtellete ihm ſeine Abtrünnigkeit als Sünde dar. Wohlan, ſo werde Geiſtlicher! hatten Andere, hatte er ſelber zu ſich geſagt. Aber wenn er den Entſchluß faſſen wollte, widerſprach die Neigung ſeines Herzens. So wand er ſich zwiſchen Zweifeln und Beängſtigungen hindurch, und vermochte ſeinen Frieden weder auf die eine noch die andere Weiſe zu gewinnen.

Vor einiger Zeit hatte er wieder mit dem Biſchofe von Brandenburg darüber geſprochen, und dieſer hatte ihm gerathen, um ſein Gewiſſen zu beruhigen, eine Wallfahrt nach den Gnadenörtern der Priegnitz zu machen. Iſt, was du gethan, eine Sünde, hatte er geſagt, ſo iſt ſie doch gewiß eine ſolche, für welche Vergebung zu erlangen iſt, und durch dein eifriges Gebet an jenen heiligen Oertern wird ſie dir werden, kraft des Ablaſſes, den der heilige Vater und die Väter der Kirche daran geknüpft haben.

Auf dieſen Vorſchlag ging Heinrich begierig ein. Er ſchien ihm vortrefflich, ſo nahe zu liegen, und doch war er noch nicht darauf gekommen. Sofort entſchloß er ſich, ihn auszuführen, und Biſchof Henning verſprach, ihm Schreiben mitzugeben an würdige Geiſtliche, welche bemüht ſein würden, ihm mit geiſtlichem Troſte beizuſpringen.

Ende Aprils kam Heinrich nach Brandenburg, denn von hier aus, nicht von ſeinem näher gelegenen Wohnorte Stechow, wollte er die Wallfahrt antreten, um ſie deſto verdienſtlicher zu machen. Biſchof Henning verſah ihn mit Empfehlungsſchreiben, und ſprach zu ihm: ich empfehle dir zugleich, dich bei deiner Anweſenheit an jenen Orten umzuſchauen, und das Gebet und die geiſtliche Sammlung wechſeln zu laſſen mit der Zerſtreuung, welche eine Reiſe nothwendig mit ſich führt, wenn man nicht abſichtlich vor allem Anderen die Augen verſchließt. Letzteres verlange ich ausdrücklich nicht von dir, auch du ſollſt es nicht von dir verlangen. Es würde dir bei deiner Sinnesart nur ſchädlich ſein. Genüge deinen geiſtlichen Pflichten, ſo ſehr du magſt, doch fliehe dabei nicht erlaubten Umgang, und erlaubte Aufheiterung des Gemüths, deren ſich der Menſch wohl überlaſſen mag, wenn er nicht verſäumt, für ſeine Seele zu ſorgen.

Digitized by Google

Lieb wäre es mir daher, wenn du von Zeit zu Zeit mir brieflich Nachrichten zukommen ließeſt, wie es dir geht, und was du geſehen und erfahren haſt. Erfülle mein Begehren.

Heinrich. Gern, ehrwürdiger Vater, und ich erkenne dankbar eure väterliche ſo wohlmeinende Fürſorge für ein krankes Schaaf eurer Heerde. Ich werde euch Nachrichten geben, und ich weiß es, ihr freuet euch, wenn ich euch ſagen kann, daß mein Gewiſſen ruhig geworden.

Heinrich hätte ſich wohl einem nach Wilsnack wandernden Zuge von Pilgern anſchließen können. Allein er wußte, wie ſehr durch das gemeinſchaftliche Pilgern die Andacht beſchränkt wurde, und in wie üble Geſellſchaft man gerathen konnte. Er entſchloß ſich darum allein zu gehen, und nicht einmal einen Knecht mitzunehmen, und die Wallfahrt nicht, wie er es wohl gekonnt hätte, zu Pferde, ſondern zu Fuß machen. Biſchof Henning hatte ihm zugleich einen Legitimationsſchein geſchrieben, der als Paß diente, und den die meiſten Pilger von ihrem Pfarrer ausgefertigt mit ſich führten.

Angethan mit ſeiner Pilgerkleidung, den langen Pilgerſtab in der Hand ging Heinrich Stechow am Sonnabend, den 8. Mai von Brandenburg ab durch das Rathenower Thor. Links auf dem Marien Berge ſchien die älteſte Kirche der Mark, hell erglänzend im Sonnenlichte, mit ihren vier Thürmen Beifall ſeinem frommen Werke zuzuwinken. Rechts ſpiegelte ſich die Morgenſonne im Gewäſſer des lang hin gedehnten Beetzſees. Zwiſchen dem Graſe erſchloſſen ſich die leuchtenden Kelche der gelben Butterblumen, über welchen fröhlich roth und braun gefleckte Schmetterlinge gaukelten, Veilchen und Himmelſchlüſſel ſchmückten die Raſenſtellen an den Zäunen, die junge Saat mit hoffnungsreichem Grün bedeckte rings umher die Felder, und darüber wirbelte Lerchengetön aus tauſend Stimmen, und begleitete das fromme Gebet, das Heinrich beim Beginn ſeiner Wallfahrt zum Himmel hinauf ſchickte. Wie war ihm ſo leicht, ſo wohl bei dieſem Gebete, als ſprängen nach und nach die Bande, welche ſein Herz umſchnürt gehalten hatten. In hohem freudigem Gefühle ſetzte er es lange fort, bis er den Wernitz Wald erreichte.

Gar oft hatte er dieſen Weg gemacht, aber nie war es geſchehen, ohne an der nicht gar weit vom Wege gelegenen Stelle zu beten, wo ſein von ihm heiß geliebter Vater gefallen war. Wie hätte er heute daran

vorüber ſchreiten können, ohne der Mahnung ſeines Herzens zu folgen. War er doch ohnehin ſchon ſo feierlich, ſo fromm geſtimmt, als läuteten in ſeinem Herzen helle Kirchenglocken zu einem triumphirenden Gloria in excelsis. Er warf ſich auf der Stelle auf ſeine Knie, inbrünſtig löſete ſich das Gebet von ſeinen Lippen, und er ſchloß mit dem erhebenden Rufe: der Herr hat alles wohlgemacht, ſein Name ſei geprieſen!

Nicht ſowohl ſeiner Pflicht als Pilger, ſondern vielmehr dem Drange ſeines Herzens hatte er genügt, und mit freudigem Muthe ergriff er ſeinen Stab, um weiter zu pilgern. Der bergige Wald hielt an. Auf und ab ſenkte ſich der Weg. Balſamiſch duftete das junge blitzende Laub der Birken. So kam er nach Ferchesſar, an einem breiten See, an deſſen jenſeitigem Ufer ſich die dem Bisthum Brandenburg gehörige Stadt Pritzerbe ausdehnte, ein ſehr alter Ort, der bereits im J. 949 als Burg genannt wurde. Rechts von hier lag das Dorf Marzahn mit den Bergen, an welchen die Brandenburger gegen die Magdeburger ein Treffen verloren.

Von hier an führte der ganze noch übrige Theil ſeines heutigen Weges durch dichten Wald, nämlich durch den Grünauer Forſt, in einer Länge von drei Meilen. Er war zu jener Zeit unſicher, da er dem Geſindel viele Schlupfwinkel bot. In der Regel wurden Pilger aber ſelbſt von gemeinen Räubern verſchont. Das Forſtrevier gehörte zum Amte Tangermünde, und alſo zur Altmark. Der Förſter wohnte in der Heidereiterei auf der Freiheit bei Rathenow [1]). Im Forſte gab es ſehr viele bruchige Lanken und quebbige Stellen, die ihn ſehr unwegſam machten. Auf der Mitte des Weges neben einem Theerofen öffnete ſich nach rechts über einen Wieſengrund eine Ausſicht, welche ein Berg ſchloß, an deſſen Fuß das Dorf Bamme lag.

Ungehindert durchſchritt er den wildreichen Forſt. Rechts vom Wege in der Entfernung einer guten Viertelmeile erhob ſich der bewaldete Markgrafenberg nördlich von Bamme. Auf ſeiner Spitze trug er die Ruine der Markgrafenburg, auf welcher einſt eine große Anzahl von Markgrafen verſammelt geweſen war. Schon vor dem Jahre 1318, alſo jetzt ziemlich vor hundert Jahren, war ſie zerſtört worden [2]). Sie lag $\frac{5}{8}$ Meilen von Rathe-

[1]) Wagner, Geſch. v. Rathenow S. 49. 171.
[2]) A. a. O. S. 172.

now entfernt. Etwas weiterhin durchſchnitt der Weg das Rodenwoldiſche Luch, und nicht weit davon erreichte er das Rittergut und den Hof Rodenwolde auf der Stelle der jetzigen Rathsſchäferei. Etwa tauſend Schritte gegen Morgen ſtand ein feſtes Gebäude, das rothe Häuschen genannt, das dazu gehörte [1]. Unmittelbar darauf lag Rathenow vor ihm.

Allein wir laſſen ihn von hier an lieber ſelber erzählen, indem wir die von ihm an den Biſchof erlaſſenen Schreiben mittheilen, um welche dieſer ihn erſucht hatte.

In Gott ehrwürdiger Vater!

Am Sonnabend vor dem Sonntage, als man ſinget Cantate, bin ich Nachmittags, Dank ſei der heiligen Dreifaltigkeit, wohlbehalten in Rathenow eingetroffen. Das ſchönſte Wetter war meiner Fahrt günſtig geweſen. Iſt auch der Weg von Brandenburg nach Rathenow nicht lang, ſo freute ich mich doch, als ich die mitten in grüner Wieſenumgebung ſich erhebenden bethürmten Mauern der kleinen, aber feſten und hübſchen Stadt erblickte. Ihre vier Thore haben hohe Wartthürme, die Mauern hervorſpringende Thürmchen [2]. Seitwärts auf der hinterſten Weinbergsſpitze ſteigt ebenfalls eine Warte auf für die Viehwächter zur Beobachtung der Gegend. Ehe ich das Steinthor erreichte, kam ich an dem Catharinenhoſpitale mit ſeiner Kirche vorbei, die lieblich unter ſchattigen Bäumen verſteckt liegt [3]. Ich konnte mir es nicht verſagen, einzutreten und einige Ave Maria zu beten. Wie lieblich iſt es doch, daß der Wanderer vor den Thoren faſt aller unſerer Städte ſolche Häuſer der Barmherzigkeit und Gott gefälliger chriſtlicher Mildthätigkeit mit ihren wohl verſehenen Kirchen findet. Stumm und doch ſo beredſam empfangen ſie ihn wenn er in die Stadt einkehrt, ſinnig mit dem Gruße: übe Gutes, das iſt der Weg zu Gott, und wenn er ſie verläßt, flüſtern ſie ihm wiederum als Scheidegruß der Stadt zu: wohlzuthun und mitzutheilen, iſt ein Gott gefällig Werk. So

---

1) A. a. O. S. 26.
2) A. a. O. S. 171.
3) A. a. O. S. 309.

ſtimmt ſich das Herz in chriſtliche Gefühle beim Kommen, ſo beim Scheiden, wie die Kirche mit ihren Wohlthaten ja auch den Lebenswanderer beim Kommen und beim Scheiden empfängt und begleitet. Wäre ich ein reicher Herr, es müßte keine Stadt geben, vor deren ſämmtlichen Thoren nicht ein Hoſpital mit ſeinem Kirchlein in ſtiller Abgeſchiedenheit läge; denn wie Roſen das liebliche Haupt eines Mädchens ſchmücken und zieren, ſo dieſe Barmherzigkeithäuſer eine Stadt. Rathenow hat noch ein St. Gertrauds-Hoſpital nahe am Jederitzer Thore [1]).

Die Stadt iſt freundlich und belebt, die Häuſer haben faſt alle Vorlauben von Holz, zu beiden Seiten mit Bänken verſehen [2]), wodurch der Uebergang aus dem Hauſe auf die Straße gleichſam vermittelt wird, was bei ſchlechtem Wetter, wie ihr wohl wiſſet, ſein Gutes hat, auch ſind ſie meiſt verſöllert, und haben an den Ecken bedeckte und gefenſterte Erker und Lauſchplätze. Die vier Thore der Stadt tragen ſämmtlich ſtarke Thürme. Außerdem ſind noch mehrere Pforten vorhanden. Vor der Stadt, nahe an derſelben auf einem Damm, befindet ſich eine Reihe Waſſermühlen.

In der Stadt liegt eine nicht unbedeutende, der heil. Jungfrau und dem heil. Andreas gewidmete Kirche, ein feſtes Gebäude, an jedem Ende mit einem Thurme, vorn mit einem ziemlich hohen, hinten nur mit einer zierlichen Spitze verſehen [3]). Auf dem hohen Thurme hält des Rathes Thurmmann des Nachts Wache, und bläſet am Tage und des Nachts von Zeit zu Zeit. Andere fromme Anſtalten beſitzt die Stadt nicht, mit Ausnahme einer eifrigen Kalandsbrüderſchaft, und einer Geſellſchaft von Beguinen, deren Kirchhof vor dem Steinthore liegt [4]). Markgraf Ludwig der Römer wünſchte gern das Ciſterzienſer-Nonnenkloſter von Zieſar nach Rathenow zu verlegen, und ſchenkte ihm unter dieſer Bedingung im J. 1354 die Pfarre zu Rathenow. Die Nonnen ſcheinen jedoch zu dieſer Wanderung keine Neigung gehabt zu haben, denn ſie ſind in Zieſar geblieben [5]).

Die Stadt gehört jetzt, wie ihr wiſſet, den Quitzows, deren

[1]) A. a. O. S. 309.
[2]) A. a. O. S. 37.
[3]) A. a. O. S. 42. 43.
[4]) A. a. O. S. 43.
[5]) A. a. O. S. 6. (nach einer Urkunde).

Macht und Anſehen im ganzen Lande immer mehr wächſet. Die Bewohner der Stadt ſind damit wohl zufrieden, weil ſie von ihnen gut geſchützt werden, aber nicht ſo die Bewohner der Umgegend, gegen welche nicht ſelten hart und eigenmächtig verfahren wird. Sie bewohnen nahe bei der Stadt das ehemalige markgräfliche Jagdſchloß, wenn ſie nach Rathenow kommen [1], zu welchem in der Stadt noch ein freier Hof gehört [2]. Früher lag nördlich nahe bei Rathenow vor dem Burgthore am Unterkiez ein feſtes Schloß, welches jedoch vor etwa hundert Jahren, nämlich im J. 1295 abgetragen wurde, und deren Steine der Markgraf den Bürgern zur Verſtärkung ihrer Stadtmauern nebſt dem Grund und Boden ſchenkte [3]. Südlich von der Stadt am Fuße des Weinberges ſtreckte ſich der große Kiez hin. Ihm gegenüber, und durch eine Brücke über die Havel damit verbunden lag vormals, ebenfalls nur eine Viertelmeile von der Stadt entfernt, ein feſtes Schloß, Alt Rathenow genannt, das aber auch nicht mehr vorhanden iſt [4].

Mit eurem Schreiben begab ich mich zu dem Pfarrer der Stadtkirche, Martin Schulten, und wurde von ihm gar freundlich aufgenommen, mußte auch bei ihm bleiben, und durfte nicht wieder nach der Herberge zurückkehren. In andächtigem Geſpräch unterhielten wir uns lange, bis ein ſeltſames Getöſe mich in den Erker zog, um mich umzuſehen. Es war eine Proceſſion von etwa zwölf Jungen, welche meſſingene Becken in den Händen trugen, und ſie tacktmäßig zuſammenſchlugen, daß daraus eine ganz eigene Muſik entſtand. Da ich mir die Sache nicht zu deuten wußte, fragte ich, und erfuhr, daß es die Badejungen ſeien, welche alle Sonnabend Nachmittage durch eine ſolche Proceſſion zum Bade auffordern. Wie bei euch in Brandenburg arbeiten die Handwerksmeiſter des Sonnabends Nachmittags nicht, ſondern gehen in das Bad, um ſich den Schmutz der Wochenarbeit abzuwaſchen. Aber die Meiſter müſſen den Geſellen des Sonnabends auch eine Stunde früher Feierabend geben, damit dieſe ebenfalls das Bad benutzen können, ein Gebrauch, der ziem-

---

1) Auf welcher Stelle ſpäterhin Churland erbaut wurde.
2) A. a. O. S. 29. 31.
3) A. a. O. S. 24. Küster Opusc. XVIII. p. 129.
4) A. a. O. S. 23.

lich weit verbreitet zu ſein ſcheint [1]). Da ihr wißt, wie ſehr ich Freund vom Baden bin, ſo ging auch ich zum Bader, und wurde von ihm ganz gut bedient. Erfriſcht und erfreut machte ich ſo- dann einen Spaziergang nach dem Mühlenwerder, und freute mich des ſchönen Gewäſſers und der lebhaften Schifffahrt. Am anderen Tage war Sonntag und ich raſtete in der Stadt, indem ich dem Gottesdienſte fleißig beiwohnte, und meiner Pflichten als Pilger thätig gedachte. Einige Spaziergänge nach dem Wein- berge und in andere freundliche Umgebungen der Stadt mit dem Pfarrer nahmen den übrigen Theil der Zeit ſchneller hinweg, als ichs vermeint hatte. Am anderen Tage, den Montag, ergriff ich meinen Wanderſtab und pilgerte weiter.

Ich ging zum Jederitzer Thore hinaus. Nach dieſer Seite hat die Stadt die beſte Graſung, das ſchönſte Acker- feld, die meiſten Gärten und hübſche Höfe. Auch liegt hier nahe vor dem Thore das herrſchaftliche Schloß. Links an der Havel liegt der Burgwall, wo früher die Burg ſtand. Eine Strecke dahinter führt der Weg nach Hohennauen, auf welchem ich fürbaß ſchritt, über das Jederitzer Feld, eine wüſte Dorfſtelle, auf welcher vor etwa funfzig Jahren noch das der Stadt Rathenow gehörige Dorf Jederitz oder Jeſeritz ſtand. Jetzt liegt gerade auf der Hälfte des Weges nur der Kirchhof mit der Kirchenruine als Reſt des Dorfes da [2]). Rings- um iſt der Boden ſehr gut, und die Saat ſtand freudig und üppig. Die Havel, in vielfachen Krümmungen, blieb mir immer unfern zur linken Seite. Rechts aber blitzte mir bald das ſchöne Gewäſſer des anſehnlichen, ſtark ſich krümmenden Hohennauener Sees entgegen, an deſſen weſtlichem Ufer das Städtchen und Schloß Hohennauen, und jenſeits am nördlichen Ufer das Schloß Waſſerſuppe ſich erheben; diesſeits, am weſtlichen Ufer, blieb mir das Dorf Semlin zur Seite liegen. Das kleine Städtchen Hohennauen zeigt nichts Merkwürdiges. Neben ſich enthält es einen Kietz. Das dortige feſte Schloß gehört der Familie von der Hagen, für welche es Johann von Zieker inne hat [3]).

---

[1]) A. a. O. S. 308.
[2]) Triebke in Küsteri Collect. P. XVIII. p. 128. 129.
[3]) Büſchings Topographie d. Mark S. 47.

Ich war nicht gewilligt, mich in dem Städtchen aufzuhalten, und dennoch mußte ich es unwillkürlich. Als ich vor dem Schloſſe vorbei ging, kamen mehrere Knechte des Zieker hinter mir her, und verlangten Auskunft, wer ich wäre. Meiner mündlichen Angabe wollten ſie keinen Glauben ſchenken, die ſchriftliche Beglaubigung konnten ſie natürlich nicht leſen. So blieb denn nichts übrig, als mit ihnen nach dem Schloſſe zurück zu kehren, wo ich eine Stunde warten mußte, weil die beiden Perſonen, welche leſen konnten, zufällig nicht anweſend waren. Endlich kam einer derſelben, und nun erhielt ich die Erlaubniß zu gehen, die ich denn auch nicht zurückgewieſen habe, denn ich müßte es lügen, wenn ich ſagen wollte, es hätte mir in dem Schloſſe gefallen. So, mich nach Weſten wendend, erreichte ich das Dorf Parey an der Havel, wo ich mich über den Fluß ſetzen ließ nach Alt-Schollähne, einem hübſch gelegenen Städtchen in fruchtbarer Niederung, zwiſchen dem Fluſſe, und einem See ſich ausbreitend. Früher beſchützte ein feſtes Schloß die Stadt. Seit funfzig Jahren aber iſt es, wegen mancherlei Schaden, der von dort aus verübt wurde, auf Befehl des Markgrafen, als er im J. 1354 das Ländchen Schollähne, mit dem übrigen zwiſchen Elbe und Havel gelegenen Theile der Altmark an das Erzſtift Magdeburg abtrat, niedergebrochen worden [1]). Nördlich von der Stadt verbindet ein Flußarm den See mit der Havel, über welchen eine Brücke führt. Davor ſteht eine Clauſe mit einem Marienbilde, das die fromme Andacht mit friſchen Blumen geſchmückt hatte. Ich geſellte mich zu mehreren Betern, welche davor lagen, und inbrünſtig ihre Gebete ſprachen. Auch ich brachte der hohen Himmelskönigin das Opfer meines Dankes und meiner Bitten um ihren ferneren Schutz.

Als ich aufſtand, um weiter zu gehen, kam einer jener Beter hinter mir her, und bat mich, ihm zu geſtatten, daß er mit mir gehen könne. Er vermuthe nämlich, daß ich nach Wilsnack wolle, dahin ginge er auch, in Geſellſchaft ſei er immer andächtiger als allein, denn Andere gäben ihm immer etwas von ihrer Andacht ab, ich würde daher ein gut Werk thun, wenn ich ſeiner Bitte Gehör gäbe. Er ſah nicht wie ein Pilger aus, ſondern trug den gewöhnlichen Leinenkittel eines Ackerknechts.

[1]) Gerken Cod. diplom. T. IV. p. 500.

Das einzige, was ihn als Pilger bezeichnete, war ein langer, durch Abſchälen der Rinde weiß gewordener Stab. Lieb war mir ſeine Begleitung eben nicht, doch mochte ich ſie auch nicht gerade zurück weiſen. Sie konnte höchſtens bis Havelberg währen, wo ich mich einige Tage aufhalten wollte. Darum gewährte ich ihm ſeine Bitte.

Das Ländchen Schollähne iſt eine dürre Heidegegend. Ueberall bedeckt Heidekraut den Boden, zwiſchen welchem ſich einzeln die dünnen Stämme niedriger Kiefern erheben, und dem Auge wenig Abwechſelung gewähren. Da ich hier am wenigſten fürchten durfte, geſtört und in der Aufmerkſamkeit abgelenkt zu werden, ſo machte ich mich daran, die vorgeſchriebene Zahl der täglichen Gebete zu abſolviren, worin mein Begleiter mir Beiſtand leiſtete. So ſchritten wir fort, bis der Weg die Grenze des Ländchens Klietz berührte, über welches in früheren Zeiten zwiſchen Magdeburg und der Mark öfters Schelung entſtanden iſt.

Mein Begleiter gab an, er ſei ein Ackerknecht, und heiße Erdmann. Die Luſt zu pilgern war ihm plötzlich gekommen. Freilich hätte ihm ein langes Beſinnen auch nichts helfen können, denn er trug ſein ganzes Eigenthum auf dem Leibe, wozu indeſſen nicht ein Pfennig Geld gehörte. Hinſichtlich ſeiner Zehrung verließ er ſich auf die Mildthätigkeit der Leute. Ich mag euch nicht, ehrwürdiger Vater, mit den beſchränkten Vorſtellungen dieſes elenden Knechtes Langeweile machen. Als Probe möge euch nur dienen, daß er mir erzählte, er ſei als Kind ſchon mehrmals gefährlich krank geweſen, und würde gewiß ſchon längſt geſtorben ſein, wenn er nicht Erdmann getauft worden wäre, denn alle Kinder, welche Erdmann oder Erdmuthe hießen, lebten lange und blieben gewiß am Leben, wenn ſie krank würden, ein Glaube, der übrigens in der Mark unter einfältigen Perſonen ziemlich verbreitet iſt [1]).

Er ſtellte ſich als einen lebendigen Beweis für ſeinen Glauben dar, und es wäre vergebene Mühe geweſen, dagegen zu ſtreiten. Zuletzt bleibt es ohnehin noch zweifelhaft, ob es nicht beſſer ſei, dies ungebildete rohe Volk glaube zu viel, als zu wenig, da es doch niemals die Grenze zwiſchen Glauben und Aberglauben erkennen kann; denn dieſe iſt von der Einſicht und vom Maaße

[1]) Schauplatz unvernünftiger Erzählungen Th. I. S. 110.

des Wiſſens abhängig, welche ihm fehlt, mithin auch die Erkennt-niß jener Grenzlinie. Sehen wir ja ſelbſt bei denen, welche den gebildeteren Ständen angehören, wie wenig ſie dieſe Grenzlinie beachten, und zuletzt weiß eigentlich keiner mit Sicherheit, wo ſein Glaube Aberglaube wird. Aus Gründen überzeugt ſein, iſt Wiſſen, aber nicht Glauben, denn der Glaube iſt ein unmittelba-res Fürwahrhalten, ohne Mithülfe der Gründe, ein inneres Füh-len der Wahrheit, und eine darauf gegründete Ueberzeugung. Wie leicht iſt es nicht möglich, daß dieſes Gefühl ſich täuſcht, und daß wir es ſelbſt da zu vernehmen meinen, wo eigentlich ein Wiſſen vorhanden ſein ſollte, beſonders, wenn das Wiſſen arm und dürftig iſt. Ich möchte ſagen, der Glaube tritt dann aus ſeinen Ufern, und überſchwemmt die anſtoßenden Gebiete, wo er eben zum Aberglauben wird.

So wenig die Unterhaltung meines Begleiters anziehend war, ſo hat es zu Zeiten doch ein Intereſſe, ſich mit einer ſo beſchränk-ten Vorſtellungsweiſe näher bekannt zu machen. Mit großem Erſtaunen werd' ich immer wieder von neuem gewahr, wie wun-derbar das Maaß von Freuden und Leiden in der Welt den Ein-zelnen zugewogen iſt. Wie ärmlich und dürftig waren die Ge-nüſſe dieſes Knechts, und dennoch, wie füllten ſie ſeine Seele! So vollſtändig, daß jeder Zuſatz ein Ueberfluß geweſen wäre. Er beſaß nichts, und konnte nichts verlieren. Das gab ſeinem Gemüthe eine Ruhe und Freudigkeit, die ich ihm beneidete. Er fürchtete keine Räuber, nur Mörder wünſchte er fern von ſich; wo er ſchlafen würde, das machte ihm keine Sorge, wie weit er täglich kam, eben ſo wenig. Eine große Luſt verurſachten ihm die am Wege aufſpringenden Haſen, die er durch ſtarkes Trap-ſen und lautes Händegeklatſche in ſtärkeren Galopp brachte, und ſich dann jedesmal darüber halb todt lachen wollte.

Nicht gar weit von Schönfeld in der Gegend, wo rechts die Helle-Berge die Ausſicht begränzen, fanden wir an einem Baum zwei Pferde angebunden. Nicht weit davon ſaß mitten im Heidekraut ein fahrender Ritter, grün gekleidet, mit ſeinem Knechte. Letzterer machte ein Feuer an, der Ritter aber zog ei-nen Haſen ab, den er ſich geſchoſſen, und wollte ihn braten. Ein Säckchen mit Salz ſtand daneben. Sie hatten in Sandau über-nachtet, und wollten nach Rathenow, um bei den Quitzows Dienſte zu nehmen. Mein Reiſegefährte bettelte ihn an; allein der Rit-

ter verſicherte ihm, daß er an Gelde auch nicht das kleinſte Stück beſäße. Sein ganzer Reichthum ſei ſein Ruhm, ſeine Waffen, ſein Pferd und das Päckchen Salz; letzteres wolle er mit ihm theilen, und wirklich ließ ſich der Pilger eine kleine Portion geben, denn etwas, was der Menſch eſſen könne, müſſe man, wie er meinte, nicht verſchmähen.

Ueber die Dörfer Schönfeld und Wulkow kamen wir nach Sandow oder Sandau. Auch dieſe gut befeſtigte Stadt gehört ſeit längerer Zeit einem Seitenzweige der Quitzows unter magdeburgiſcher Lehnshoheit, und Claus von Quitzow nebſt ſeinem Sohne Thiele bewohnt das Schloß als Pfandinhaber. Mein Begleiter wurde hier feſt gehalten, da er ſich durch nichts ausweiſen konnte, daß er wirklich ein Pilger ſei. Man führte ihn auf das Rathhaus, wo er befragt wurde, und vor Zeugen zu den Heiligen ſchwören mußte, er ſei wirklich ein rechter Pilger. Darauf fertigte man ihm eine Beſcheinigung aus, damit er ſich anderwärts darüber ausweiſen könne, und entließ ihn. Wegen der vielen einſpännigen (herrenloſen) Knechte, welche ſich umhertreiben und die Landſtraßen unſicher machen, ſind die Städte auf alle Reiſende ſehr aufmerkſam.

Nachdem ich in Sandau etwas den Leib geſtärkt und erquickt hatte, machte ich mich wieder auf, um noch die halbe Meile bis Havelberg zurückzulegen. Mein Pilger fand ſich wieder ein. Nach einer guten Stunde erreichten wir die Stadt, welche auf einer Havelinſel gelegen, und überragt von einer Hügelkette, auf deren einem die Domgebäude prangen, einen angenehmen freundlichen Anblick darbietet. Eine Herberge nahm mich auf, aus welcher ich euch dieſen Brief ſchreibe, den ich jedoch, damit er nicht zu lang werde, für diesmal ſchließe, indem ich euch der Obhut des höchſten Gottes empfehle.

Zweiter Brief.

Ehrwürdiger, in Gott andächtiger Vater!

Aus meinem letzten Briefe habt ihr erſehen, daß ich Dienstag gegen Abend hier in Havelberg angekommen bin. Havelberg iſt ein gar belebter Ort, und machte ſchon in ſeiner hüb-

ſchen Lage an dem lebendigen Havelſtrom in der Nähe der Elbe auf mich einen guten Eindruck. Ueber die 200 Schritt lange Sandow'ſche Brücke gelangt man zum Sandow'ſchen Thore der Stadt, die mit Mauern und ſtarken Thürmen in feſter Lage umgürtet iſt. Auch das gedachte Thor hat einen feſten Thurm. Nahe bei demſelben liegt das Beguinenhaus, auch das Hoſpital zum heiligen Geiſt genannt [1]). So gelangt man in die Stadt, welche durch den Verkehr auf dem Fluſſe viel Lebendigkeit erhält. Die St. Laurentiuskirche und das ganz maſſive Rathhaus ſind die beſten Gebäude darin.

Da die Stadt rings von der Havel umfloſſen iſt, ſo hat ſie mehr Brücken als Thore, nämlich, außer der genannten noch vor dem Steinthore, die Steinbrücke, auf welcher man zu einer Kapelle, der heil. Anna gewidmet, gelangt, und die lange Brücke, mittelſt welcher man über die Havel zu dem auf einem Berge gelegenen Dom kommt. Am Fuße der Berge zieht ſich eine Häuſerreihe fort, welche die Berge genannt werden, deren äußerſter Theil am Wendenberge der Kiez heißt, weil er mit Einwohnern wendiſcher Abkunft bevölkert iſt, welche auch in der Kirche ihre beſonderen Plätze, und auf dem Kirchhofe einen abgeſonderten Raum haben, wo ſie beerdigt werden. Die Einwohner dieſer Berge nähren ſich vom Schiffbau, von der Schifffahrt und Fiſcherei, und ſind Unterthanen des Domſtiftes.

Der Dom mit ſeinen Gebäuden liegt auf dem Biſchofsberge. Ich ſtieg zu ihm hinauf in hoher Erwartung, und mit eigenen Empfindungen, denn dieſer Berg iſt einer von den Punkten unſeres Landes, wo am früheſten dem einigen, wahren Gotte eine Kirche geſtiftet wurde, und das Licht des Evangeliums weit hineinſchien in die Nacht des Heidenthums. Denn ſchon im Jahre 946 wurde hier das Biſthum gegründet, und wenn auch noch das Heidenthum im letzten verzweifelten Kampfe mehrmals die Sonne des wahren Lichtes verdunkelte, und bemüht war, ſeinen alten Sitz wieder zu erobern, ſo mußte es zuletzt doch weichen, und ſeit jener Zeit glänzt es hier ungetrübt und rein.

Als ich die Höhe des Berges erreicht hatte, lag der Dom vor mir. Er hat nur einen niedrigen Thurm, und das Gebäude

---

[1]) Bekmann, Beſchreibung der Mark Brandenb. Th. V. Bd. II. Kap. V. S. 189 f.

iſt von Außen nicht beſonders imponirend. Ringsum liegen die übrigen Gebäude, namentlich die Wohnung des Biſchofs, die Propſtei, Dechanei und die Kloſtergebäude der Prämonſtratenſer-mönche, welche das Capitel bilden. Das Ganze iſt mit einer hohen Mauer rings umſchloſſen. Es nimmt den Raum einer kleinen Stadt ein.

Mit eurem mir ſehr lieben Empfehlungsſchreiben begab ich mich zum Biſchofe Otto von Rohr, und hatte das Glück ſogleich angenommen zu werden. Der Biſchof, ein Mann von ehrwürdigem, feſtem Anſehen, empfing mich zuvorkommend, und erkundigte ſich ſehr ausführlich nach euch und eurem Verhalten in dieſer Zeit. Er ſprach mit unverkennbarer Achtung von euren Bemühungen zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht. Aber wenig zufrieden war er mit dem Verhalten der Quitzows und ihres Anhanges, ja er äußerte ſich ſogar ſehr bitter darüber, und wie mir es ſchien, nicht ganz ohne perſönlichen Groll. Beim Weggehen gab er mir noch die Erlaubniß, auf dem Wege nach Wilsnack ſein Schloß die Plattenburg zu beſehen, und nachher ihn in Wittſtock zu beſuchen, wo er ſich gegen Ende dieſes Monats aufzuhalten gedenkt.

Es lag mir nun daran, mich oben im Dom ein wenig umzuſehen. Die Kreuzgänge neben der Kirche, wo die Mönche beerdigt ſind, zeigen mannigfaltige Denkmäler und Verzierungen. Aber mit großem Intereſſe ſah ich das Innere der ſchönen hohen Kirche. Sie iſt vortrefflich ausgebaut, und überall ſind die Abtheilungen durch ſchön gearbeitete und mit erhabener Arbeit verzierte Quadern von Sandſtein von einander geſchieden. Beſonders günſtig wirkt die Anſicht des Hochaltars, und ich glaube ſehr gern der Verſicherung des Meßners, daß es die ſchönſte Kirche der Mark ſei, denn ich habe in der That noch keine ſchönere geſehen. Auch die zahlreichen Heiligthümer des Doms haben ein beſonderes Intereſſe. Unter einem Kryſtall wird ein Theil vom Arme der heil. Barbara gezeigt, welches Heiligthum im J. 1391 vom Erzbiſchof Albert von Magdeburg dem verſtorbenem Biſchof Herrn Johannes Wepelitz für dieſe Kirche geſchenkt, und mit 40 tägigen Ablaß verſehen wurde [1]). Ich habe nicht verſäumt, ihn mir durch gläubiges Kniebeugen vor dem Heiligthum

---

[1]) Küster Opuscul. Fasc. XVIII. p. 76.

im andächtigen Gebete anzueignen. Auf einem der heiligen Jungfrau geweihetem Altare befindet ſich ihr ſchön geſchmücktes Bildniß. Auf der Bruſt in einer, durch ein rundes Glas geſchloſſenen Höhlung, ſind mehrere ſehr koſtbare Heiligthümer aufbewahrt, namentlich ein Bündel ſchöner blonder Haare von der bußfertigen Sünderin, der heil. Maria Magdalena, ſo wie eine kleine Probe von den Kohlen, auf welche der heilige Laurentius iſt verbrannt worden [1]). Außerdem befinden ſich im Hochaltare viele Gebeine heiliger Märtyrer eingemauert. An einer anderen Stelle der Kirche ſah ich etwas von dem Steine des Grabes Jeſu, ohne Zweifel durch einen frommen Kreuzfahrer von der heiligen Stelle mitgebracht, ferner ein Stücklein von dem Holze des heil. Kreuzes, ein kleines Beutelchen mit Erde von der Stelle, wo der Herr Chriſtus vierzig Tage und vierzig Nächte gefaſtet hat, ſo wie einige Läppchen von den Kleidern der heil. Maria [2]). Mehrere Gebeine von Heiligen und Märtyrern werden auf den ihnen geweiheten Altären verwahret, inſonderheit Knochen des heil. Laurentius, welcher bekanntlich der Schutzpatron des havelbergiſchen Bisthums iſt. Durch ihre andächtige bußfertige und demüthige Verehrung habe ich mir viel Ablaß erworben. Kann ich doch den Unſinn des böhmiſchen Ketzers nicht begreifen, der, wie ich mir habe ſagen laſſen, die Anbetung aller Reliquien der Heiligen verwirft. Liegt nicht darin ſtets eine ſinnliche Aufforderung an das Volk, ihren Tugenden nachzueifern? Wird das Volk mit dieſen Tugenden nicht bekannt gemacht? Sind ſie nicht das überall und allgemein zu Wünſchende? Iſt es nicht Gott ſelber, der *in* den Heiligen mächtig war, dem das Volk ſeine Verehrung darbringt, wenn es ſich vor ihren Ueberbleibſeln beugt? Wie ſoll denn das Volk zu dem Begriffe der Heiligkeit Gottes kommen, wenn es nicht auf einer Stufenleiter darauf erhoben wird? Das waren auch die Gedanken des hochwürdigen Biſchofs Otto von Rohr, als wir heute auf die böhmiſche Ketzerei zu ſprechen kamen, und ich weiß, es ſind auch die eurigen.

Der niedrige Thurm des Doms iſt ein queer vor die Kirche tretendes Gebäude mit abfallendem Dache, und oben mit einer Spitze verſehen. In ihm befindet ſich oben in ziemlicher Höhe

---

[1]) A. a. O. S. 78. 79.

[2]) A. a. O. S. 80.

die ſogenannte Mönchsſtube, wo die bleiernen Zeichen gegoſſen werden, welche ſich die von Wilsnack zurückkehrenden Pilger kaufen, als Zeichen der vollbrachten Wanderung, wie ihr wiſſet. Ich freute mich der weiten und mannigfaltigen Ausſicht, die bis weit in die Altmark hinein trägt.

Das Kloſter, in welchem die Mönche beiſammen wohnen, iſt kein beſonders ſchönes und großes Gebäude, wohl aber iſt der Garten am Abhange der Berge ſehr ſchön, und reich mit Wein verſehen. Die Mönche ſchienen mir nicht ſtrengere klöſterliche Zucht zu üben, als die eurigen in Brandenburg. Es wollte mich ſogar bedünken, als ob ſie ſich noch unlieber der Regel fügten. Sie möchten weit lieber Domherren ſein, wie in Magdeburg, und jeder ſeine eigene Wohnung und Küche haben. Das iſt alles, wie bei uns.

Früher hat auch hier auf dem Berge eine Burg geſtanden, denn bei der Errichtung des Bisthums iſt von einer ſolchen die Rede. Jetzt iſt ſie aber nicht mehr da, und ſelbſt die Stelle iſt unbekannt, wo ſie geſtanden hat.

Als ich zurückkam nach der Herberge, war eine Geſellſchaft von zwölf Pilgern aus Schleſien angekommen, welche nach Wilsnack gehen wollten. Es ſchienen Kaufleute und ehrſame Bürger mit ihren Frauen zu ſein, doch gedenke ich mich nicht anzuſchließen, ſondern meinen Weg allein fortzuſetzen.

Indem ich euch u. ſ. w.

Dritter Brief.

Ich habe noch einen Tag länger in Havelberg verweilen müſſen, als ich es anfangs wollte, denn der hochwürdige Biſchof ließ mich für den anderen Tag einladen, zu Mittag ſein Gaſt zu ſein. Dieſe Ehre danke ich allein eurer Empfehlung, denn ſchwerlich kann ich meiner Unterhaltungsgabe dabei auch nur einen kleinen Antheil zugeſtehen. Abgeſehen davon, war mir dieſer Umſtand noch um deswillen lieb, daß er mir eine genügende Entſchuldigung an die Hand gab, nicht mit den Pilgern, deren ich in meinem letzten Briefe gedachte, zuſammen zu reiſen, woran mir lag. Denn zwei Frauenzimmer darunter waren von einer

ſo übermäßigen Redſeligkeit beſeſſen, daß ich noch nicht begreife, wie ſie auch nur ein Ave Maria ohne Unterbrechung zu Ende bringen. Sie wohnten in dem Zimmer neben mir in der Herberge, und bis ſpät in die Nacht hatte der Mund keine Ruhe. Wüßte ich doch nur den Gegenſtand, über welchen ſo ungemein viel zu ſagen iſt! Natürlich konnte mir in meiner Stimmung eine ſolche Geſellſchaft nicht zuſagend erſcheinen.

Am Donnerſtag, den 14. Mai, wanderte ich zum Steinthore hinaus, am Havelufer um den Biſchofsberg hinum, auf den Weg nach Groß Leppin. Nur in der Ferne links ſah ich Quitzhövel, die Geburtsſtätte und das Beſitzthum der mächtigen Quitzows. Der Weg zog abwechſelnd durch Feld und Wald, aber er war einförmig, und man konnte ſeinen Gedanken nachhängen ohne Störung, eine Eigenſchaft, welche die märkiſchen Wege oft in einem ausgezeichneten Grade beſitzen. Nach mehr als zweiſtündiger Wanderung zog ſich der Weg dicht neben dem Dorfe Glöven fort, und bald nachher erreichte ich Leppin an der Karthane, von wo ich bis zur Plattenburg nur noch eine halbe Meile zu machen hatte. Der Weg führte am Fluſſe über Sumpfboden hin.

Die Plattenburg iſt ein anſehnliches Schloß, mit ſtarken Mauern verwahrt, und mit doppelten Gräben umgeben, an der Karthane, welche auch noch durch einen beſonderen Graben um die eigentliche Reſidenz des Hauſes gezogen worden iſt [1]). Es liegt ſehr angenehm zwiſchen Waſſern, Wieſen, Gärten und Buſchwerk, weshalb es auch ein Lieblingsaufenthalt der Biſchöfe iſt, die gern hier weilen, und Gerichtsſachen wie andere öffentliche Geſchäfte führen. Der ſehr geräumige Hof des eigentlichen Wohnhauſes iſt mit beſondern Mauern umgeben, und enthält eine große Menge gezähmten Wildes und Federviehes, mit den nothwendigen Ställen und Schutzplätzen. In der Mauer iſt ein Halbkreis angebracht, in welchem die Bildſäule des heil. Laurentius ſteht. Neben dem Hauſe befindet ſich die zwar nur kleine aber ſchön eingerichtete biſchöfliche Kapelle. Sowohl innerhalb der Mauern, als auch auswärts, ſtehen eine Menge von Gebäuden für die Dienerſchaft, Ställe, auch eine Schmiede, eine Mühle

---

1) Bekmann, Beſchreib. d. Mark Brandenburg Th. V. B. 11 Kap. VIII. S. 345.

und ein Brauhaus. Es iſt ein angenehmes Schloß, und dabei ſo feſt, daß es nicht leicht ſein dürfte, es zu nehmen, und daß der fromme Vater ſich in vollkommener Sicherheit dem Genuſſe des Landlebens hingeben kann. Nördlich von der Plattenburg liegt das Schloß und Dorf Kleetzke, den Quitzows gehörig, und durch eine frühere Belagerung berühmt. Doch iſt es von hier nicht zu ſehen, wenn man nicht den Wartthurm beſteigt, weil ein Wald die Ausſicht hindert.

Erfreut von dem angenehmen Aufenthalte wanderte ich die kleine Meile bis Wilsnack frohen Sinnes dahin. Der Weg führte durch Wald, und erſt ziemlich nahe vor dem Orte kam er mir zu Geſichte. Es machte auf mich einen eigenen Eindruck, als ich ihn ſo nahe vor mir ſah, das Ziel der Wünſche ſo Vieler in der Chriſtenheit, heiß erſehnt von dem frommen Gefühle ſo vieler Tauſende, die hier, mehr als die Geneſung des Leibes, Geneſung ihrer Seele ſuchten und fanden. Wunderbar, daß gerade dieſem unſcheinbaren Orte, in einer ſo wenig bedeutenden oder anziehenden Gegend ſolch Heil widerfahren mußte! Wie oft in dem unſcheinbarſten Körper die ſchönſte Seele gefunden wird, ſo iſt es mit den Gnadenorten. Sie reizen gar häufig weder das Auge, noch einen anderen Sinn, zum deutlichen Beweiſe, daß man ſie nicht der Sinnenluſt wegen beſuchen ſoll, denn es iſt etwas Anderes, das dort geſpendet wird.

Schon vor dem offenen Städtchen war es ſehr lebendig, denn hier ſtand die Kapelle der heil. Maria Magdalena, in welcher eben Gottesdienſt gehalten wurde; aber noch mehr umbrauſete mich das wogende Leben, als ich in die Stadt eintrat. Ueberall liefen die Leute durch einander, beſonders Pilger, Alt und Jung, Männer und Weiber, es war ein großes Leben. Das Städtchen enthält, genau genommen, nur eine ziemlich lange breite Straße. Aber jedes Haus iſt eine Herberge, und hat ſein beſonderes Schild und Zeichen, nach welchem es genannt wird. An den Häuſern, in welchen ſich bedeutende Perſonen eingemiethet haben, iſt zugleich ihr Wappen ausgehangen, ſo daß man ſie leicht auffinden kann. Die mir empfohlene Herberge habe ich bald erreicht, und darin ein gutes Unterkommen gefunden.

Es duldete mich nicht lange im Zimmer, ich mußte wieder hinaus, mich in das Gewühl zu ſtürzen, das etwas ungemein Reizendes hatte. Nicht bloß aus den umliegenden Ländern

Meklenburg, Magdeburg, Sachſen, Thüringen, Schleſien, Preuſſen und Pommern, ſo wie aus den Marken, waren Pilger vorhanden. Auch aus entfernten Gegenden, wie Dänemark, den Seeſtädten, aus Böhmen und Polen fehlten ſie nicht, und überall ſprachen die Menſchen in fremden Zungen und Dialekten. Dabei verwiſchte der Pilgermantel beinahe den Unterſchied der Stände, und machte vieles gleich, was ſonſt weit von einander getrennt war; er beſeitigte eine Menge Umſtändlichkeiten, und geſtattete unter Allen einen leichteren Verkehr und leichtere Mittheilung. Das Gefühl vollkommener Sicherheit, das ein Gnadenort gewährt, trug nicht wenig dazu bei, dieſem Verkehr einen eigenen Reiz zu verleihen.

Zwei Stunden nach meiner Ankunft ſetzte ein Ereigniß den ganzen Ort in lebhafte Bewegung. Das Geſchrei: die Ungarn kommen, veranlaßte Alles, ſich nach dem Havelberger Thore hin zu begeben. Das Gedränge war groß, und der Lärmen ohrzerreißend. Gegen dreihundert Menſchen in wunderlichem, ſehr zerlumpten Aufzuge, wanderten, geiſtliche Lieder ſingend, ein. Es waren die Ungarn und Polen, welche alljährlich zwiſchen Oſtern und Pfingſten kommen, ſämmtlich baarfuß und zur Hefe des Volks gehörend, denn alle ſind für Geld gedungen, und machen die Fahrt für reiche und wohlhabende Ungarn und Polen, welche ſich nicht auf die beſchwerliche Reiſe begeben mögen. Ihre wilden blaſſen Geſichter mit den gewaltigen Knebelbärten und dem langen ſchwarzen Haare, die bunt beſchnörkelte Jacke, ihr fremdartiges Ausſehen, der ſeltſame Geſang und die eigenthümliche Sprache, gaben dem Aufzuge etwas ſchwer zu Beſchreibendes. Eine Art von Kirchenfahne wurde ihnen vorgetragen. Uebrigens waren nicht bloß Männer, ſondern auch Weiber im Zuge. Sie bringen der Kirche großes Geld.

Am anderen Tage ging auch ich, um meiner Pflicht zu genügen, nach der Kirche, und habe in hoher Andacht dem heiligen Blute meine Verehrung bezeiget. Nachdem dies geſchehen, beſah ich mir das Gebäude, und was ſonſt darin Sehenswerthes zu finden war. Die Kirche iſt der heil. Katharina gewidmet, und ein hohes anſehnliches Gebäude in Form eines Kreuzes, im Inneren mit vielen Altären verſehen. Dieſe ſind ſchön geſchmückt mit trefflichen Bildern, heilige Geſchichten, z. B. Mariä Krönung, zeigend. Links oberwärts auf einem Geſimſe ſind mehrere lebens-

große Bilder mit Wachs überzogen, Fürſten darſtellend, welche ſich in augenſcheinlicher Lebensgefahr dem heiligen Blute gelobt haben. Die Fenſter in dem hohen Chore ſind prächtig, ſehr hoch, und mit den trefflichſten Glasmalereien verziert. Jedes iſt von einem anderen Fürſten geſchenkt worden, namentlich von dem Könige von Dänemark, von den Herzogen von Sachſen, von Meklenburg u. a. m., deren Wappen groß und ſchön nebſt einer Unzahl anderer darin angebracht ſind [1]). Doch finden ſich darunter auch andere Figuren, namentlich ein Mönch, der eine ſehr ſchöne Monſtranz mit drei Hoſtien in Händen hält. Auch ſind in der Kirche die Bilder der Apoſtel und anderer Heiligen angebracht. An den Emporlauben aber hat ein kunſtreicher Maler die Geſchichte von dem Anfange und Fortgange des heiligen Blutes in einer fortlaufenden Reihe von Bildern dargeſtellt.

Die Kirche beſitzt einen reichen Schatz an koſtbaren Geſchenken aller Art, die meiſten ex voto, viele als Dank für geſundene Heilung und Erlöſung vom Uebel. Prachtvoll iſt die Monſtranz, in welcher die Hoſtie mit dem heiligen Blute enthalten iſt; ſchön ein Tuch, auf welchem die zwölf Apoſtel mit Perlen geſtickt ſind, ein anderes mit der Abbildung der ehernen Schlange, eines mit einem Bilde der Maria, auf gleiche Weiſe geſtickt, ſchöne Kelche und andere Kirchengeräthe. Unzählig ſind die Wunderthaten, welche das heilige Blut bewirkt hat, und man hat davon ein ganzes Buch. Natürlich verwahrt man in der Kirche vieles dahin Gehörige; ſo das Hemde eines armen Sünders, der durch daſſelbe vom Tode errettet wurde, ein langes Schwerdt, das von einigen Pilgern geſchenkt wurde, die unterweges von Räubern angegriffen, nichts hatten, womit ſie ſich vertheidigen konnten, als ihre Stäbe, mit denen ſie ſich wehrten. Als der eine in ſeiner Noth das heilige Blut anrief, verwandelte ſich ſein Stab in dieſes Schwerdt, und ſie wurden dadurch der Räuber Meiſter, und konnten ihre Pilgerſchaft fortſetzen; ferner das Modell einiger armen Sünder, welche in den Stock geſperret ſind, und denen die Feſſeln entfallen, als ſie das heilige Blut anrufen. Sie haben letztere der Kirche ebenfalls als Opfer zugewendet. Aber man würde nicht fertig, wollte man alles erzäh-

[1]) Bekmann, Beſchreibung der Mark Brandenburg Th. V. Bd. II. Kap. VIII. S. 309. 310.

len, was ſich im Verlaufe ſo vieler Jahre Wunderbares hier zugetragen.

Das heilige Blut wird gewöhnlich nach geendigter Meſſe und Austheilung des Abendmals von dem havelbergiſchen Domdechanten unter Begleitung brennender Fackeln mit großem Pompe in Proceſſion zur Kirche herausgetragen. Außen ſind bedeckte gewölbte Gänge rings um die Kirche angebracht, innerhalb welchen die Proceſſion die Kirche umſchreitet, und dadurch des Ablaſſes theilhaftig wird. Am Tage des heiligen Apoſtels Bartholomäi, wo der ſtärkſte Zufluß aus allen Gegenden Statt findet, hat die große Zahl der Andächtigen weder in noch außer der Kirche Platz. Wenn dann die Proceſſion beginnen ſoll, und das heilige Blut aus ſeinem Behältniſſe herausgenommen wird, iſt das Gedränge fürchterlich, und gewöhnlich werden mehrere Menſchen ohnmächtig, die man mit Weihwaſſer wieder zu ſich bringt [1]).

Die Ungarn haben in dieſer Kirche ein ewiges Licht geſtiftet. Zur linken Seite in der Kirche ſteht ein großer Ständer, auf welchem die Ungarn auf ihre Koſten ein ſo großes und hohes Wachslicht unterhalten, daß man es wegen ſeiner Höhe von der gegenüber liegenden Orgel anzünden und auslöſchen muß. Die Kirche hat übrigens drei Orgeln. Schade, daß ſie nur einen ſo niedrigen Thurm hat. Offenbar iſt die Abſicht geweſen, einen recht hohen zu bauen. Ich weiß nicht, wodurch dies verhindert worden, und warum es nur bei der bloßen Anlage geblieben iſt. Jetzt iſt nur ein unanſehnliches, mit ſchwarzen Schindeln gedecktes Thürmchen vorhanden. Doch hat die Kirche ein vortreffliches Geläute und herrliche Glocken [2]).

So viel habe ich bis jetzt Gelegenheit gehabt zu beobachten. Es iſt Sonnabend. Jedenfalls ſchreibe ich euch von hier noch einmal, ehe ich weiter gehe. Vale.

---

[1]) Küſter a. a. O. S. 76.

[2]) Dieſe Glocken kamen ſpäter unter Kurfürſt Joachim II. in den Dom nach Berlin. — Bekmann Th. V. B. II. K. VIII. S. 311.

Vierter Brief.

Es iſt heute Dienſtag, und ich bin noch in Wilsnack! Wenn ihr mein ehrwürdiger Vater, daraus den Schluß macht, daß es mir hier wohl gehen müſſe, ſo irret ihr in der That nicht. Ich habe euch ſchon geſtanden, daß mir das friſche ungezwungene Leben zuſagt, das durch die gemeinſchaftliche und vorzugsweiſe beabſichtigte und geübte Andacht eine eigene wohlthuende Wärme erhält. Es iſt ein ſo ſchönes Band, das alle gemeinſchaftlich in Gottesliebe verbindet, und die Herzen verſchmilzt, daß ſie einer wahrhaft tröſtlichen Gemeinſchaft inne werden, ſich nicht mehr nach Stand, Rang und Würden geſondert, ſondern als Chriſten in dem einigen Herrn zu einer heiligen Gemeinde verbunden fühlen. Das habe ich bis jetzt noch in keiner Kirche in ſo hohem Maaße gefühlt als hier, obgleich freilich jede den gleichen Zweck hat. Liegt es daran, daß hier der Einzelne nicht bloß fühlt, er ſei Menſch, er ſei Chriſt, wie alle übrigen, ſondern er ſei auch Pilger, wie es alle andere ſind, wird dadurch das Gefühl des Gemeinſchaftlichen verſtärkt, oder iſt es wirklich ein beſonderer Segen, dieſem Orte eigenthümlich, und ausgehend von dem hohen Heiligthume, — ich weiß es nicht; aber dies freudige ſchöne Gefühl iſt vorhanden, und ich werde mich ohne zu grübeln an die Thatſache halten.

Am Sonnabend, gegen Abend, machte ich noch die Bekanntſchaft des Pfarrvikarius dieſer Kirche, Herrn Nikolaus Smet [1]), eines ſehr eifrigen Geiſtlichen, der mit Begeiſterung von dem Heiligthume dieſer Kirche ſpricht. Von ihm erfuhr ich, was mir bis dahin unbekannt geblieben war, daß vor elf Jahren, nämlich im J. 1400, ein gewiſſer Doktor, Johannes Wünſchelberg genannt, gegen das heilige Blut geſchrieben, was jedoch dem Rufe des Gnadenortes nichts geſchadet, da Jedermann ſogleich die Ketzerei gemerkt habe [2]).

Aber ſo ſehr ich auch geneigt bin, an das Wunder des heiligen Blutes zu glauben, ſo ſcheint es mir doch, als ob die hieſigen Geiſtlichen in übertriebenem Eifer nicht ſelten zu weit gingen, und dadurch der Frömmigkeit ſchadeten. So ſcheinen dann

---

1) Bekmann a. a. O. S. 312.
2) Küster Opuscul. Part. XIII. p. 78.

mancherlei menſchliche Schwachheiten mit unterzulaufen, die wohl im Stande ſind, wankende Gemüther ungläubig zu machen, und es giebt in der That Leute, die da meinen, wenn man an das heilige Blut glauben wolle, müſſe man nicht nach Wilsnack gehen. Auch entſpricht das Leben der meiſten Pilger am hieſigen Orte nicht eben ihrer frommen Beſchäftigung. Ungeachtet des vielen Betens und Singens, dem Meſſehören und den Proceſſionen, führen die meiſten, Männer und Frauen ein luſtiges, ſelbſt leichtfertiges Leben, ja man könnte ſagen, ſie conſumiren den eben empfangenen Ablaß. So ſündigen Prieſter, ſo Layen, ſo wird innerhalb, ſo außerhalb der Kirche gefehlt.

Am Sonntag ereignete ſich ein Scandalum, das leicht bedenkliche Folgen haben kann, und großes Aufſehen gemacht hat, da es während des öffentlichen Gottesdienſtes vorfiel. Ein Bürger aus Prag, Petrzcko de Ach mit Namen hatte eine gelähmte Hand, und entſchloß ſich nach Wilsnack zu wallfahrten, um hier Geneſung zu ſuchen. So feſt war ſein Vertrauen auf die gewünſchte Hülfe, daß er bereits in Prag eine Hand von Silber arbeiten ließ, um ſie nach erlangter Heilung der Kirche zu Wilsnack als ein ex voto zu verehren. Er kam an, befolgte alle geiſtlichen Vorſchriften, betete, faſtete, machte die Proceſſionen mit, aber es wollte diesmal kein Wunder geſchehen, ſeine Hand blieb lahm. Da entſchloß er ſich, wieder nach Hauſe zu reiſen. Der Kirche mußte er natürlich dennoch ſeine Erkenntlichkeit bezeigen, und da er die ſilberne Hand einmal mitgebracht hatte, die ihm doch weiter nichts nutzen konnte, ſo verehrte er ſie dem Pfarrer für die Kirche, ungeachtet er keine Hülfe gefunden. Kaum aber hatte er den Pfarrer verlaſſen, ſo that ihm leid, was er gethan hatte. Da ihm kein Wunder geſchehen, war er gegen alle Wunder mißtrauiſch geworden, und hielt die meiſten für Pfaffentrug. Es fiel ihm ein, daß der Pfarrer die Hand leicht dazu mißbrauchen könne. Um ſich deſſen zu vergewiſſern, entſchloß er ſich, noch nicht am Freitag abzureiſen, wie er dem Pfarrer geſagt hatte, ſondern noch einige Tage zu verweilen. Am Sonntag in der Predigt, ruft nun der Pfarrer plötzlich: Vernehmet, andächtige Zuhörer, ein Wunder! Sehet, ein Bürger aus Prag iſt durch das Blut Chriſti geheilet, ſeine lahme Hand iſt geſund geworden, und zum Zeugniß deſſen hat er der Kirche dieſe ſilberne Hand zurück gelaſſen. Darauf zog er ſie hervor,

und zeigte ſie der Gemeinde von der Kanzel. Allein der Prager Bürger befand ſich unter den Zuhörern, reckte ſeine lahme Hand in die Höhe, und rief laut: O Prieſter, warum lügſt du ſo? Sehet hier meine Hand, ſie iſt noch ſo lahm, wie ſie vorher war! [1]) — Welch eine Bewegung dieſe Worte in der Kirche verurſachten, vermag ich kaum zu ſchildern. Es erhob ſich ſogar Gelächter, und gar Viele äußerten darüber ihre Zufriedenheit, und ihren Spott, gleichſam als läge ihnen daran, das Heiligthum zu entwürdigen, auf welches ſie doch ihre Hoffnung geſetzt hatten. Wie ſoll man dieſen Zug im Menſchen deuten, kraft deſſen er die Gegenſtände ſeiner Verehrung gern herabgezogen erblickt, und beſpöttelt, was weit über ſeinen Spott erhaben bleiben ſollte? Freut es ihn, zu gewahren, daß der Gegenſtände ſeiner Verehrung weniger werden? — Freut es ihn, ſeinen leiſen Verdacht beſtätigt zu finden, daß es wohl mit allem Verehrungswerthen, genau genommen, nicht viel ſein möchte, einen Verdacht, den ihm der Satan immer wieder von neuem zuflüſtert, und gegen den der Menſch ſich zu wehren hat? Schmeichelt es ſeinem Stolze, indem er ſich einbildet, dadurch dem Hohen und Göttlichen näher gekommen zu ſein, während er doch dieſes nur in die Sphäre ſeiner Erbärmlichkeit herab zu ziehen bemühet iſt? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß es ein gefährlicher Zug im Menſchen iſt, der ſchon als Kind gerade das mit großer Luſt zertrümmert, was ihm die höchſte Freude gemacht hat, ein Zug, dem der Menſch ſich auf keine Weiſe hingeben darf, wenn ſein Leben nicht allen tieferen Gehalt verlieren, und zu einem bloßen Scheinleben herabſinken ſoll. Es iſt meiner Meinung nach der Satan, der ſich von dieſer ſchwachen Seite her des Menſchen bemächtiget, und ihn unvermerkt ausbläſet, wie man Raupen ausblaſen kann, daß nichts mehr übrig bleibt als der Balg. Dem muß der Menſch mit aller Kraft ſeiner Seele widerſtehen, und ſtatt ſich zu freuen, wenn das Glänzende ſeinen Schein verliert, ſollte er ſich darüber betrüben, denn ſeines Lebens Luſt und Freude hat damit verloren. Löſche die Sterne aus, einen nach dem anderen, wie willſt du dich dann wundern, daß es endlich öde Nacht wird, und ſtatt der herrlichen Sternenpracht, die dich ſonſt erfreuete, nichts da iſt, was dein

---

[1]) Küster Opuscul. P. XIII. p. 77. f.

Auge ergötzte, und ihm Richtung und Haltung gäbe? Je mehr der Menſch zu verehren hat, jemehr hat er zu lieben; je reicher ſein Leben an Liebe iſt, um ſo ſeliger.

Wenn ich mich ſo darüber betrübe, daß Viele ſich über jenen Vorfall freueten, ſo will ich doch keinesweges ſolche Mittel billigen, wie ſie dieſer Prieſter anwandte, das Heiligthum zu verherrlichen. Steht ſein Ruhm denn nicht ſchon hoch genug? Was braucht es noch ſolcher Täuſchungen? Bedarf das heilige Blut neuer Wunder, um ſeine Verehrung zu ſteigern oder neu anzufeuern, ſo wird es ſolche verrichten; thut es ſolche nicht, ſo bedarf es keiner neuen Wunder, am wenigſten aber ihm angedichteter, die ihm nur ſchaden können. Ich ſehe es voraus, daß dieſer Vorfall vielleicht mehr als jeder andere Schaden bringen wird. Kommt der Prager Bürger nach Hauſe, ſo wird er nicht verfehlen, ihn bekannt zu machen. Das wird dem böhmiſchen Ketzer Huß Waſſer auf ſeine Mühle ſein, wie ſeinem ganzen Anhange, er wird Lärm ſchlagen, und daß der Glaube dabei verlieren muß, iſt ohne Mühe einzuſehen [1]).

Am Montage habe ich auch in der Sacriſtei die Procedur mit der Sünderwage geſehen. Ihr wißt, ehrwürdiger Vater, wie viel darüber geſprochen iſt, und wie mannichfach ſie getadelt wurde [2]). Urſprünglich war ſie für das Landvolk eingerichtet, das ſich Ablaß holen wollte, aber kein Geld zahlen konnte. Da die Geiſtlichen der Kirche die Einkünfte nicht entgehen laſſen wollten, machte der Biſchof die Einrichtung, daß die Landleute Lebensmittel ſtatt des Geldes geben ſollten, und um jeder willkürlichen Schätzung und allen damit verbundenen Weitläufigkeiten aus dem Wege zu gehen, wurde feſtgeſetzt, jeder ſolle ſo viel geben, als er ſchwer ſei. Deshalb wurde die Wage angeſchafft, der Sünder ſtieg auf die eine Schaale, — ein vierſeitiges Brett, — auf die andere wurden die Lebensmittel, Brod, Bier, Speck, Würſte, Fleiſch ꝛc. gelegt, bis ſie niederſank, worauf der Sünder ſeine Abſolution erhielt. Der Sacriſtan mußte die Abwägung unter Aufſicht eines Havelbergiſchen höheren Geiſtlichen vornehmen, der dabei in dem biſchöflichen Stuhle ſaß, auch über-

---

[1]) Dieſe Vorausſicht hat ſich beſtätigt, denn Huß ſchlug wirklich Lärm gegen das Wilsnacker Wunderblut.

[2]) Küster Opuscul. P. XIII. p. 76. Bekmann Beſchr. d. M. Brandenb. Th. V. B. II. K. VIII. S. 310.

nahm der Biſchof wohl ſelbſt dieſes Geſchäft. Bemittelte zahlen ihre Gebühren in Geld; hat ein Landmann nicht Lebensmittel genug mitgebracht, ſo iſt er ebenfalls genöthigt, das Fehlende in Gelde zu erſetzen.

Gegen dies ganze Verfahren läßt ſich viel einwenden, wie es auch geſchieht, und es hat etwas Wunderliches, die Sünden und damit die Strafe der Sünden nach dem Gewichte des Fleiſches abzuſchätzen. Denn wenn es auch das Fleiſch eben iſt, das da ſündigt, ſo folgt doch nicht daraus, daß ein großes Stück mehr ſündigt, als ein kleines, und ſelbſt der gemeine Mann fragt, warum ein wohl beleibter Sünder mehr bezahlen muß, als ein magerer. Es wäre, wie mir es ſcheint, beſſer geweſen, man hätte eine zweckmäßigere Art der Abſchätzung eingeführt. Dazu kommt nun noch, daß die Feinde behaupten, es ginge dabei nicht mit Rechten zu; unter der Schale des Sünders ſei verborgen ein Strick befeſtigt, der nicht eher losgelaſſen werde, als bis auf der anderen Seite nach willkürlicher Schätzung weit mehr als die gebührende Menge aufgelegt worden ſei. Die Kirche, wie der Biſchof, haben von dieſem Gerüchte ihrer Feinde, wie billig, keine Kenntniß genommen, und wenngleich ich glaube, ja überzeugt bin, daß das ganze Vorgeben nur erſonnen iſt, um dem großen Andrange des Volks nach Wilsnack zu ſchaden, der dem Orte gar vielfach beneidet wird, ſo iſt es doch ſchlimm, daß nicht jeder die Ueberzeugung hat, es gehe dabei recht und gerecht zu. Ihr wißt, daß man nicht unterlaſſen hat, Wilsnack ſeinen Zulauf zu entziehen. Ich erinnere euch nur an Luckau in der Niederlauſitz, wo man gern geſehen, daß das Wunder von Wilsnack ſich wiederholt hätte. Im Jahre 1390, ſieben Jahr nach dem Ereigniſſe in Wilsnack, brannte Luckau ab. Der dortige Pfarrer fand im Schutte eine, wie er behauptete, wunderbar erhaltene, geweihete Hoſtie, welche auch in der St. Nikolaikirche viele Wunder gewirkt haben ſollte. Der Erzbiſchof Albert in Magdeburg geſtattete ſogleich am 6. Septbr., daß der Leichnam Chriſti, nämlich die Hoſtie, in der Kirche mit geziemender Ehrerbietung von den Chriſtgläubigen verehrt werden möge, und ertheilte allen Bußfertigen und Beichtenden, die ihre Gebete vor dem heiligen Leichnam in erwähnter Kirche halten, die ihm bei der Meſſe zum Altar oder um den Kirchhof folgen, oder Kerzen, Ornat, und andere nöthige Dinge ſchenken, oder von ihrem Ver-

mögen etwas an die Kirche vermachen, oder andere zu ſolchen Vermächtniſſen bewegen, oder ſonſt ein gutes Werk zur Verbeſſerung der Verehrung des heil. Leichnams thun, ſo oft ſie ihn andächtig anſehen und gedachte Kirche an heiligen Tagen beſuchen, vierzig Tage für Criminal-Verbrechen, hundert Tage für erläßliche Sünden, und vierzig Tage, alſo eine Karene, von aufgelegten Kirchenbußen Ablaß [1]).

Ungeachtet dieſer bedeutenden Vergünſtigungen iſt Luckau niemals geworden, was Wilsnack iſt und war, obgleich man nicht verſäumt hat, den Wallfahrten nach dieſem Orte durch allerlei ausgeſtreute Gerüchte Schaden zu thun. Eine gute Sache wird durch ſolche Mittel nicht leiden, braucht aber auch keiner Täuſchungen, um ſich aufrecht zu erhalten.

An demſelben Montage, Nachmittags, ſind auch Dietrich und Johann von Quitzow mit ihren Frauen hier eingetroffen, und bald nach ihnen noch viele Schloßgeſeſſene aus dem Havellande. Wenngleich ſie alle als Pilger kommen, ſo meinen doch viele, daß es daneben auf eine, kein Aufſehen erregende, Zuſammenkunft und gemeinſchaftliche Verabredungen angeſehen ſei, und ich ſelber möchte etwas davon glauben, da mir Johann von Quitzow heute Vormittag einen Beſuch abgeſtattet hat, den ich nun erwiedern will, und er einiges von öfterem ſich Wiederſehen fallen ließ. Glücklicher Weiſe bin ich nicht mächtig und reich genug, um für ſeine weitausſehenden Plane als ein bedeutendes Werkzeug zu dienen. Am liebſten wäre mir, er ließe mich ganz aus dem Spiele.

Wir haben jetzt die Betfahrtswoche, und viele Proceſſionen. Heute, nach beendigter Proceſſion, habe ich einen wunderbaren Anblick gehabt. Der Zug hatte ſich nach der Kirche zurück begeben, der Gottesdienſt war beendigt, man drängte ſich zur Kirche hinaus. Vor mir ging eine Pilgerin, das Haupt nonnenartig, wie gewöhnlich, mit einem Schleier bedeckt. Ihre jugendlichen Formen verriethen das erſte jungfräuliche Alter. Noch auf dem Kirchhofe verlor ſie ihren Roſenkranz, ohne es zu bemerken. Ich bückte mich, ihn aufzuheben. Unterdeſſen wurde ſie vom Gedränge fortgeriſſen, ſo, daß ich mich eilends durcharbeiten mußte,

---

[1]) Worbs Inventar. diplom. Lusat. infer. p. 203. seqq.

um ſie wieder zu Geſichte zu bekommen. Ich muß noch bemerken, daß ſie aus Andacht barfuß ging.

Als ich nahe genug gekommen war, ſprach ich: Fromme Jungfrau, erlaubet mir, euch euren Roſenkranz zurück zu ſtellen, den ihr verloren habt. Sie wandte ſich nach mir um, und ich erblickte ein ſo wunderbar ergreifendes Geſicht, wie ich es nimmer geſehen habe. Welch ein zauberhafter, gar nicht zu beſchreibender Ausdruck lag in dieſem Auge! War es doch, als ſähe nicht ſie, ſondern ein ganz anderes himmliſches Weſen, wie in ſüßen Träumen verloren, und ſeiner nicht bewußt, daraus hervor. Ich ſtand wie verzaubert, und ſchaute ihr erſtaunt in das Geſicht, das Wort verlor ſich von meiner Lippe, ich wußte nicht, wo es geblieben. Auch ſie ſtand in ſeltſamer Bewegung da, und blickte mich an, dann ſtreckte ſie ihre Hand aus, und ſprach: Dank euch, lieber Herr, für den Dienſt, den ihr mir leiſtet. Aber in demſelben Augenblick verzog ſie ſchmerzhaft und erſchrocken das liebliche Geſicht, und fiel mit einem unterdrückten Schrei in meine Arme, die ich kaum ſchnell genug öffnen konnte. Ein ernſter bejahrter Mann ſprang herzu, und rief: Maria, was iſt dir? — Ich habe mir einen Splitter eingetreten, lieber Vater, antwortete ſie mit einer rührenden Stimme, und kann mit dem Fuße nicht auftreten. — Das iſt ſchlimm, war ſeine Antwort. Was iſt nun zu machen? Ich ſtützte ſie noch immer, und ſie hielt meine Hand unwillkürlich feſt. Das iſt leicht geſagt, antwortete ich, erlaubt mir, fromme Jungfrau, euch nach Hauſe zu tragen, und ihr, Herr, geſtattet es. Es iſt nicht weit, junger unbekannter Freund, ſagte er, und wir werden euch Dank wiſſen. So ergriff ich ſie denn, mit ſtarkem Arm, ihr Odem umſpielte meine Wangen, und noch weiß ich ſelber nicht, wie ich den Weg gemacht habe, denn plötzlich ſprach der Vater: hier in dies Haus hinein, und öffnete die Thür eines Zimmers, in welchem ich meine, ach ſo ſüße Laſt auf ein Bett ſetzte. Die Wirthin kam ſodann, und zog einen langen, gefährlichen Splitter aus dem Fuße. Wunderbare Gewalt des Mitgefühls. Ich glaube, er hat mir mehr geſchmerzt, als ihr, denn noch jetzt, indem ich daran denke, thut er mir weh. Nachdem ſie ihr ein Mittel aufgelegt, und Pantoffeln angezogen hatte, konnte ſie wieder gehen. Ich hatte kein Auge von ihr verwenden können.

Sie bedankte ſich nun für die ihr geleiſtete Hülfe gar freund-

lich, und mit niedergeſchlagenen Augen. Wie lieblich klangen ihre Worte, wie bezaubernd der Ton ihrer Stimme! O hätte ſie doch fortgeſprochen, die lange liebe Ewigkeit hindurch hätte ich ihr zuhören können. Scheltet mich nicht der Uebertreibung, ehrwürdiger Vater, ich ſchildere euch treu mein Gefühl, und will daran nur die Betrachtung knüpfen, wie wunderbar es ſei, daß ein Menſch auf den anderen einen ſolchen Eindruck machen kann. Was iſt es, das uns ſo urplötzlich anzieht? Was thut es, daß die Züge ihres Geſichtes ein klein wenig anders geformt ſind, als die vieler anderer Mädchen? War das, was ſie ſprach ſo ungewöhnlich? Benahm ſie ſich anders, als irgend eine andere gethan haben würde? Nichts von dem allen, und dennoch war in ihrem Weſen, in ihrer Sprache, in ihrem Thun ein Zauber, der mich faſt der Sinne beraubte, ſo ſehr, daß ich mir nachher Vorwürfe darüber machte, denn ihr Bild ſtörte meine Andacht, und ich darf mich jetzt dieſer Bekanntſchaft nicht überlaſſen, auch ihretwillen nicht, denn ſie iſt ja ebenfalls der Andacht wegen hergekommen, obwohl ich freilich nicht weiß, in wiefern meine Bekanntſchaft ſie ſtört. Daß ich, ſeit ich ſie geſehen, mehr an ſie, als an das heilige Blut denke, habe ich mit Schrecken wahrgenommen, und ſehe einer ernſten Zurechtweiſung von euch entgegen. Ja, ſo weit war ich ſogar ſchon gekommen, daß ich euch gar nichts davon ſchreiben wollte. Da flüſterte mir mein Schutzgeiſt zu rechter Zeit noch zu, daß nur eine gebeichtete Sünde vergeben werden könne. So habt ihr denn nun meine Beichte, ehrwürdiger Vater, und ich bitte um eure Abſolution. Gern will ich Pönitenz thun, und wenn ihr es für gut findet, lieber noch acht Tage in Wilsnack bleiben und beten. Sonſt reiſe ich am Freitage ab. Vale.

Fünfter Brief.

Ehrwürdiger, in Gott andächtiger Vater!

Ich habe euch in meinem letzten Schreiben nicht einmal geſagt, wer ſie iſt, und doch hätte das vor allen Dingen geſchehen ſollen, denn da ihr ſie ohne Zweifel kennt, ſo hätte ihr liebliches

Bild ſofort vor euren Augen geſtanden, obwohl es in der Vorſtellung lange nicht ſo ſchön ſein kann, als in der Wirklichkeit. Vorgeſtern habe ich ſie wiedergeſehen. Sie war in der Kirche und betete. War es mir doch, als ob mein Gebet, auf den Flügeln ihrer Andacht getragen, leichter gen Himmel ſchwebte, froher und vertrauender meiner Bruſt entſtieg. Sie ſah mich nicht, und ich hütete mich wohl, ſie zu ſtören. Wie glücklich machte mich ſchon der Gedanke, daß mein Gebet und das ihrige zu gleicher Zeit, — ach vielleicht von einem und demſelben Engel — vor den Thron Gottes getragen wurden! Auch geſtern war ſie in der Kirche. Der Vater erblickte mich beim Hinausgehen, und lud mich ein, ihn zu beſuchen, was er ſchon das erſte Mal gethan hatte. Lächelt nicht, ehrwürdiger Vater, ich fürchtete mich. Es iſt eine ganz eigene Art von Furcht, aber doch nichts anderes. Aber ich faßte mir ein Herz und ging mit. Sie ſprach nach Jungfrauenweiſe mit mir ſehr wenig, aber ſie blickte mich oft verſtohlen an, und wurde jedesmal roth, wenn ſie merkte, daß ich es geſehen hatte. Das, habe ich gehört, legen ſich junge Gecken immer als ein günſtiges Zeichen aus. Ich habe keine Erfahrung in ſolchen Dingen, und weiß es nicht, auch ihr werdet es nicht wiſſen, es müßte denn aus dem Beichtſtuhle ſein. Der Vater erzählte mir von ſeinen Gütern, und daß er meinen Vater wohl gekannt habe. Auch er iſt der Meinung, daß die Quitzows etwas Bedeutendes beabſichtigen, wie ſich mir das auch bei meinem Beſuche, den ich Johann machte, beſtätigte. Er lenkte das Geſpräch auf die Zeitläufte, und äußerte, daß man jetzt, wo Siegmund die Mark übernommen habe, bedeutenden Veränderungen entgegen ſehen könne. Er habe aus Ungarn Nachrichten, — ich vermuthe durch Gans von Putlitz — nach welchen ſich Wichtiges vorbereite, wobei leicht die Mark in ihren bisherigen Gerechtſamen und Freiheiten ſehr geſchmälert werden könnte. Es käme jetzt auf ein einmüthiges Zuſammenhalten aller Schloßgeſeſſenen und guten Mannen mehr als je an. Denn nur dadurch ſei es möglich, wirkſam den etwa heraufziehenden Sturm zu beſchwichtigen, oder wenn es ſein müßte, ſich ihm mit Kraft entgegen zu ſtemmen. Ich vermochte ihm darauf wenig zu erwiedern, da mir noch unbekannt iſt, was man auf der einen oder der anderen Seite beabſichtigt, er ſelber aber Näheres nicht angab, oder anzugeben geneigt ſchien. Ich bin im Grunde nicht

viel klüger von ihm gegangen, als ich gekommen war. Vielleicht habt ihr nähere Nachrichten, und wißt euch ſeine Reden beſſer zu deuten. Da ich für jetzt und auf der Fortſetzung meiner Pilgerfahrt wohl ſchwerlich mit ihm und ſeinem Bruder zuſammen kommen werde, iſt es mir ziemlich gleichgültig, ſeine Rede nicht verſtanden zu haben. Eine Stunde ſpäter habe ich aus einem ſehr lieblichen Munde kaum zehn Worte vernommen; aber ſie waren für mich zehnmal verſtändlicher und bedeutungsvoller, als ſeine ganze Rede.

Aber es geht mir wunderlich. Ich komme mir ſeit einigen Tagen ganz ausgetauſcht vor. Ich vermag meine Gedanken nicht mehr feſtzuhalten, die von jedem Gegenſtande abſpringen, als ob ſie elaſtiſch wären, und dann, wie Bäche einem Strome zueilen, ſich immer in einer beſtimmten Gegend zuſammen finden. Ich hätte auch gar nichts dagegen, denn es iſt ſo ſüß, an ſie zu denken, wüßte ich nur, ob ich in meiner jetzigen Lage nicht Sünde thue, mich ſo — hinzugeben? — ach nein, das thue ich nicht, — mich ſo hinreißen zu laſſen. Aber kann ich denn anders? Ich wehre mich genug, und zuletzt gerathe ich in Zweifel, ob das Wehren nicht ſelber eine Sünde ſei, denn ſie iſt ein gar engelgutes Geſchöpf. Ich kann mir wohl denken, daß ihr fragen werdet, woher ich das weiß, denn freilich habe ich euch noch nichts erzählt, woraus ihr ihre Trefflichkeit hättet abnehmen können. Auch weiß ich euch dergleichen nicht zu erzählen, und dennoch weiß ich, daß ſie engelgut iſt, daß ſie weit beſſer iſt, als ich ſelber es jemals werde ſein können. Ich habe davon eine unmittelbare Gewißheit, und dieſer mein Glaube iſt ſtark genug, um aller Gründe entbehren zu können. Wie ſoll man denn auch erfahren, daß ein Menſch gut iſt, wenn man ihn nicht gut glaubt, und eben in dieſem Glauben ſeiner Güte inne wird?

Es iſt heute Donnerſtag, der 21. Mai, und Himmelfahrtsfeſt, und ich bin nun eine volle Woche hier. Noch habe ich kein Schreiben von euch erhalten, und ſo werde ich denn morgen weiter reiſen. Aufrichtig geſagt, es iſt mir immer, als ob ich hier noch mit meiner Andacht nicht fertig wäre, und länger hier bleiben müßte. Mir ſind die acht Tage überaus ſchnell entflohen, es iſt faſt, als wäre die Zeit hier nicht ſo lang, als anderwärts, und ich habe es mir vorrechnen müſſen, um inne zu werden, daß ich ſchon ſo lange hier bin. Sie bleibt noch drei Tage hier, dann

kehrt ſie mit ihrem Vater zurück. Ich bin eingeladen, ſie auf ihrem Gute zu beſuchen, und dort kann mir eure Empfehlung gar nützlich werden, denn ich wünſche die Bekanntſchaft mit dem Vater fortzuſetzen, der mir ſehr gefallen hat, ſchon weil er der Vater einer ſolchen Tochter iſt. Aber er ſcheint auch außerdem ein Ehrenmann zu ſein, wie wär er denn auch ſonſt euer Verwandter? Doch ich ſehe eben, daß ich euch ſeinen Namen ſchon zu Anfang des Briefes habe nennen wollen, ſo mag er denn hier am Ende ſtehen. Es iſt eures Vaters Bruderkind, Peter von Bredow auf Vehlevanz, deſſen älteſte Tochter an einen von Schlabberndorf verheirathet iſt. Solltet ihr ſeine jüngere Tochter Maria nicht kennen? — Ich kenne ſie für die Ewigkeit!

Lebt wohl, ehrwürdiger Vater, und laßt mich der Segnungen eures Gebetes theilhaftig werden.

Sechster Brief.

Ehrwürdiger Vater in Chriſto!

Geſtern, als Freitag den 22. Mai, ging ich früh bei Sonnenaufgang mit einem Pilgerſtabe und allem, was ich bei mir führe, verſehen, von meiner Herberge ab. Ich wählte den Weg vor ihrem Hauſe vorbei. Noch waren die Laden zu, ſie lag wahrſcheinlich noch in ſüßem Morgenſchlummer. Die Hauswirthin ſtand vor der Thüre. Ich hatte am vorigen Tage von den vielen Händlern, die hier mit Roſenkränzen, Holzbechern, Heiligenbildern und ähnlichen Gegenſtänden handeln, das ſchönſte Marienbild gekauft, deſſen ich habhaft werden konnte. Es war einfach in Gold gefaßt. Ich übergab es der Frau, mit der Weiſung, es Marien zuzuſtellen, im Namen eines Pilgers, der da bitte, ſeiner in ihrem Gebete zu gedenken. Doch ſollte ſie mich nicht näher bezeichnen. So ſchritt ich, mein bleiernes Wilsnacker Zeichen mit den drei Blutstropfen am Hute, zum Perlebergerthore hinaus.

Es war ein wunderbar ſchöner Morgen. Der Weg zog ſich am Abhange eines Hügels hin, und dann durch eine Bruchgegend. Noch konnte ich das lebenvolle und doch ſo ehrwürdige

Wilsnack in der Ferne erblicken. Das Bruch war rings von Wald umgeben, der, ſich bald vordrängend, bald zurücktretend, die Landſchaft freundlich geſtaltete, die durch eine Mühle an der Karthane, und jenſeits des Bruchs durch den nach Kleetzke gehörigen Hof Karthan belebt wurde. Bald nahm des Waldes ehrwürdiges Dunkel auch mich auf. Gelber Ginſter blühete in großen Gebüſchen, und in den Wipfeln der hohen Bäume ertönte das eigenthümliche Geſchrei des Pfingſtvogels, der ſcheu die höchſten Zweige erſtieg, wie eine verzauberte wandelnde gelbe Frucht. Noch hörte ich aus der Ferne das Geläute, welches zu den Proceſſionen der Betfahrtswoche einladete, und es klang feierlich daher durch die Stille des Waldes, ſich mit dem Geſange der Waldvögel verbindend. Wundert euch nicht, ehrwürdiger Vater, wenn ich euch nichts von dieſen Proceſſionen geſchrieben habe. Kann ich euch darin etwas Neues ſagen? Auch habe ich, wie die meiſten Pilger, keine der Feldproceſſionen mitgemacht, ſondern mich auf die gewöhnlichen in der Stadt beſchränkt. Daß der Himmelfahrtstag in Wilsnack ſehr feierlich begangen wurde, werdet ihr ſchon vermuthen können; aber kirchliche Gebräuche, wenn ſie nichts Abweichendes zeigen, euch zu beſchreiben, hieße Waſſer in den Fluß tragen, darum habe ich es ganz vermieden.

Die herrliche Waldluft hatte etwas ſehr erfriſchendes. Hier und da ſprang ein Reh oder ein Hirſch über den Weg, und unter den Heidelbeeren regte es ſich geheimnißvoll und flüchtig. In Erinnerungen an die in Wilsnack verlebten Begebniſſe verloren, wanderte ich dahin, nur ſelten durch Begegnende unterbrochen. So erreichte ich nach vier Stunden die Stadt Perleberg.

Der Ort gilt als die Hauptſtadt der Priegnitz, und liegt an der Stepenitz, die ſich hier in drei Arme getheilt hat. Die Stadt iſt mit einer Mauer und doppelten Gräben umgeben, und in der Mauer befinden ſich wohl funfzig Thürme und Wiekhäuſer, wodurch ſie ein ſehr ſtattliches Anſehen erhält [1]). Das Dobberzinſche Thor, durch welches ich eintrat, hat einen eigenthümlich geformten hohen Thurm, der in der Mitte wie zuſammengeſchnürt erſcheint. Darüber wird er wieder dicker, und endigt ſich in einer hoch aufſteigenden Spitze. Im Innern zeigt

[1]) Bekmann, Beſchreibung der Mark Brandenburg Th. V. Bd. II. K. 1. S. 29 f.

die Stadt nichts Abweichendes, doch hat ſie einige große Häuſer. Ich nahm meine Herberge in der Wollenwebergaſſe.

Unmittelbar darauf beſuchte ich eurer Anweiſung zufolge den erſten Pfarrer der St. Jacobskirche, Ehrn Matthias Kruſemark. Da er zugleich markgräflicher Zieſemeiſter iſt, und als ſolcher die Zieſe [1]) von den Leuten einzuziehen hat, ſo konnte er mich nicht ſogleich annehmen, bis er ſein Geſchäft beendigt hatte. Er lud mich zu Tiſche ein, und ertheilte ſeinen beiden Haushälterinnen deshalb die nöthigen Befehle. Dann ging er mit mir hinüber zur St. Jacobskirche. Ein nur wenig geräumiger, mit einer Mauer umſchloſſener Kirchhof umgiebt ſie. Das Mittelgebäude iſt hoch, und vorn mit einem anſehnlichen Thurm verſehen, der ſich in eine hohe Spitze endigt, welche unten beim Anfang mit vier kleinen Thürmen umgeben iſt. Der Chor, dem Thurme gegenüber iſt ſpäter angebaut, niedriger als die Kirche, und trägt am Ende einen kleinen Thurm. Auswärts an der Nordſeite des Chors iſt ein großes Crucifix angebracht, und darüber ſtehen die Worte: Anno Domini 1361 Incepimus struere J. N. R. J., wie denn auch das ganze Anſehen dieſes Theils den neuen Urſprung verräth [2]).

Das Innere der Kirche iſt würdig und ſchön, inſonderheit iſt der Hochaltar, da er vor 50 Jahren erſt neu erbaut worden, prächtig verziert. Das Hauptbild enthält eine St. Marienkrönung. Sehr ſchön hat der kunſtreiche Meiſter, der es gemalt hat, die heilige Jungfrau mit acht Engeln umgeben, und ihnen auf jeder Seite zwei gekrönte Frauen- und Männergeſtalten zugeſellet. Noch weiter zur Rechten ſteht St. Petrus, und neben ihm St. Katharina, zur Linken aber St. Paulus. Oben darüber hat er die Verkündigung Mariä angebracht, ſo daß die Tafel den Anfang und das Ende der evangeliſchen Begebenheiten der heiligen Gottesgebärerin darſtellt. Die Flügel des Altars zeigen ſehr kunſtreich die Geſchichte des Leidens Chriſti, von dem Fußwaſchen an, bis zur Kreuzigung. Oben darüber ſieht man die Auferſtehung und Himmelfahrt des Heilandes. Auf dem Bilde des Fußwaſchens, zunächſt über dem Altartiſch auf der Evangelienſeite (rechts), ſieht man zugleich eine Fliege ſehr na-

[1]) Eine Abgabe.
[2]) A. a. O. S. 31. 32.

türlich gemalt, ſo daß ſie allgemeine Verwunderung erreget, und wird dies als das Wahrzeichen dieſer Kirche betrachtet. Dem Altar gegenüber, nicht weit von der großen Orgel, ſteht die von Steinen gemauerte Taufe, mit einem hölzernen Gitter umgeben [1]).

Wir begaben uns zurück nach dem Hauſe des Pfarrers. Der Tiſch war angerichtet, und die beiden Haushälterinnen nahmen neben uns Platz. Sie ſchienen ihr Geſchäft ſehr wohl zu verſtehen. Inſonderheit hat mir das erſte Gericht ungemein wohl geſchmeckt, nämlich Eier in Fleiſchbrühe gekocht, welche mit Pfeffer und Saffran wohl gewürzt war. Ehrn Kruſemark ſagte mir, daß er dies Gericht im Kloſter Dobrilugk kennen gelernt habe, wo es ſo beliebt war, daß vermöge einer Stiftung, jährlich an den Feſten Weihnachten, Epiphanias, Himmelfahrt Chriſti, am Pfingſt- Trinitatis- und Frohnleichnamsfeſte, an den Tagen der Geburt, Reinigung und Himmelfahrt Mariä, am Feſte Johannis des Täufers, Petri und Pauli und aller Heiligen jedem Kloſterbruder, Novizen ſowohl, als Mönchen, ſie mochten im Krankenzimmer oder im Speiſeſaale ſich befinden, der Pietanzien-Meiſter zwei ſolcher Eier darreichen mußte [2]). Auch glaube ich wirklich, daß dieſe Speiſe ſehr geſund und nahrhaft iſt. Fleiſchſpeiſen fehlten, da wir Faſttag hatten.

Ehrn Kruſemark, ein ziemlich kleiner, faſt kugelrunder Mann, iſt zugleich ein ziemlich ſonderbarer Mann, der ſeltſame und doch ſinnreiche Meinungen hegt. So behauptete er z. B.: man müſſe nicht ſagen, die Sonne ſcheint am Tage, ſondern ſie ſcheint in der Nacht. Denn, ſagte er, wenn in der Nacht die Sonne anfängt zu ſcheinen, ſo wird es Tag, folglich ſcheint die Sonne wirklich in der Nacht, und weil ſie ſcheint, iſt es Tag, denn es würde augenblicklich die Nacht ſichtbar werden, in welcher ſie ſcheint, ſobald ſie aufhörte zu leuchten. Die Nacht wird daher unaufhörlich und in jedem Augenblicke von der Sonne in Tag verwandelt, gleichſam immer von neuem geboren. So, meinte er, verwandle ſich im Abendmale das Brod und der Wein durch die Einwirkung des Herrn unaufhörlich und immer wieder in ſein Fleiſch und Blut, und wie der Tag eigentlich in der Nacht ent-

---

1) A. a. O.
2) Worbs Invent. diplom. Lusat. infer. p. 189.

halten ſei, ſo ſei es der Leib und das Blut des Herrn im Brodte und Weine. Man habe zu gleicher Zeit Tag in der Nacht, oder Nacht im Tage, und doch nicht zweierlei, ſondern nur einerlei Weſen in vollſtändiger Verwandlung, ſo ſei es auch im Abendmale, und für ihn habe daher das große Geheimniß nichts Unbegreifliches. Ich ſelber enthalte mich darüber, wie billig, eines Urtheils, habe euch aber ſeine Anſicht doch mittheilen wollen, da ſie mir wenigſtens nichts Ketzeriſches zu enthalten ſcheint. —

Als ich von ihm ging, beſah ich mir das hieſige Kloſter St. Anna, in welchem Karmelitermönche hauſen. Es iſt ein ziemlich anſehnliches Gebäude, nicht gar weit von dem Döbberzinſchen Thore, den ſogenannten ſieben Bürgen, an der Stepenitz gegenüber gelegen. Ueber dem Eingange ſieht man in einem Gemälde die Verkündigung Mariä abgemalt, und zu jeder Seite einen Karmelitermönch mit ſeinem Barte und in ſeiner weißen Kloſterkleidung. Daneben iſt ein Stall gemalt. Die Kloſterkirche iſt ſehr reich verzieret, beſonders mit Schnitzarbeiten, Heilige, Apoſtel und Crucifixe darſtellend. Gegen Oſten von der Kirche iſt ein ſchöner doppelt gewölbter Kreuzgang mit vielen Denkmälern und Gemälden. Ringsum befinden ſich die anſehnlichen Wirthſchaftsgebäude, und die frommen Väter ſind hier wohl aufgehoben [1]).

Perleberg beſitzt auch ein heil. Geiſt-Hoſpital mit guten Einkünften. Das Gebäude ſteht nahe am Parchimer Thore und iſt nicht klein. Die dazu gehörige St. Spirituskirche iſt ein hohes Gebäude, gut eingerichtet, und hat als Altarbild ebenfalls eine Krönung der Maria. Ihr ſehet, daß die Perleberger viel auf die Ehre der heil. Jungfrau halten, und ich kann ſie darum nur um ſo mehr loben. — O welch ein ſüßer Name! — Nächſtdem befindet ſich noch ein St. Gertraudts-Hoſpital in der Stadt. Vor dem Parchimer Thore liegt ein St. Georgen-Hoſpital mit ſeiner Kirche. Auch in der Stadt an der Ecke der Wollenweberſtraße befindet ſich noch eine kleine Kapelle zu St. Nikolaus. Eine Kalandsbrüderſchaft iſt ebenfalls hier vorhanden.

Das Rathhaus iſt anſehnlich, und liegt am Markte. Auf ſeinem langen Saal haben an den Jahrmärkten die Gewand-

---

1) A. a. O. S. 42. 43.

ſchneider und Tuchmacher ihre Waaren feil. Auf dem Markte ſteht ein Roland.

Die Stadt hat die Stapelgerechtigkeit, und mitten in der Stadt eine große Waaren-Niederlage, wodurch der Verkehr gar ſehr gehoben wird. Auch iſt die Stadt in der That ſehr lebendig, und ihre Einwohner befinden ſich wohl.

Am Sonnabend, den 23. Mai, früh Morgens wanderte ich zum Parchimer Thore hinaus. Es hat einen hohen, viereckigen, bedachten Thurm mit vielen Fenſtern. Durch ihn gelangt man mittelſt einer Brücke zu einem Wiekhauſe, und abermals mittelſt einer Brücke zu einem niedrigen, viereckigen Thurme. Die St. Georgen-Kapelle blieb mir rechts liegen. Der angenehme Weg führte zwiſchen Weinbergen am Ufer der Stepenitz hin, faſt bis gegen Groß-Linde, einem Dorfe zwiſchen zwei Hügeln. Von hier an wird er etwas öde, und führt öfter durch kleine Waldſtriche. Das Wetter war heute nicht ſo freundlich, als geſtern.

Vor Tangendorf vorbei und durch Tacken führte mich der Weg; links in einiger Entfernung blieb der wüſte bruchige Wald Putlitz liegen, der in der Gegend als der Aufenthalt von Räubern gefürchtet iſt. Mein Weg ging nicht hindurch. Bei Lockſtädt erreichte ich die Stepenitz wieder. Auf der Brücke über dieſelbe war eine Clus gebaut, mit einem Muttergottesbilde, vor welchem ich meine Andacht verrichtete. Durch das Dorf Mansfeld ſchreitend erreichte ich Mittags das Städtchen Putlitz, deſſen Schloß bekanntlich der Stammſitz der mächtigen Familie iſt. Die Burg hat ein ſehr ſtattliches Anſehen. Der Ort iſt eine gewöhnliche Ackerſtadt.

Die Herrſchaft iſt bekanntlich in Tangermünde. Ich war deshalb nicht Willens, mich aufzuhalten, ſondern nur zu Mittag zu eſſen. Doch hielt es ſchwer, etwas zu bekommen. Nachmittags machte ich mich wieder auf, und gelangte ſonder Gefährde über Tellſchow nach Stepenitz, und damit nach dem nördlichſten Punkte meiner Wallfahrt. Stepenitz iſt ein anſehnliches Dorf an dem hier überaus unbedeutenden kleinen Fluſſe gleiches Namens, in einer übrigens ſehr waſſerarmen Gegend, zur Herrſchaft Putlitz gehörig. Ihr wiſſet, ehrwürdiger Herr, daß es ein kleines Ciſtercienſer-Nonnenkloſter enthält, in deſſen Kirche das heilige Blut, das Ziel meiner Wanderung, aufbewahrt wird.

Ich herbergete im Kruge. Es waren nur wenige Pilger

vorhanden. Ungeachtet des großen Heiligthums iſt ſeine Verehrung nicht ſo groß, als die vieler geringeren Heiligthümer. Das macht, es ſind nicht viele Wunder bekannt, die es verrichtet hat, und darum regen ſich im Volke geheime Zweifel an der Aechtheit deſſelben. Nur der bedeutende Ablaß zieht noch immer Pilger hierher, obgleich ihre Zahl mit der nicht zu vergleichen iſt, welche Wilsnack beſucht.

Eure Empfehlung öffnete mir die Zelle der Domina, welche ich ohne dieſelbe wohl nicht betreten hätte. Unſere Unterredung beſchränkte ſich auf die zunächſt liegenden, gewöhnlichſten Dinge, und währete nicht lange. Was konnte ich auch mit ihr ſprechen? Das Treiben der Welt, und die Lage der jetzigen Verhältniſſe war ihr unbekannt. Sie war als Kind in das Kloſter getreten, und hatte ſeit jener Zeit ſich nur um ihr Kloſter und die nächſte Umgegend gekümmert. Sie wußte weder, ob ein Kaiſer regierte, noch wie er hieß. Sie kannte ſelbſt nur einen heiligen Vater Papſt, von einem zweiten hatte ſie einmal gehört, wußte aber nicht, was aus ihm geworden war. Kurz ſie lebte in dieſer Beziehung, wie die Aebtiſſin eines Kloſters leben ſoll, denn ihr Kloſter iſt ihre Welt.

Sie ſoll eine ſtrenge Kloſterzucht halten; doch ſollen einige der frommen Schweſtern ihr viel zu thun geben, die ihre Welt gern bis über die Kloſtermauern hinüber ausdehnen möchten. Die Bauern wiſſen Manches zu erzählen, das, wenn es wahr iſt, ihre Ehrfurcht vor den frommen Schweſtern nicht eben ſteigern kann. Ich beſuchte nachher den Pfarrer des Ortes und zugleich des Kloſters, und morgen beim Gottesdienſte werde ich mit den übrigen Pilgern Gelegenheit finden, dem heiligen Blute unſere Devotion zu bezeigen. Ich wünſche euch Heil und Frieden.

Siebenter Brief.

Ehrwürdiger, andächtiger Vater!

Am Sonntag, den 24. Mai, da man in der heiligen Kirchen ſinget Exaudi, ladete uns ſchon früh das Geläute der Glok-

ken zum Gottesdienſte ein, und wir ſetzten uns in den Stand, ſeiner Mahnung Folge zu leiſten. Endlich ertönte das volle Geläute, und die Gläubigen wandelten dem Gotteshauſe zu. Ihr wißt, das Kloſter iſt Marienfließ genannt, und ich kann euch nicht ſagen, wie wohlklingend ich den Namen finde. Wie lieblich fließt er über die Zunge! Wie tönt er ſo ſilberrein und hell! Was iſt es mit dieſer geheimen Magie der Namen, warum iſt der eine nicht wie der andere? Sind ſie doch alle nur Hauch und Schall. — Ach jeder iſt ein Inbegriff von Eigenſchaften, die ihn geheimnißvoll umſchweben, und bei ſeinem Laut unbewußt in das Gemüth des Hörers einziehen. Darum klingen uns manche Namen ſo unfreundlich, wie z. B. Judas, Barrabas, während andere dagegen ſo lieblich klingen.

Die Meſſe begann, und wurde in gewohnter Weiſe beendigt. Nach derſelben und der Predigt wurde das heilige Blut aus ſeinem koſtbaren Behältniß herausgenommen und vorgezeigt. Ich verſchlang es faſt mit den Augen, denn wo giebt es wohl eine heiligere Reliquie, als dieſe? Alles warf ſich auf die Knie nieder, als hätte ſich der Himmel geöffnet, als ob der Erlöſer ſelber ſichtbar geworden wäre. Jeder freuete ſich des Heils, das ihm wiederfahren war, dies heilige theure Blut mit ſeinen eigenen Augen geſehen zu haben, das vergoſſen wurde zur Vergebung unſerer Sünden, und am Kreuzesſtamme den heiligſten Adern entfloſſen war. War es mir doch, als dürfte der Blick eines ſündhaften Menſchen nur ſchüchtern darauf verweilen, als ſei er nicht werth, ein ſo großes Heiligthum anzuſehen, als würde es entweiht, wenn ein ſterbliches Auge ſich darauf heftete. Nur Engel konnten würdig ſein, es mit einem ewigen Hoſianna zu preiſen, ohne vor ſeinem Anblick die Augen niederzuſchlagen. Da erinnerte ich mich aber der großen Liebe, welche der Herr zu den Seinen getragen, und daß er eben ſein Blut vergoſſen, um keinen derſelben verloren gehen zu laſſen, da erinnerte ich mich, daß auch ich einer ſeiner Erlöſeten ſei, und durch die Kraft der heiligen Sakramente ſein eigen, und dies gab mir eine ſo große Freudigkeit, daß ich, wenn auch demüthig, dennoch feſt das hohe Heiligthum anblicken konnte. Wir ehrten es durch eine feierliche Proceſſion, an welcher auch die tief verſchleierten frommen Schweſtern Theil nahmen, und damit wurde der Gottesdienſt beſchloſſen.

Das heilige Blut wird in einem Kryſtallfläſchchen verwahrt, deſſen unterer Theil davon gefärbt iſt. Das Fläſchchen iſt wiederum in einem koſtbaren Behälter enthalten. Es iſt des Bluts allerdings nur wenig, allein es kommt dabei auch nicht auf die Menge an. Seine Geſchichte iſt folgende:

Im Jahre 1250, alſo vor mehr als anderthalb hundert Jahren, zu einer Zeit, wo das Chriſtenthum in dieſen Gegenden noch nicht gar lange feſte Wurzeln geſchlagen hatte, entſchloß ſich Johann Gans von Putlitz, in ſeinem Dorfe Stepenitz, Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren, ein Nonnenkloſter Ciſtercienſerordens zu gründen, und es mit den nöthigen Gütern zu verſehen. Dieſer ſeiner aufblühenden und mit Liebe gepflegten Stiftung ſchenkte er neben anderen Heiligthümern auch dieſe unſchätzbare Reliquie. Am Michaelistage 1256 ſtellte der hochwürdige Erzbiſchof von Magdeburg, Rudolf von Dingelſtedt eine Urkunde darüber aus [1]), in welcher er bekennt für jeden, der da fragen könnte, wie das heilige Blut hierher gekommen, daß, als der erlauchte Fürſt, Kaiſer Otto die heiligen Oerter im Morgenlande beſuchte, der Sultan ihm dieſes heilige Blut als ein auserleſenes Geſchenk verehret habe. Ein gewiſſer Edler, der Vertraute und Mitwiſſer dieſes Geheimniſſes, habe Allen unbewußt, heimlich dieſes Heiligthum von jenem Orte mit zu Hauſe gebracht, und es Herrn Johann Gans von Putlitz dem älteren geſchenkt, der es nun den Nonnen in Stepenitz geſchenkt habe, damit ſie es vor allen anderen Gaben verehrten, wie es wahren Bräuten Jeſu Chriſti gezieme. Er bezeugt auf den Grund vieler Erfahrungen, daß Gott durch dieſes Heiligthum, ſowohl an Kranken als Bedrängten, viele Wunder gewirkt habe, welche an dieſen Ort gekommen ſeien, um das Heiligthum gläubig zu verehren, und demüthig um Ablaß zu bitten. Er verleihet nun allen, welche dies künftig thun werden, Ablaß auf vier Jahre und achtzig Tage, ſechszig, vierzig Tage und vier Karenen. Zeugen waren der Biſchof von Havelberg Heinrich von Kerkow, Johannes Gans und ſein Sohn, Herr Heythenricus, genannt Schutte, und die erſte Aebtiſſin dieſes Kloſters Frau Gertrud, ſo wie die Aeb-

---

1) S. d. Urk. in Buchholz brandenb. Geſch. Th. IV. S. 86. Sie iſt nicht, wie Buchholz vermuthet, von dem als Zeuge genannten Biſchof Heinr. v. Kerkow, denn nie erſcheint in Urkunden der Ausſteller unter den Zeugen.

tiſſin Hildeſidis. Den Namen Marienfließ muß es erſt ſpäter erhalten haben, denn er kommt in der Urkunde nicht vor.

Den Sonntag verlebte ich ſtill in Stepenitz. Ich nahm im Kloſter ein Seelenbad. Am andern Morgen ging ich nach dem Städtchen Meienburg, das auf einer hochgelegenen Fläche liegt, auf welcher die Stepenitz entſpringt, wie euch bekannt iſt. Der Ort gehört denen von Rohr, die daſelbſt ein feſtes Schloß beſitzen, und der Biſchof von Havelberg hatte mir an ſeinen Bruder Hans von Rohr ein Empfehlungsſchreiben mitgegeben, den ich jedoch nicht zu Hauſe fand, weshalb ich dieſen Weg vergebens gemacht habe. Der Ort hat nur zwei Thore, aber Wall und Mauern, welche die Hanſeſtädte erbaut haben, um ſich im Fall der Noth auf Reiſen und Waarentransporten in dieſen Gegenden hinein flüchten zu können [1]). Eine Meile öſtlich von hier liegt das Schloß und Städtchen Freienſtein.

Unverrichteter Sache ging ich von Meienburg ab, und wandte mich wieder gegen Süden. Bis Falkenhagen war mit Ausnahme eines Dorfes, durch welches der Weg führte, nichts zu bemerken. Hinter Falkenhagen ſteigt der Weg einen flachen Berg hinan, von welchem ich die Stadt Pritzwalk in geringer Entfernung vor mir erblickte. Ein Bauer, der ſich zu mir geſellt hatte, zeigte mir am Abhange des Berges die Stelle, wo vor zwei Jahren fünf Pilger, welche zu Aken und Wilsnack Ablaß holen wollten, von vier Straßenräubern überfallen, und nackt ausgezogen worden waren [2]). Man ertappte die Räuber jedoch, und hat ſie am Heiligen Dreikönig-Abend gerädert. Die Stelle liegt dem Dorfe Streckenthin gegenüber. Auch jetzt noch iſt die Umgegend von Pritzwalk unſicher, und von einer Bande Räuber werden viele ſchlimme Dinge erzählt.

Die Stadt liegt auf fruchtbarem Boden, und nimmt ſich ſehr gut aus. Ihre feſten aus Feldſteinen beſtehenden Mauern mit vielen theils viereckigen theils runden Thürmen und Weichhäuſern, die doppelten zum Theil ſogar dreifachen Gräben geben ihr das Anſehen großer Sicherheit [3]). Der kleine Fluß Temnitz oder Dömnitz füllt dieſe Gräben und macht ſie ſogar fiſchreich.

---

1) Bekmann Beſchreib. d. Mark Brandenb. Th. V. B. II. K. VIII. S. 342.
2) Bekmann a. a. O. S. 142.
3) Bekmann a. a. O. S. 92. 93.

Ihre Straßen ſind gerader, als man ſie ſonſt in der Regel findet, und ſehen ſehr gut aus. Meine Herberge nahm ich auf dem Salzmarkte. Ich war zum Perlebergiſchen Thore hereingekommen, das ein ganz anſehnlicher Bau iſt. Ein großes ſchweres Gebäude, oben mit einem niedrigen Thurme mit vier Fenſtern verſehen, öffnet ſeine Pforte, und führt über den erſten Graben. Dann kommt man durch ein Weichhaus, und hinter ihm über den zweiten Graben. Nun erhebt ſich ein ſtarker viereckiger Thurm von fünf Stockwerken Höhe mit zierlichen Giebeln, durch welchen man in die Stadt gelangt [1]). In ähnlicher Weiſe ſind auch das Kemnitziſche und Buchholziſche Thor bewehrt. Ein viertes Thor hat zu Markgraf Ludwigs des ältern Zeiten der Rath gebauet, mußte es aber wieder zumauern laſſen, weil er es ohne Bewilligung der Bürgerſchaft gethan hatte, die hier große Rechte hat. Der Thorthurm wird jetzt als Gefängnißthurm gebraucht, und heißt der Fangethurm [2]).

Ich ging ſofort zu dem Propſt Niklas Waldenburg, um ihm meinen Beſuch, und zugleich von eurer Empfehlung Gebrauch zu machen. Er nahm mich freundlich auf, und bedauerte gar ſehr, daß der erſte des Monats ſchon verfloſſen, und der des kommenden Monats noch fern liege, weil er mich gar zu gern als Gaſt bei der Verſammlung ſeiner Kalandsbrüderſchaft geſehen hätte. Er ſprach von dieſer Geſellſchaft mit großer Freude, und ſchilderte die dabei ſtatt findenden geſelligen Vergnügungen ſehr lebendig. Wie überall beſteht ſie aus Geiſtlichen und aus Laien, auch Frauen ſind Mitglieder. Ihre frommen Zwecke, wie die Feſtſtellungen der für die verſtorbenen Mitglieder zu leſenden Seelenmeſſen, Krankenpflege der Ihrigen, Unterſtützung Nothleidender und Elender, beſchäftigen ſie nur den einen Theil des Abends bei jeder Verſammlung. Nachher ſetzt man ſich zu einem fröhlichen Mahle nieder, bei welchem es ſehr vergnügt zugeht. Ehrn Niklas Waldenburg lobte ſehr den Wohlthätigkeitsſinn der Mitglieder, und meinte, daß dieſer manches gut mache, was einzelne Mitglieder im Rauſche des Vergnügens ſich etwa zu Schulden kommen ließen. Doch würde gegen gute Sitte und Ehrbarkeit nicht leicht gefehlt. Bei der letzten Verſammlung des

---

1) Merians Topographie Tafel 85.
2) Bekmann a. a. O. S. 126.

Kalands hatte er den ganzen Rath als Gäſte eingeladen, und es iſt dabei hoch hergegangen. Doch hat der Rath ihm zwei Viertel Bieres dazu gegeben [1]).

Ich beſahe dann in ſeiner Geſellſchaft die Pfarrkirche zu St. Nikolai. Sie iſt von Feldſteinen erbauet, und nicht beſonders groß, aber von ziemlicher Höhe, überall gewölbt, und ruhet auf vierzehn runden Pfeilern [2]). Auch der Thurm iſt von Feldſteinen aufgeführt bis oben hinauf, und mit einer Haube von Ziegelſteinen gedeckt, welche eine zierliche mit Schiefer gedeckte Spitze trägt [3]). Der Hauptaltar enthält eine ſchöne Altartafel, nämlich ein mit Strahlen umgebenes Marienbild. Ueber dieſem Bilde befindet ſich die Krönung, und darüber die Verkündigung Mariä, darüber die Einſetzung des Abendmahls, und ganz oben Chriſti Auferſtehung. Zu beiden Seiten der Haupttafel ſieht man viele Heilige und Apoſtel, und unter allen iſt eine ganze Reihe von Bruſtbildern gemalt, lauter gekrönte Frauen darſtellend. Offenbar hat der Maler ſie als anbetende Geſellſchafterinnen der heiligen Jungfrau gedacht, wie die Heiligen und die Apoſtel. Das ſehr reiche Gemälde macht einen eigenen Eindruck. Und doch bezieht ſich alles auf die ſtrahlende Jungfrau als den Mittelpunkt jener Darſtellung, und die Bilder in der Höhe erſcheinen nur wie Erinnerungen aus ihrem irdiſchen Leben und als Gegenſtände der Betrachtung ihrer würdigen Umgebung. An der auswendigen Seite der Flügel des Bildes ſieht man die Geburt Chriſti, und die Anbetung der Weiſen aus dem Morgenlande ſehr lieblich gemalt. Wie demüthig neigen ſich hier die Weiſen und die Könige der Erde vor dem in tiefer Niedrigkeit geborenen göttlichen Kinde, ſeinem ſtillen unſchuldigen reinen Frieden und der demuthsvollen Ergebenheit der unbefleckten Gottesgebärerin! Selbſt die unvernünftige Creatur, dem Menſchen doch in anderem Betrachte nahe ſtehend, nimmt ſchweigend Theil an dieſer wunderbaren Huldigung, in welcher der Himmel ſich mit der Erde verbindet, und oben darüber leuchtet der Stern, der das Heil der Welt verkündigt. In der anderen Abtheilung des Flügels iſt

---

[1]) Bekmann a. a. O. S. 119.
[2]) O. a. O. S. 94.
[3]) A. a. O. S. 109.

St. Laurenzius mit dem Roſte gemalt, nebſt einigen kleineren Bildern [1]).

Unfern des Altars befindet ſich in einem kleinen Gehäuſe eine kleine zwiefache Maria, ebenfalls mit Strahlen umgeben. Das Gehäuſe iſt mit Lichterſpitzen verſehen, welche die Gewandſchneider mit Lichtern verſehen müſſen.

Außer dem hat die Kirche noch mehrere Altäre, namentlich einen von den Kalandsbrüdern geſtifteten, dem heiligen Andreas und der heiligen Barbara gewidmeten, einen anderen, den die beiden Ritter Eginhard und Berthold von Stüven geſtiftet haben, und mehrere andere.

Nahe vor dem Buchholziſchen Thore liegt eine Kapelle zu St. Jacob mit ihrem Kirchhofe, welcher unter anderem die bei der Stadt gelegenen Mühlen, die Langebrückmühle und die Pefſermühle gehören [2]).

Ein Kloſter hat Pritzwalk nicht; wohl aber am Kemnitziſchen Thore ein heiligen Geiſthoſpital, und nahe dabei eine Spitalbude oder ein Haus für Ausſätzige (domus leprosorum). In und bei dem Hoſpitale wohnen Beguinen, welche ſich der Krankenpflege annehmen. Auch eine heilige Geiſtkapelle iſt dabei vor hundert Jahren erbauet, in welcher regelmäßig Meſſe geleſen wird [3]).

An der Landwehre vor dem Perleberger Thore bei dem Gieſendorfſchen Wege befindet ſich ein Calvarienberg, wiewohl er ſehr uneigentlich ſo genannt wird, weil es eine Ebene iſt, auf welcher aber mittelſt Klauſen die Stationen des Leidens Chriſti angegeben ſind. Er wird in der heiligen Woche von vielen Andächtigen fleißig beſucht, die vor den Stationen ihre Andacht verrichten, und im Geiſte den Leidensweg Chriſti mitwandeln.

Als ich zurückkam zu meiner Herberge, rief ein reitender Stadtdiener auf dem Salzmarkte aus, daß morgen die Rathswahl und die Burſprache auf dem Rathhauſe abgehalten würde. Er verkündigte dies innerhalb der ganzen Stadt, damit die Bürger ſich darauf einrichten konnten, und ich hoffe, morgen ebenfalls dabei ſein zu können.

---

1) A. a. O. S. 95.
2) A. a. O. S. 110.
3) A. a. O. S. 119. 120.

Damit mein Brief aber nicht zu lang werde, ſchließe ich ihn hier, und empfehle euch dem Schutze des höchſten Gottes.

Achter Brief.

Ehrwürdiger in Gott andächtiger Vater!

Vorgeſtern habe ich meinen letzten Brief an euch geſchloſſen, und darum euch Manches mitzutheilen. Es iſt heute Mittwoch der 27ſte Mai.

Am Montag Abend kamen mehrere Männer gereiſet, und nahmen ihre Wohnung in meiner Herberge, die geſehen zu haben, für mich nicht ohne Intereſſe iſt. Es waren Claus von Quitzow auf Schloß Stavenow, der Vetter Dietrichs und Johanns von Quitzow, der von Wilsnack kam, wo er mit ſeinen Vettern eine Zuſammenkunft gehabt hatte. Ferner die durch ihre große Fehdeluſt und vielen Beutemachereien berüchtigten und vielfach genannten drei Brüder Hans, Heinrich und Baldewin von dem Kruge. Alle vier waren, wie ich am anderen Tage erfuhr, hergekommen, um dem Rathe das ihnen gehörige Dorf Gieſendorf zu verkaufen, und mit ihm deswegen zu unterhandeln[1]. Sie ſchienen ſehr vertraute Freunde zu ſein. Ihr Zimmer lag neben dem meinigen, und da die Wand nicht dick und ihre Rede nicht leiſe war, ſo konnte ich vieles davon verſtehen. Claus von Quitzow ſchien der ruhigſte und geſetzteſte von ihnen zu ſein. Die Knechte konnten nicht Bier genug hinaufſchaffen, und bald machten die Herren einen Höllenlärm. Sie ſangen mit ſchrecklich rauher Kehle Sauf- und Kriegeslieder, daß die Fenſter dröhnten. Mit jeder Viertelſtunde wurden ſie tapferer, und hielten ſich und die übrigen für immer bravere Kerle. Ihre Herzlichkeit nahm zu, und äußerte ſich in den grimmigſten Flüchen und Schimpfworten, mit welchen ſie einander belegten. Es wurde dabei viel auf den Tiſch geſchlagen, und die aufwartenden Knechte machten immer ſo eilig wie möglich, daß ſie aus der Stube kamen, denn die gefürchteten Herren waren guter Laune, und das

---

1) Der Verkauf kam drei Wochen ſpäter, nämlich am 18. Juni 1411 wirklich zu Stande. Siehe die Urkunde in Beckmanns Geſchichte der Mark Brandenburg Th. V. B. II. K. III. S. 145 ff.

war eine Zeit, wo die Knechte gern zum Stichblatt nicht eben feiner Späße gebraucht wurden. Auch der Wirth behandelte ſie mit ſcheuer Furcht, denn von ihren tollen und verwegenen Streichen wird viel erzählt.

Es war ſchon dunkel geworden, als Baldewin von dem Kruge nach dem Hofe ſtolperte, ohne Jemanden mitzunehmen, was in Rückſicht ſeines Zuſtandes bedenklich ſchien, denn der Kopf mußte ihm ſehr ſchwer ſein. Nach einer Weile erhob ſich auf dem Hofe ein gräulicher Lärmen, daß das ganze Haus zuſammen lief. Baldewin ſaß in einem engen Gemache, deſſen Thüre offen ſtand, und ſchimpfte fürchterlich. Vor ihm ſtanden die Dienſtleute des Wirths, ſo wie die Knechte der Edelleute, und hörten zu. Seine Predigt war ſeiner Kanzel würdig. Ein Knappe hatte zufällig die Thüre des Gemachs geöffnet. Das war das Signal geweſen, ſeinen Schimpfworten freien Lauf zu laſſen. Der Knappe hatte die Thür wieder ſchließen wollen, allein er hatte die Beine gegen geſtämmt, und es verhindert. Sein Lärmen hatte nach und nach immer mehr Leute herbeigezogen, die ſich ihn mit Muße betrachteten, da er offenbar nicht aufſtehen konnte, aber dafür um ſo toller tobte. Durch ſein großes Schimpfen hatte er zuletzt ein gar nicht unanſehnliches Publikum gewonnen, das mit großem Vergnügen dem Strom ſeiner Rede lauſchte, ohne ſich an ſeine Drohungen und ſeine entſetzlichen Grobheiten zu kehren. Er ſaß da, wie ein feuerſpeiender Drache auf ſeinen Schätzen, und ließ ſich keinen auf mehr als drei Schritte nähern, ohne ihn ſpeciell zum Gegenſtand ſeines Schimpfens zu machen, das ſich außerdem in der Allgemeinheit hielt. Endlich hatte der Lärmen auch ſeine drei Gefährten herabgezogen. Sie wollten ihn vermögen, heraus zu kommen. Allein er hatte ſich in ſeinem Grimme und in der Betrunkenheit ſo verbiſſen, daß er auch ſie nicht heran ließ, ſondern im Gegentheil auf ſie nicht minder ſchimpfte und fluchte, als auf die übrigen. Da ſie bereits ſtark angetrunken waren, ſo nahmen ſie das ſehr übel auf, und fingen an, es zu erwiedern. Es hätte leicht eine tolle Geſchichte geben können, wenn die Knappen nicht endlich nach vieler Mühe und Kunſt ihre Herren vermocht hätten, in das Haus zurückzukehren, und Baldewin ſitzen zu laſſen. Es blieb auch in der That nichts weiter übrig, denn er war nicht herauszubringen. So hat er denn die Nacht darin zugebracht.

Am anderen Morgen fand er ſich nüchtern bei ſeinen Gefährten ein. Von dieſer Art von Beredſamkeit habe ich vorher keinen Begriff gehabt. Auf den hohen Schulen ſollen die Doktoren, wie ich mir habe ſagen laſſen, ihre Werke oft mit großer Kunſt und eben ſo großer Heftigkeit vertheidigen, indem ſie ihren Gegnern alles mögliche Böſe ſagen. Baldewin von dem Kruge that ohne alle Kunſt ganz daſſelbe, aber gewiß nicht minder wirkſam, das bewies die zahlreiche aufmerkſam lauſchende Zuhörerſchaft.

Am Dienſtag Morgen ſtrömte die Bürgerſchaft nach dem Rathhauſe, und auch ich eilte dahin. Es iſt ein anſehnliches Gebäude, dreifach über einander gewölbt, mit zwei vor das Dach hervorſpringenden Giebeln [1]. Unten wohnen des Raths Diener, und werden die Feuerlöſchgeräthſchaften verwahrt. Oben iſt ein großer Saal, in welchem die Burſprache abgehalten wird. Daß ich hineingelaſſen wurde, verdankte ich nur dem Umſtande, daß ich mit einem Rathmanne bekannt war, der mich mit hinein nahm. Zuerſt legte der bisherige Rath im Saale ſein Amt nieder, und die Rathmänner legten die Zeichen ihrer Würde ab. Darauf entfernten ſie ſich in die Audienzſtube, und überließen die Bürgerſchaft ſich ſelbſt. Dieſe wählte nun den Rath, der aus ſechs Bürgermeiſtern und acht Rathsherrn beſteht, von welchen der erſte Bürgermeiſter alle Jahre wechſelt. Als dies geſchehen war, wurden die Rathmänner in Proceſſion wieder herein geführt, man machte ſie mit der getroffenen Wahl bekannt, ſie legten die Zeichen ihrer Würde an, und gelobten der Bürgerſchaft Fleiß und Treue, ſo wie auch, ſie nicht in ihren Rechten und Freiheiten zu beeinträchtigen. Die Bürgerſchaft dagegen gelobte innerhalb ihrer Grenzen Gehorſam und ſchuldige Achtung. Darauf kündigte der Rath an, daß er ein ordentliches Gericht hegen wolle, und ſtellte der Bürgerſchaft frei, ihre Angelegenheiten vorzutragen, worauf ſich der Rath wieder nach dem Audienzzimmer zurück zog. Nun begann die Burſprache. Was das Wort Bur bedeutet, iſt zweifelhaft, ſchwerlich Bauer, wahrſcheinlicher wohl Gefährte, wie in Nachbur (Nachbar), der nahe Gefährte. Das Wort iſt ſehr alt, und mag wohl aus der Heidenzeit ſtammen. Die Bürger beſprachen ſich nun über zu wünſchende Verbeſſerungen und Einrichtungen, und wenn ſie

---

[1] Bekmann a. a. O. S. 122.

über eine ſolche einig waren, ergriff einer einen Stein, und warf damit gegen die eiſerne Thüre, welche die Audienzſtube vom Saale trennte[1]). Dann wurde die Thür geöffnet, und eine Abtheilung der Bürgerſchaft trat ein, um dem Rathe das Nöthige vorzutragen. Der Rath mußte ſie anhören, und ihrem Anbringen gemäß das Nöthige anordnen, worauf ſich die Sendboten wieder zurückbegaben, und neue Beſprechungen, Wiederholungen des Verfahrens herbeiführten, bis endlich die Burſprache geſchloſſen wurde. Daß die Bürgerſchaft durch dieſe Einrichtung hauptſächlich viel gewönne, will mir nicht ſcheinen. Glaubt ihr, daß eine in ihren Intereſſen befangene Gemeinheit im Stande iſt, das für das allgemeine Beſte Erſprießlichſte aufzufinden und zu beſchließen? Ich glaube, daß ihr daran zweifelt, wie ich, beſonders wenn in ſo tumultuariſcher Weiſe verfahren wird.

Ich beſuchte darauf den Rathmann Nikolaus Zarnow und ſeine Frau Katharine, welche ich beide aus früheren Verhältniſſen kenne. Beide nöthigten mich für den anderen Tag zu Tiſche. Nachmittags ſah ich eine Hochzeit mit an, welche ein Tuchwebermeiſter feierte. Es ſind hier, wie an den meiſten Orten, vom Rathe beſtimmte Geſetze erlaſſen, um den übergroßen Aufwand bei Hochzeiten zu beſchränken. Die vornehmſten Bürger ſollen nicht mehr Gäſte bitten, als zu 40 Schüſſeln und 8 Schüſſeln Droſten (Bedienung). Die Bürger mittleren Standes nur Gäſte zu 20 Schüſſeln und 4 Schüſſeln Droſten, die vom unterſten Stande zu 10 Schüſſeln Gäſte und 2 Schüſſeln Droſten. Am letzten Hochzeitabend dürfen die vermögendſten 12 Schüſſeln, die darauf folgenden 8 Schüſſeln, und die ärmſten 3 Schüſſeln geben[2]). Das iſt auch meiner Meinung nach vollkommen genügend, denn mancherlei Gebräuche, welche die Priegnitz mit Meklenburg gemein hat, machen eine Hochzeit noch immer theuer genug. Rechnet einmal folgende, auch ſchon bei mittleren Hochzeiten gewöhnliche Schmauſereien zuſammen, um euch davon zu überzeugen. Es wird nämlich 1) bei der Verlöbniß ein Schmaus gegeben, zu welchem Freunde und Bekannte eingeladen werden. Dann folgt

---

[1]) Bekmann a. a. O. S. 126 f.
[2]) Bekmann a. a. O. S. 129.

2) der Jngedôms-Schmaus, auf welchem die Mitgift der Braut — ihr Jngedôm — feſtgeſetzt wird, und zu welchem meiſt alle die eingeladen werden, welche bei der Verlöbniß zugegen geweſen wären. Nun kommt 3) der Lichterſchmaus. Die Braut nöthigt ſich nämlich Freunde und Bekannte zuſammen, welche ihr die Hochzeitlichter machen helfen, die aus Wachs mittelſt Mangelhölzern und andern Geräthſchaften verfertigt werden, worauf der Schmaus folgt. Seit Kurzem iſt dies abgeſchafft, und vier Beguinen müſſen die Hochzeitlichter machen. Die Erfahrung zeigt jedoch, daß alte Einrichtungen immer wieder nach einiger Zeit ſich eindrängen. Dann folgt 4) das Butterſchlagen, wo die Braut ſich Bekannte nöthigt, ihr die Hochzeitbutter machen zu helfen, und dieſe bewirthet. Daneben gehen 5) die Bittelköſten. Acht Tage vor der Hochzeit müſſen die Gäſte durch vier Hochzeitbitter eingeladen werden, und zwar von einem Ehepaare der Mann beſonders, und ſeine Frau ebenfalls beſonders. Während dieſer Zeit werden die Hochzeitbitter anſtändig beköſtigt. Nun folgt 6) das Kuchenbacken. Die Braut muß ihre weibliche Verwandtſchaft einladen, damit ſie ihr den Hochzeitkuchen backen hilft, und ſie mit einem Schmaus bewirthen. Am Abend vor der Hochzeit erſcheinen bei ihr 7) die Brautjungfern, welche ebenfalls feſtlich bewirthet werden. Darauf folgt nun 8) die Hochzeit mit ihren Schmauſereien, welche meiſt einige Tage währt, und endlich 9) die Nachhochzeit, eben jener ſchon vorher erwähnte Abendſchmaus nach der Hochzeit [1]). Es giebt dabei für das Brautpaar und die Eltern unendlich viel zu eſſen und zu trinken, unendlich viel zu bezahlen, und unendlich viel Aerger und Verdruß, ſo daß eine Hochzeit, abgeſehen von allen übrigen Bedenklichkeiten, ſchon hierdurch allein eine der halsbrechendſten Fährlichkeiten des Lebens wird, und die Obrigkeiten ſehr recht thun, wenn ſie den Aufwand möglichſt beſchränken, wiewohl es nur ſchwer gelingen will.

Heute habe ich nun bei Nikolaus Zarnow gegeſſen, und von ihm noch mancherlei die Stadt betreffende Sachen erfahren. Er und ſeine Frau Katharina gehen jetzt damit um, ihr vor dem Perlebergiſchen Thore belegenes Land einem frommen Zwecke zu widmen. Sie wollen daſelbſt eine Kapelle erbauen, und ſie der

---

[1]) Schröder Wismariſche weltliche Geſchichte S. 122.

heiligen Jungfrau Maria, der heil. Katharina, den heil. drei Königen, dem heil. Georg, und den 1000 Streitern, ſo wie allen Heiligen widmen [1]). Dieſer Plan beſchäftigt ſie ſehr lebhaft [2]). Vor drei Jahren hat man hier in Pritzwalk einen Menſchen entdeckt, der zu Meienburg falſche Pfennige gemünzt hatte, die er hier ausgab. Die Umſtände waren ſehr erſchwerend, und er wurde verbrannt [3]). Beſſer kam vor neun Jahren ein gewiſſer Thidecke Höppener weg. Er hatte einem Juden Geld geliehen, welches ſich als falſch erwies. Es kam heraus, daß er das falſche Geld aus geliefertem Metalle auf der Münze hat ſchlagen laſſen, und es ſelbſt abgeholt hatte. Es hielt ſchwer, ihm zu beweiſen, daß er gewußt habe, das Geld ſei falſch geweſen. Er behauptete ſeine Unſchuld, und erbot ſich endlich zu einem Gottesurtheil, nämlich ein heißes Eiſen zu tragen, was der Rath auch annahm. Allein ſeine Freunde legten ſich ins Mittel, und verglichen ſich mit dem Rathe wegen einer Ausſöhnung, nach welcher er der Stadt ſechs Mark Silbers geben mußte, und davon kam [4]). Sonſt hält man hier ſcharfes Gericht. Im J. 1378 iſt einer, Namens Bierhals und ſein Mitgenoſſe aufgehängt worden, bloß weil ſie eine Jacke geſtohlen hatten. Vor acht Jahren hatte eine Frau ein Laken geſtohlen. Es wurde ihr deshalb ein Ohr abgeſchnitten, und ſie aus der Stadt verwieſen. Einer anderen, welche vor vier Jahren aus einer Badſtube ein Badelaken entwandt hatte, wurde an dem Kaak (Schandpfahle) ein Ohr abgeſchnitten [5]). Wie hart ſtraft man doch die Vergehen bei Kleinen, und wie viel läßt man den Großen durchgehen!

Der Name der Stadt iſt offenbar wendiſchen Urſprungs, und ſoll von den beiden Wörtern Priz oder Przez, fort, und Walk oder Wolk, Wolf herkommen. In frühen Zeiten, ſagt man, hat ſich eine Anzahl Leute zuſammen gefunden, um hier einen Ort zu gründen. Damals aber beſtand die ganze Gegend aus Wald. Man wollte mit einer Linde den Anfang machen, ſie auszuroden; aber als man ſich ihr näherte, erblickte man darun-

---

1) Bekmann a. a. O. S. 97 f.
2) Im J. 1420 wurde dieſe Stiftung beſtätigt, und die Kapelle eingeweiht.
3) A. a. O. S. 142.
4) A. a. O. S. 141 f.
5) A. a. O. S. 144.

ter einen Wolf, der gemächlich ſeiner Ruhe pflegte. Man ſchrie ihn daher an: Prizwalk, fort Wolf! worauf er entfloh; das Wort aber wählte man zum Namen der Stadt [1]). Noch jetzt iſt das erſte Wort in der Sprache des gemeinen Mannes nicht ungebräuchlich, und man hört nicht ſelten ſagen: er iſt pritſch, anſtatt: er iſt fort. Auch ſcheint an der Sage etwas zu ſein, denn das Wappen der Stadt Pritzwalk iſt ein Wolf unter einer Linde. Oben darüber ſchwebt ein rother Adler [2]).

Nikolaus Zarnow ladete mich ein, ihn nach dem zwei Meilen von der Stadt entfernten Dorfe Tüchen zu begleiten, wo er dieſen Nachmittag hinreiten wollte, weil er dort wegen Ankauf von Getreide ein Geſchäft hatte. Ich nahm ſein Anerbieten gern an, weil ich dadurch mit der Gegend um ſo bekannter wurde, und es mir Pflicht ſcheint, daß jeder ſein Vaterland ſo genau wie möglich kennen lerne. Außerdem hatte er mir den Altar der Dorfkirche als ſehenswerth geſchildert, und ſo machten wir uns in Begleitung einiger Knechte auf den Weg. Unterweges erzählte mir Zarnow eine merkwürdige Geſchichte, welche dieſem Altar ſeine Entſtehung gegeben hat, und die ich euch doch wieder erzählen will.

In Welſchland lebte vor mehr als hundert und fünfzig Jahren ein mächtiger Ritter, Luigi genannt, der Ruhm, aber auch das Schrecken ſeiner ganzen Gegend. Tapfer und ruhmbegierig hatte er Theil genommen an den Kriegen ſeines Vaterlandes, und ſich große Ehre und einen weit verbreiteten Ruf erworben. Als das wilde Feuer ſeiner Jugend nicht mehr verzehrend brannte, ſondern ſich etwas gemildert hatte, entſchloß er ſich, der Einſamkeit ſeiner Tage abzuhelfen, und ſich zu verheirathen. Eine ſchöne und edle Jungfrau ſeines Gaues war es, um welche er warb, die ſchönſte in weiter Runde, Bertalda geheißen. Aber zugleich freiete um ſie ein anderer Ritter, nicht weniger tapfer und mächtig als der erſtere. Dieſer hieß Rinaldo, und letzterer hatte ſich ſogar ſchon länger um die Jungfrau beworben, als Luigi. Dennoch ſiegte, wie es wohl zuweilen geſchieht, der ſpäter Kommende, denn zum Laufen hilft nicht immer ſchnell ſein. Rinaldo hatte ſich bis dahin immer noch mit Hoffnungen getröſtet, und nicht

---

[1]) A. a. O. S. 89.
[2]) A. a. O. S. 91. 120.

mit Unrecht, denn er durfte ſich ſchmeicheln, die Liebe der ſchönen Bertalda gewonnen zu haben, ſie hatte ihm Liebe gelobt, und oftmals geäußert, daß ſie ſich kein Glück an der Hand irgend eines Mannes verſprechen könne, als einzig an der ſeinigen. Dabei war Bertalda ſo ſanft, ſo fromm; ſie konnte keiner Treuloſigkeit oder Falſchheit fähig ſein. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn daher die Nachricht, daß ſie mit Luigi verlobt, und dieſem zugeſagt ſei. Kaum vermochte er Kraft genug zu finden, ſich das Leben zu erhalten, denn alle Lebensfreude ſchien für ihn dahin zu ſein. Wohl vermuthete er, daß Bertalda nicht gefragt worden ſei, daß Luigi ſich an die Eltern gewandt, und dieſen das Vortheilhafte einer Heirath mit ihm auf das Glänzendſte vorgeſtellt haben werde, wohl konnte er es ſich denken, daß die arme Bertalda nicht weniger unglücklich ſein werde, als er. Aber Gewißheit wollte er doch gern haben. Mit großer Mühe hatte er es endlich dahin zu bringen gewußt, daß ihm Bertalda eine geheime Zuſammenkunft geſtattete, an einem Orte, wo ſie unbelauſcht zu ſein hoffen durften. Aber ſie waren es nicht. Luigi hatte von dem Verhältniſſe gehört, in welchem Rinaldo zu Bertalda ſtand, und Rinaldo war kein Nebenbuhler, den man unbeachtet laſſen durfte. Er hatte deshalb Bertaldas Leute durch Geld und Verſprechungen auf ſeine Seite zu bringen gewußt, und dieſe hatten ihm die Zuſammenkunft verrathen. So war er denn ein heimlicher Zeuge ihrer Herzensergießungen, und hörte dabei eben nicht ſein Lob. Wüthend aber ſchmerzte es ihm, als er vernahm, daß Bertalda ſeinem Gegner verſprach, ihn ewig zu lieben, daß ſie zu Luigi keine Liebe fühle, und nur dem Machtgebote der Pflicht Gehorſam leiſte. Tief verwundete ihn, als er vernahm, daß Rinaldo aus dem Lande gehen wollte, und Bertalda ihm verſprach, auch in der Ferne ihm ihre Liebe zu bewahren, um einſt im Himmel mit einander vereinigt werden zu können. Die wüthendſte Eiferſucht entbrannte nach der Weiſe ſeines Landes in ſeinem Herzen. Er war unſchlüſſig, ob er ſie nicht alle beide dem Dämon ſeiner Rache opfern ſollte. Da fiel ihm ein Plan ein, von welchem er ſich mehr verſprach, und ſtill und leiſe ſchlich er ſich aus ſeinem Verſteck von dannen.

Nicht offen wollte er gegen Rinaldo als Feind handeln, denn weſſen wollte er ihn anklagen? Aber heimlich wollte er ihn verderben, und nöthigenfalls ſeine Braut mit ihm. Darum gab er

ſich Mühe, Rinaldo unbemerkt fangen zu laſſen, und ſandte gedungene Räuber aus, ihm aufzulauern. Aber dieſer war bereits am anderen Tage in Pilgerkleidung von dannen gegangen, hatte Geld und Koſtbarkeiten zu ſich geſteckt, um im Auslande ſeinem Grame ungeſtört nachhängen zu können, und entfloh ſo unbekannt und unverfolgt, indem er den Weg nach Norden einſchlug, den nicht gern freiwillig ein Welſcher wählte. Einige Tage hoffte Luigi noch immer, Rinaldos habhaft zu werden, und ſeine Rache ſättigen zu können. Als er ſich jedoch geſtehen mußte, daß nun keine Wahrſcheinlichkeit mehr da ſei, ihn aufzufinden, entbrannte ſein Zorn auf die furchtbarſte Weiſe, und ſeine ganze Rache wendete ſich gegen Bertalda. Eigentliche Liebe hatte ihn nicht zu ihr geführt; es war mehr ſeine Eitelkeit geweſen, die einen Stolz darin ſetzte, das ſchönſte und reichſte Mädchen der Gegend ſein nennen zu können. Sie zeigte ihm keine Liebe, er aber hatte allgemach allerdings etwas gefühlt, was er dafür nahm, und hoffte von der Zeit, daß ſie Bertalda's Gleichgültigkeit umwandeln würde. Aber nach der von ihm belauſchten Unterredung ſchien es ihm, als ob Bertalda ihn mit Hohn und Verachtung behandele, und das war mehr, als ſein Stolz ertragen konnte. Seine Eiferſucht lenkte daher mit Leichtigkeit ſeine Rachſucht von Rinaldo auf ſeine Braut, und er verlor ſich in düſterem Brüten über unheilſchwangere Pläne. Mich will ſie nicht lieben, ſprach er knirſchend, ihn will ſie die Ewigkeit hindurch lieben, mit ihm in Ewigkeit vereinigt bleiben! Ha, ihr ſollt euch verrechnet haben; ich werde Rinaldo finden, ſei es auch noch ſo ſpät; aber auch ſie ſoll meiner gerechten Rache als Opfer fallen. Gewaltſam, unvorbereitet auf den Tod, ohne Buße und Abſolution ſoll ſie, ſoll ſpäter er, hinüber gehen in die Ewigkeit, damit ſie nicht theilhaftig werden der himmliſchen Freuden, und ihrer geträumten Vereinigung ein Hinderniß erwachſe, an das ſie nicht gedacht haben. Sie ſoll ſterben, und ihn will ich verfolgen, bis meine Rache ihr Ziel gefunden hat. So, gepeinigt von dem wüthendſten Durſte nach Rache, wußte er doch ſeine blutigen Gedanken unter der Hülle äußerer Gleißnerei und Artigkeit zu verbergen, und Niemand ahnete, welch ſchreckliches Gift die Hölle in ſeinem Herzen kochte.

Unter ſeinen Knechten gab es zwei, welche geübt in den Künſten der Vergiftung, des heimlichen Mordes, und jeder im Fin-

Digitized by Google

ſtern ſchleichenden Bosheit waren, und deren er ſich nach Art ſeiner Landsleute ſchon öfter bedient hatte, wenn es galt, einen geheimen Plan der Rache zu vollführen. Aber ihre Kunſt wurde noch übertroffen von der eines Mohren, der in ſeinem Dienſte ſtand. Schwarz war ſein Geſicht, ſchwärzer ſeine Seele, und wenn ein Werk der Finſterniß zu verrichten war, entwickelte er eine bewundernswürdige Thätigkeit. Ihnen vertraute Luigi ſeinen Plan an, und fand ſie, wie er erwartet hatte, bereitwillig zur Hülfe. Es kam jetzt nur noch darauf an, eine paſſende Gelegenheit abzuwarten, um den Anſchlag auszuführen, und dieſe fand ſich bald.

Bertalda's Vater hatte eine große Jagd veranſtaltet, an welcher ſowohl ſie als Luigi Theil nehmen ſollten. Die Umgegend war gebirgig und felſig. Bald riß der Eifer des Jägers die meiſten der Geſellſchaft hin, ſie folgten begierig der Spur des Wildes, und achteten wenig auf einander. Luigi hielt ſich mit ſeinen drei Leuten in der Nähe von Bertalda, die nicht ahnete, welche teufliſche Pläne in ſeinem Kopfe wucherten. Unter einem leicht gefundenen Vorwande wußte er ſie zurückzuhalten, und bald waren die übrigen ihnen aus den Augen. Sofort faßte er ihren Zügel, und ritt nach der Seite mit ihr ab, wo er wußte, daß er keinen von der Jagdgeſellſchaft treffen würde. Bertalda dachte anfangs nichts Arges; aber als die Gegend immer wilder und wilder wurde, und die Pferde nur noch mit Mühe kletterten, als der Lärm der Jagdgeſellſchaft immer entfernter verhallte, und zuletzt kaum noch in leiſen Hornlauten zu hören war, fragte ſie: wo führt ihr mich denn hin, Luigi? Da verzog ſich ſein Geſicht zu gräßlichem Hohne, und knirſchend verſetzte er: zur ewigen Vereinigung mit eurem treuen Liebchen, wo der Teufel eure Copulation vollziehen wird. Bertalda ſah ſchaudernd in ſein grimmiges Geſicht und antwortete: ich verſtehe euren Scherz nicht. — Wirſt ihn bald verſtehen lernen, ſprach er, warte nur ein wenig. Er hatte den Mohren kurz vorher, ihm einige Worte zuflüſternd, voraus geſchickt, dieſer kehrte zurück und ſagte leiſe: hier gleich zur Seite, links. Steige ab von deinem Roſſe, holde Braut, ſprach Luigi, hier ſeitwärts iſt ein ſchönes Ruheplätzchen, da ruht ſich's ſo traulich, da ruht ſich's ſo ſüß, laß uns raſten von dem beſchwerlichen Ritte. Bertalda ſah ihn mißtrauiſch an, aber da alle abſtiegen, und anſcheinend ruhig waren, ſtieg auch ſie ab.

Folge dieſen Leuten, ſagte Luigi, ich komme gleich nach. Was habt ihr vor, rief Bertalda, warum wollt ihr nicht mitkommen? Ich gehe nicht ohne euch. Gut, wenn ihr es wünſcht, bin ich dabei, antwortete Luigi. Die Knechte ſchritten voran, und der Mohr bog dienſtfertig die Zweige aus dem Wege, oder warf loſe Steine zur Seite. Als ſie endlich ſo etwa fünf Minuten gegangen waren, ſtiegen ſie wieder aufwärts. Dort oben, ſprach Luigi, iſt das Ruheplätzchen, und es öffnet ſich euch eine große Ausſicht. Lagert euch dort, ich komme gleich nach. Es waren nur noch etwa zehn Schritte bis zur Höhe, und Bertalda weigerte ſich nicht. Aber als ſie die Stelle erreicht hatte, ſtand ſie dicht am Rande eines fürchterlichen Abgrundes, einer tiefen Gebirgsſpalte, auf derem Grunde die Bäume wie junges Kraut, und ein ſchäumender Gebirgsſtrom, deſſen Brauſen herauf ſchallte, wie ein dünner Faden erſchien. Der Mohr winkte; ruhe ſanft, Liebchen, ſchrie Luigi von weitem, und ſollteſt du etwa ſinken, ſo werden dich die Teufel wohl auf ihre Flügel nehmen! Mit Hohngelächter legten die Knechte ihre Hände an Bertalda und ſtießen ſie hinunter. Ein langer gellender Schrei ſtieg zum Himmel, und verhallte im vielfachen Echo der Gebirgswände. —

Der Mohr lief zu ſeinem Herrn zurück und ſprach: Laßt uns Bertalda's Pferd nachſtürzen, dann glaubt man, ſie ſei mit dem Pferde dem Abgrunde zu nahe gekommen und hinunter gefallen. Luigi ſtand blaß und verſtört da, er nickte nur ſeine Bejahung, der gellende Schrei hatte ihn wie Todesſchauer durchrieſelt. Das treue Pferd folgte ſeiner Herrin.

Luigi eilte mit ſeinen Leuten wieder zu ſeinen Jagdgefährten. Er that gar nicht, als ob er ſich entfernt hatte. Auch war er zwar vermißt worden, doch glaubte man, daß er, wie Andere, der Fährte eines Wildes nachſpüre. Als die Jagd vorbei war und man ſich wieder ſammelte, fehlte Bertalda. Man ließ die Hörner erklingen, allein vergebens; kein Ruf führte ſie zurück. Man durchſuchte den Wald und fand ſie nicht. Die Nacht verging im Suchen, der Morgen kam, und Luigi fing die Sache an zu langweilen. Er wußte die mit ihm Suchenden nach der Todesſtelle zu locken, kletterte gegen den Abgrund, und verkündigte endlich, daß er unten im Grunde ein Pferd liegen ſehe, und Bertalda hinabgeſtürzt zu ſein ſchiene.

Auf weitem Umwege ſuchte man ſich der Stelle zu nähern.

Man fand Bertalda's Pferd zerſchmettert, ſie ſelber war nirgends zu ſehen.

Dennoch blieb nun kein Zweifel mehr an ihrem Tode. Man vermuthete, ſie ſei in den Bach gefallen, und von dieſem eiligen Laufes fortgetragen worden. Sie kehrte nicht wieder, und wurde von ihren Eltern tief betrauert. Auch Luigi that, als ginge ihm ihr Tod ſehr zu Herzen. Vielleicht war es auch wirklich ſo, denn das ihn aufregende Gefühl war geſättigt, und log ſeiner ſchrecklichen That nicht mehr wie vorher eine gefällige Form an. Er wurde zuletzt ſchwermüthig, und nach vielen Jahren ſtürzte er ſich an derſelben Stelle in den Abgrund, von welcher er Bertalda hinabwerfen ließ.

Bertalda war nicht todt. Da ſie fiel, war es ihr, als ob zwei Engel ſie in den Armen hielten und mit ihr hernieder flögen. Sie kam ſchwebend zur Erde, und verlor ſanft in Schlaf gewiegt die Beſinnung. Als ſie erwachte, fühlte ſie ihre Wange benetzt vom ſchäumenden Bache. Sie blickte erſtaunt um ſich, denn ſie wußte nicht wo ſie war, noch wie ſie hierher gekommen. Alle Erinnerung an ihr voriges Leben war verſchwunden. Nicht weit von ihr lag ein zerſchmettertes Pferd. Sie erkannte nicht, daß es das ihrige geweſen. Aber die beiden Engel traten an ſie heran, und ſprachen: Hier darfſt du nicht weilen, man trachtet nach deinem Leben. Eile vorwärts! Dorthin, wohin wir zeigen. Und ſie machte ſich auf und ſchritt fürbaß durch die Länder und Städte und Dörfer der Menſchen, und wer ſie ſah, gab ihr gern auf ihre Bitte Speiſe und Trank, denn er erkannte, daß ſie vom Geiſte getrieben werde. Und wenn ſie geraſtet hatte, kamen die Engel und ſprachen wie zuvor: du darfſt nicht weilen, eile weiter. So überſchritt ſie die goldenen Fluren Welſchlands und die himmelanſteigenden Grenzen Deutſchlands, Oeſterreichs geſegnete Auen und Böhmens kornreiches Land, und überall erbarmten die Menſchen ſich ihres Elendes, das ſie nicht zu nennen wußte. Als der Mai kam mit ſeinen Frühlingsblumen und ſeinem heitern Waldgeſang, befand ſie ſich eines Tages auf ihrem Wege mitten in einem dichten Forſt, ſie war ermüdet und ſetzte ſich auf einen Erdhügel, wo ſie einſchlief im ſanften Rauſchen der Bäume. Beim Erwachen traten die beiden Engel zu ihr und ſprachen: Bertalda, du haſt genug gewandert. Nicht weiter ſollſt du gehen, denn hier wirſt du Ruhe finden, und biſt ſicher vor den Menſchen. Dann

halfen ſie ihr eine Hütte bauen, aus dichten Zweigen, in welcher ſich Bertalda eine Lagerſtätte bereitete aus weichem Mooſe. Und als ſie ſich umwandte ſtand vor dem Eingang in die Hütte ein junges Reh, und ſahe ſie mit ſeinen hellen Augen zutraulich und freundlich an. Es ſchien noch nie einen Menſchen geſehen zu haben, oder es war vielleicht gezähmt, und hatte von den Menſchen bis dahin nur Gutes erfahren, genug, es ließ ſich ſtreicheln, und verſtand dieſe Aeußerung des Wohlwollens. Es leckte Bertalda die Hand, und trat zu ihr in die Hütte, die Engel aber waren verſchwunden.

Am anderen Tage kam eine Köhlerfrau, und brachte ihr einen Topf mit Milch und etwas Brod. Nach und nach kamen auch andere, und brachten der armen Einſiedlerin Speiſe und Trank um einen Gotteslohn zu erwerben. Aber nie ſah ſie vornehme Leute, ſondern ſtets waren es ärmliche Waldbewohner, die ſich ihrer annahmen, weil ſie merkten, daß ein Geiſt in ihr wohne, und ſie ihr Leben dem Himmel weihe.

So vergingen ihr die Tage ſtill und unbemerkt. Ihr geliebtes Reh war ihre Geſellſchaft, denn die Engel kamen nicht wieder. Wenn ſie vor ihrer Baumhütte ſaß, ſpielte es um ſie herum, oder legte die ſchlanken Vorderbeine auf ihren Schooß, und ſah ſie mit den klugen Augen an. Keine Erinnerung ihres früheren Lebens ſtand vor ihrer Seele. Es war ihr als hätte ſie von jeher und ſchon lange lange im Walde gelebt, als hätte ſie nie eine andere Geſellſchaft gehabt, als ihr Reh. Sie ſprach mit ihm wie mit einem Menſchen, und grämte ſich nur, daß es nicht antworten wollte, da ihr doch war, als hätte es früher geſprochen. Zuweilen blitzte es in ihr, als zögen fremde Bilder wie in weiter Ferne durch ihre Seele; dann verſank ſie in tiefes Sinnen, aber wenn ſie verſuchen wollte, ſie anzuſehen, wenn ſie ſich anſtrengte, ihrer inne zu werden, ſo entſchwanden ſie in Nebel wie ein Traum beim Erwachen, Bertolda ſchüttelte den Kopf und ſeufzte: was quälen mich die Geiſter der Abgeſchiedenen? Wenn dann ihr frommes Reh nach Hauſe kam, ſtreichelte ſie es, und ſprach: es haben ſich Andere bei mir eindrängen wollen, mein gutes Thier, aber dich ſoll nichts verdrängen.

Der Herbſt kam, und mit ihm wurden die Tage rauher. Bertalda konnte nicht mehr ſo oft vor ihrer Hütte ſitzen, und

mußte bereits vor manchem Regenſchauer unter ihrem dichten Zweigdache Schutz ſuchen. Endlich kam wieder ein ſchöner Tag, und Bertalda ſaß wieder im warmen Sonnenſchein vor ihrer Hütte. Plötzlich vernahm ſie Rüdengebelle und den Schall eines Horns. Sie wurde aufmerkſam und wollte eben aufſpringen um ſich umzuſehen, als ihr geliebtes Reh athemlos herangeſprungen kam, um in ihrem Schooße Schutz zu ſuchen. Hinter ihm jagte eine Meute kläffender Hunde her. Bertalda umfing ihr Reh mit den Armen, die Hunde ſtutzten, und blieben ſtehen. Da trat ein Jägersmann aus dem Gebüſche hervor, und als er die Gruppe ſah, gebot er den Hunden Ruhe. Aber unmittelbar darauf rief er faſt entſetzt: Bertalda, um Gotteswillen, biſt du es ſelbſt? Bertalda ſah ihn an, und mit einem gellenden Schrei, wie bei ihrem Sturze, warf ſie ſich in ſeine Arme. Rinaldo, ſchrie ſie, Rinaldo, ich habe dich wieder! O Gott, wo bin ich, was iſt mit mir vorgegangen? Verwundert blickte ſie umher, ihr Reh lag zitternd zu ihren Füßen, und ſah ſie bittend an. Wie biſt du hierher gekommen, fragte Rinald. Weiß ichs? antwortete ſie. Zwei Engel haben mich hergebracht, doch weiß ich nicht wann, noch wie. O mein Kopf iſt mir ſo dumpf, und ſchmerzt heftig. Doch mag es ſein, wie es will, du lebſt, und biſt geſund, ich habe dich wieder, — das iſt mir Seligkeit. Aber o Gott, wenn dich der tückiſche Luigi findet, da mordet er dich, wie er mich gemordet hat. Rette dich, rette dich, mein Geliebter! Sei nicht bange, ſprach Rinaldo, hierher reicht Luigi's Arm nicht, hier ſind wir vor ihm ſicher. — Sind wir denn nicht auf den Beſitzungen meines Vaters? fragte Bertalda. — O weit davon, antwortete Rinaldo, komm aber mit mir, du ſollſt alles erfahren. Jetzt ſoll dich keine Macht der Hölle mir entreißen, nun wirſt du mein Weib; ſehet hier eure künftige Herrin, ſprach er zu den unterdeß heran gekommenen Knechten, bezeugt ihr eure Ehrfurcht.

Aber das arme Reh lag noch zitternd zu ihren Füßen, denn die Hunde hielten es umſtellt und ſtanden auf der Wacht. Da fiel Bertalda's Blick in ſein bittendes Auge. Fürchte nicht mein gutes Reh, ſprach ſie, daß ein anderer ſich in mein Herz drängt, er hat ſchon längſt darin gewohnt, und du haſt dennoch Platz darin gefunden, du ſollſt ihn behalten. Laß mir das Reh auch künftig, bat ſie, es ſei uns beiden werth, als Erinnerung unſe-

res ſeligen Wiederfindens. Hinweg ihr Hunde! gebot er, und ſie leiſteten, wenn auch mit Trauer um ihre Beute, Gehorſam. Bertalda nahm Abſchied von ihrer einſamen Hütte, und begleitete mit ihrem Reh Rinaldo nach ſeinem Schloſſe.

Rinaldo war als Pilgersmann durch Italien nach Deutſchland gegangen. Er floh das Geräuſch der Welt, und ſuchte die Einſamkeit. So kam er auch nach der Mark, aber er floh die Städte, und wählte zu ſeinem Aufenthalte die entlegenſten Dörfer. Doch fühlte er wohl, er könne nicht immer wandern, und als er vernahm, daß das Dorf Tüchen zu verkaufen ſei, entſtand bei ihm der Wunſch ſich hier anzuſiedeln. Es lag entfernt genug von Städten, um einſam genannt werden zu können. Hier durfte er hoffen, in ſeinen ſchwermüthigen Betrachtungen ungeſtört zu bleiben, hierher folgte ihm nichts, als die Erinnerung an ſein verlornes Glück. — Er kaufte das Dorf, er bezog ſeine neue Wohnung. Verfolgung hatte er nicht zu fürchten, denn niemand kannte ſeinen wahren Namen, er hatte einen deutſchen angenommen. Aber er fand den Frieden nicht, auf den er gerechnet hatte. Tiefe Schwermuth füllte ſein Gemüth, er verließ das Zimmer beinahe nicht. Seine Diener hingen mit ganzer Seele an ihn, und ſahen mit Trauer die Lebenskraft ihres guten Herrn dahin welken. Der Sommer verging, er hatte ſeine Beſitzungen nicht einmal kennen gelernt. Da hatten heute ſeine Leute, weil das Wetter ſchön war, durch vieles Zureden ſo viel über ihn erlangt, daß er zum erſtenmale in ſeinem Forſte auf die Jagd gehen wollte. Er ging, und die ihm ehemals ſo liebe Beſchäftigung riß ihn faſt unwillkührlich fort. So fand er Bertalda.

Nach wenigen Wochen wurde ihre Vermählung gefeiert. Bertalda wurde die Pflegemutter aller ihrer Armen. Ihr Leben war eine Kette ſchöner, wohlthätiger Handlungen, und ſie wurde von allen ihren Untergebenen wie eine Heilige verehrt. Ihre Ehe war in hohem Maaße glücklich, aber kinderlos. Nur fünf Jahre genoß ſie dieſes Glück, da forderte ſie der Tod ab, und an ihrem Sterbebette erſchienen die beiden Engel wieder, ihre Seele hinüber zu geleiten in die Wohnungen des ewigen Friedens.

Rinald war untröſtlich. Seines Lebens Troſt und Freude hatte ihn verlaſſen. Auch ihm war ſie eine Heilige geweſen.

Kein Wunder, wenn er auf den Gedanken kam, mit Scenen aus ihrem Leben den Altar ſeiner Kirche zu ſchmücken. Es war dies allerdings ungewöhnlich, denn nur das Leben von der Kirche anerkannter Heiligen lieferte ſonſt den Stoff für ſolche Bilder; allein man wußte, daß er ein Fremder war, und ſah es ihm nach, weil man glaubte, er folge der Sitte ſeines Landes. Nur wenige Jahre überlebte er ſeine Bertalda. Beide ruhen in der Kirche neben einander.

Dies war die Erzählung Nikolaus Zarnows, und ſie machte mich nicht wenig begierig, die Kirche zu ſehen. Als wir in Tüchen angekommen waren, begaben wir uns ſogleich dahin. Der Altar iſt überaus künſtlich geſchnitzt und vergoldet, reicher, als man es ſonſt in Dorfkirchen zu ſehen gewohnt iſt. Das Altarbild iſt in vier Fächer abgetheilt. In dem erſten ſieht man Bertalda, von Luigi, den Knechten und dem Mohren begleitet, welche ſie nach dem Abgrunde führen. Sie iſt ſehr wohlgeſtaltet und ſchön gemalt. Im zweiten Bilde erblickt man ſie ebenſo, aber von zwei Engeln begleitet auf ihrer Wanderung nach Deutſchland. In dem dritten Bilde ſitzt Bertalda, ebenſo wie vorher dargeſtellt, in einer aus Baumzweigen geflochtenen Hütte, und ihr Reh eilt ſpielend nach ihrem Schooße. In dem vierten erblickt man abermals Bertalda mit ihrem Rehe, aber letzteres von Hunden angefallen und verfolgt, daneben ſteht Rinaldo und bläſet auf einem Horne. Es ſind ſonach die vier wichtigſten Abſchnitte ihres Lebens, ihre Wanderung zum Tode, ihre bewußtloſe Wanderung ins Exil, ihre Ruhe im Exil, und ihr Wiedererwachen zu neuem Leben ausgewählt, und mit vieler Kunſt dargeſtellt worden [1]).

Nachdem Nikolaus Zarnow ſein Geſchäft in Tüchen abgemacht hatte, ritten wir wieder heim. Meine Seele war noch voll von dem Geſehenen und Gehörten, und es lieferte uns manchen Stoff für unſere Unterhaltung auf dem Wege. Wie ſo ganz anders intereſſiren wir uns doch für einen Gegenſtand, deſſen Geſchichte uns bekannt iſt! Wie kahl und leer erſcheint uns jeder, von dem wir nichts wiſſen, als was wir eben an ihm ſehen, und dies iſt oft ſo unbedeutend, daß es kaum Be-

---

[1]) Siehe die Beſchreibung dieſes merkwürdigen Altarbildes in Bekmanns Beſchreibung der Mark Brandenburg. Thl. V. B. II. Kap. III. p. 148 f.

achtung verdient. Was kann denn auch in dem Momente der Gegenwart eben aufgefaßt werden? Geht die Kenntniß einer Sache, und damit das Intereſſe für dieſelbe, nicht aus der Summe aller Momente der Auffaſſung hervor? Iſt dieſe Summe nicht die Vergangenheit, und mittelſt dieſer die Geſchichte der Sache? Das Leben beſteht ja in einem ſteten Verwandeln der Gegenwart zu Vergangenheit, und darum wird Geſchichte eben nichts anderes, als Kenntniß der Summe aller Lebensmomente eines Dinges, während ſeines Beſtehens.

Als ich zu Hauſe kam trieben meine gefürchteten Nachbaren Claus von Quitzow und die drei Gebrüder von dem Kruge wieder einen tollen Lärmen, bis ziemlich ſpät in die Nacht, denn eben jetzt haben ſie ſich erſt zur Ruhe gelegt, und ich habe neben dieſem Lärmen meinen Brief ſchreiben müſſen. Morgen früh reiſen ſie ab, wie ich. Darum geſtattet mir nun, dieſen langen Brief zu ſchließen.

Neunter Brief.

Ehrwürdiger Vater!

Heute Donnerſtag den 28. Mai bin ich früh Morgens von Pritzwalk ausgewandert. Ueber Beveringen ging ich nach Alten-Krüſſow, einem Dorfe, in deſſen unſcheinbarer kleiner Kirche ein wunderthätiges Marienbild vorhanden iſt. Das Bild ſelber iſt wenig anſehnlich, aber ſeine Wunderthaten ſind weit berühmt, und eine große Menge von Krücken, welche Lahme, die geſund geworden ſind, der Kirche überlaſſen haben, geben nebſt vielen anderen Geſchenken davon Zeugniß [1]). Man ſammelt jetzt Gaben, um von ihnen dem wunderthätigen Bilde dereinſt eine beſſere und ſchönere Kirche zu bauen, und es iſt aller Anſchein vorhanden, daß dieſer Plan zur Ausführung kommen wird. Denn ungeachtet die Wunderkraft des Bildes noch nicht gar lange bekannt iſt, beträgt der geſammelte Schatz ſchon eine hübſche Summe.

---

[1]) Bekmann Beſchreib. d. Mark Brandenburg Thl. V. B. II. K. III. p. 146.

Von Alten-Krüſſow nicht ganz eine Meile nach Südoſten entfernt, erheben ſich unfern des Dorfes Techow die Gebäude des Kloſters zum Heiligen Grabe, auf welche ich nun zuſchritt. Sie liegen in einer angenehmen Gegend, auf grüner, von mehreren kleinen Bächen durchzogenen Niederung, und bilden eine hübſche Gruppe. Das Kloſter iſt bei weitem größer und anſehnlicher als Marienfließ, und wird von Ciſtercienſer-Nonnen bewohnt. Die Kapelle, zwei Waſſermühlen, eine Schäferei und die Wirthſchaftsgebäude, in mehrere Vorwerke vertheilt, liegen alle vereinzelt und von dem Kloſtergebäude etwas entfernt, wodurch das Ganze einen anſehnlichen Umfang erhält, und einen Schein von Größe gewinnt, der unwillkührlich anzieht, und für das Kloſter einnimmt. Die klöſterliche Stille und abgeſchiedene Lage kommen ihm dabei ſehr zu ſtatten.

Das Kloſter iſt ein anſehnliches bedeutendes Gebäude, das ich indeſſen nur von außen geſehen habe, das aber gegen hundert Zellen enthält. Die Kloſtermauer umſchließt zugleich nach Techow hin die Gärten. Innerhalb der Ringmauer liegt das Vorwerk zum heiligen Grabe. Die Stiftskirche hat eine anſehnliche Länge und Höhe. Das heilige Grab befindet ſich aber in einer abgeſondert gelegenen Kapelle. Es iſt unſtreitig eines der ſchönſten Klöſter der Mark, und beſitzt bedeutende Güter, Einkünfte und Rechte. Ihm gehört auch das oben genannte Alten-Krüſſow, ſo wie das nahe gelegene Dorf Techow. Mit vieler Andacht habe ich das heilige Grab beſchauet, und in Geſellſchaft anderer hier anweſender Pilger auch die übrigen Heiligthümer und geiſtlichen Schätze der Kirche. Merkwürdig ſind die Erzählungen über die Entſtehung dieſes dem Vaterlande zur Ehre gereichenden heiligen Ortes, welche ich bisher nur ſehr unvollſtändig gekannt habe, und da ſie euch vielleicht ebenfalls nicht ganz bekannt ſind, thue ich wohl nichts Ueberflüſſiges, wenn ich ſie euch erzähle.

Es war im Jahre 1285, wo des Nachts in die Kirche des Dorfes Techow eingebrochen, und mehreres koſtbares Kirchengeräth entwendet wurde, unter andern auch der Kelch, und die Monſtranz mit der geweiheten Hoſtie. Der Kirchenraub wurde vollführt, ehe man ſeiner gewahr wurde, und niemand kannte den Thäter. Es war ein Jude, der ſich dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht hatte. Mitſchuldige ſcheinen nicht dabei gewe-

ſen zu ſein. Er hatte das Silbergeräth zuſammengepackt, und flüchtete damit in großer Angſt in der Richtung gegen Pritzwalk. Einestheils wußte er, welch ein Verbrechen er beging, und wie groß ſeine Strafe war, wenn er ertappt würde. Anderentheils vermehrte, — was vielleicht anfangs ſeltſam klingen mag, — die Hoſtie in der Monſtranz ſeine Angſt. Zwar glaubte er nicht an ſie, ihm war ſie nichts als ein Wenig geformtes Mehl. Aber von der anderen Seite wußte er doch, daß es, — wie er es *nannte* — der Abgott der Chriſten war, die es für den Leib des Nazareners hielten. So lächerlich dies ihm ſchien, ſo wahrſcheinlich war es ihm doch, daß es ein Zaubermittel ſei, dem ganz beſondere Kräfte beiwohnten, die jedenfalls den Juden *nicht günſtig* ſein, und die auch ihm leicht Unglück und Verderben bringen konnten. Selbſt ſeine jetzige große Angſt ſchien ihm unnatürlich, und er glaubte, ſie würde am leichteſten beſeitigt werden, wenn er den Abgott der Chriſten ſelber beſeitigte.

Sein Weg führte ihn aber am Galgen vorüber. Raſch lief er zu ihm hin, grub unter ihm mit den Händen ein Loch in die Erde, riß die Hoſtie aus der Monſtranz, und warf ſie mit innerem Erbeben hinein. Dann ſcharrte er das Loch zu, verwiſchte die Spuren ſo viel als möglich, und entfloh, von Entſetzen und Furcht gepeitſcht, weil ihm bange war, daß der gefährliche Zauber auch jetzt noch ſeine Macht üben könne. Ihr ſchaudert, ehrwürdiger Vater, ob der Unthat! Erſt hier vollzog ein Jude, was ſelbſt dort, wo die Juden den Heiland kreuzigten, durch Gottes Schickung verhindert wurde. Starb er auch auf der Schädelſtätte, ſo wurde er doch daſelbſt nicht begraben. Sein Grab war das eines reichen und vornehmen Mannes, des Joſeph von Arimathia; aber hier, hier an dieſer Stelle begräbt dieſer ſchändliche Jude den Leib des Herrn unter dem Galgen, und verſündigt ſich dadurch an ihm ſo ſehr, als alle jene zuſammen genommen. Mein Herz blutet bei dieſem Gedanken. —

Er war nach Pritzwalk gegangen, und hatte hier durch *mancherlei* Unbehutſamkeiten Verdacht erregt. Der Kirchenraub hatte großes Aufſehn gemacht, und man beobachtete darum jeden Verdächtigen ungemein ſcharf. Die Verdachtsgründe häuften ſich gegen den Juden, und ſo wurde er gefänglich eingezogen. Dennoch war ihm nichts zu beweiſen, er ſelber aber hü-

tete ſich wohl, etwas einzugeſtehen. Drohungen, Bitten, Verſprechungen, alles wurde vergebens verſchwendet, er war und blieb unſchuldig, obgleich man ſich eingeſtehen mußte, daß er ſehr wahrſcheinlich der Thäter ſei.

Eine ziemliche Zeit verging; man konnte den Juden nicht beſtrafen, und wollte ihn doch auch nicht freilaſſen, bis endlich ein pfiffiger und gewandter Kopf, ein Bürger und Tuchmachermeiſter in Pritzwalk, ihn zum Geſtändniß brachte, freilich aber nicht, ohne eine Unredlichkeit zu begehen, die ihm und ohne Zweifel Vielen, gegen den Juden angewandt, erlaubt ſchien. Er verkleidete ſich nämlich als Prieſter, und kam unter dem Vorwande den Juden zu bekehren. Das hatten ſchon andere Prieſter ohne Erfolg verſucht. Sein Beſuch hatte daher für jenen nichts Befremdendes. Aber er wußte bald das Geſpräch auf andere, dem Juden angenehmere Gegenſtände zu lenken, der bald fand, daß er von ſeinem Bekehrungseifer nichts zu fürchten hatte. In der Einſamkeit ſeines Kerkers fand er leicht an der Unterhaltung dieſes ſo wenig fanatiſchen Prieſters Geſchmack, und ſehnte ſich förmlich danach. Der Prieſter wußte ihn immer zutraulicher zu machen, kaum begriff der Jude ſelber, wie der Prieſter es anfing, immer tiefer in ſein Vertrauen ſich einzudrängen. Endlich wußte dieſer auch das Geſpräch auf den Kirchenraub in Techow zu bringen. Der Jude ſtutzte, allein er hatte ſchon in früheren Geſprächen einige Andeutungen gegeben, welche der Bürger geſchickt benutzte, und ihn in Widerſprüche verwickelte. Leicht hin und als ob die Sache wenig bedeuten wolle, forderte er ihn auf, nur zu geſtehen, wo er die Sachen gelaſſen habe, bloß ihrer Unterhaltung wegen, denn er ſelber könne doch keinen Gebrauch davon machen, da ihm als Prieſter verboten ſei, etwas von dem wiederzuſagen, was ihm als Geheimniß anvertraut würde. Der Jude hatte etwas von dem Geheimniß der Ohrenbeichte gehört, und ging in die Falle. Er erzählte, wie er den Raub ausgeführt, und wo er die Hoſtie gelaſſen. Jetzt wußte man, was man wiſſen wollte. Wie erſtaunte der Jude, als ſein Prieſter ſich in einen Bürger, ſein Vertrauter ſich in einen Verräther verwandelte! Ich weiß nicht, ehrwürdiger Vater, ob der Bürger gerade Unrecht gehandelt hat, denn Ketzern, geſchweige Ungläubigen, braucht man, wie die heilige Kirche lehrt, keine Treue zu halten; aber lieb iſt es mir doch, nicht an ſeiner

Stelle geweſen zu ſein; es iſt etwas in meinem Gefühle, das ſich mit dieſem Verfahren, auch gegen einen Juden, nicht vertragen will. Der Verbrecher wurde gerädert, die Hoſtie aber unter dem Galgen aufgegraben, und mit großem Gepränge nach Pritzwalk zur Kirche gebracht. Sie war blutig, und wo ſie gelegen, war das Erdreich ringsum mit Blut getränkt. Der Pritzwalkſche Pfarrer Werner, deſſen Kirche die Hoſtie erhalten hatte, ſammelte dies koſtbare Blut mit großem Fleiße, um es neben der Hoſtie als eines der größten Heiligthümer zu verwahren, indem er vorausſah, in welche Aufnahme daſſelbe ſeine Kirche bringen würde. Damals war das Wunderblut von Wilsnack noch nicht vorhanden.

Wider Erwarten machte die Sache weniger Aufſehen, als man hätte vermuthen ſollen. Selbſt der Biſchof Heinrich von Havelberg erwies ſich ſehr lau, wahrſcheinlich, weil das heilige Blut noch keine Wunder gewirkt hatte. Die Vorſtellungen und Bitten des Pfarrers Werner, in der Sache etwas zu thun, fruchteten wenig, ohne thätige Hülfe des Biſchofs war aber nicht daran zu denken, die Kirche in Aufnahme zu bringen, ungeachtet Werner that, was in ſeinen Kräften ſtand, die Aufmerkſamkeit der Gläubigen auf ſein Heiligthum zu lenken. Einſtmals ritt der Biſchof von Havelberg von ſeinem Schloſſe zu Wittſtock nach Pritzwalk. Als er in die Nähe des gedachten Galgens kam, wurde er plötzlich krank, ſo daß er nicht zu Pferde bleiben konnte, und abſteigen mußte. Er gerieth in Angſt; daß es gerade an dieſer Stelle geſchah, ſchien ihm bedeutungsvoll, und er gelobte ſofort, das Sacrament zu beſuchen, denn bis dahin hatte er es noch nicht einmal geſehen. Kaum hatte er ſein Gelübde ausgeſprochen, ſo war er auch eben ſo ſchnell geſund. Jetzt hatte er ſelber die Wunderkraft deſſelben erfahren, und zweifelte länger nicht. Tief ergriffen ging er auf den Galgen zu, nach der Stelle, wo die Hoſtie gelegen. So wie er dort angekommen war, umleuchtete ihn die Klarheit des Himmels; begeiſtert blickte er aufwärts, und ſahe den Himmel offen, und den Herrn mit den himmliſchen Heerſcharen. Die Stelle iſt heilig, wo ich ſtehe, rief er, hier iſt Gottesland, hier iſt der Himmel offen; hinfort ſoll ſie nur dem Dienſte des ewigen Gottes geweiht ſein. So beſchloß er, eine Kapelle, nämlich die noch hier ſtehende, an dieſer Stelle zu bauen, und ließ ſofort

Anſtalten dazu treffen, da das Land Eigenthum des Biſthums war. Die Kapelle erhob ſich, und Werner von Pritzwalk mußte im Jahre 1287 die Hoſtie mit großen Feierlichkeiten dahin zurückliefern. Wer beſchreibt ſeinen Schmerz, ſich von dem Heiligthum trennen zu müſſen, für welches er ſo viel gethan, worauf er ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, und zwar eben jetzt wo es Anerkennung fand! Während er bei den deshalb angeordneten kirchlichen Feierlichkeiten und der großen Proceſſion eine Hauptrolle übernehmen mußte, während ringsum das Volk jubelte, und das Hoſianna anſtimmte, blutete ſein Herz, denn man entriß ihm das, woran es jetzt ſchon ſeit Jahren hing, ſeine Liebe, ſeinen Troſt, ſeine Hoffnung.

An derjenigen Stelle in der Kapelle, wo die Hoſtie gelegen hatte, grub man ein Loch, und deckte es mit einem Stein zu, auf welchem eine Inſchrift in kurzen Worten die Begebenheit verkündigt. Dieſe Stelle iſt es, welche man das heilige Grab nennt. Welch eine merkwürdige Verwandlung hat ſie erlitten! Früher unheilig und verachtet, wird ſie jetzt von Tauſenden verehrt, und iſt der Gegenſtand großer und zahlreicher Wallfahrten.

Markgraf Otto der Lange hatte von dem Wunder gehört, wollte aber nicht daran glauben. Zwei Jahre ſpäter kam er in dieſe Gegend, und ſah ſich neugierig die Kapelle an, ohne daß ſein Glaube geſtärkt worden wäre. Aber die Gegend gefiel ihm wohl, und er meinte, es müſſe ſich gut darin wohnen laſſen. Der Biſchof ſchlug ihm vor, ein Kloſter hier neben dem heiligen Orte zu errichten; er wollte nichts davon wiſſen, und meinte, ein Schloß wolle er daſelbſt bauen, das würde hier wohl gelegen ſein. Darauf beſchloß er ein Gaſtmahl zu halten, und befahl, dazu die von dem Volke dargebrachten Opfer zu verwenden [1]). Sein Plan, ein Schloß hier zu bauen, beſchäftigte ihn ſehr lebhaft, und er ſprach darüber mit ſeinem Gefolge viel und mancherlei. Als man ſich zu Tiſche ſetzte, und die Speiſen aufgetragen waren, fing er von neuem an, davon zu reden. Plötzlich aber verwandelten ſich die Speiſen in Blut, daß er entſetzt aufſprang, und vor Staunen kaum zu Worte kommen konnte. Er wußte ſich den Vorfall nicht zu deuten, obgleich ihm

---

[1]) Garcaeus, edit. Krausii p. 93.

der Biſchof ſagte: Gott ſchiene an ſeinem vorhabenden Schloßbau kein Wohlgefallen zu haben. In der Nacht aber erſchien ihm im Traume ein Engel, und verkündigte ihm, daß er um ſeiner Seelen Seligkeit willen, kein Schloß, ſondern ein Kloſter bauen ſolle. Jetzt wankte er nicht mehr. Er ließ ſchon am anderen Tage Anſtalten zum Baue machen, und bald ſtand es in ſeiner Größe und Schönheit da. Die erſten Nonnen kamen aus dem Kloſter Neuendorf. Sie trugen anfangs graue Kappen, wie die Bernhardinerinnen. Das Tuch wird von dem Tuchmachergewerk in Pritzwalk genommen, um dadurch die Verdienſte, welche ſich jener Tuchmacher um das Kloſter erworben, zu belohnen. Die Biſchöfe von Havelberg aber ſind von jeher große Wohlthäter dieſes Kloſters geweſen, und die meiſten Güter verdankt es ihrer Begünſtigung, die um ſo größer iſt, als das Kloſter in der Nähe ihrer gewöhnlichen Reſidenz Witſtock liegt [1]).

Es war dies der letzte Gnadenart, den ich auf meiner diesmaligen Pilgerfahrt zu beſuchen hatte. Die Orte, welche ich nun noch zu ſehen gedenke, beſuche ich mehr, um ſie zu ſehen, als andächtiger Zwecke halber. Meine Wallfahrt im engeren Sinne iſt glücklich vollbracht, und ich habe Gott dafür am heiligen Grabe recht innig gedankt. Sodann machte ich mich gegen Abend auf, und ging über Techow noch die eine Meile hierher nach Witſtock, von wo ich euch dieſen Brief ſchreibe, den ich mit den frommſten Wünſchen für euch ſchließe.

Zehnter Brief.

In Gott ehrwürdiger Vater!

Vorgeſtern, am Donnerſtag Nachmittag, den 28. Mai, bin ich hier in Witſtock angekommen, und habe von der mir ertheilten Erlaubniß des ehrwürdigen Biſchofs Otto von Rohr Gebrauch gemacht, ihn zu beſuchen, worauf er mich ſehr freundlich empfangen, und bei ſich behalten hat, ſo daß ich nun auf dem Schloſſe wohne. Die Stadt liegt in einer Niederung an der Doſſe, welche hier den kleinen Bach, die Glinze aufnimmt. Sie

---

1) Buchholz, Brandenb. Geſch. Th. II. S. 229. f.

hat von außen ein hübſches Anſehen, weil ſie von einer thurmreichen Mauer und dreifachen Gräben umgeben wird. Unter ihren Gebäuden macht ſich vor allen anderen das prächtige biſchöfliche Schloß bemerklich, der Lieblingsſitz der havelbergiſchen Biſchöfe, wie denn die ganze Stadt dem Biſchofe gehört. Ich beſchreibe es euch zuerſt, denn da ich darin wohne, iſt es mir natürlich das nächſte.

Das Schloß beſteht aus mehreren ſehr unregelmäßig an einander gefügten Gebäuden von ſehr verſchiedener Höhe, Größe und Anſehen [1]). Neben den Gebäuden erheben ſich viele, theils viereckige, theils runde Thürme, ebenfalls in Höhe, Dicke und Bedachung ſehr verſchieden. Einige davon ſind ſehr groß, und ungemein ſtark. Ein dicker runder Thurm iſt überaus ſchön gebaut und von vortrefflichem Anſehen. Das Schloß liegt am Ende der Stadt, und gehört zu den feſteſten Schlöſſern der Mark, wie zu ſeinen anſehnlichſten. In einem der dicken runden Thürme ſoll, der Sage nach, das Silbergeſchirr des Biſchofs aufbewahrt werden.

Prächtig und und ſchön ſind die Gemächer im Innern des Schloſſes eingerichtet. Darin verdankt es ſehr viel dem verſtorbenen Biſchofe Johann von Wepelitz, der große Koſten darauf verwandt hat, ſeinen Lieblingsſitz ſeinem feinen Geſchmacke und dem anzupaſſen, was er in anderen Ländern Schönes geſehen hatte, und es war deſſen viel geweſen. In der That darf ſich das Schloß ſehen laſſen, und kein Fürſt wird ſich darin anders, als behaglich fühlen. Die prächtig gewölbten Zimmer ſind mit Bildhauer- und Schnitzarbeit, ſo wie mit ſchönen Malereien köſtlich verziert, reiche Vergoldungen ergötzen das Auge, und der Farbenglanz der bunt gemalten Fenſter iſt über alle Beſchreibung ſchön. In einem großen Saale, welcher der Sommerſaal heißt, iſt auf Kalk ein ganz gleiches Bild gemalt, wie in der Kathedralkirche zu Havelberg, wenn man aus dem hohen Chore gleich links gegen Mittag in den Kreuzgang tritt, wo viele Biſchöfe und Canonici begraben ſind. Es ſtellt den Kaiſer Otto, den Stifter des havelbergiſchen Biſthums vor, gekleidet im Purpurmantel mit der Kaiſerkrone; in ſeinen Händen hält er eine überaus ſchön gemalte Kirche, welche er demüthig der heil. Jungfrau

---

[1]) Bekmann Beſchreib. d. M. Brandenb. Th. V II. K. VII. S. 252.

Maria darbietet, an deren Buſen das Jeſuskindlein ruht [1]). Dem Kaiſer zur Seite ſteht ein Kurfürſt von Brandenburg im kurfürſtlichen Kleide. Etwas weiter hin ſieht man drei Biſchöfe in ihrem Ornate, wovon der erſte den Erzbiſchof Nortbert von Magdeburg, der zweite den erſten Biſchof von Havelberg, Namens Udo, der dritte den zweiten havelbergiſchen Biſchof Huldrich vorſtellt. Hieran ſchließen ſich die Bildniſſe der folgenden Biſchöfe bis auf Heinrich den I., deren Namen dabei angegeben ſind. Der gedachte Biſchof war der ſechszehnte, und 1270 geſtorben. Die Bildniſſe der folgenden Biſchöfe bis auf den jetzigen befinden ſich in einem anderen Saale.

Uebrigens iſt das Schloß ſchon vom Biſchof Johann I., der 1312 ſtarb, ſehr vergrößert und verbeſſert worden. Deshalb ſteht auch, wenn man über die Brücke zum Schloſſe eingeht, über dem Thore ſein künſtlich in Stein gehauenes Bildniß, mit der Unterſchrift: Johannes D. G. Eccles. Havelb. Episcop. 1312. Von ihm rührt das biſchöfliche Gemach her [2]).

Ganz beſonders ſchön aber iſt die von Johann von Wepelitz 1399 erbauete Kapelle, die, da ſie nur für ſeine Privatandacht dienen ſollte, allerdings klein iſt. Nichts deſtoweniger iſt ſie vielleicht das ſchönſte Bauwerk der ganzen Mark. Ich habe mich nicht ſatt daran ſehen können. Sie befindet ſich in einem eigenen, dicht an das Schloß ſtoßendem Gebäude, das in der Tiefe einen Balkenkeller hat. Ueber demſelben, zu ebener Erde, befindet ſich ein aus Mauerſteinen erbautes Gewölbe, welches die darüber gelegene Kapelle trägt. Dieſe iſt ganz aus Quaderſteinen aufgeführt, und vortrefflich gewölbt, mit herrlichen Gurtbogen. Oben iſt die Decke eben, ſo daß man darauf ſpazieren gehen kann, indem kein Dach angebracht iſt. Wohl aber geht ringsum ein Geländer. Das Regenwaſſer wird durch ſteinerne Drachenköpfe abgeleitet, welche am Rande des Geländers an dem Gebäude herausſpringen. Im Innern gewährt die Kapelle einen herrlichen Anblick, obgleich ihre Breite 16 Fuß nicht überſchreitet. Die ſchönen ſteinernen Wände aus Quaderſteinen ſind künſtlich ausgearbeitet und geglättet. Schön gerundete Stäbe laufen hinauf bis zu den Kreuzgewölben der Decke, wo

---

[1]) Küsteri Opusc. P. XIII. p. 49.
[2]) Küſter a. a. O. S. 64.

ſie ſich in Knäufen endigen. Zwiſchen den Fenſtern ſtehen trefflich ausgearbeitete und vergoldete Bilder der Heiligen in einer fortlaufenden Reihe zu beiden Seiten, und über jedem iſt eine vergoldete roſenartige Figur angebracht. Aehnliche Vergoldungen zeigt auch die prächtige Decke. Die Fenſter haben vortreffliche Glasmalereien, welche das Licht in unendlich vielen Farben auf die glänzenden Vergoldungen werfen, von denen es zauberiſch wieder geſpiegelt wird. Welch einen herrlichen Eindruck der Altar mit ſeinem künſtlichen Schnitzwerk, ſeiner reichen Vergoldung, ſeinen trefflichen Gemälden und ſeinen Schätzen an ſilbernem koſtbarem Geräthe macht, möget ihr hiernach ſchon von ſelber entnehmen. Die Orgel iſt dem Ganzen angemeſſen nur klein, aber von ſchönem Tone. Die Kleinheit dieſer Kapelle giebt ihrer wohlthuenden Pracht etwas ungemein Heimliches, und neben dem Gefühle des Behaglichen, doch das eines erhöheten ſchöneren Lebens; was man ſieht, iſt vollendet, alles kündigt an, daß es dem Höchſten dienen will, und da es uns ſo nahe gebracht iſt, ſo iſt es, als ob ein jedes uns dieſen Wunſch ins Ohr flüſterte. Die Einſtimmigkeit deſſelben ſtimmt unſer Herz feierlich, und gießt eine ſo ſonntägliche freundliche Stille in das Gemüth, daß man zögernd und ungern ſich entſchließt, die Kapelle wieder zu verlaſſen. In dankbarem Anerkenntniſſe der Verdienſte des verſtorbenen Biſchofs hat der jetzige ehrwürdige Biſchof, ſein Nachfolger, ihm in der Kapelle einen Gedächtnißſtein errichten laſſen, der die Inſchrift trägt: Anno Dni MCCCLXXXXIX Venerabilis in Christo Pater et Dominus, Dominus Johannes Episcopus Ecclesie Havelbergensis XXVII. hanc Kapellam edificari fecit in honorem gloriose Virginis Marie sanctorumque Constanti et Laurentii Martyrum, orate pro eo. Die beiden zuletzt genannten Heiligen Conſtantius und Laurentius ſind die Schutzheiligen des Stiftes, und darum auch über dem einen Thore angebracht, am Eingange des Schloſſes. In Stein ausgehauen nebſt der Jungfrau Maria ſieht man ſie dort, mit der Angabe ihrer Namen. Ein Biſchof kniet vor ihnen, und über ihm ſtehen die Worte: orate pro me. Es muß Verwunderung erregen, ſo ſchöne Arbeiten hier ausgeführt zu ſehen, da man kaum begreift, wo der Biſchof Johann die Arbeiter hergenommen hat, wie denn auch viele Arbeiten im Dome von Havelberg, die er hat ausführen laſſen, eine hohe

Kunſtfertigkeit bekunden, wie z. B. die Paſſion Jeſu Chriſti in Stein gehauen, im Chore der Domkirche. Wahrſcheinlich ſind Ausländer mit dabei thätig geweſen [1]).

Es iſt nicht zu läugnen, daß das ganze Leben hier auf dem Schloſſe etwas Großartiges hat. Die Menge von Dienerſchaft, die vielen, theils im Dienſte begriffenen, theils ab- und zugehenden Geiſtlichen, in Lehns- und anderen Angelegenheiten den Biſchof aufſuchenden Herren, Ritter und Mannen, wie ſie auch bei euch nicht fehlen, nehmen ſich doch in dieſer Umgebung gar gut aus, und verbreiten in den weiten Räumen des Schloſſes viel Bewegung. Auch wird das Schloß ſelten von Gäſten ganz leer, und auch jetzt ſind, außer mir, deren mehrere vorhanden.

Ich habe noch geſtern die Stadt beſehen, und dazu auch den heutigen Morgen verwendet. Die Stadtkirche iſt dem heiligen Martin geweiht, und nicht groß. Ihr Schiff wird von acht Säulen getragen [2]). Für die ſtarke Gemeinde iſt ſie faſt zu klein, und man wird bald auf ihre Vergrößerung Bedacht nehmen müſſen. Der Thurm iſt einer von den anſehnlichſten und höchſten des Landes [3]). Schade, daß er bei dem Erdbeben in der Bartholomäusnacht des vergangenen Jahres auf der Nordſeite einen großen Riß erhalten hat, der ſeine Dauer ſehr gefährdet [4]). Die zweite Kirche iſt die heilige Geiſtkirche, neben welcher auch ein Hoſpital. Sowohl Thurm als Kirche ſind niedriger, als die Martinskirche. Bemerkenswerth iſt mir der Altar dieſer Kirche, ſeiner reichen Zuſammenſetzung und ſeiner vielen Gemälde wegen geweſen. Auch iſt das Hauptbild ein merkwürdiges Bild, indem es die Krönung der heiligen Jungfrau durch die heilige Dreifaltigkeit darſtellt. Gott der Vater iſt in Geſtalt eines alten Mannes abgebildet. Neben ihm der Erlöſer, welche beide die Krone über der heiligen Jungfrau halten. Oben ſchwebt der heil. Geiſt als Taube nebſt zweien Engeln. Ueber dem Kopfe Gottes des Vaters ſteht: Salvator mundi salva nos: unter ſeinem Kopf und Barte: Beata Trinitas, und weiter unten: Unus Deus. Rechts ſteht die heilige Anna mit ihren bei-

---

[1]) Bekmann Beſchreib. d. Mark Brandenb. Th. V. B. II. K. VII. S. 253. Küsteri Opuscul. P. XIII. p. 82.

[2]) Bekmann a. a. O. S. 254. Küſter a. a. O. S. 82.

[3]) Bekmann S. 260.

[4]) Bekmann S. 263.

den Kindern, links eine andere gekrönte Frau. Unten hat der Maler die Bilder vieler Kinder angebracht. Dies iſt das Mittelbild des Altars. Unter ihm befinden ſich fünf Bilder in einer Reihe. Das mittelſte ſtellt den Heiland vor; zwei andere einen Papſt und einen Kardinal, die beiden äußerſten zwei Biſchöfe. Sollen dies vielleicht die vier Evangeliſten ſein? In der Marienkirche zu Müncheberg ſoll man ſie in ähnlicher Weiſe abgebildet ſehen. Ueber dem Hauptbilde ſteht ein umſtraltes Marienbild, zur Rechten Johannes der Täufer mit dem Lamm, zur Linken Johannes der Evangeliſt. Ueber dieſem Bilde zeigt ſich in der dritten Abtheilung der Höhe noch einmal das Bild der heiligen Anna, und ganz oben ein kleines Crucifix mit der heiligen Maria und St. Johann. Zur rechten Seite des Altars ſteht das Bild des heiligen Martinus, als Patron der Kirche, zur Linken der heilige Chriſtoph. Daß das Ganze einen ſehr reichen Anblick gewährt, möget ihr hieraus ſchon abnehmen. Er wird aber noch vermehrt durch die Bilder, welche ſich auf den Flügelthüren der Gemälde befinden. Auf den Thüren des Hauptbildes ſind innerhalb die zwölf Apoſtel gemalt mit ihren Marterinſtrumenten. Auswendig rechts Gott der Vater, der Welt das Crucifix zeigend, links Maria mit dem Monde zu ihren Füßen, zwei Engel halten eine Krone über ihrem Haupte. Auf dem äußerſten rechten Flügel St. Chriſtoph, auf dem äußerſten linken St. Georg, wie er den Drachen erſticht. — Die Flügel des umſtralten Marienbildes enthalten vier kleine Heiligenbilder [1]).

Auf dem ſogenannten Werder, nahe an dem Arme der Doſſe, der durch die Stadt gehet, liegt das St. Annen-Hoſpital, ein kleines Gebäude in einer ſumpfigen, im Frühjahr oft von Waſſer überſchwemmten Gegend, und vor dem Kyritzer Thore die St. Georgen-Kapelle, welche aber nichts Merkwürdiges enthält, als ein Altarbild, den heil. Georg vorſtellend. Die Kapelle beſitzt viele Ablaßbriefe [2]).

Das Rathhaus ſteht auf dem neuen Markte, iſt indeſſen nicht bedeutend. Außerdem beſitzt die Stadt auch ein Kaufhaus. Der Thore ſind drei, nämlich das Kyritzſche, Röbelſche und Gräperthor, ſämmtlich mit Thürmen, auch ein zugemauertes Thor iſt, wie in vielen Städten der Mark, vorhanden.

---

[1]) Bekmann a. a. O. S. 254.

[2]) Bekmann, a. a. O. S. 269. Küſter a. a. O. S. 63.

Die Stadt iſt vom Biſchof Wilhelm, zwiſchen 1219 bis 1244 angelegt, und zwar in der Weiſe, daß die Einwohner des Dorfes Doſſe ſüdlich von der Stadt dahin verſetzt wurden, was zu der Sage Veranlaſſung gegeben, ſie hätte früher auf einer anderen Stelle gelegen [1]).

Anderthalb Meilen nordöſtlich von Wittſtock liegt ein Dorf im Walde Bezunt, der Drans oder Dranſee genannt, welches dem Kloſter Amelungsborn nebſt mehreren anderen Dörfern im Lande Turne gehört, wie Schweinrich, Sevekow, klein Berlin und andere, nebſt Seen, Wäldern, Wieſen ꝛc. Das entfernte Kloſter läßt dieſe Güter durch einige in Dranſee ſtationirte Mönche ſeines, nämlich des Ciſtercienſerordens, verwalten. Euch iſt nicht unbekannt, wie große Verdienſte die Ciſtercienſermönche um die Cultur unſerer Gegenden haben, und wie geſchickt ſie in der Landwirthſchaft und allem, was dazu gehört, ſind, ſo daß nicht ſelten der Adel Ciſtercienſer-Mönche berief, um ſeine verfallenen Güter wieder in Aufnahme zu bringen. Ihr wißt, daß dieſe Mönche ihre Güter nicht verpachten, ſondern ſelber verwalten müſſen, weil ihre älteſten Vorſchriften ausdrücklich verlangen, daß ſie ſich ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit ſelber erwerben ſollen [2]). Dennoch bringen jene Güter bei Wittſtock jetzt ſo wenig ein, daß nur zwei Mönche daſelbſt leben können; früher waren deren vier bis fünfe hier. Sie wohnen auf dem Mönchhofe, ein Feldweges von dem Dorfe Dranſee [3]). Zwei Meilen nördlich von Wittſtock beſitzt das Kloſter Kampen am Rhein ähnliche Beſitzungen in der Lieze oder dem Lande Viperow, welche es durch zwei Mönche verwalten läßt, die zu Kotze [4]) bei Wredenhagen wohnen [5]). Es iſt voraus zu ſehen, daß beide Klöſter dieſe Beſitzungen werden veräußern müſſen, da ſie ihnen in ſolcher Entfernung nichts einbringen.

Es iſt Mittag, und ich will heute noch Kyritz erreichen, weshalb ich meinen Brief ſchließe, und euch dem Schutze Gottes empfehle.

---

[1]) Bekmann a. a. O. S. 251.
[2]) v. Ledeburs Archiv Thl. 8 S. 309.
[3]) Bekmann a. a. O. S. 303.
[4]) Jetzt Mönchhof.
[5]) v. Ledebur a. a. O. S. 320. 321.

Bayerische Staatsbibliothek München

Elfter Brief.

Ehrwürdiger, andächtiger Vater!

Wie ich euch gemeldet habe, reiſete ich am Sonnabend den 30. Mai, Mittags von Wittſtock ab. Es war die Vigilia vor Pfingſten oder der Heiligabend. Ich wanderte zum Kyritzer Thore hinaus, und vor der St. Georgen-Kapelle vorbei. Rechts blieb mir der Scharfenberg liegen, auf welchem drei Windmühlen ſtehen, links fließt die Doſſe. Nach einem Wege von einer guten Meile kam ich durch das Dorf Herzſprung. Vor dem Kruge hielt ein Mann zu Pferde mit einem Frauenzimmer in der Tracht eines Bürgers, und trank. Neben ihm ſtand ein fahrender Prieſter und ein Franciscaner-Mönch. Auch ich empfand Durſt, und das veranlaßte denn von Seiten der hier verſammelten Fremden den Wunſch, zuſammen zu reiſen, weil man dabei auf größere Sicherheit rechnen konnte. Ich hatte nichts dagegen, um ſo weniger, als das Frauenzimmer einige Aehnlichkeit mit Maria von Bredow hatte, und ihr Anſchauen mir ſüße Erinnerungen und Träume zurückrief. Der Bürger hielt vor dem mit Wein umrankten Fenſter der Schenkſtube, durch welches ihm der neu gefüllte Krug von der Schenkwirthin herausgereicht wurde. Der Franziskaner ſaß unfern davon mit vollem Kruge reitend auf einem Baumſtamme, mit ſehr vergnüglichem pausbäckigem Geſichte, daß er faſt ausſah, wie ein Bacchus in der Kutte. Das Mägdlein war vom Roſſe abgeſtiegen, und ſaß unfern von ihm auf einem Blocke, unterdeſſen ihr Roß an einem Pfeiler, der vor dem Hauſe befindlichen Laube angebunden war. Er unterhielt ſich in den Pauſen, welche er im Trinken machte, mit ihr auf geiſtlich galante Weiſe, und ſeine funkelnden Augen verriethen nur zu deutlich, wie wohl ſie ihm gefiel, während ſie ohne Arg mit Anerkennung ſeiner geiſtlichen Würde demüthig antwortete. In dem Geſichte des Vaters lag viel Biederkeit, aber manche ſeiner Aeußerungen verriethen eine ſeltene Grobheit, die wunderbar genug weniger verletzte, als man es hätte glauben ſollen. Nachdem man ſich hinlänglich gelabt hatte, wurde aufgebrochen. Wir Fußgänger wanderten neben den Reitenden einher. Letztere beide waren ein Bürger aus Wittſtock mit ſeiner Tochter, welche das

Pfingſtfeſt bei Verwandten in Kyritz verleben wollten. Die Unterhaltung des Alten, der ein viel erfahrener und weit gereiſeter Mann war, hat mich angenehm beſchäftigt. Er hatte gar wunderliche Maximen, und dennoch wußte er jede auf eigenthümliche Weiſe zu rechtfertigen. So behauptete er zum Beiſpiel, man müſſe Niemanden einen Gefallen thun, als nur im höchſten Nothfalle, weil man ſich ſonſt alle ſeine Freunde zu Feinden mache. Seine Erfahrung habe ihm gezeigt, daß man ſich durch bewilligte Gefälligkeiten weit mehr Feinde ſchaffe, als durch verſagte. Laßt euch nur Einiges von meinen letzten Erlebniſſen dieſer Art erzählen, ſprach er. Ich hatte einen ſogenannten guten Freund, der mich wöchentlich einigemale beſuchte, und ſich mein Bier ſchmecken ließ. Vor einiger Zeit bat er mich, ihm einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen, und ihm zwanzig Schock böhmiſche Groſchen auf kurze Zeit zu leihen. Ich wußte ſchon, was da kommen würde, und leiſtete ihm den Dienſt. Die Friſt zur Auszahlung iſt längſt verfloſſen, er iſt das Geld noch ſchuldig, und wird es wohl noch lange ſchuldig bleiben, ja wahrſcheinlich niemals bezahlen. Seitdem kommt er nicht mehr zu mir, und geht mir aus dem Wege, oder thut, als ob er mich nicht ſähe, wenn ich ihn zufällig begegne, kurz, es iſt mit ſeiner Freundſchaft vorbei. Hätte ich das vorausſehen können, ich hätte ſie ihm für ein geringeres Geld abgekauft, denn ſie iſt offenbar ſo viel nicht werth geweſen. Vor einiger Zeit verheirathete ich meine älteſte Tochter. Ein ziemlich entfernter Verwandter bat dringend, ihn zum Hochzeitsfeſte einzuladen. Ich mochte es nicht gern, und hatte dazu meine Gründe. Dennoch gab ich endlich nach. Aber damit hatte ich zehn andere beleidigt, welche mir eben ſo nahe zu ſein glaubten, und nicht eingeladen worden waren. Dieſe ſind ſeit jener Zeit auf mich böſe, und meine Feinde geworden. Vor einem Jahre war der Stadtſchreiberpoſten erledigt. Der jetzige Inhaber deſſelben kam zu mir, und bat mich dringend, meinen Einfluß zu ſeinen Gunſten zu verwenden. Nun gilt mein Wort allerdings etwas in der Stadt; ich ſprach für ihn, und er hat den Poſten erhalten. Er kam zu mir, erzählte von lebenslänglicher Dankbarkeit, und dergleichen mehr, aber ſeitdem hat er ſich nicht wieder ſehen laſſen, und wo wir uns zufällig treffen, läßt er es bei einem kalten Gruße bewenden. Vor einiger Zeit wollte ich ſeine lebenslång-

liche Dankbarkeit erproben. Es kam darauf an, mir einen kleinen Gefallen zu erweiſen. Allein der gute Herr wußte ſo viel Gründe zu finden, den Dienſt abzulehnen, daß es an der Hälfte genug geweſen wäre. Ich werde ihm ſo wenig wieder kommen, als er mir. Indeſſen würde ich ihn gar nicht tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß er gegen andere nur zu gefällig iſt. Vor einem Jahre kam einer meiner Pathen zu mir, und legte mir einen Plan vor, ſein künftiges Geſchäft betreffend. Er wollte einen Viehhandel einrichten, bei welchem ſeiner Meinung nach viel zu verdienen war, und bat dringend um meinen Rath und meine Meinung über ſeinen Plan. Mich ärgerte das klugthuende Weſen des jungen Gecken, und ſo ſagte ich ihm mit aller Aufrichtigkeit, was in der That ſich ſo verhielt, daß es mit ſeinem Plane nichts ſei, daß er auf Unkunde der Verhältniſſe beruhe, und er bei der Ausführung als ein Narr beſtehen würde. Ich merkte wohl, er hatte auf Bewunderung ſeiner Klugheit gerechnet. Er empfahl ſich ſehr kalt, und iſt nicht wieder gekommen. Solcher Fälle könnte ich euch Hunderte erzählen. Sie lehren alle, daß man Unrecht thut, den Leuten einen Gefallen zu erweiſen, denn man hat keinen Dank davon. Gebt ihnen ſtatt der Gefälligkeit nichts, als die Hoffnung auf eine ſolche; das koſtet euch in der Regel nichts, aber ſie danken es euch tauſendmal mehr, als die Gefälligkeit ſelber. Wartet, Ihr ſollt ſogleich eine Probe ſehen.

Ein Bettler hinkte des Weges daher, zog ſeine Kappe, und ſprach uns an. Guter Freund, antwortete der Bürger, wir haben wegen Unſicherheit der Straße kein Geld bei uns. Aber komm heut über acht Tage nach Wittſtock zu Niklas Stockfiſch in der Röbelſchen Gaſſe, und du ſollſt reichlich haben. — Der Bettler verneigte ſich tief, und ſchrie uns viele Dankſagungen nach. — Hab ichs euch nicht geſagt? lachte der Bürger, meine Regel iſt probefeſt. Gebt acht. Wenn ich über acht Tage den Kerl auch reichlich beſchenke, er dankt nicht halb ſo viel. Hoffnungen muß man den Leuten ſchenken, Hoffnungen allein machen den Menſchen glücklich, und je reicher ihr die Leute daran macht, je mehr wiſſen ſie es euch Dank. Die Hoffnung auf ein Feſt, auf eine freudige Begebenheit, iſt ſtets ſchöner, als die Sache ſelber. Tödtet den Menſchen einen Theil ihrer Hoffnung, und ihr habt ihnen einen Theil ihrer Lebensfreuden ge-

tödtet. So wie ihr ihnen eine Bitte gewährt, hört ihre Hoffnung auf dieſelbe auf, und eine Lebensfreude mit ihr, die durch die Gewährung nicht erſetzt wird, darum werden ſie nie ſo dankbar ſein, als ihr vermeintet. Erfüllt einem Menſchen alle ſeine Wünſche, daß er nichts mehr zu hoffen hat, ſo iſt er ein unglücklicher Menſch, und weiß mit dem Leben nichts anzufangen. Ein Glück, daß das unmöglich iſt, und daß auch dem Beglückteſten noch Wünſche bleiben. Die Thoren nennen das alsdann ein unvollkommenes Glück! Gewährt ihnen nichts, als bloße Hoffnungen, und alle Welt wird euch preiſen. Da ſeht einmal hier unſern ehrwürdigen Bruder Franziskaner an. Er giebt nichts, denn er hat nichts. Aber Hoffnungen auf die Fürbitte der Heiligen, auf den Segen ſeines Gebetes und ſeiner Mitbrüder, auf Ablaß und Vergebung der Sünden, auf Erlöſung aus dem Fegefeuer, auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, auf ein ewiges Leben, auf die freudenreiche Auferſtehung, auf das Himmelreich der Seligen, theilt er in reichem Maaße aus, und jedermann freut ſich ſeiner Ankunft und giebt ihm gern, denn er kauft dafür Hoffnung. Was iſt mächtiger, was angeſehener, als die Kirche, und wodurch iſt ſie es anders geworden, als durch das Ausſpenden von Hoffnungen? — Halt, Herr Niklas, rief hier der Prieſter, keine Ketzereien! Die Kirche verleihet auch reelle Wohlthaten durch das Ausſpenden der heiligen Sacramente. — Verzeihet, ſprach Niklas, ich bin nur ein ſchlichter Bürger, und habe keinen theologiſchen Verſtand, aber es kommt mir immer vor, als ob die Sacramente nur Mittel wären, zur Befeſtigung und Anknüpfung unſerer Hoffnungen. — Sprecht lieber, wenn ihr euch nicht ketzeriſch ausdrücken wollt, Mittel, ohne welche euch die Erfüllung eurer Hoffnungen nimmer werden kann, antwortete der Prieſter. Nun laßt das, ſprach Niklas, ihr verſteht das beſſer, zuletzt drehet ſich doch alles um Hoffnungen, und meine Behauptung bleibt richtig, daß man den Menſchen nichts Beſſeres bieten kann, als Hoffnungen, ſich ſelber aber nichts Schlimmeres, als ſie zu erfüllen. Drum habe ich mir auch vorgenommen, keinem Menſchen einen Gefallen zu thun. Da fiel die Tochter ein, und ſprach: So lange ich denken kann, habt ihr euch das ſchon vorgenommen, lieber Vater, aber alle Tage erweiſet ihr den Leuten Gefälligkeiten, ungeachtet ihr euch abmühet, ſie recht rauh zu behandeln. — Das iſt

die menſchliche Schwäche, antwortete Niklas, ſchlechte Angewöhnungen, die ich nicht los werden kann; es wird mit der Zeit ſchon beſſer werden. Aber aufgeſchaut, gute Geſellen, was giebts da vor uns? Da iſts nicht richtig!

Unſer Weg zog ſich nahe am Borkſchen See entlang. Links vom Wege lag ein Fichtengehölz auf Heideboden. Drei Kerle von höchſt verdächtigem Anſehen, ſchlecht bewaffnet, waren daraus hervorgetreten, und ſtellten ſich zu beiden Seiten des Weges auf, kaum hundert Schritte von uns. Ihre Abſicht konnte nicht leicht mißverſtanden werden. Wir machten Halt. Wir müſſen die Laurer doch fragen, was ſie wollen, ſprach Niklas, und dazu würdet ihr, Prieſter, wohl am Beſten taugen, wenn ihr ihnen halben Weges entgegen ginget. Wir wären zu eurer Unterſtützung bereit. Damit die Sache aber Schick bekommt, wartet noch einen Augenblick. Er entblößte ein Schwerdt, und überreichte mir einen Dolch, indem er meinte, ich ſähe ihm ſo aus, als wenn ich mir nicht ſo ohne Weiteres würde die Kehle abſchneiden laſſen wollen. Seiner Tochter gab er eine Schlinge. So gerüſtet ſtanden wir da, und ſandten den Prieſter ab. Funfzig Schritte von uns blieb er ſtehen, und rief die Gaudiebe an. Der Wind verwehete einen Theil der Unterredung. Als der Prieſter zurückkehrte, verkündigte er uns, daß die drei angegeben, ſie hätten ſich nur zum Betteln aufgeſtellt, und verlangten nichts als eine Gabe. Aha, ſprach Meiſter Niklas, unſere Waffen müſſen ihnen in die Augen geblitzt haben. Wohlan! Nur von mir und meiner Tochter können ſie eine Gabe verlangen. Wollt ihr Pilger etwas geben, ſo haltet es nach Belieben. Wir ſuchten das Geld zuſammen, und behielten es in den Händen. Jetzt geht den Schurken noch einmal entgegen, ſprach Niklas zum Prieſter. Sagt ihnen, zwei von ihnen müßten ſich entfernen, und nur einer ſtehen bleiben, dem wollten wir unſere Gabe von uns dreien einhändigen. Geſchähe das nicht, und blieben ſie ſtehen, ſo würden wir ſie als Räuber behandeln. Auch möchten ſie auf keine große Gabe rechnen. Der Prieſter that, wie ihm geheißen war. Die drei Kerle beſprachen ſich mit einander, und riefen dann dem Prieſter etwas zu, was wir nicht verſtehen konnten. Nach mehrfachem Hin- und Herrufen ſahen wir den Prieſter zu ihnen hingehen. Er trat mit einem der Gaudiebe ſeitwärts, und ſprach mit ihm leiſe. Endlich bemerkten

wir, daß er ihn abſolvirte. Er hatte ſeine Beichte gehört. Daſſelbe geſchah auch mit den beiden anderen Spitzbuben. Dann kehrte er zurück, und berichtete, daß ſie auf unſere Vorſchläge nach längerem Beſinnen, und nachdem er unſre Bewaffnung und unſern Muth gar kräftig geſchildert hatte, eingegangen wären, aber verlangt hätten, daß er ihre Beichte höre, damit ſie doch nicht gar zu wenig von uns erhielten. Wirklich ſtand jetzt nur einer am Wege, und wir ſetzten uns in Bewegung. Mit den Waffen in der Hand erhielt er ſein Allmoſen, und der Franziskaner gab ihm ſeinen Segen. Indeſſen blieben wir auf unſrer Hut, erreichten jedoch ohne weitere Anfechtung Abends die Thore der Stadt Kyritz, froh, der Gefahr auf ſo leichte Weiſe entronnen zu ſein. Hier trennten wir uns unter Glückwünſchen. Ich kehrte in der Brüderſtraße ein.

Die Stadt Kyritz liegt an der Jägelitz auf ſchwarzem fruchtbaren Boden, und iſt mit doppelten, zum Theil mit dreifachen Wällen und einer guten Mauer umgeben. Sie hat drei Thore, und neben dem Wuſterhauſiſchen ein zugemauertes Thor. Die Hauptkirche iſt der heiligen Maria und dem heiligen Nikolaus gewidmet, und Eigenthum des Domſtiftes zu Stendal. Ich habe am erſten Pfingſtfeiertage dem Gottesdienſte darin beigewohnt, und ſie nachher in Geſellſchaft des Pfarrers Conrad Rohr noch beſonders beſichtigt. Der Hauptaltar iſt der heiligen Jungfrau und den Heiligen Thomas und Severinus gewidmet, zu deſſen Bedienung ein eigener Rector in der Perſon Heinrichs Buchardi vorhanden iſt[1]). Sein Bild iſt das Hauptaltarbild, und ſtellt abermals eine Marienkrönung vor. Zwei Engel halten der Himmelskönigin den Rock. Unten, oberwärts und an den Flügeln ſind noch andere Bilder angebracht, nämlich Johannes der Täufer, ein Crucifix mit der heiligen Maria und Johann, das Bild eines Papſtes, der heilige Petrus und Andreas, und mehrere theils verſchleierte, theils gekrönte Frauenbilder[2]). Außerdem ſind noch viele andere Altäre darin vorhanden, namentlich des heiligen Kreuzes, der heil. Maria Magdalena, der heil. Anna u. ſ. w., nebſt vielen Grabmälern der Familien von Rohr und von Kröcher[3]).

---

1) Bekmann Beſchreib. der Mark Brandenb. Th. V. Bd. II. K. IV. S. 162.
2) A. a. O.
3) A. a. O. S. 164 f.

Digitized by Google

Nahe bei der gedachten Kirche liegt das Franziskaner- oder Barfüßerkloſter, eines der angeſehenſten in der Provinz, das jedoch bei den häufigen Unruhen in der Priegnitz viel gelitten hat, und faſt um alle ſeine Urkunden und Privilegien gekommen iſt [1]). Am Wuſterhauſer Thore ſteht eine Kapelle in der Stadt, und eine zweite, eine ſogenannte Klauſe oder Klus außerhalb deſſelben. Bei der Marienkirche befindet ſich auch eine Kalandsgeſellſchaft [2]). Außerdem hat die Stadt ein St. Georgen- und ein heil. Geiſt Hoſpital, von welchen das erſtere jedoch ſehr arm iſt.

So weit bin ich heute am erſten Pfingſtfeiertage gekommen. Mir fallen die Augen zu. Die Fortſetzung in meinem nächſten Briefe.

Zwölfter Brief.

Ehrwürdiger, in Gott andächtiger Vater!

Ich werde mich nicht damit aufhalten, euch die kirchliche Feier des ſchönen Pfingſtfeſtes zu beſchreiben, noch die Art, wie ich es an allen drei Feiertagen durch fleißigen Kirchenbeſuch begangen habe. Dafür will ich euch eine andere Feierlichkeit beſchreiben, bei welcher ich zugegen geweſen bin, nämlich den Pfingſttanz, der, wie ihr wißt, in vielen Gegenden der Mark, in Magdeburg, Anhalt, Aſchersleben und an andern Orten alljährlich ſtatt findet, und auch hier nicht fehlt. Eingeladen von einem Mitgliede der angeſehenen Familie Schönermark, habe ich Gelegenheit gehabt, die ganze Feierlichkeit ausführlich kennen zu lernen. Sämmtliche unverheirathete junge Männer oder Knechte in der Stadt wählen vor Pfingſten zwei Vorſteher oder Conſtabel. Dieſe kommen bittweiſe bei dem Rathe ein, damit dieſer nicht nur erlaube, den Tanz nach alter Sitte zu begehen, ſondern auch verſtatte, daß ſie ſich aus einem der Stadt zugehörigen Walde die benöthigten Maien und einen großen Baum holen dürfen. Iſt dies geſchehen, ſo wird ein paſſendes Haus zum Gelage ausgeſucht, daſſelbe mit Maien feſtlich geſchmückt, und der Maienbaum davor aufgerichtet. Alsdann werden aus den jungen Männern zwei Jungfernknechte gewählt; dieſe putzen ſich mit rothen und blauen Bändern, welche von den Achſeln in reicher Fülle herabfallen, und Feldzeichen genannt werden. Sie laden alle junge Mädchen oder Jungfern der Stadt

---

[1]) A. a. O. S. 167.
[2]) A. a. O. S. 172.

zum Pfingſttanze ein. Jede, die zuſagt zu kommen, erhält von ihnen ein Glas, und zugleich wird ihr der Name, der für dieſes Jahr gewählten Vortänzerin angezeigt. Soweit geht man mit den Vorbereitungen vor dem Feſte.

Am zweiten Pfingſtfeiertage nach beendigtem Gottesdienſte begaben wir uns mit allen jungen Geſellen nach dem feſtlich geſchmückten Gelagshauſe, worin auch die Eltern der Vortänzerin, diesmal eben die Schönermarks, bei welchen ich mich als Gaſt befand, eingeladen waren. Auch der Richter des Ortes, in Begleitung einiger Rathsverwandten befand ſich daſelbſt, und beſtellte hier im Beiſein aller männlichen Theilnehmer des Feſtes die beiden Jungfernknechte, während der Dauer deſſelben, auf ihr Anſuchen zu Friedensrichtern, um Unordnung und Unfrieden zu verhüten. Unterdeſſen hatten ſich die Tanzjungfern bei der Vortänzerin in ihrem Vaterhauſe verſammelt. Die Jungfernknechte zogen nach ihrer Beſtallung unter Vortritt der Muſikanten nach dieſem Hauſe, und führten ſie in einem feſtlichen Zuge mit Muſik nach dem Gelaghauſe. Hier mußte jede mit allen Geſellen einen Umtanz halten, dann wurde einem jeden eine Jungfer an die Hand gegeben, welche während des Feſtes ſeine Tänzerin blieb, und die er nicht verwechſeln durfte. Dadurch hatte man bewirkt, daß alle Jungfern zum Tanz kamen, und doch hatte Jeder auch mit der Hübſcheſten getanzt. Solche Feſtſetzungen haben ihren Werth, denn ſie ſind mit vielen blutigen Köpfen erkauft. Nun zogen die Paare mit Muſik nach der Pfingſtwieſe, voraus die Vorſteher mit der Vor- und Nachtänzerin. Letztere wird in der Regel im nächſten Jahre zur Vortänzerin gewählt. Hier auf der Pfingſtwieſe wurde nun luſtig getanzt, bis die Sonne unterging. Dann wurde im geordneten Zuge nach dem Gelagshauſe zurückgegangen, wo man ſich bei einem guten Trunke bis 9 Uhr ergötzte. Länger iſt es nicht erlaubt.

Am dritten Pfingſtfeiertage nach abgehaltenem Gottesdienſte verſammeln ſich die jungen Geſellen wieder im Gelaghauſe, die Jungfern im elterlichen Hauſe der Vortänzerin. Letztere haben ſich ſo ſauber als möglich gekleidet. Sie werden abermals mit Muſik durch die beiden Jungfernknechte abgeholt. Der Zug ſah ungemein zierlich aus. Die meiſten Mädchen waren ſchwarz gekleidet, wie ihr wißt, die Lieblingsfarbe faſt aller Gegenden, wo Wenden ſaßen. Aber ſie hatten ſich ſehr zierlich angezogen,

und jede hatte recht gut herausgefunden, was ihr beſonders gut ſtand. Die jugendlichen friſch von der Farbe der Geſundheit gerötheten Geſichter, die Augen feurig ſtralend von der erwarteten Freude, die ſchönen lieblichen Geſtalten, jede das ihr geſchenkte Glas mit friſchen Blumen und mit bunten Bändern verziert in der rechten Hand tragend, gewährten eine allerliebſte Augenweide, und die rüſtigen muntern jungen Geſellen im Gelaghauſe empfingen den erſehnten Zug mit einem Freudengeſchrei, in welches ich, — wie ich euch nur geſtehen will, — mit eingeſtimmt habe. Auch meine hübſche Reiſegefährtin auf dem Wege von Wittſtock hierher, befand ſich mit darunter, und ſah in ihrem Putze Marien von Bredow heute noch ähnlicher. Sie erwiederte meinen freundlichen Gruß gar ſittſamlich und anmuthig. Nach kurzer Raſt trat man den Zug nach der Wieſe an. Die beiden Vorſteher oder Conſtabels trugen ſchwarze Mäntel. Der erſte mit der Vortänzerin, in der Rechten einen großen zinnernen, mit vielen Bändern verzierten Becher tragend, voran, dann der zweite Vorſteher mit der Nachtänzerin, und hierauf die übrigen Paare mit ihren Gläſern, Blumen und Bändern, unter Vortritt der luſtig aufſpielenden Muſik, zwiſchen welche manches Luſtgeſchrei, mancher Freudenruf ertönte. Auf der Wieſe angekommen, wurde der Tanz wieder ein Paar Stunden fortgeſetzt. Darauf begab man ſich in vorbeſchriebener Ordnung nach dem elterlichen Hauſe der Vortänzerin. Die Sitte verlangt, daß die jungen Leute von den Eltern derſelben mit einer Mahlzeit regalirt werden, welche in dem angeſehenen Hauſe der diesjährigen Vortänzerin ſehr glänzend ausfiel. Nach beendigter Mahlzeit zog man wieder nach dem Gelaghauſe, und beluſtigte ſich bis zur letzten Glocken mit Tanzen.

Am Mittwoch den 3. Juni zogen die jungen Geſellen mit Muſik und einer Maie, an welcher zwei lebendige junge Weihen (Raubvögel) angebunden waren, in der Stadt von Haus zu Haus, und ſammelten, was ihnen an Lebensmitteln von den Bewohnern freiwillig dargereicht wurde. Es iſt ein Opfer, welches das reifere Alter der Jugend bringt, die Jugend aber lehrt, die Gaben von ihm bittweiſe zu empfangen. Die jungen Geſellen treiben dabei viel Kurzweil, und erzählen namentlich den Hausfrauen, daß diejenigen Höfe, wo man ihnen reichlich mittheile, in dieſem Jahre von den Raubvögeln unbeläſtigt bleiben würden,

wie ſie denn deren ſchon mehrere angebunden hätten. Von den eingeſammelten Gaben veranſtalten ſie im Gelaghauſe ein Mahl, und traktiren damit ſich und ihre Tanzjungfern. Auf die Tafel aber wird eine leere verdeckte Schüſſel aufgeſetzt, in welche jede von den Jungfern ein beliebiges Geſchenk zur Beſtreitung der übrigen Koſten legt. Dann wird bis zur letzten Glocken getanzt, und damit hat der Pfingſttanz und das Feſt ein Ende[1]). Es mag wohl, wie ihr, ehrwürdiger Vater, von ſelber einſehen werdet, dabei mitunter nicht alles ſein, wie es ſein ſollte. Wo wäre das der Fall, wenn viele Menſchen tanzend und trinkend beiſammen ſind? Aber im Ganzen äußert ſich der Menſch, wenn er fröhlich iſt, nie ſo unangenehm, als wenn er ernſt iſt, und ſo geht es dabei meiſtens doch mit mehr Zucht und Sitte zu, als man meinen möchte. Außerdem aber bieten ſie eine gute, und vielen höchſt erwünſchte Gelegenheit für junge Leute beiderlei Geſchlechts dar, ſich gegenſeitig kennen zu lernen, und zwanglos mit einander zu verkehren. Ihr wißt, wie ſelten ſolche Gelegenheiten außerdem in unſeren Gegenden vorkommen. — Am Donnerſtag den 4. Juni wanderte ich aus dem gaſtfreundlichen Kyritz aus über Holzhauſen, Schönermark und Rüdenitz nach Havelberg, das ich gegen Mittag erreichte. Ich blieb den Nachmittag daſelbſt, und ſetzte erſt am folgenden Tage meine Reiſe über Sandow und Rathenow nach Stechow fort, wo ich unter Gottes Beiſtand geſund und wohl angelangt bin. So hätte ich denn nun meine Pilgerfahrt geendigt. Als Frucht derſelben habe ich ein beruhigtes Gewiſſen mitgebracht, und die heilſame Einwirkung der geſegneten Gnadenörter iſt mir fühlbar geworden. Ich weiß jetzt, ich kann ohne Sünde mich weltlichen Beſchäftigungen weihen. Aber eine neue ſüße Unruhe iſt in mein Herz eingezogen, die nicht beſchwichtigt werden wird, wenn ſich nicht eine andere Maria, als die gebenedeiete Himmelskönigin, meiner erbarmt. Möge dieſe mir ihren Schutz verleihen! Bald mein ſehr ehrwürdiger Vater komme ich nach Brandenburg, um in dieſer mir über alles theuren Angelegenheit um euren Rath und Beiſtand zu bitten. Schließt mich in euer frommes Gebet ein, und behaltet mich lieb.

[1]) Bekmann Hiſtorie des Fürſtenthums Anhalt. Thl. III. Bd. IV. K. II. S. 465. Als unvollſtändige Reſte beſtehen dieſe Pfingſtränze noch in vielen Gegenden der Mark.

Drittes Kapitel.

Wir ſind nunmehr genöthigt, uns im Geiſte nach Ungarn zu verſetzen, und uns mit dem Gange der hier ſtatt findenden Verhandlungen näher bekannt zu machen. Nichts Kleines iſt es, was hier geſponnen wird. Es iſt ein Faden, der von da ab ſich mit tiefer Bedeutung durch die ganze neuere Geſchichte hindurchzieht, die folgenreichſte und darum wichtigſte Begebenheit unter allen, welche wir zu berichten haben. Keiner der dabei Thätigen und Betheiligten hat wohl damals geahnet, wie tief er in die Urne des Geſchickes griff, als er dabei mitwirkte, keiner durfte hoffen, daß er damit eine ganz neue Geſtaltung der Dinge vorbereitete, ſo viel Gutes man ſich auch von den eingeleiteten Unterhandlungen verſprach. Wie der Säemann nicht vorausbeſtimmen kann, ob der von ihm dem Schooße der Erde anvertrauete Saame keimen, emporwachſen, blühen und fortpflanzungsfähige Früchte bringen werde, ſo vermag der Menſch auch im Voraus nicht zu beurtheilen, ob ſeine That eine fruchtbare Mutter vieler anderer folgenreicher Begebenheiten ſein werde. Erſt die Nachwelt kann darüber richten, erſt die Geſchichte vermag den Moment zu bezeichnen, in welchem das Große und Bedeutungsvolle, — den Zeitgenoſſen ein tiefes Geheimniß, — erzeugt und empfangen wurde. Aber es iſt ein heiliger Moment, und nicht ohne ehrfurchtsvolle Scheu wagt es der Geſchichtſchreiber, ihn zu bezeichnen, ihn zu deuten. Es iſt die in tiefer Ferne verſchwindende Spitze einer in das Unendliche hinauswachſenden Pyramide der inhaltreichſten Folgen und Ereigniſſe, deren Baſis immer breiter und breiter ſich zuletzt in das Unabſehbare verliert. Ein ſolcher Moment iſt der, wo Siegismund ſich entſchloß, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zum oberſten Verweſer und Landeshauptmann der Mark Brandenburg zu ernennen.

Schon ſeit längerer Zeit waren die Burggrafen von Nürnberg mit dem Luxemburgiſchen Hauſe in naher Verbindung. Im Beſitze eines anſehnlichen Ländergebietes, des Burggrafthums

Nürnberg oberhalb und unterhalb des Gebirges, (Fürſtenthümer Bayreuth und Ansbach), fürſtlichen Ranges und großer Reichthümer, hatten ſie bereits dem Kaiſer Karl IV. bedeutende Dienſte geleiſtet, und ihm Treue und Ergebenheit bewieſen, wie ſie denn auch wiederum von ihm manche Beweiſe ſeiner Gunſt empfangen hatten, wohin ſelbſt beabſichtigte Verheirathungen der beiden älteſten Söhne Karls mit burggräflichen Prinzeſſinnen gehören. In Folge einer ſolchen Verbindung war Burggraf Johann von Nürnberg ein Schwager des Kaiſers Siegismund, deſſen Schweſter ſeine Gemalin war. Sein Bruder Friedrich VI. von welchem eben die Rede geweſen, war daher ein naher Verwandter des Kaiſers, aber dieſem ſchon längſt auch in anderer Beziehung befreundet. Als Siegmund damit umging, ſich nach Ruprechts Tode um die Kaiſerwürde zu bewerben, ſchloß er mit Friedrich ein Bündniß, um ſeines Beiſtandes gewiß zu ſein. Daß dieſer im Wahlconvente für ihn auftrat, und die Brandenburgiſche Kurſtimme, obwohl von dem damals noch lebenden Jobſt beſtritten, für ihn führte, haben wir oben erzählt. Schon damals hatte er Siegmund theils baare Vorſchüſſe geleiſtet, theils in ſeinem Dienſte bedeutende Summen aufgewendet, wofür ihm Siegmund die Summe von einhundert tauſend Goldgülden verſchrieb [1]). Auch jetzt noch, bei der bevorſtehenden Kaiſerwahl, rechnete er auf ſeine nützlichen Dienſte, beſonders um König Wenzel zur Anerkennung Siegmunds zu bewegen. Um ihn theils wegen der Forderung jener bedeutenden Summe ſicher zu ſtellen, theils um ihn zu ferneren Dienſten geneigt zu erhalten, entſchloß ſich Siegmund wenige Wochen vor der bevorſtehenden Wahl, den Beſitz und Genuß der ihm durch Jobſts Tod zugefallenen Mark Brandenburg auf ihn zu übertragen. Friedrich hatte dies lebhaft gewünſcht, und ſchon bei Lebzeiten Jobſts ſind deswegen Unterhandlungen gepflogen worden, doch konnte Siegmund erſt nach deſſen Tode auf Friedrichs Wünſche eingehen, welche von Siegmunds Gemalin Barbara von Cilli lebhaft unterſtützt wurden.

Burggraf Friedrich VI. war zu Nürnberg am 21. September des Jahres 1372 geboren, und demnach jetzt nahe 39 Jahre alt. Seine Jugend hatte er zu Nürnberg zugebracht, wo er in

---

[1]) Gundling Friedrich I. S. 27.

Sprachen und Wiſſenſchaften durch Geiſtliche fleißig unterwieſen wurde. Er war der lateiniſchen Sprache ſehr mächtig, und verſtand italieniſch und franzöſiſch. Sein Lieblingsſchriftſteller war Franz Petrarca. Das canoniſche und das Civilrecht hatte er fertig inne, und vertheidigte darum nicht ſelten ſeine Freunde vor Kaiſer und Reich. Auch mit der Geſchichte machte er ſich genau bekannt, inſonderheit mit der ſeines Hauſes. Dabei verſäumte er nicht, ſich im Gebrauche der Waffen und in Ritterſpielen zu üben, in welchen er große Fertigkeit erlangte. Um das Jahr 1398 hatte er die Regierung ſeiner Länder angetreten, und die Raubſchlöſſer einiger von Adel bezwungen. Als König Wenzel abgeſetzt worden war, wurde er von mehreren Reichsfürſten zum Kaiſer vorgeſchlagen, bis man ſich dahin einigte, Friedrichs Schwager, den Pfalzgrafen Ruprecht, zu wählen. Ihn begleitete er auf deſſen unglücklichem Römerzuge, und führte ſein Heer ſo, daß er ſich große Hochachtung erwarb. Im Jahre 1406 hatte er eine Fehde mit der Stadt Rothenburg an der Tauber. Dann zog er König Siegmund in Ungarn zu Hülfe, wohnte vielen Treffen gegen die Türken bei, und ſetzte ſich bei Siegmund in große Achtung.

Durchgängig galt er als der ſchönſte Fürſt ſeiner Zeit, von kräftigem Körperbau und ſtattlichem Anſehen. Ein heller durchdringender Verſtand, und eine ſeltene Beurtheilungsgabe, vereinigten ſich in ihm mit tiefer Menſchenkenntniß. Dabei beſaß er die Gabe der Rede in ausgezeichnetem Maaße und in einer Fertigkeit, die allgemein bewundert wurde. Er liebte Pracht und Anſtand, und wußte ſich durch Freigebigkeit Freunde zu machen. Stattliche Leute zog er gern in ſeinen Dienſt, und gelehrte Leute achtete er hoch, und hatte ſie gern um ſich, um auf ihren Rath zu hören. Sein beſcheidenes, würdevolles und gütiges Weſen wurde von Allen gelobt, die ihm nahe ſtanden. Billigkeit und Gerechtigkeit achtete er über Alles, und nie rieth er zum Kriege, wo die Sache auf gütlichem Wege zu ſchlichten war. Ein Freund der Religion, wußte er Heuchelei von der Gottesfurcht ſcharf zu unterſcheiden. Seinen Pflichten ſuchte er nach beſtem Vermögen und mit Aufopferung ſeiner Kräfte zu genügen, und in allen ſeinen Verpflichtungen erwies er ſich beſtändig, treu und gerecht. War es zu verwundern, wenn ſein Name in und außer Deutſchland mit hoher Achtung genannt wurde?

Das war der Mann, deſſen Händen von nun an das Schickſal der Mark anvertraut werden ſollte. Wie die Natur auf der Erde dafür geſorgt hat, den einförmigen Anblick der Ebene zu unterbrechen, indem ſie hier und da mächtige erſtarrende Felskoloſſen aus der Rinde empor trieb, die ihre Häupter über die Wolken erheben, und Stützpunkte werden für unzählige, rings umher gelagerte, an ſie anſchließende Berghäupter, ſo hat die gütige Vorſehung Sorge getragen, daß innerhalb der allgemeinen Verflachung und Sittenverwilderung von Zeit zu Zeit erhabene Charactere aufſtehen, deren Häupter das gewöhnliche Geſchlecht der Menſchen weit überragen; in ſich gegründet und ſtark durch die Feſtigkeit ihres Sinnes, werden ſie Stützpunkte alles Tüchtigen ihrer Zeit, das ſich um ſie ſammelt und in ihnen ſeinen Halt findet. So zeigt ſich Friedrich von Nürnberg als eine durchaus wohlthuende Erſcheinung inmitten einer höchſt bewegten ereignißvollen Zeit voll großer, reich begabter, aber ſelten liebenswerther Charactere, um welche in ihrem tiefen ſittlichen Verderben der Strom der Weltgeſchichte rauſchender floß, und kräftiger ſeine Wellen brach; wo er auftritt, verweilt auf ihm gern und mit Liebe das Auge des ſinnigen Beſchauers.

Es war am 8. Juli 1411, wo König Siegmund zu Ofen die ſämmtlichen Abgeordneten der märkiſchen Stände abermals um ſich verſammelte, nachdem er ihnen am 3. Juli ihre Privilegien beſtätigt hatte [1]). Ihre Zahl war nach dem früher darüber Mitgetheilten nicht klein. Von ſeinem Throne, umgeben von den Großen ſeiner Reiche, neben ihm ſeine Gemalin, Königin Barbara, und ihr zunächſt der Erzbiſchof Johannes von Gran und der Biſchof Eberhard von Agram, richtete er an ſie folgende Anrede:

Liebe getreue Abgeordnete von Mannen und Städten der alten und neuen Mark zu Brandenburg ſammt der Priegnitz.

Wir ſind, wie euch bekannt geworden, durch die göttliche Vorſehung ohne unſer Verdienſt zu des heiligen römiſchen Reiches Vorſtand berufen, und zu den Bürden und Sorgen, welche uns bisher bei der Regierung unſerer Lande und Leute oblagen, treten neue hinzu, welche es nothwendig machen, daß wir zu ſol-

---

[1]) Gerken Cod. dipl. T. IV. p. 604. Deſſen Dipl. vet. Marc. T. I. p. 183. Lenz brandenb. Urkunden p. 525.

chen Bürden und Arbeiten uns Helfer und Mitregierer ſuchen, und unſere und des heiligen Reiches Fürſten zu uns rufen, damit wir ſolche unſerer Lande, die wir nicht in eigener Perſon regieren können, dennoch beſorgen, und unſere eigene Sorge und Bürde einigermaßen verringert werde. Wenn nun auch unſer Land, die Mark zu Brandenburg, uns etwas entlegen iſt, ſo haben wir ſie doch billigermaßen um ſo mehr beachtet und befürſichtigt, als ſie unſer väterliches Erbe und erſtes Fürſtenthum iſt. Darum hat es uns denn gerathen geſchienen, daß wir ſie mit einem ſolchen Verweſer und Hauptmann verſehen, der ihr mit Weisheit und Redlichkeit vorzuſtehen wiſſe und ſie befriedige, damit derſelben Mark Wohlfahrt gefördert, und unſere Sorge und Arbeit vermindert werde, auf daß wir des heiligen Reiches und unſerer anderer Königreiche und Länder Angelegenheiten um ſo beſſer und trefflicher beſorgen können. So haben wir denn mit wohlbedachtem Muthe und gutem Rathe betrachtet die ganze und lautere Liebe und Treue, die der hochgeborene Burggraf Friedrich zu Nürnberg, unſer lieber Oheim, Fürſt und Rath, uns bewieſen hat, wie die mannigfaltigen Dienſte, die er uns vor unſerer Berufung zu dem heiligen römiſchen Reiche in deſſelben Reichs- und anderer Sachen getreu und fleißig gethan hat und täglich thut, und nicht minder das Zutrauen, das wir zu ſeiner Vernunft haben, indem wir zu Gott hoffen, er werde mit ſeiner Arbeit Fleiß und Mühe die Mark, die leider lange Zeit her durch Krieg und anderer Urſachen halber ſehr verfallen und verderbt worden iſt, wieder in Flor bringen. Wir haben ihm darum mit Rath unſerer Edlen und Getreuen befohlen, und mit rechtem Wiſſen inne gegeben die vorgenannte unſere Mark zu Brandenburg, und ihn zu einem rechten Obriſten und gemeinen Verweſer und Hauptmann darüber gemacht und geſetzt, befehlen, machen, ſetzen und geben ihm auch mit Kraft dieſes Briefes (er hebt die geſchriebene Urkunde in die Höhe) in der allerbeſten Form und Weiſe unſere ganze volle Macht und Gewalt, dieſelbe unſere Mark mit allen ihren Herrſchaften, Landen, Leuten, Eigenthum, geiſtlichen und weltlichen Lehen ꝛc., und mit allen Ehren, Würden, Gerichten, Bußen, Gefällen, Steuern ꝛc., mit aller Vollkommenheit zu haben und zu halten, ſie auch als ein vollmächtiger gemeiner Verweſer und oberſter Hauptmann zu nutzen und zu nießen, und auch von allen eingenommenen und anderen Dingen

einen Jeglichen los zu ſagen und zu quittiren, und damit nach ſeinem freien Willen zu thun und zu laſſen, ohne unſerer Erben und Nachkommen und eines Jeglichen Hinderniſſe und Irrung. Auch mag er alle und jegliche Amtleute einſetzen und wieder entſetzen, und alle und jegliche unſere Aemter, Schlöſſer und Güter, kleine und große, beſetzen und entſetzen, wann und wie oft ihm das gefällt, alle und jegliche Lehne, geiſtliche und weltliche, verleihen, verfallene Lehne und Angefälle zu ſeinen Handen nehmen, und wieder verleihen wem er will, und ſo oft es nöthig iſt, die Eide der Huldigung und Treue, die ſich von Lehnen und anderer Sachen wegen gebühren, fordern und einnehmen von jeglicher Perſon, geiſtlichen und weltlichen Standes. Ferner ſoll er die Mark zu Brandenburg mit allen dazu gehörenden geiſtlichen und weltlichen Landen und Leuten alle und jegliche unſere und ihre Rechte, Freiheiten, redliches Herkommen und gute Gewohnheiten handhaben, ſchützen, ſchirmen und fördern, und ſie zu Friede und gutem Weſen zu bringen und dabei zu erhalten ſuchen. Allen und jeglichen Krieg, Mißhelligkeit und Zwietracht, die ſich in der vorgenannten Mark erhoben hätte, oder hernach erheben würde, ſoll er mit Freundſchaft oder mit Recht ſöhnen und richten, und die Ungehorſamen dazu nöthigen und ſtrafen nach ſeinem Erkenntniſſe und Willen. Auch haben wir ihm unſere ganze und volle Macht und Gewalt im Allgemeinen und inſonderheit gegeben, und geben ſie ihm kraft dieſes Briefes, alles das zu thun, zu ſchaffen, zu halten, zu ordiniren, durch ſich ſelber oder durch andere, mit Gerichte oder ohne Gerichte, was wir oder ein jeglicher wahrer Markgraf zu Brandenburg zu thun hätten, oder thun möchten, und ſoll es daran nicht hindern, wenn auch ſolch Ding in dieſem Briefe nicht gemeldet oder namentlich begriffen wäre, ſelbſt wenn ſie auch größer wären, als die vorbeſchriebenen Dinge, denn es iſt unſere wiſſentliche und berathene Meinung, keinerlei Ding auszunehmen, worüber wir dem vorgenannten Friedrich nicht ganze Gewalt gegeben haben, und mit dieſem Briefe geben, mit alleiniger Ausnahme, daß uns, unſeren Erben und Nachkommen als Markgrafen zu Brandenburg die Kur eines jeglichen römiſchen Königs, und was ſich damit verbinden mag, zu einer jeglichen Zeit, und ſo oft ſich das gebührt, gänzlich vorbehalten bleiben ſoll. Und was der vorgenannte Friedrich von unſertwegen in den vor- und nachbeſchriebenen Sachen thun, ſchaffen, handeln, verſprechen,

geloben, geben oder verbriefen würde, das iſt jetzt und ſoll auch fürbaß allezeit unſer guter Wille, und kräftig und mächtig ſein und bleiben in aller Maaße, als ob es von uns ſelber gethan oder geſchehen wäre ohne alle Gefährde. Wenn auch der vorgenannte Friedrich von Todeswegen abgegangen iſt, davor Gott ihn lange behüte, ſo ſoll der vorgenannten Mark Verweſung und Hauptmannſchaft ſeinen Erben befohlen, verſchrieben und ingegeben ſein, die wir ihnen auch jetzt alſo befehlen und ingeben mit dieſem Briefe in aller der Maaße, wie wir ſie demſelben Friedrich befohlen, verſchrieben und ingegeben haben. Und darum, daß derſelbe Friedrich unſer oberſter Verweſer und Hauptmann der vorgenannten Mark zu Brandenburg dieſelbe aus ſolchem krieglichen und verderblichen Weſen, darin ſie lange Zeit, was wir mit Betrübniß ſagen, geweſen iſt, deſto beſſer herausbringen, und uns das nicht auf ſeine Koſten und Schaden thun möge, haben wir ihm zu Hülfe und Steuer, und auch wegen ſolcher nützlicher und getreuer Dienſte, die er uns, wie zuvor geſagt, mannigfaltig, getreulich und köſtlich gethan hat, täglich thut, und auch fürbaß zu thun, getreuen und ganzen Willen hat, recht und redlich verſprochen, und verſprechen mit dieſem Briefe für uns und unſere Erben und Nachkommen an dem vorgenannten Markgrafthum zu Brandenburg, ihm und ſeinen Erben zu geben und zu bezahlen 100,000 guter rother ungariſcher Gulden, die ſie auch auf der jetzt genannten Mark zu Brandenburg und ihre Verweſung und Hauptmannſchaft, und allen ihren Landen, Leuten, Schlöſſern, Städten, Märkten, Dörfern und Zugehörungen, Nichts ausgenommen, wie vorgeſchrieben ſteht, haben ſollen, und zwar in folgender Weiſe. Ereignete es ſich, daß wir oder unſere Erben und Nachkommen als Markgrafen zu Brandenburg der vorgedachten Mark Verweſung und Hauptmannſchaft von ihm oder ſeinen Erben, wenn er von Todeswegen abgegangen wäre, wovor Gott lange ſei, zurückfordern und wieder haben wollen, ſo ſollen wir oder unſere Erben und Nachkommen, die Markgrafen zu Brandenburg, dem vorgenannten Friedrich oder ſeinen Erben die gedachte Summe von 100,000 Gulden gänzlich und redlich ausbezahlen, ohne irgend einen Abſchlag aller Nutzungen, Renten oder Anderes, was er oder ſeine Erben in der vorgenannten Verweſung und Hauptmannſchaft erhoben, empfangen oder eingenommen hätten, und wir ſollen ihm auch ſolche Bezahlung thun in

der Städte einer zu Magdeburg oder zu Wien oder zu Eger, welche ſie uns dann unter den dreien nennen werden, ohne Gefährde. Und wenn ihnen ſolche Bezahlung der vorgenannten Summe von uns oder unſeren Erben oder Nachkommen den Markgrafen von Brandenburg geſchehen iſt, ſo ſollen Friedrich oder ſeine Erben uns, unſeren Erben und nachkommenden Markgrafen zu Brandenburg der Mark Verweſung und Hauptmannſchaft gänzlich ohne Widerrede und Verzug abtreten, und ſollen uns auch keinen andern Aufſchlag, Koſten oder Zehrung darauf ſchlagen oder rechnen, ohne alle Gefährde, ausgenommen wenn er von der Mark Lande und Leute wegen mit Streit, Krieg, oder von Kriegsſachen wegen leiblich gefangen und geſchatzt würde, ſolche Schatzung (Löſegelder) ſoll er auch haben auf derſelben Mark und ihrer Lande und Leute Verweſung und Hauptmannſchaft, und ſollen wir, unſere Erben und nachkommenden Markgrafen zu Brandenburg ihm oder ſeinen Erben die auch bezahlen in aller der Maaße, als von den vorgenannten hundert tauſend Gulden vorgeſchrieben ſteht ohne alle Gefährde. Und darum iſt unſere ernſte Meinung, und gebieten auch allen und jeglichen Prälaten, geiſtlichen und weltlichen, Grafen, Freien, Edlen, Rittern, Knechten, Burggrafen, Vögten, Amtleuten, Richtern, Burgemeiſtern, Schöffen, Räthen, Bürgern und Gemeinden aller und jeglicher Städte, Märkte und Dörfer, und ſonſt allen und jeglichen des vorgenannten Landes Einwohnern, in welchem Weſen, Ehren oder Würden ſie ſein mögen, ernſtlich und feſtiglich mit dieſem Brief, daß ſie dem vorgenannten Friedrich und ſeinen Erben zu ſolcher vorgeſchriebenen Verweſung und Hauptmannſchaft in allen und jeglichen vorgedachten Punkten, Stücken und Artikeln, in allen Dingen und Sachen unterthänig, gehorſam und gewärtig ſein, ihm auch darauf Huldigung thun ſollen, ſo lieb es ihnen iſt, unſere ſchwere Ungnade zu vermeiden.

Liebe getreue Abgeſandte von Mannen und Städten der Mark Brandenburg! Habet ihr den Inhalt unſerer Rede wohl gemerket und verſtanden?

Ein einſtimmiges Ja erfolgte.

Williget ihr darein, daß die Mark dem hochgebornen Fürſten Burggrafen Friedrich zu Nürnberg, und ſeinen Erben und Nachkommen eine rechte Huldigung zu ſeinem Gelde thue in al-

8*

ler Maaße, wie vorgedacht wurde, mit gutem Muthe, Wiſſen und Willen?

Die Frage wurde wieder mit einem einſtimmigen Ja beantwortet.

Siegmund. Vernehmet denn auch den Eid der Treue, der ihm geleiſtet werden ſoll.

Wend von Jleburg. Erhebet euch von eurem Sitze und höret den Eid, den euch der ehrwürdige Johann von Waldow vorleſen wird.

Die ganze Verſammlung erhob ſich, und Johann von Waldow als Landſchreiber der Mark, aber als Propſt von Berlin in geiſtlicher Kleidung, ſprach:

Wir huldigen und ſchwören Herrn Siegmunden und ſeinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, und huldigen und ſchwören Herrn Friedrichen und ſeinen Erben, Burggrafen zu Nürnberg, eine rechte Huldigung zu ſeinem Gelde, nach Ausweiſung ſeiner Briefe getreu, gewärtig und gehorſam zu ſein, als uns Gott helfe und die Heiligen [1]).

Siegmund. Billiget ihr, daß die Stände der Mark dieſen Eid leiſten?

Alle. Ja.

Siegmund. So wollen wir denn die Urkunde beſiegeln in aller Form, damit ſie Gültigkeit behalte für alle Zeiten. Wir hängen daran unſer königliches (ungariſches) Inſiegel, weil unſer königliches Majeſtäts-Inſiegel noch nicht bereitet iſt. Aber zu mehrerer und feſter Sicherheit begehren wir von der allerdurchlauchtigſten Fürſtin Frau Barbara, römiſcher Königin und Königin zu Ungarn, unſerer lieben Gemalin, — von dem Ehrwürdigen Johannes, Erzbiſchof zu Gran und Evichius Spans, des heiligen römiſchen Reichs Canzler, und von dem Ehrwürdigen Eberhard, Biſchoff zu Agram, unſerm oberſten Canzler des Königreichs Ungarn, daß ſie, ein jeglicher ſein eigen Inſiegel zu unſerem vorgenannten Inſiegel an dieſen Brief hangen, und ihr Bekenntniß, daß es geſchehen, mit in den Schluß der Urkunde aufnehmen laſſen.

Es geſchah, und die Urkunde wurde Friedrich feierlich über-

---

[1]) Wohlbrück Geſch. von Lebus Thl. II. S. 102. — Angelus Annal. p. 189 Förſters Handbuch Thl. III. S. 136.

geben[1]). Ein dreifaches Lebehoch, dem Könige und der Königin und dem Burggrafen dargebracht, und durch Trompetengeſchmetter und Paukenwirbel gehoben, ſchloß die impoſante und bedeutungsvolle Feierlichkeit. Friedrich gab am folgenden Tage den märkiſchen Abgeordneten ein großes Feſt, das König Siegmund nebſt ſeiner Gemalin mit ihrer Gegenwart beehrten. Was an wichtigen und bedeutenden Perſonen in Ofen anweſend war, hatte dazu eine Einladung erhalten, und Friedrich hatte dafür geſorgt, auch in dem äußeren Aufwande fürſtliche Macht und Größe zu zeigen. Sein Bemühen war von nun an darauf gerichtet, ſich über die innern Verhältniſſe der Mark vollkommene Aufklärung zu verſchaffen. Er zog die verſchiedenartigſten Perſonen aus der Zahl der Abgeordneten ins Geſpräch, hörte Jeden an, wußte geſchickt zu fragen und ſcharfſinnig zu vergleichen, und hatte bald ein ſehr detaillirtes Bild der märkiſchen Zuſtände bekommen, dem nichts mehr fehlte, als das eigene Schauen. Daß es nothwendig werden würde, die Macht des nach Selbſtſtändigkeit und völliger Unabhängigkeit ſtrebenden, und in dieſem Streben ſchon ziemlich vorgeſchrittenen Adels zu brechen, war ihm klar geworden. Vor allen durfte er die Quitzows und ihre Anhänger nicht aus dem Auge verlieren, ſie mußten wieder in die geſetzlichen Schranken zurückgeworfen werden. Auf bedeutenden Widerſtand konnte er gefaßt ſein, da alle ſie als mächtig, klug, unternehmend und tapfer ſchilderten. Nicht minder aber galt es, die unruhigen Nachbarn der Mark, welche ihren zerrütteten Zuſtand nur zu gern ſahen, und ihn nach Kräften benutzten und unterhielten, zu gewinnen, um entweder mit ihrer Hülfe oder doch ohne von ihnen gehindert zu werden, einen beſſeren Zuſtand herbeizuführen. Wie dies alles veranſtaltet werden könne, ließ ſich im Einzelnen noch nicht vorausſehen, aber es galt, von jetzt an jede Gelegenheit und jeden ſich darbietenden Umſtand in dieſem Sinne zu benutzen.

Am 21. Julius ſtellte Friedrich einen Revers aus, die Mark und ihre Lande und Einwohner nach beſtem Vermögen zu ſchirmen, bei Recht und gutem Weſen zu handhaben, und ſie bei ihren Gerechtigkeiten, Briefen, Privilegien, Freiheiten, Gnaden

[1]) Sie iſt enthalten in Gerken Diplomat. vet. March. Brand. T. II. p. 636. — Buchholz Geſch. der Mark Brandenb. Bd. V. S. 174.

und guten Gewohnheiten zu belaſſen, dawider nicht zu thun, noch zu geſtatten, daß dawider gethan werde [1]). Er befand ſich mit König Siegmund an dieſem Tage auf der Blindenburg in Ungarn, von wo aus der Revers auch datirt iſt. Auch Siegmund beſtätigte, und Friedrich contraſignirte ihn.

Noch an demſelben Tage ernannte Friedrich den Edlen Wenden von Jleburg, weil er ſelber wegen der ihm übertragenen Geſchäfte in Angelegenheiten des Königs und des heiligen römiſchen Reiches, mit welchen er beladen war, ſich nicht ſo ſchnell als er es wohl gewünſcht hätte, nach der Mark begeben konnte, zu ſeinem bevollmächtigten Hauptmann der Mark, und zwar wegen deſſen bemerkenswerther Verdienſte, Feſtigkeit und Biederkeit, und ſtellte ihm darüber eine Urkunde aus [2]).

Unterdeſſen hatten die beiden Kurfürſten von Mainz und Kölln zu Frankfurt am Main eine neue Kaiſerwahl vorbereitet, da durch das Abſterben Jobſts die Kaiſerkrone erledigt war. Burggraf Friedrich hatte ſogleich ſeinen Bruder den Burggrafen Johann zu dem Kurfürſten von Mainz geſchickt, und dieſer wußte es bei demſelben dahin zu bringen, daß er Niemand anders als König Siegmund ſeine Stimme geben wollte, wenn die Wahl abgehalten werden würde. Darauf wurde der Wahltag ausgeſchrieben, und es fanden ſich in Frankfurt ein: Johann, Kurfürſt von Mainz; Friedrich, Kurfürſt von Kölln; die Böhmiſche Geſandtſchaft; Biſchof Johann von Würzburg; Ernſt, Herzog von Bayern; Bernhard, Markgraf von Baden; Albrecht Schenk von Landsberg, der Vater der Eliſabeth von Quitzow, von Kurſachſen beauftragt; und Johann Burggraf von Nürnberg, von Kurbrandenburg bevollmächtigt. Am 21. Juli fand die Wahl ſtatt, und einſtimmig wurde König Siegmund zum römiſchen Kaiſer gewählt. König Wenzel gab ſeine Zuſtimmung, jedoch mit dem Vorbehalt, daß ihm der kaiſerliche Titel bliebe, während ſich Siegmund mit dem eines römiſchen Königs begnügen ſollte [3]). Ein ſchriftliches Uebereinkommen zwiſchen Wenzel und Siegmund ſetzte dies feſt. Da indeſſen Wenzel eigentlich den kaiſerlichen Titel nicht beſaß, ſo konnte er ihn ſich auch nicht

---

[1]) v. Raumer Codex diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 44.
[2]) v. Raumer a. a. O. S. 43.
[3]) Gundling Friedrich I. S. 32.

vorbehalten, und Siegmund kehrte ſich darum nicht lange an dieſe Uebereinkunft.

Als die Nachricht von dieſer wichtigen Begebenheit nach Ofen kam, berief Siegmund ſofort die noch anweſenden Abgeſandten der Mark, und ließ ſich von ihnen als Kaiſer huldigen. Darauf empfingen ſie ihre Briefe und Inſtructionen [1]), und kehrten gegen Ende des Juli wieder heim. Nur Gans von Putlitz blieb noch in Ungarn zurück.

Markgraf Jobſt hatte während der Zeit, wo Wilhelm von Meißen die Mark verwaltete, dieſem gegen Vorſchüſſe gar manches verpfändet, Anderes verkauft, das nach ſeinem Tode auf Wilhelm den Reichen zu Meißen übergegangen war, ohne daß eine Erledigung ſtatt gefunden hätte. Wir wiſſen, daß in Folge dieſer Verwirrungen die Quitzows in den Beſitz der Schlöſſer Köpenik und Saarmund gekommen waren. Es erſchien von Wichtigkeit, alle Anſprüche des Markgrafen von Meißen an brandenburgiſche Beſitzungen zuvor zu beſeitigen, und was er davon beſaß, gegen Schadloshaltung zurückzufordern. Kaiſer Siegmund knüpfte deshalb mit Markgraf Wilhelm dem Reichen zu Meißen Unterhandlungen an, welche auch zu dem gewünſchten Reſultate führten, und kraft welcher dieſer alles herausgab, was ſein Oheim Wilhelm von deſſen Schwager Jobſt in der Mark erhalten hatte. Von dieſer Seite her durfte man ſich daher keiner Gründe zu Feindſeligkeiten gewärtigen [2]).

Darauf ließ der Kaiſer in der Mark den Landfrieden publiciren, damit keiner derer, welche geneigt ſein möchten, ihn zu brechen, ſich mit Unwiſſenheit entſchuldige. Welche Rolle eigentlich Gans von Putlitz jetzt noch in Ungarn ſpielte, iſt nicht klar. Möglich, daß Friedrich ihn bei ſich behielt, um ſeinen Rath in märkiſchen Angelegenheiten zu benutzen, obgleich Wend von Ileburg und Johann von Waldow noch nicht nach der Mark abgereiſet waren [3]), niemand aber beſſer als der mächtige Putlitz mit allen märkiſchen Sachen bekannt war. Sicherlich wußte Friedrich auch, wie nahe Gans den Quitzows ſtand, und wie ſehr er ihre Anſichten theilte. Unſtreitig gab er ſich Mühe, ihn für

---

1) Berlin namentlich am 3. Juli 1411. Dipl. Beitr. z. G. Berlins Th. III.
2) Gundling Friedrich I. S. 33.
3) Am 24. Auguſt waren ſie noch zu Wiſſegrad bei Ofen. Ledeburs Archiv Bd. II. S. 159.

ſich zu gewinnen, und jener Parthei abwendig zu machen, wozu vielleicht dieſer Beweis von Vertrauen und Huld, der ihm durch ſeinen verlängerten Aufenthalt in Ungarn, und die Beachtung ſeiner Rathſchläge und ſeiner Mittheilungen gegeben wurde, am meiſten geeignet war. Auch wenn dies nicht gelang, waren ſeine Erörterungen jedenfalls ſchätzbar und zu benutzen.

Indeſſen war Gans von Putlitz nicht der Mann, der einen beſondern Werth darauf legte, ſich in dem Glanze der Fürſtengunſt zu ſonnen. Getreu ſeinen Anſichten und Maximen, ſcheint er ſich unumwunden geäußert zu haben, wo er gefragt wurde, und wo es darauf ankam, die Wahrheit nicht zu verhehlen. Dabei nahm er ſich wohl in Acht, ſeine Freunde zu compromittiren, über welche ſich ohnehin ein Strom von Klagen ergoſſen hatte. Was er in dieſer Beziehung zum Beſten kehren konnte, hat er gewiß nicht unverſucht gelaſſen. Es wollte Friedrich nicht gelingen, ſich in ihm einen Anhänger zu erwerben, der ihm näher käme, als die unumgänglichen Regeln conventioneller Höflichkeit es forderten. Wenngleich es unmöglich war, ſich nicht gegenſeitig zu achten, ſo blieben doch beide, ungeachtet aller Annäherungsverſuche, einander fern und fremd. Mehr fühlte ſich Gans von Putlitz zu Kaiſer Siegmund hingezogen, und auch dieſer ſchätzte den wackeren Mann hoch, und gab ihm unverkennbare Proben ſeiner Gunſt und Gnade.

Eines hatte dem Kaiſer ſehr am Herzen gelegen, und nicht mit Unrecht hatte Friedrich ſelbſt den Kaiſer auf ein Verhältniß aufmerkſam gemacht, aus welchem leicht Unheil für ihn und für die Mark hervorgehen konnte. Schon ſeit langer Zeit ſtand nämlich Friedrich mit den Herzogen von Sachſen, ſeinen nunmehrigen nächſten Nachbaren, auf ſehr geſpanntem Fuße. Siegmund wie Friedrich ſahen die Nothwendigkeit einer Vermittelung ein, und letzterer glaubte ſie endlich in einer Familienverbindung der beiden zwiſtigen Häuſer zu finden. Er ſchlug vor, ſeinen (des Burggrafen) älteſten Sohn, Namens Johann, mit der ſiebenjährigen Tochter Barbara des Kurfürſten Rudolph von Sachſen zu verloben. Das Leibgedinge für beide erbot ſich der Kaiſer anzuweiſen. Die Hochzeit aber ſolle erſt im Jahre 1416 gefeiert werden. Friedrich war damit völlig einverſtanden, und ſo wurde Herzog Rudolph von Sachſen nach Ofen eingeladen, und mit dem Plane bekannt gemacht. Die Unterhandlungen

darüber führten zu einem glücklichen Ende, und ſchon am 25. Auguſt ſtellte Siegmund deshalb die Urkunde zu Burgau aus. Nach dieſer ſchenkt der Kaiſer dem älteſten Sohne Friedrichs, Namens Johann Friedrich, 25000 Ungariſche Dukaten als Heirathsgut, und ſeiner ihm verſprochenen Braut Barbara, des Kurfürſten Rudolph's von Sachſen Tochter, zum Brautſchatz gleichfalls 25000 Ungariſche Dukaten, in der Weiſe, daß zum Abtrag dieſer 50000 Dukaten dem Brautpaare die Einkünfte von Potsdam, Trebbin, Saarmund, Plaue, Mittenwalde, Brietzen und Belitz übergeben werden ſollen[1]).

Durch dieſen Vertrag war ein gutes Verhältniß zwiſchen Friedrich und ſeinen ſächſiſchen Nachbarn geſichert. Aber es ergiebt ſich daraus zugleich, daß beſchloſſen war, die Quitzows und ihre Anhänger von allen den Schlöſſern und Gütern zu vertreiben, für welche ſie keinen ſtrengen Beſitztitel nachweiſen konnten. Potsdam gehörte Wichart von Rochow, dem glühendſten Anhänger der Quitzows, Trebbin hatten die von Maltitz für Hans von Torgau inne, welche ſich gleichfalls jener Parthei angeſchloſſen hatten, Saarmund hatten die Quitzows erobert, Plaue erheirathet, ohne daß Lippold von Bredow einen geſetzlichen Beſitztitel nachweiſen konnte. Nur Mittenwalde, Brietzen und Belitz waren Städte, welche als nicht zur Quitzowſchen Parthei gehörig betrachtet werden konnten. Dieſes Verlöbniß konnte daher beinahe wie eine Kriegserklärung gegen dieſe Parthei betrachtet werden, und unſtreitig hat Gans von Putlitz es mit tiefer Beſorgniß feſtſtellen ſehen.

Kaiſer Siegmund hatte mitunter ſeltſame Launen, wie ſie bei geiſtreichen Großen nicht ſelten vorzukommen pflegen. Eines Tages erhielt er eine Kiſte mit 40000 ungariſchen Dukaten zugeſchickt. Er ließ ſie in ſeine Schlafkammer ſetzen, um ſicher zu ſein, daß ſie ihm nicht geſtohlen würde. Als er ſich zu Bette legte, fiel ihm die Kiſte in die Augen, und ſorgfältig überlegte er nun, wie er das Geld am Beſten anzuwenden habe. Er konnte mit ſich nicht einig werden, und wälzte ſich ſchlaflos

[1] Gerlach in Büſchings Magazin für die neuere Geſchichte und Geographie Bd. 13. S. 443. Anm. t. Vergl. Ledeburs Archiv Thl. II. S. 157 f. — Windeck Geſch. Siegmunds in Mencken Scriptor. rer. germanic. T. I. p. 1087. In den von letzteren angegebenen Namen ſind nur mit Mühe Saarmund, Plauen, Brietzen und Belitz zu erkennen.

im Bette hin und her. Endlich wurde es ihm zu viel; er war um den Schlaf gekommen, und durfte unter dieſen Umſtänden nicht hoffen, ſobald einzuſchlummern. Schnell ließ er ſeine Kämmerlinge kommen, und gab ihnen den Befehl, ſo eilig wie möglich alle Räthe und Hauptleute zuſammen zu rufen. Ohne Verzug fanden ſich dieſe ein, nichts geringeres erwartend, als daß das Reich in Gefahr ſei. Da ſie verſammelt waren, zeigte ihnen der Kaiſer die Kiſte mit den Dukaten und ſprach: Sehet, dieſe allergrauſamſten Feinde und Henker haben mir den Schlaf gebrochen. Nehmt ſie hin, und theilt ſie unter euch, damit ich ruhig ſchlafen möge! — Ein kaiſerlicher Befehl wird bekanntlich pünktlich vollzogen. — Als nun die Räthe und Hauptleute von ihm hinweggingen, ſprach der Kaiſer: Dieſer Peiniger, der mich gegeißelt hat, weicht von mir, jetzt will ich deſto ruhiger ſchlafen [1]).

Eine dieſer ſeltſamen Launen ſcheint Gans von Putlitz benutzt zu haben, wenn er ſich dabei nicht etwa ganz paſſiv verhalten hat; denn Kaiſer Siegmund ernannte ihn am 24. September, offenbar ohne Zuthun und Mitwiſſen Friedrichs, zum Landeshauptmann in der Priegnitz, wie es ſcheint, unmittelbar vor ſeiner Abreiſe aus Ungarn. Das Verhältniß, in welches er dadurch zu Friedrich gerieth, iſt ein höchſt ſeltſames, da er ohnehin noch Landeshauptmann der Altmark war, und da es auf die Folge von Einfluß iſt, müſſen wir die Beſtallungsurkunde kennen lernen.

Wir Siegmund von Gottes Gnaden, römiſcher König ꝛc. ꝛc. Bekennen und thun kund mit dieſem Briefe allen denen, die ihn ſehen, oder leſen hören, daß wir den Edlen Caspar Gans von Putlitz, unſern lieben Getreuen, unſeren Landen und Städten der Priegnitz als einen Amtmann von unſertwegen vorzuſtehen und zu verweſen befohlen haben, befehlen ihm dies mit Kraft dieſes Briefes alſo, daß er das ehegenannte unſer Land getreulich verſehen, beſchützen und beſchirmen ſoll gegen allermänniglich, niemanden ausgenommen. Dazu ſoll er haben alle unſere Renten, Zinſen und Nutzen, die wir in der Priegnitz haben; dazu ſollen wir ihm alle Jahr hundert Schock böhmiſche Groſchen aus unſerer Kammer geben, darüber ſoll er ehegenannte unſere Lande verſehen und verweſen, ohne allerlei Rechnung und Aufſchläge.

---

[1]) Cuspinians Kaiſerchronik Thl. II. S. 88. 89.

Wenn der ehegenannte Caſpar Gans unſer Land die Priegnitz ein ganz Jahr, nach Gebung dieſes Briefes, vorgeſtanden hätte, und ferner nicht länger vorſtehen wollte, das ſoll er uns ausgehenden Jahres, darnach ein Vierteljahr zuvor verkündigen und zu wiſſen thun, daß wir dann die ehegenannten unſere Lande mit anders Jemanden beſtellen mögen. Auch ſollen wir ihn des vorgenannten unſeres Landes Verweſung nicht entwältigen noch entſetzen, wir haben ihm denn die vorgenannten hundert Schock böhmiſcher Groſchen, oder was im Brauch da wäre, ganz und gar bezahlet, und wann wir ihm die hundert Schock ganz bezahlet haben, ſo ſoll er uns, unſern Erben und Nachkommen, den Markgrafen zu Brandenburg, des ehgenannten unſeres Landes Verweſung unverpfändet, unbekümmert, frei und ledig abtreten, ohne alle Widerrede. Sollte der ehegenannte Caſpar in Verweſung unſerer beider Lande Ueber-Elbe und in der Priegnitz in unſeren Dienſten und Geſchäften gefangen werden, da Gott vor ſei, ſo ſtehen wir ihm für ſolche Beſchatzung, die er von wegen ſeines eigenen Leibes geben möchte, nach redlicher Gutachtung. Was er auch von Hauptleuten fangen würde, die ſoll er in unſere Hand bringen, und uns zu Gute kehren, daran ſoll er doch ſeinen Theil haben, nach Anzahl gewappneter Leute, die er auf eigene Koſten und Schaden dazu geführet hätte. Mit Urkund dieſes Briefes verſiegelt mit unſerm Römiſchen Königlichen anhangenden Inſiegel. Gegeben zu Ofen ꝛc.[1]).

Dieſe merkwürdige Urkunde iſt in einer Weiſe abgefaßt, als ob Siegmund die Verleihung der Mark an den Burggrafen Friedrich gänzlich vergeſſen gehabt, oder als ob die Priegnitz nie zur Mark gehört hätte. Nur von dem Verhältniſſe des Gans von Putlitz zum Kaiſer iſt darin die Rede, von ſeinem Verhältniſſe zum Burggrafen enthält ſie kein Wort. Kein Wunder, wenn er ſelber darüber gänzlich im Unklaren blieb, und es ſich in einer Weiſe deutete, welche ihm die zuſagendſte war.

Da die Verwaltung des Amtes eines Landeshauptmanns niemals ohne mannigfache Geldopfer durchzuführen war, ſo ſuchte Friedrich ſich vor der Abreiſe des von ihm zu dieſem Poſten ernannten **Wend von Ileburg in dieſer Beziehung mit ihm**

[1]) Lenz brandenburgiſche Urkunden S. 526. Bekmann Beſchreib. d. Mark Brandenb. Th. V. B. II. K. I. S. 27.

Digitized by Google

zu einigen, und verſprach ihm in vier Urkunden, ſämmtlich aus Presburg vom 27. October datirt, den Erſatz etwaniger Koſten und Schäden, das Angefälle an Wichard von Rochows Schloß Golzow, und an das durch Otto von Pomers Tod erledigte Dorf Krile im Havellande. Auch gab er demſelben das Recht, Stellen im Domſtift Stendal zu vergeben [1]). Auch hieraus zeigt ſich deutlich, wie Friedrich über die Freunde der Quitzows dachte.

Nachdem endlich alle dieſe Verhandlungen abgeſchloſſen waren, begaben ſich die noch anweſenden wenigen Beamten der Mark zurück, um ihre Poſten anzutreten. Es war jetzt noch von Wichtigkeit, König Wenzels Genehmigung mehrerer wichtiger Punkte einzuholen, weshalb Friedrich zu Anfang des Decembers nach Prag ging. Hier fand er Wenzel willig, die Zuſtimmung zu ſeiner Ernennung als gemeinen Verweſer und oberſten Hauptmann der Mark Brandenburg zu geben. Es war dies nicht ohne Bedeutung; denn ungeachtet Siegmund Herr der Mark war, ſo hatte ſich Wenzel doch bei Abtretung der Mark an Siegmunden Manches vorbehalten. Durch eine beſondere Geſandtſchaft war Wenzel bereits vorläufig mit Friedrichs Geſuch bekannt gemacht worden, und da er jenem gewogen war, ſo hatte die Sache bei ſeiner perſönlichen Anweſenheit um ſo weniger Schwierigkeiten gefunden. Am 15. December ſtellte Wenzel ſeinen Conſens urkundlich aus [2]).

Zugleich aber hatte ſich der Kurfürſt Rudolph von Sachſen in Prag eingefunden, um mit Friedrich das Weitere über die Verheirathung des mit einander verlobten Paares feſtzuſetzen. Auch hier war es von Wichtigkeit, Wenzels Genehmigung in Bezug auf Siegmunds Schenkung an das junge Paar zu erhalten. Es geſchah und Wenzel ertheilte dieſelbe in einer Urkunde vom 15. December [3]). Darauf ſtellten am 18. December Herzog Rudolph und Friedrich gemeinſchaftlich einen Revers an König Wenzel aus, kraft deſſen ſie anerkennen, daß, wenn Siegmund ohne Erben verſterben ſollte, ehe er den beiden Verlobten

---

1) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 44.

2) Gerken Fragmenta march. T. IV. p. 43. Pelzel Geſchichte Königs Wenzesl. Thl. II. S. 597.

3) v. Ledeburs Archiv Thl. II. S. 158.

die 50000 Dukaten gezahlt habe, ſie dann mit den ihnen inne gegebenen Schlöſſern und Städten an Wenzel, ſeine Erben und Nachkommen gewieſen würden, dem oder deſſen Erben der Krone Böhmen die gedachten Ortſchaften zurückgegeben werden ſollten, wenn jene Summe von ihnen bezahlt würde[1]). Somit war dieſe Angelegenheit vollkommen in Richtigkeit.

Burggraf Friedrich war theils durch Reichsgeſchäfte, theils durch eigene Angelegenheiten verhindert, ſich für jetzt nach der Mark zu begeben. Indeſſen wollen wir ihn einſtweilen ſeinen Geſchäften überlaſſen, und uns wieder nach der Mark zurückwenden, an deren Himmel ſich ſchwarze Gewitterwolken zu ſammeln beginnen. Wir gehen zugleich in der Zeit bis in den Sommer des laufenden Jahres zurück.

---

[1]) Urkunde in von Ledeburs Archiv Thl. II. S. 180.

Viertes Kapitel.

Durch die in Ofen zahlreich verſammelten Sendeboten der Mark erhielt man in dieſer fortdauernd genaue Kenntniß aller Vorgänge und Verhandlungen, und ſo hatte man denn auch bald erfahren, in weſſen Hände das künftige Geſchick der Mark gelegt worden war. So zufrieden ſich die ſtädtiſchen Abgeordneten damit zeigten, ſo wenig war es der Adel, der durch Gans von Putlitz davon benachrichtigt worden war. Inſonderheit kam unſeren Quitzows nichts ungelegener, die ohnehin vernommen hatten, wie ſehr man ſich gegen den Kaiſer über ſie beſchwert hatte, und daß es namentlich darauf abgeſehen ſei, ihrem bisherigen Treiben ein Ziel zu ſetzen. Indeſſen wußten ſie, daß ihre Anſichten und ihr Thun bei einem großen Theile des Adels Anklang gefunden hatte, und daß in ihre Verdammung viele Andere mit eingeſchloſſen, und dabei betheiligt waren. Galt es daher einen Kampf, ſo durften ſie ſich getröſten, ihn nicht allein ausfechten zu müſſen. Die Sache aber ließ ſich ernſthaft an, man wußte, daß Friedrich kein zu verachtender Gegner war, deſſen perſönliche Eigenſchaften durch die Gunſt des Kaiſers um ein Bedeutendes gehoben wurden, und ſo galt es, in Zeiten zweckdienliche Vorkehrungen zu treffen, und ſich auf alle Fälle vorzuſehen.

Schon in Wilsnack hatte ſich ein Theil der Quitzowſchen Anhänger zuſammen gefunden, und war darüber übereingekommen, ſich dem neuen Statthalter zu widerſetzen, und in geheimen Zuſammenkünften die geeigneteſten Maaßregeln zu verabreden. Als man jedoch erfuhr, daß Friedrich ſo bald noch nicht nach der Mark kommen würde, glaubte man auch weniger vorſichtig verfahren zu dürfen, und beſchloß, Zuſammenkünfte in gewöhnlicher Form in den dazu am beſten gelegenen Schlöſſern zu halten.

Ehe wir dieſe Angelegenheit weiter verfolgen, müſſen wir zuvor Dietrichs Verhältniß zu Berlin näher ins Auge faſſen. Hier war die Stimmung heftig gegen ihn gereizt. Drei Vier-

teljahre waren verfloſſen, ſeit er den Handſtreich gegen Berlin verübt hatte, und noch immer ſaßen Nikolaus Wins und ſeine Genoſſen in den Kerkern des Schloſſes Bötzow. Wir haben erzählt, daß beſchloſſen worden wär, mit Dietrich zu unterhandeln. Der Rath von Berlin hatte einige Wochen ſpäter an ihn geſchrieben, und ſich bitter über die Gewaltthätigkeit beklagt, zu der er doch keine Veranlaſſung gehabt hätte, da ihnen nicht einmal eine Aufkündigung des Friedens geworden ſei, und er die Stadt ungewarnt überfallen habe. Ihres Wiſſens hätten ſie in Frieden gelebt, und die frühere Zwietracht ſei vertragen geweſen; es müſſe ein Mißverſtändniß obwalten, und ſie wünſchten ſich mit ihm auf ehrliche Bedingungen zu einigen. Er möge die Hand dazu bieten, um ſeine Ehre zu bewahren.

Ha ha, rief Dietrich, als er das Schreiben empfing, der Streich iſt geglückt! Dachte ichs doch! Als ich mit dieſen Krämern in Frieden zu leben glaubte, bewieſen ſie mir, es ſei Krieg, und nun ſie die Folgen davon empfinden, meinen ſie, es ſei Friede. Jetzt ſtecken ſie in derſelben Falle, in welcher ich mich vor einem Jahre fing, und ſie ſollen, bei den Heiligen ſei es gelobt, nicht beſſer daraus hervorgehen, als ich. Einfältiges Volk, das da glaubt, ich werde ihnen auf eine ſolche Beſchuldigung nicht zu antworten wiſſen. — Wir wollen ſehen!

Er ſetzte ſich nieder, und ſchrieb als Antwort auf einen ſchmalen Zettel Papiers einige Zeilen, deren unklare Styliſirung ein deutliches Zeugniß von der Aufregung giebt, in welcher das Anſchreiben der Berliner ſein Inneres verſetzt hatte.

Wiſſet Rathmanne, als ihr ſchreibt, daß feſtgeſetzt iſt, daß ich mit euch in guter Freundſchaft ſitzen ſoll, was da feſtgeſetzt iſt, das weiß ich recht wohl, aber das wird mir von euch auf keinerlei Weiſe ſo gehalten, als es bedungen ward. Auch ſchreibt ihr, daß ich euch ſelber Gelöbniß zugeſagt; und kann euch wohl darüber ſtrafen, wie man unredliche Leute ſtrafen ſoll, die unredliche Dinge ſchreiben. Könnte ich nur des Euren viel kriegen, das wollte ich mit Ehren wohl behalten. Geſchrieben unter meinem Inſiegel. Dietrich von Quitzow.

Die ungewöhnlich kurze Aufſchrift lautet: An den Rath zum Berlin [1]).

---

[1]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins, Th. II.

Der Bote ging mit dem Zettel nach Berlin ab, und der Rath entnahm daraus ohne Mühe, daß Dietrich weniger als je zu einer Ausſöhnung bereitwillig ſei. Der offene Krieg war da, und man mußte ihn beſtehen, denn nach Dietrichs Drohworten am Ende ſeines Schreibens konnte man noch weiteren Feindſeligkeiten entgegen ſehen. Die Erbitterung gegen Dietrich war groß, die Bürgerſchaft ſetzte ſich in wehrhaften Stand, und der Rath erneuerte die ſchon früher geſchloſſenen Bündniſſe mit Mannen und Städten, welche er zugleich zu thätiger Hülfe aufforderte. Namentlich iſt uns das Antwortſchreiben des Raths von Neuſtadt Eberswalde aufbehalten, in welchem er dem Rathe von Berlin und Kölln auf deſſen Geſuch um Hülfe und Rath gegen Dietrich von Quitzow, welcher beiden Städten großen Schaden zugefügt hat, ſagt, daß er zu Rath und That gern bereit ſei, und Alles thun wolle, was der Hauptmann (Swantibor) zum Beſten des Landes deshalb beſchließen werde [1]). Aehnliche Schreiben kamen auch von anderen Orten, und von den mit ihnen verbündeten Mannen an, obgleich ſie daneben auch zum Theil die Hülfe der Stadt in Anſpruch nehmen. So ſagen z. B. die Gebrüder Nikolaus, Conrad und Otto von Schlieben zu Wuſterhauſen, daß ſie ſich über Cuno Rathenow, des von Schwarzenborg Mühlenmeiſter, ſehr beklagen müßten, welcher ihnen nach Leib und Gut trachte, obgleich ſie ihm weder pflichtig noch ſchuldig ſeien. Sie bitten den Rath zu Berlin, den hoffärtigen Buben zur Ruhe zu bringen, und verſprechen dagegen, ſich nicht vom Dienſte des Herrn und des Landes vertreiben zu laſſen, und dem Rathe ferner zu dienen [2]). Man ſieht hieraus, daß nicht bloß Adliche mit einander Krieg führten. — Auch Henning Ghyna, drei Gebrüder von Storkow, Peter Rutze und Hans Löwenberg, ſechs benachbart angeſeſſene Männer, von denen die Stadt vielleicht ungewiß war, ob ſie nicht vielleicht mit den Feinden gemeinſchaftliche Sache machen würden, erklärten durch eine mit ſechs Siegeln verſehene Urkunde, daß ſie mit gutem Willen in der Vehme und in dem Landfrieden, den die Herren, Städte und Mannen in der Mark gemacht haben, bleiben wollen [3]). Wohl

---

[1]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins, Th. II.
[2]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins, Th. II. S. 93.
[3]) A. a. O. S. 96.

nicht ohne Bedeutung ſind hier die Städte eher genannt, als die Mannen, obgleich ſonſt das Umgekehrte üblich war.

Wer mit den Quitzows zu thun hatte, mußte es in der Regel mit allen den mächtigen Familien aufnehmen, mit welchen ſie verbündet waren, und welche ſich eben noch mit den Sachſen herumgeſchlagen hatten. Das wußte man in Berlin ſehr wohl, und es war nun die Aufgabe, Dietrichs Freunde wo möglich zum Stillſitzen zu vermögen. Sehr willkommen war es daher den Berliner Rathmannen, als die Herzoge von Sachſen ſich an ſie wandten, und darüber Klage führten, daß die Söhne des Heinecke von Uchtenhagen ſich dem Dietrich von Quitzow angeſchloſſen, und ihr Land bekriegt hatten.

Heinrich oder Heinecke war der Oheim des ſchon öfter erwähnten, mit den Quitzows eng verbundenen jungen Hans von Uchtenhagen, und ſeines Bruders Mathias [1]). Er ſcheint in Fürſtenwalde gewohnt zu haben. Der Rath von Berlin ſchrieb ſogleich an ihn, theilte ihm die Klage der Herzoge von Sachſen mit, und erbot ſich zur Vermittelung, wenn er ſeine Söhne zurückzöge. Darauf antwortete Heinecke: er habe gegen die von Sachſen ſchon beim Markgrafen Otto, als dieſer noch das Land regiert, dann beim Kaiſer, zuletzt beim Markgrafen Jobſt Beſchwerde geführt, und endlich hätten ſeine Freunde, die Städte, ſeinen Herrn, den Herzog von Stettin, um Hülfe angeſprochen; doch habe er weder Gleich noch Recht erlangen können. Er wolle daher bitten, ſeinen Söhnen Hülfe zu leiſten. Der Brief iſt in Fürſtenwalde geſchrieben, ohne Jahrzahl und Datum [2]).

Ohne Zweifel ſchrieben die Rathmannen auch an die übrigen mit den Quitzows verbündeten Familien, und ſtellten ihnen den Krieg gegen Sachſen als einen Bruch des Gehorſams und der Treue gegen den Landesherrn vor, der ihn ausdrücklich gemißbilligt hatte. Allein ſie ſcheinen dieſe Ermahnung nicht geachtet und beantwortet zu haben. Nur ein ſonſt nicht bekannter Mann von dem weit verbreiteten Geſchlechte der Bredows, Jan von Bredow antwortete, und verſicherte die Rathleute zu Ber-

[1]) v. d. Hagen Geſchlecht derer v. Uchtenhagen S. 33. Es iſt bisher unbekannt geweſen, daß er Kinder hatte.
[2]) Diplom. Beiträge z. Geſch. Berlins, Th. II. S. 101.

lin und Kölln, daß er von dem Lande und ſeinem Herrn niemals abgefallen geweſen ſei; deshalb müſſe er aber auch Klage über die von Schlieben und die Bürger von Rathenow führen, welche ihm nachſtellen, und an ſeinem Gute Schaden zufügen. Er bitte, dieſen Anweiſung zu geben, ihn nicht zu befehden, weil er ſonſt Armuths halber, ſein Gut verlaſſen müſſe, und dem Lande, wie ſeinem Herrn nicht mehr dienen könne [1]).

Unterdeſſen verſäumte man nicht, in Berlin und Kölln Söldner anzuwerben, und die Thore der Städte wie die Landwehren ſorgfältig zu bewachen. Auch die Berliniſchen Rathsdörfer wurden, ſo viel als möglich, wehrhaft gemacht, und unter den Schutz der mit der Stadt verbündeten Mannen geſtellt. Am meiſten gefährdet war das zwiſchen Köpenick und Berlin belegene Fiſcherdorf Stralow. Es liegt auf einer Halbinſel, welche die Spree und der damals Stralowſche, jetzt Rummelsburgſche See mit einander bilden, in einer ſehr angenehmen lieblichen Gegend, und beſtand aus elf Höfen oder Fiſcherwohnungen mit zwei Gärten auf der Feldmark [2]). Der See gehörte ſeit dem Jahre 1381 den Kalandsbrüdern zu Berlin pfandweiſe, und wurde ſpäter wieder eingelöſet [3]). Von Köpenick her konnte man ſich dem Dorfe gar leicht zu Waſſer nähern, zu Lande aber auf der rechten Seite der Spree, wenn man den See umging. Letzteres ließ ſich leichter verhüten, als das Erſtere, und um vom Waſſer her einigermaßen gedeckt zu ſein, traf man dienliche Vorkehrungen.

Auf der äußerſten Spitze der Landzunge, gegen Köpenick hin, wurde eine Landwehr errichtet, eine Art von Burgfrieden, nämlich eine Umwallung, in welcher ſich eine Anzahl Leute vertheidigen konnte, und eine Büchſe hineingeſchafft. Dieſer Theil des Landes war eine flache ſumpfige Wieſe. Weiter rückwärts auf der höchſten Stelle, lag der mit Bäumen beſetzte Kirchhof des Dorfes, doch ohne Kirche. Von hier bis zum Dorfe breitete ſich eine Strecke aus, welche kein Hinderniß für die Bewegung darbot, und wo man ſich nicht halten konnte, wenn die Landwehr genommen war. Um ſich hier noch einen Halt zu verſchaffen, wurde eine zweite Landwehr hergeſtellt. Man zog zwiſchen dem

---

1) A. a. O. Th. II. S. 104. Vielleicht aus früherer Zeit.
2) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins, Th. I. S. 35.
3) A. a. O. S. 60.

Kirchhofe und dem Dorfe quer durch die Landzunge von der Spree bis zum See einen breiten Graben, und errichtete an ihm, nach der Dorfſeite hin, längs ſeiner ganzen Erſtreckung einen Wall mit einer Oeffnung, durch welche man über eine leicht zu beſeitigende Brücke nach dem Kirchhofe kommen konnte, die, wenn ſich die Beſatzung des Burgfriedens zurückziehen mußte, abgeworfen wurde. Später iſt der Wall in dieſen Graben hineingeworfen und er ſo ſchmal geworden, wie man ihn noch jetzt ſieht, denn urſprünglich hatten die Gräben an den Landwehren eine Breite von 20 Fuß. Weiter rückwärts, dem Dorfe näher, wurde noch ein viereckiger, mit einem Graben umgebener Burgfrieden angelegt.

Soweit waren die Angelegenheiten vorgerückt, als Henning von Stechow ſeine Wallfahrt beendigt hatte. Auch er befand ſich mit dem Rathe der Städte Berlin und Kölln in einer freundſchaftlichen Einigung, und fand bei ſeiner Rückkehr das Schreiben des Rathes vor, ſeinem Bündniſſe treu, und der Stadt vorkommenden Falles nützlich zu ſein. Kaum aber waren einige Wochen verfloſſen, ſo erhielt er ein zweites Schreiben, in welchem ihn der Rath von Berlin beſchuldigt, daß er den Dietrich von Quitzow beherbergt, und mit Brod und Futter verſorgt habe, obſchon er wiſſe, daß dieſer Berlins Feind ſei, und ſie von ihren Freunden Anderes erwarten müßten, als die Hegung und Pflegung ſolcher Leute, welche der Stadt zu ſchaden ſuchten. Ungeachtet ſich Henning unſchuldig wußte, ärgerte ihn dieſe Verläumdung dennoch, die ihn leicht in unangenehme Dinge verwickeln konnte, und zugleich erhielt er die Ueberzeugung, daß es in Berlin Jemanden gäbe, der bemüht ſei, ihm Unfrieden zuzuziehen. Kann denn Niemand ſeine Straße ziehen, rief er, den das Geſchmeiß nicht zu beſchmutzen ſuchte? — Es ſcheint wahrhaftig ſo. Wohl dem, der wenigſtens noch Waſſer hat, ſich rein zu waſchen! — Darauf ſetzte er ſich, und ſchrieb dem Rathe von Berlin folgende Antwort, die er durch einen Boten überſandte, und damit dieſe Angelegenheit erledigte, da er zu den glaubwürdigen Leuten gehörte:

Meinen willigen Dienſt, Ehrliche Herrn! Ihr ſchreibt mir, daß ich Dietrichen von Quitzow ſoll gehauſet und Futter und Brod gegeben haben, zu eurem Schaden. Das iſt mir, liebe

Herrn, unwiſſentlich, weil ich deſſen unſchuldig bin, und will dazu thun, als ein Biedermann von Rechtswegen thun ſoll. Ich will gegen euch kommen, auf eine gelegene Stätte, wann ihr wollt, und will nicht ungerecht gegen euch ſein. Geſchrieben unter meinem Inſiegel.

Henning von Stechow.

Außerhalb: Den Ehrlichen Weiſen Bürgermeiſtern und Rathsherrn zu Berlin, meinen beſondern Freunden [1]).

Gegen Ende des Auguſtmonats kamen die Schreiben an, durch welche vom Kaiſer die Stände der Altmark, Priegnitz, des Barnim, von Lebus, des Teltow und von Sternberg an Burggraf Friedrich gewieſen wurden. Sie waren vom 14. Auguſt, Freitag nach Laurentius datirt [2]). Dies veranlaßte Dietrich von Quitzow, ſeine Freunde ſofort zu einer Zuſammenkunft nach Schloß Frieſack zu berufen, welche ſich auch zur feſtgeſetzten Zeit einfanden. Der große Ritterſaal des Schloſſes Frieſack war es, in welchem die anſehnliche Verſammlung rings an den Wänden herum Platz genommen hatte. Dietrich ließ die Thüren bewachen, und eröffnete alsdann die Sitzung durch folgende Anrede.

Ihr wißt, lieben Freunde und Kampfgenoſſen, daß unſer angeſtammter Herr, Kaiſer Siegmund, beſchloſſen hat, das Regiment der Mark Brandenburg nicht ſelber zu führen, ſondern in fremde Hände zu legen. Mit Schmerz ſage ich, in fremde Hände. Was wäre natürlicher geweſen, als einen der eingeborenen Edeln an die Spitze des Landes zu ſtellen, wenn kaiſerliche Majeſtät nicht gewilligt oder abgehalten war, ſelber zu regieren? Iſt das nicht von den früheren Markgrafen der Mark Brandenburg, inſonderheit aus dem bairiſchen Hauſe, anerkannt, und den einzelnen Landen auf die bündigſte Weiſe verſprochen worden? Hat nicht Markgraf Ludwig im J. 1351 der Priegnitz die Verſicherung gegeben, daß er weder ſeinen Rath, noch ein Schloß, Veſte oder Amt in dieſem Lande mit einem anderen, als darin angeſeſſenen Mann, beſetzen will? [3]) Hat Markgraf Otto 1360 nicht der Altmark es verbrieft, daß er ihr nie einen

1) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins, Th. II. S. 99.
2) Gundling Leben Friedrichs I. S. 37.
3) Lenz Brandenb. Urkunden S. 293.

Vogt oder Hauptmann ernennen will, der nicht ein landgeſeſſener und in der Altmark wohnhafter Mann wäre? [1]) Freilich haben wir geſehen, daß während der Regierung des Markgrafen Jobſt faſt immer Fremde berufen wurden, unſere Angelegenheiten zu ordnen und zu beſorgen. Aber wir haben auch geſehen, wie viel Ungemach, Irrniß und Schelung daraus entſprungen iſt, wir trugen es, weil wir hofften, die Sache würde bei dem hohen Alter des Markgrafen bald ein Ende gewinnen, wenn die Mark wieder in die Hände ihres angeſtammten Fürſten zurückfallen würde. Leider ſoll das Verfahren, das ſchon ſo viel Verderben gebracht hat, noch ferner fortgeführt werden, abermals wird ein Fremder berufen, ſich in unſere Angelegenheiten zu mengen, und darin zu entſcheiden und zu richten. Was weiß der Fremde von unſeren Rechten und Freiheiten? Kennt er unſere Gewohnheiten, und was bei uns wohl hergebracht iſt? Nein! Er hat kein Herz für uns, er hat auf dieſem Boden ſich nicht getummelt, er iſt in dieſer Luft nicht groß geworden, die Fäden ſeines Herzens ſind nicht mit den unſrigen verwachſen, ſein Wohl und Weh iſt nicht das unſrige, nicht einmal die Sprache, welche wir ſprechen, iſt ſeines Landes Sprache. Wie ſoll er Theilnahme fühlen für das, was uns betrifft? Warum ſoll denn ein Fremder dies wichtige, in das Wohl des ganzen Landes ſo tief eingreifende Amt bekleiden? Hat die Mark keine Männer, welche dazu geeignet wären, keine, welche klug und verſtändig im Rath, tapfer in der Schlacht, den Unterthanen ein Schutz und Schirm, dem Feinde ein Schrecken ſind? O, ſelbſt in dieſer ehrenwerthen Verſammlung, welche doch nur einen kleinen Theil der märkiſchen Edeln umfaßt, trifft mein Blick auf gar viele, die dazu weit mehr geeignet wären, als der ausgezeichneteſte Fremde.

Wichart von Rochow. Nein, nein! Kein Fremder, hinaus mit ihm! Wir wollen bei kaiſerlicher Majeſtät Einſpruch einlegen.

Johann von Quitzow. Du vergißt, daß wir an ihn **verkauft ſind für hunderttauſend ungariſche Goldgulden. Glaubſt du, daß man dem Burggrafen dieſe ſo ohne Weiteres zurück geben wird?**

Hinko Birken von der Duba. Es iſt ſchändlich, ſo

---

[1]) A. a. O. S. 335.

verkauft zu werden! O ja! Es iſt ein ſchönes Land, das Ungarn! Man kauft darin nicht bloß Ochſen, man kauft auch Märker, und beide müſſen ſich zuletzt das Fell über die Ohren ziehen laſſen! (Er ſtößt ſein Schwerdt unwillig auf den Boden.)

Werner von Holzendorf. Soweit ſind wir noch nicht. Ein Glück, daß wir erſt dazu Ja ſagen müſſen, aber eine Memme, die es ſagt! Ich verweigere jede Huldigung und jeden Eid.

Alle übrigen. Wir auch, wir auch!

Gebhard von Alvensleben. Daß die Altmark ihm nicht huldigt, verſteht ſich von ſelbſt, und kann ich euch verbürgen. Wir halten auf unſere Privilegien, und haben einen Landeshauptmann in der Perſon Caspar Gans von Putlitzens. Der iſt uns Landeshauptmann genug.

Dietrich von Quitzow. Er würde es auch uns ſein, wenn es kaiſerlicher Majeſtät beliebt hätte, ihn uns zu verordnen. Aber es mußte ein Fremder ſein, und weshalb dies? Ausdrücklich iſt es ausgeſprochen worden, um uns in unſeren wohl hergebrachten Rechten und Freiheiten zu beſchränken, das Bürgervolk zu begünſtigen, dem Adel den Kappzaum überzuwerfen, und ſeine Macht zu ſchwächen. Dazu würde ſich freilich ein Eingeborner nicht willig haben finden laſſen.

Wichart von Rochow. Er ſoll es ſich unterſtehen! Laßt ihn nur kommen, wir wollen ihn anlaufen laſſen!

Albrecht von Uchtenhagen. Das muß ja aber ein ganz kopfloſer Mann ſein, wenn er ſich auf ſolche Unternehmungen einlaſſen will, und auf dergleichen Vorſchläge eingeht. Es gehört doch wenig Menſchenverſtand dazu, um zu begreifen, daß es Unſinn iſt, ſo etwas nur zu verſuchen.

Johann von Quitzow. Sagt das nicht. Es ſoll ein kluger Herr ſein, dazu kommt, daß er reich iſt, und ſeine Lanze und ſein Schwerdt ſoll er wohl zu führen wiſſen.

Wichart von Rochow. Poſſen! Wahrſcheinlich viel Geſchrei und wenig dahinter. Ich ſtimme dem Uchtenhagen bei, und kann an die Klugheit und Tüchtigkeit dieſes Burggrafen nicht glauben. Man weiß ja, was man von den Dingen zu halten hat, die von Nürnberg kommen. Sie ſehen nach etwas

aus, und wenn man ſie genauer anſieht, iſt es Tand, und abermals Tand [1]).

Gerke von Arnim. Gerade wenn es ihm an der nöthigen Klugheit fehlen ſollte, wird er um ſo eher geneigt ſein, mit dem Adel anzubinden, und vor dem Verſuche nicht zurückſchrecken. Bei den Städtern wird er dann ſchon Anhang finden, und wenn er reich und mächtig iſt, kann er uns wohl eine Zeitlang zu ſchaffen machen. Freilich wird er nicht durchkommen, aber gut wird es ſein, im voraus zu überlegen, was man zu thun hat, wenn er wirklich darauf ausgehen ſollte, die Macht des Adels ſchwächen zu wollen.

Achim von Bredow. Wir leiſten Widerſtand.

Gerke von Arnim. Das verſteht ſich. Aber auf die Art, wie wir es thun, kommt vieles an.

Johann von Quitzow. Ganz gewiß. Doch, glaube ich, iſt es noch nicht an der Zeit, in das Einzelne zu gehen. Wir müſſen dazu nothwendig die Rückkunft des Edlen Gans von Putlitz abwarten.

Dietrich von Quitzow. Das iſt auch meine Meinung. Für jetzt wird es genügen, wenn wir über die Hauptpunkte eines Sinnes ſind, und ich glaube, ſie in folgender Weiſe ausſprechen zu können. Erſtens: wir wollen keinen Fremden zum Statthalter oder Hauptmann.

Alle. Keinen Fremden.

Dietrich von Quitzow. Wir verweigern ihm die Huldigung.

Alle. Weil wir keinen Fremden als Herrn haben wollen.

Dietrich. Wir laſſen unſere wohlhergebrachten Rechte nicht antaſten.

Alle. Auf keinen Fall. Eine Memme, wer es zugiebt!

Dietrich. Und vertheidigen ſie nöthigen Falls mit Gut und Blut.

Alle. Mit Gut und Blut.

Dietrich. Darauf, meine Freunde, geben wir uns einander unſer Ehrenwort.

Alle. Wir geben es.

Dietrich. Wohlan! Sobald Herr Caspar Gans von

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. anno 1412.

Putlitz aus Ungarn zurückgekehrt iſt, werde ich euch zu einer abermaligen Verſammlung berufen. Jetzt, lieben Freunde, laßt euch bei mir einen Imbiß gefallen, und einen guten Trunk. Wir wollen dieſen Saal verlaſſen.

Die Verſammlung, aus mehr als funfzig Perſonen beſtehend, begab ſich in die zu ihrer Aufnahme beſtimmten Gemächer, wo Frau Eliſabeth unterdeſſen Sorge getragen hatte, ihre Gäſte auf anſtändige Weiſe zu bewirthen, die übrigens größtentheils noch heute das Schloß wieder verließen.

Im Anfange des Novembermonats kam Caspar Gans von Putlitz von ſeiner Geſandſchaftsreiſe nach Ungarn zurück, und verſammelte ſofort die Stände der Altmark und Priegnitz, denen er von ſeiner Sendung Rechenſchaft ablegte, und ſie zugleich mit ſeiner Ernennung zum Amtmann der Priegnitz bekannt machte. Dieſe Nachricht erregte in beiden Provinzen große Freude, weil man daraus entnehmen zu können glaubte, daß es hier beim Alten bleiben, und ſie nicht der Herrſchaft des neuen Landeshauptmanns unterworfen werden würden.

Gleich nachher berief Dietrich von Quitzow ſeine Freunde zu einer neuen Verſammlung, diesmal nach Schloß Plaue, zu welcher auch Gans von Putlitz zu Tangermünde eingeladen wurde. Er kam, wie faſt alle, welche der erſten Verſammlung beigewohnt hatten.

Als man Platz genommen, eröffnete Gans von Putlitz die Sitzung, und machte die Verſammelten mit den Vorgängen in Ungarn ausführlich bekannt.

Wichart von Rochow. Sagt uns vor allem, was iſt dieſer Burggraf von Nürnberg für ein Mann? Haltet ihr ihn denn auch für einen klugen Kopf und tüchtigen Degen?

Gans von Putlitz. Allerdings. Ich habe ihn nicht anders kennen gelernt, und muß ihn für einen tüchtigen Mann halten.

Wichart von Rochow. Iſt es denn wahr, daß er ſich darauf eingelaſſen hat, die Rechte des Adels zu ſchmälern?

Gans von Putlitz. Wenigſtens iſt die Rede davon geweſen, ihn mehr als bisher in die geſetzlichen Schranken zu weiſen, und ihm diejenigen Schlöſſer wieder aus den Händen zu winden, welche früher dem Landesherrn gehört haben, und pfan-

des- oder eroberungsweiſe in den Beſitz des Adels gekommen ſind.

Johann von Quitzow. Das ſoll ihm ſchwer werden.

Gans von Putlitz. Das ſcheint man in Ungarn nicht zu glauben. Wenigſtens iſt ſogar ſchon über einige der eurigen verfügt.

Dieſe Nachricht machte ein großes Aufſehen, und veranlaßte eine allgemeine Bewegung. Gans mußte ſich näher erklären.

Was iſt das? ſchrie Wichart von Rochow, hält man uns für Strohpuppen, die ſich gefallen laſſen müſſen, was man ihnen für eine Naſe dreht? Ehe man uns in unſeren Rechten abgefunden, ehe man unſere Einwilligung erhalten, verfügt man über unſer Eigenthum, und verpfändet es einem fremden Fürſtenſohne, einer fremden Fürſtentochter? Hat man vergeſſen, daß die Mark noch Männer enthält, welche Mark in den Knochen haben und ein Schwerdt in der Fauſt zu führen wiſſen? Iſt das die Art und Weiſe, wie man einem fremden Fürſten als Landeshauptmann den Eingang in die Mark öffnet, und ihm die Wege ebnet, daß man ſchon vor ſeiner Ankunft die Edelſten und Mächtigſten plündert? Ha, bei Gott, dieſen Schimpf darf ſich keiner vom Adel gefallen laſſen! Noch trage ich ein Schwerdt an meiner Linken, und ſo lange meine Hand es führen kann, ſoll mir keiner von einer ſo ſchimpflichen Herausgabe meiner Schlöſſer reden.

Die Quitzows. Es iſt empörend!

Gans von Putlitz. Glücklicher Weiſe wird in der Welt von dem, was man beabſichtigt, kaum der zehnte Theil ausgeführt, und ſo, denke ich, wird es bei dem Zurückfordern der Schlöſſer auch wohl bei dem Wollen bleiben.

Werner von Holzendorf. Aber ihr? Was ſagt ihr denn dazu, daß man der Mark wieder einen Fremden aufdringen will, und ſie auf die unwürdigſte Art abermals verkauft hat?

Gans von Putlitz. Mir könnte die Sache eigentlich gleichgültiger ſein, als ſie es mir wirklich iſt, da ich, als Landeshauptmann der Altmark und Priegnitz, mit meinen Landen, Mannen und Städten dem Burggrafen nicht zu huldigen brauche, und mit ihm in keine nähere Berührung komme. Aber in Bezug auf euch, meine Freunde, iſt mir die Angelegenheit gar nicht gleich-

gültig. Ihr kennt meine Geſinnungen über die Berufung fremder Perſonen zu ſo wichtigen Aemtern. Nie habe ich es billigen können, auch jetzt nicht. Mag dieſer Burggraf ſo trefflich ſein, als er wolle, er iſt hier in der Mark ein Fremder, und ſtets wird ihm ſein Vaterland Franken lieber ſein, als ſie. Mit ſehr natürlicher Vorliebe wird er fränkiſche Männer ins Land ziehen, ſeine Perſon mit ihnen umgeben, die wichtigſten Stellen mit ihnen beſetzen, und ſo muß zuletzt unvermeidlich jede märkiſche Landesangelegenheit nach fränkiſchem Maaßſtabe beurtheilt werden. Nimmer kann er ſich ſo an unſere Art und Weiſe zu denken und zu leben gewöhnen, unſere Gewohnheiten bleiben ihm fremd und widerwärtig, nie wird er mit uns eins, ſtets wird es in ſeinem Franken ſchöner und beſſer ſein, und um ſobald als möglich dahin wieder zurückkehren zu können, wird er es machen, wie Markgraf Jobſt. Er wird aus dem Lande an Geld und Gut herausziehen, ſo viel er kann, um raſch wieder zu ſeinem Gelde zu kommen, und die Mark dem erſten Meiſtbietenden überlaſſen, wie ſie Jobſt an Wilhelm von Meißen verhandelte. Dann ſeid ihr ihn loß, und habt einen neuen fremden Herrn, der es nicht beſſer machen wird.

Dietrich von Quitzow. Sei es Gott geklagt und ſeinen Heiligen, daß ihr nur zu ſehr Recht habet!

Wichart von Rochow. Iſt es recht, daß man den Kindern das Brod nehme, und werfe es vor die Hunde? Sollen Fremde in unſerem Eigenthume wühlen, und uns und unſere Kinder daraus verdrängen?

Werner von Holzendorf. Wofür giebt es angeſtammte Fürſten, wenn jeder reiche Geldmann, der eben einen vollen Säckel hat, kommen, und ſich die gleichen Rechte kaufen kann? Iſt das die Obrigkeit von Gott verordnet, die uns befehlen ſoll, der wir gehorchen ſollen? Nein! den Fürſten, der mir angeboren iſt, den hat mir Gott gegeben, ihm bin ich gehorſam, — jeden andern, der ſich mir für Geld aufdringt, achte ich nicht ſo viel (er ſchnippt in die Luft).

Wichart von Rochow. Und am allerwenigſten, wenn ſo ein Geldhans kommen, und unſere Rechte, Macht und Ehre antaſten will. Uns, denen das angeſtammte Land von Gottes- und Rechtswegen gehört, uns will er unterdrücken, damit ſeine Franken ſich von unſerem Fette mäſten können, und den Herrn

im Lande ſpielen! Wer ſind wir? — Wenn das Land eines Herrn bedarf, ſo ſind wir die nächſten dazu, und brauchen darum auf keine Nürnberger Waare zu warten.

Gans von Putlitz. Wenn ich auch eure Beſorgniſſe und euren gerechten Unwillen theile, ſo muß ich euch doch bitten, euren Feind ja nicht gering zu achten. Ihr werdet an ihm nichts Nürnbergiſches in eurem Sinne finden. Er iſt ein ganzer voller Mann, auf mein Wort.

Gerke von Arnim. Wäre ers, ſo würde es ihm nicht einfallen, ſich zu ſolchem Unternehmen brauchen zu laſſen. Beſitzt er ſelber Adel, ſo muß er wiſſen, was dem Adel gebührt, hat er Verſtand, ſo muß dieſer ihm ſagen, daß er es vor allen Dingen mit dem Adel halten muß, wenn er Friede im fremden Lande haben, und darin gedeihen will.

Fritz von Maltitz. Aber wer ſagt uns denn, daß das Alles eben ſo ernſthaft gemeint, als geſagt geweſen iſt? Er hat den ſtädtiſchen Abgeordneten allerlei ſüße Verſprechungen gemacht, die kein Geld koſten, und ihm doch ihre Herzen gewannen. Ich wette, wenn er ins Land kommt, hat er das Meiſte, wenn nicht Alles, vergeſſen, und wird froh ſein, wenn wir ihn in Ruhe laſſen. Was gilts, er macht uns eben ſo ſüße Verſprechungen?

Mehrere. Der Maltitz kann Recht haben.

Johann von Quitzow. Auch ich habe ſchon daran gedacht, ob das Ganze nicht eine bloße Mummerei ſein ſollte, ein Popanz, der uns in Schrecken ſetzen ſoll, während das Volk auf die Aepfel wartet, welche aus ſeiner Taſche fallen ſollen. Ein Fürſtenwort will jetzt nicht viel bedeuten.

Gans von Putlitz. Ich wollte, ihr hättet Recht, aber ſo weit ich den Burggrafen kenne, muß ich euch ſagen, ſchmeichelt euch nicht damit. Ihr hofft vergebens.

Gerke von Arnim. Aber zum Donner! er wird doch Vernunft annehmen.

Gans von Putlitz. Er wird euch freundlich anhören, und ſo lange es in Gutem geht, nichts Böſes thun. Aber er wird thun, was er will.

Dietrich von Quitzow. Nun, da findet er an uns ſeine Leute, auch wir werden thun was wir wollen. Es bleibt alſo dabei, wir widerſetzen uns?

Alle. Jedem Eingriffe in unſere Rechte.

Dietrich. Auf die Altmärker und Priegnitzer können wir nun nicht mehr rechnen, denn die brauchen ſich nicht zu widerſetzen.

Gans von Putlitz. So denke ich.

Dietrich. So iſt alſo die neue Mark auf ihre eigenen Kräfte angewieſen. Das Havelland bildet ihren Kern, und die Havelländiſche Ritterſchaft iſt hier faſt vollſtändig verſammelt.

Werner von Holzendorf. Und bereit, eurem Winke zu folgen.

Dietrich. Wohlan! So rüſte ſich jeder, ſo gut er kann und mag, ohne vieles Aufſehen, und ſo weit es geht, im Stillen. Befeſtigt eure Schlöſſer, ſchafft Proviant und Kriegsbedürfniſſe an, verſorgt euch mit Waffen. Es kommt die Zeit, wo wir ſie brauchen.

Wichart von Rochow. Wäre ſie nur erſt da. Das Lauern und Warten iſt mir zuwider.

Dietrich. Wohl dem, der die rechte Zeit erwarten kann.

Die Verſammlung trennte ſich, und jeder zog wieder heim. Im ganzen Lande ſprach man davon, daß der neue Landeshauptmann in der Altmark und Priegnitz nichts zu befehlen haben würde, und daß dieſe Lande ihm nicht zu huldigen brauchten. Aber eben ſo raſch verbreitete ſich auch die Nachricht, daß das Havelland nicht geneigt ſei, ihn anzuerkennen.

Unterdeſſen war der Krieg Dietrichs mit Berlin und Kölln thätlich ausgebrochen, und gegen die theils dem Rathe, theils einzelnen Bürgern gehörigen Dörfer der Umgegend Roſenfelde (jetzt Friedrichsfelde), Lichtenberg, Richardsdorf (jetzt Rixdorf) ꝛc. eröffnet. Er beſtand mehr in Ueberfällen, als Gefechten, beſonders im Wegtreiben des Viehes und im Auspochen, wobei die Städter natürlich übler fuhren, als Dietrich, der jetzt mit ſeinen Planen beſchäftigt, dieſe Fehde großentheils ſeinen Leuten überließ, namentlich dem Liebenow. Auch bei Stralow wurde bei nächtlicher Weile mit Kähnen ein Ueberfall gewagt, der jedoch mißglückte, und nicht wiederholt wurde, weil die armen Fiſcher des Dorfes weder eine Heerde noch ſonſt etwas beſaßen, was die Habſucht der Krieger beſonders hätte reizen können. Die beiden großen Spreekähne mit Mannſchaft, welche zu dem Ende von Köpnick den Fluß hinunter gefahren waren, wurden früh genug von Stralow aus geſehen, die Büchſe donnerte los, und war ſo gut

gerichtet geweſen, daß der eine Kahn ſofort zu ſinken anfing. Seine Mannſchaft wurde eilig von dem anderen Kahne aufgenommen, der aber nun ſo ſehr belaſtet wurde, daß er nur mit Mühe das Ufer des hier ſehr breiten Fluſſes erreichte, wo die Hälfte an das Land ſteigen mußte. Die Büchſenkugel, wie die Erfahrung ſo eben zeigte, fand auch dieſe Stelle, und bei der Annäherung war zu fürchten, daß auch der zweite Kahn getroffen werden würde, die Mannſchaft eines einzigen Kahnes aber war nicht zahlreich genug, um gegen das vertheidigte Dorf etwas mit Erfolg zu unternehmen; ſo hielt man es denn für das Gerathenſte umzukehren, und ſäumte nicht, dieſem Befehle Folge zu leiſten.

Die Fehde der beiden Städte gegen Dietrich machte ringsum großes Aufſehen. Vorher hatten ſämmtliche Städte nicht gewagt, in Gemeinſchaft mit den Herzogen von Sachſen den mächtigen Quitzow zu bekriegen, und jetzt führten ſie den Krieg allein und auf eigene Hand! Freilich kniff er ſie nicht wenig, ſchnitt der Stadt die Zufuhren ab, nahm ihre Kaufmannsgüter, fing ihre Bürger und warf ſie in die Gefängniſſe, aber von der andern Seite gelang es auch zuweilen ihm und ſeinen Gütern keinen unbedeutenden Schaden zu thun, und jedenfalls zeugte das Benehmen der Städte von großem Muthe und vollem Bewußtſein ihrer Kraft. Hatte man vorher ſchon oft die Vermittelung Berlins in Streitigkeiten von Mannen und Bürgern mit dem Adel angerufen, ſo glaubte man jetzt um ſo mehr ſich in allen Zwiſtigkeiten mit den Quitzows an die Stadt, inſofern man mit ihr verbündet war, wenden zu können, um bei einer endlichen Ausgleichung ihrer Streitigkeiten alle dieſe kleineren Angelegenheiten zugleich mit abzumachen. So wandte ſich denn auch der Abt des Kloſters Dobrilugk in der Niederlauſitz, Otto von Köckeritz klagbar an den Rath von Berlin, und ſchrieb ihm, daß Dietrich von Quitzows Geſellen dem Peter Otte zu Kirchheim zwei Pferde genommen hätten. Er bittet, mit Dietrich zu reden, der da wiſſe, wo dieſe Pferde hingeführt ſind, und für deren Rückgabe zu ſorgen [1]). Man entnimmt hieraus, daß Dietrich von Köpnick aus Streifzüge bis in die Niederlauſitz machen ließ, deren Grenze freilich gleich hinter Köpnick begann, wahrſcheinlich gegen die

[1]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins, Th. II. S. 107.

mit Berlin verbündeten Mannen dieſer Gegend, denn daß Berlin mit Mannen der Lauſitz verbündet war, hat uns der früher erwähnte Brief der Schlieben zu Wuſterhauſen gezeigt.

Aber auch Dietrich muß bis dahin, wenn keine anderen, ſo doch Geſchäftsverbindungen unterhalten haben. Es ergiebt ſich dies aus einem Briefe, welchen Hildebrand Schilling, Bürger zu Luckau, an den Rath von Berlin ſandte, nach welchem ihm Dietrich von Quitzow acht Schock Groſchen ſchuldete, die er ihm nach den darüber ausgeſtellten Briefen vor Jahresfriſt habe zahlen wollen, dies aber jetzt weigere, weshalb er dem Rathe dieſen Scheltbrief überſende. Es war in jenen Zeiten ein erlaubtes Rechtsmittel, gegen Perſonen die wortbrüchig geworden waren, oder das Recht verweigerten, eine Schmähſchrift oder einen Scheltebrief abzufaſſen, und dieſem die möglichſte Oeffentlichkeit zu geben. Er wurde an den Pranger geheftet, und von dem Ausſteller öffentlich der verſammelten Menge vorgeleſen, doch mußte der Rath dazu ſeine Genehmigung gegeben haben. Fand ſich indeſſen ſpäter, daß der Ausſteller dem Beſchuldigten zu viel gethan hatte, ſo mußte er die Beſchimpfung eben ſo öffentlich zurücknehmen, und ſie fiel nun mit allen ihren Folgen, namentlich der Ehrloſigkeit, auf ihn. Der Styl dieſer Scheltbriefe — das direkteſte Gegentheil eines eleganten Styls — hat ſich nur noch in der fließenden Beredtſamkeit unſerer Hökerweiber erhalten und fortgepflanzt, aber dieſe Briefe ſind dennoch für ihre Zeit höchſt bezeichnend, wobei es merkwürdig iſt, daß gewiſſe Wendungen und Ausdrücke in ihnen durch ganz Deutſchland im Gebrauch geweſen zu ſein ſcheinen. Dies mag uns entſchuldigen, wenn wir Hildebrand Schillings Scheltbrief mit einer geringen Aenderung, die wir dem Anſtande ſchuldig ſind, in jetziges Deutſch übertragen, vollſtändig geben.

Meinen unverdroſſenen willigen Dienſt zu allen Stunden bereit. Lieben Herren! Ich klage euch über Dietrich von Quitzow, daß mir der treulos und ehrlos wird um acht Schock, die er mir ſchon vor einem ganzen Jahre ſollte bezahlt haben, worüber ich ſeine guten Briefe beſitze. Ich habe dem treuloſen, verzweifelten, ſelbwachſenen Kotzenſchalk in der Zeit mein Geld weder mit guten noch mit böſen Worten abmahnen können, indem mich der Kotzenſchalk mit ſeinen Schalksbriefen und Inſiegel verrathen hat, wie Judas unſern Herrn verrieth. Es wäre ihm

beſſer geweſen, er hätte ſein Inſiegel einer Sau mit ſeiner Zunge in die Schnautze gedruckt, als daß er es auf den Brief druckte, darinne er mir gelobte. Hätte er auch des Geldes jetzund nicht, ſo wollte ich ihm zu Luckau die Henkerei verſchaffen, wo er ja in Kurzem ſo viel Geld verdienen möchte, daß er mich bezahlen könnte. Auch könntet ihr ihn vermögen, daß er mir drei Tuptzkin (?) auf dem Markte zu Luckau halten wollte, die wollte ich ihm auf ſein Maul ſchlagen. Wenn ich das gethan hätte, ſo wollte ich ihm ſeinen Brief wieder geben, und ihn dann los laſſen. Und bitte euch, liebe Herrn, daß ihr ihn möchtet unterweiſen, daß er mich bezahlte, ſo daß ich des Scheltens nicht bedürfte; das wollte ich allezeit um euch verdienen. Mag ich aber eurer Anweiſung nicht genießen, ſo will ich ihn ſchelten, daß ers an Ehren nicht verwinden ſoll. Gegeben unter mein Inſiegel. Hildebrand Schilling, Bürger zu Luckau. Aufſchrift: Den Ehrbarn Weiſen Burgermeiſtern und Rathsherrn zum Berlin, meinen günſtigen Förderern [1]).

Wahrſcheinlich kam dieſer Brief dem Rathe der beiden Städte nicht unerwünſcht, und man wird nicht ermangelt haben, ihn bekannt werden zu laſſen. Auf weſſen Seite hier die Schuld war, iſt nicht mehr auszumitteln, ſo wenig, als wie ſich überhaupt dieſe Angelegenheit mit dem Luckauer Bürger geendigt hat. Möglich iſt es auch, daß dieſe Verhältniſſe mit Niederlauſitziſchen Eingeſeſſenen durch den Krieg der Quitzows mit dem Herzogthume Sachſen herbeigeführt wurden, bei welchem ſie die Niederlauſitz oft betraten. Mit Beſorgniß ſah man im ganzen Lande auf dieſe Fehde; die in Ofen verſammelten Räthe der märkiſchen Städte Brandenburg, Frankfurt, Berlin, Stendal, Salzwedel, Perleberg, Pritzwalk, Templin, Bernau, Brietzen und Droſſen hatten am 4. Mai von dort an Rath und Gemeinheit der Städte Berlin und Kölln geſchrieben, und ſie dringend ermahnt, ſich mit Dietrich von Quitzow auszuſöhnen, und die Sache gütlich beizulegen, weil ſie hoffen, daß ihr Herr der König Siegmund ſich ſo beweiſen werde, daß alle Dinge zu einem guten Ende kommen würden [2]). Auch hatte die Stadt ſich in der

---

[1]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins Th. II. S. 105. Vergleiche damit einen ähnlichen Scheltbrief aus Heſſen in v. Ledebur Archiv Th. X. S. 372.

[2]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins Th. II. S. 97.

That an den Vogt zu Lebus, Caspar von Bonin, gewandt, und dieſen um ſeine Vermittelung erſucht, ſich zu Gleich und Recht erboten, und auch wegen der mit Köpnick und Dietrichs Knechten vorgefallenen Dinge ein Gebot gethan. Caspar von Bonin verſuchte auch ſeine guten Dienſte [1]), aber ohne Erfolg.

Mittlerweile hatten Dietrich und Johann es doch rathſam gefunden, mit Sachſen Frieden zu ſchließen, weil ſie ihre Kräfte bald anderweitig zu benutzen gedachten. Der Friede kam zu Stande, aber weder die Zeit noch die Grundlagen deſſelben ſind bekannt geworden. Beide Theile ſcheinen dabei jedoch wenig gewonnen zu haben.

Herzog Swantibor verwaltete für jetzt noch ſein Amt als Landeshauptmann, und hielt ſich meiſt zu Berlin auf. Am 19. November 1411 ſchreibt er an den Rath von Berlin und Kölln, daß ſie die 90 Schock Groſchen, die ſie ihm von der Orbede ſchuldig ſeien, an ſeinen Knecht Günther von Burgsdorf geben ſollen, für welchen Fall er quittire. Das Schreiben iſt von Berlin datirt [2]). Bald nachher aber war er krankheitshalber genöthigt, ſein Amt aufzugeben, und ſich zurückzuziehen. Er ging nach Kloſter Colbatz.

---

[1]) A. a. O. S. 98.

[2]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins Th. III.

Fünftes Kapitel.

In den Quitzowſchen Schlöſſern wurde fleißig von Maurern und Zimmerleuten gearbeitet, ſo lange die Witterung es noch erlaubte. Der Winter unterbrach dieſe Arbeiten und das Jahr 1412 brach an. Während der ungünſtigen Jahreszeit ließ ſich nichts thun, und ſelbſt die Zuſammenkünfte unterblieben. Dietrich reiſete nach Stettin, um ſich mit den Pommerſchen Herzögen zu beſprechen. Kaum aber war er zurückgekommen, ſo wurden auch alle Arbeiten von neuem aufgenommen, und Dietrich ſchrieb eine neue Zuſammenkunft für den Anfang des Februars zu Schloß Frieſack aus, beſchränkte ſich aber diesmal auf den mittelmärkiſchen Adel. Deſſen ungeachtet war die Zahl der ſich Einfindenden nicht geringe. Dietrich eröffnete wiederum die Sitzung und ſprach:

Ich habe euch, meine Freunde, eingeladen, um nunmehr, wo die Zeit des Handelns näher rückt, zu überlegen, was wir zu thun haben, unſere Hülfsmittel und Kräfte zu prüfen, und uns auf die verſchiedenen möglichen Fälle vorzubereiten. Die Altmärker und Priegnitzer, deren Intereſſe man liſtiger Weiſe von dem unſrigen getrennt hat, habe ich dabei ausgeſchloſſen, und mich allein auf den neumärkiſchen Adel, insofern er unſere Anſichten und Abſichten theilt, beſonders aber auf den havelländiſchen, beſchränkt. Sollte nun Jemand von den Eingeladenen ſeit unſerer letzten Zuſammenkunft ſeine Meinung geändert haben, und mit uns nicht gemeinſchaftliche Sache machen wollen, der trete offen hervor, und verlaſſe die Verſammlung. Wir wollen ihm das zu keinem Vorwurf gereichen, noch jemals entgelten laſſen.

Niemand regte ſich in der Verſammlung.

Dietrich. Iſt es alſo der Wille aller Anweſenden, bei den früher gefaßten Beſchlüſſen zu beharren?

Alle. Ja!

Dietrich. Wohlan denn! So laßt uns unterſuchen, welche Hülfsmittel uns zu Gebote ſtehen, und in wiefern wir hoffen dürfen, einen erfolgreichen Widerſtand leiſten zu können. Zunächſt ſtehe ich und mein Bruder Johann mit allen unſeren Gütern und Kräften euch zu Dienſten, wie ich denn auch weiß, daß meine beiden Vettern, Claus genannt, mit uns, wenn es erforderlich iſt, gemeinſchaftliche Sache machen. Wir haben ſomit an feſten Punkten die beiden Städte Strausberg und Rathenow, und an Schlöſſern: Köpenik, Beuthen, Saarmund, Plaue, Hundeluft, Frieſack, Quitzhövel, Kleetzke, Rühſtädt, Sandau und Stavenow, welche gute und ſichere Haltpunkte darbieten.

Wichart von Rochow. Betrachtet meine Schlöſſer Golzow, Potsdam und Rekahn, als ob ſie die eurigen wären. Auch denke ich, ſoll uns das mir zuſtehende Oeffnungsrecht der Stadt Brandenburg gute Dienſte leiſten, wie denn überhaupt meine weitläufigen Beſitzungen uns Mittel genug für einen Krieg darbieten.

Werner von Holzendorf. Meine Beſitzungen, ſo wie die meines Bruders Albrecht und meines Vetters Pape, die Schlöſſer Bötzow, Neumühl, Liebenwalde, Bieſenthal und die Stadt Bukow, könnt ihr, wie euch bekannt, in gleicher Weiſe betrachten.

Hinko Slavatz Birken von der Duba. Auch Oderberg iſt eine beachtenswerthe Veſte, die ihr nicht überſehen oder unbeachtet laſſen möget.

Hans von Uchtenhagen. Schloß und Stadt Freienwalde, ſo wie Schloß Falkenberg könnt ihr wie eine euerer Veſten betrachten.

Fritz von Maltitz. So auch Trebbin.

Achim von Bredow. Schloß Cremmen, das zwar noch meinem Vater Lippold gehört, würdet ihr, wenn es erforderlich iſt, immer als zu euch gehörig betrachten können, desgleichen Schloß Neuſtadt.

Dietrich von Quitzow. Demnach feſte Punkte genug, und was inſonderheit von Werth iſt, ſo ziemlich die ganze Havel und das Havelland ringsum, mit einer Menge feſter Punkte davor gelegen, welche erſt genommen ſein müſſen, ehe man uns zu Leibe gehen kann. Dazu kommen nun noch die tüchtigen Arme ſo vieler Edeln, welche hier um mich verſammelt ſind, daß wir

Digitized by Google

wohl hoffen dürfen, dieſem Burggrafen ein Stück Arbeit zu liefern, der ſeine Kräfte nicht gewachſen ſein möchten. Allein man kann im Kriege nie ſtark genug ſein. Drum iſt mein Vorſchlag, wir ſehen uns nach auswärtiger Hülfe um.

Wichart von Rochow. Unnöthig. Wir ſind ſtark genug. Laßt die Fremden aus dem Spiele, ſie haben die arme Mark ſchon ohnehin genug berupft.

Dietrich von Quitzow. Lieber ein Paar Städte und Schlöſſer geopfert, als das Ganze verderben laſſen. Wahrhaftig, ob ich gleich ein Meklenburger, und nur durch meine märkiſchen Beſitzungen ein Märker bin, ſo liegt mir doch das Wohl der Mark nicht minder am Herzen, als irgend einem ihrer Eingebornen. Aber ehe wir den märkiſchen Adel durch dieſen Nürnberger verderben laſſen, mag lieber das halbe Land darauf gehen.

Gerka von Arnim. Wer aber ſoll helfen?

Dietrich. Die Meklenburger, wenn es uns gelingen ſollte, den Biſchof von Havelberg zu uns herüber zu ziehen. Sonſt dürften ſich wohl die jungen Herzoge Otto und Caſimir von Pommern-Stettin am leichteſten willig finden laſſen, gegen den Burggrafen loszubrechen. Ihr wißt, wie viele ihrer Forderungen noch unerledigt geblieben ſind, und ich habe bereits ſo Einiges davon munkeln hören, was wohl in unſern Plan paſſen möchte, denn ich will euch nur geſtehen, ich bin in Stettin geweſen.

Hinko von der Duba. Aber ſie ſind noch nicht ſelbſtſtändig.

Dietrich. Sie regieren während der Krankheit ihres Vaters, die leicht einen tödtlichen Ausgang nehmen dürfte, und man kann in dieſer Beziehung mit ihnen, wie mit regierenden Herren verhandeln.

Wichart von Rochow. Nun wohl, ich bins zufrieden. Doch mögen die Pommern uns erſt zu Hülfe eilen, wenn es noth thut.

Dietrich. Das iſt nicht meine Meinung. Im Gegentheil, laßt uns mit den Pommern den Krieg führen, und unſere Kräfte mit den ihrigen vereinigen. Wir wollen uns rüſten und bereit halten, um da zu ſein, wenn die Pommern losſchlagen. So lange laßt uns das Schwerdt in der Scheide zurückhalten. Der Burggraf läßt fränkiſche Völker kommen, das iſt vorauszuſehen, um uns zu bezwingen. Laßt uns deshalb pommerſche heranzie-

Digitized by Google

hen. Es iſt klug, den Krieg um des Fremden willen durch Fremde führen zu laſſen. Aber uns bleibt es vorbehalten, im Momente der Entſcheidung hervorzutreten, und das Geſchick des Krieges nach unſerem Willen zu lenken. Gerüſtet und zum Streite fertig wollen wir daſtehen, und wenn es gilt, dem Schwerdte des Pommern das volle Gewicht geben.

Achim von Bredow. So glaube auch ich, wir vermeiden damit vielleicht am ſicherſten eine Niederlage.

Viele der übrigen. Das iſt auch unſere Meinung.

Dietrich. Gut. So werde ich denn verſuchen, was bei den Pommern auszurichten ſteht. Seid ihr damit zufrieden?

Alle. Ja!

Dietrich. Nun laßt uns überlegen, was nach unſerem Kriege geſchehen ſoll. Zweierlei iſt möglich. Entweder wir vertreiben den Burggrafen, oder wir vertreiben ihn nicht. Auf beide Fälle muß Bedacht genommen werden. Alſo zuerſt: geſetzt wir vertreiben ihn.

Wichart. Dann bleibt alles beim Alten, und das wäre das Beſte. Wir ſchlagen dann dem Kaiſer einen Inländer zum Landeshauptmann vor, wie Lippold von Bredow war, und der Kaiſer wird ihn uns nicht weigern.

Dietrich von Quitzow. Oder wir vertreiben ihn nicht, was dann?

Wichart. Der Fall iſt undenkbar. Er widerſteht unſerer Macht nicht.

Dietrich. Auch ich glaube es nicht, aber der Fall iſt möglich, und muß vorgeſehen werden. Ich fürchte, er wird bei den Städten Anhang genug finden, und ſelbſt unter dem Adel wird er nicht ausbleiben. Unſere Feinde werden ihm anhangen, bloß deswegen, weil wir uns gegen ihn erklären, und er bekommt dadurch keinen kleinen Anhang.

Wichart. Wohl wahr. Allein wir unterwerfen uns nicht, und ſollte es uns alle unſere Güter koſten.

Dietrich. Richtig. Bedingungen aber müſſen wir doch dem Kaiſer ſtellen? —

Gerke von Arnim. Ich ſchlage vor, er ſoll das Havelland abſondern von der übrigen Mark, und es dem Gans von Putlitz als Landeshauptmann zu regieren geben. Das übrige mag meinethalben der Burggraf regieren. Die Pommern und

Meklenburger werden es ihm ohnehin noch klein genug machen, und der Magdeburger Pfaffe wird ſich auch nicht lange nöthigen laſſen.

Werner von Holzendorf. Siegmund könnte auch Dietrich oder Johann von Quitzow zu Landeshauptleuten für das Havelland ernennen. Ich würde damit wohl zufrieden ſein, und ſie würden ſchon Sorge tragen, daß der Burggraf ſich nicht zu viel anmaßte, und ihm fleißig auf die Finger ſehen.

Die Uebrigen. Wohl geſprochen.

Dietrich von Quitzow. Ich habe noch einen anderen Vorſchlag. Der Kaiſer kann unſere Beſitzungen ausnehmen von ſeiner Verordnung. Was brauchen wir einen Landeshauptmann. Hat einer von uns ſeiner ſchon bedurft? Hat ihn ſchon einer vermißt? Oder wo er ſeiner bedurft hat, hat er ihm genützt? Niemals! Er iſt für uns das unnützeſte Ding unter der Sonne. Was er uns gewähren und nützen kann, wiſſen wir uns allein zu erwerben und zu verſchaffen. Weshalb ſollen wir daher unter einem Landeshauptmann ſtehen? Niemand weiß es. So mag uns denn der Kaiſer unmittelbar unter ſeine Obhut nehmen, wie er es in vielen Gauen des heiligen römiſchen Reiches, z. B. in Schwaben mit viel kleineren Herrſchaften und Beſitzungen als die unſrigen ſind, gethan hat. Wir liegen ihm nicht ferner, als ſie, ſie liegen ihm nicht näher, als wir. Warum ſollten wir nicht eben ſo gut reichsunmittelbar werden können? Oder würden wir uns, als zur Reichsritterſchaft gehörig, etwa weniger gut ausnehmen, als ſie?

Wichart. Alle Teufel, daß ich das nicht von Jemanden äußern hörte, mein Schwerdt würde ſchwerlich wieder trocken in die Scheide kommen. Aber der Dietrich hat Recht; nichts Beſſeres iſt noch auf der Welt erſonnen. Wir wollen reichsunmittelbar ſein, das iſt das Beſte, und dient für alle Fälle, der Nürnberger mag nun bleiben oder gehen.

Achim von Bredow. Und damit gingen wir allem aus dem Wege, was da in Folge künftiger Veräußerungen des Landes kommen könnte, denn es berührte uns nicht, und wir hätten bloß mit dem Kaiſer zu thun.

Alle. Wir treten dem Vorſchlage bei.

Dietrich. Für jetzt aber wird es gut ſein, wenn wir dieſen Plan nicht laut werden laſſen. Darum gebt mir euer Wort

auf Treu und Glauben, daß jeder ihn bei ſich behält, ohne mit Andern, als den hier Verſammelten darüber zu ſprechen.

Alle. Wir gebens.

Dietrich. Außerdem ſuche jeder in ſeinem Kreiſe zu werben, und unſere Verbindung zu verſtärken. Wer nicht für uns iſt, iſt wider uns, und je ſtärker wir werden, je ſchwächer wird die Gegenparthei. Zur Behauptung des Havellandes iſt uns vor allem der Beitritt des Biſchofs von Havelberg wichtig, denn ſeinem Stifte gehört ein großer Theil des Havelbruches. Wer alſo dahin wirken kann, laſſe ſich die Gelegenheit nicht entgehen.

Die Sitzung wurde aufgehoben, und voll der neuen Plane reiſeten die Verbündeten nach Hauſe.

In dieſer Zeit hatte die Stadt Berlin nicht bloß mit Dietrich von Quitzow Krieg, ſondern auch eine neue Fehde mit der Stadt Königsberg im Lande über der Oder bekommen, deren Veranlaſſung unbekannt iſt, und mit dem mächtigen Hans von Bieberſtein, Herrn von Sorau, Beeskow und Storkow lebte Dietrich auf geſpanntem Fuß. Ueberhaupt aber verbreiteten ſich im Lande viele Kriegsgerüchte. Nicht allein erregten die Rüſtungen der Quitzows und ihrer vielen Freunde nach und nach Beſorgniſſe, man erfuhr auch, daß der Herzog von Stettin am 26. Januar (1412) mit dem Herzog von Meklenburg und Anderen einen Tag gehalten habe, und wenn es Friede war, bedeutete eine ſolche Zuſammenkunft meiſtens Krieg. Wenn mächtige Feinde von außen droheten, war es ſchlimm, deren auch im Lande zu haben. Dieß veranlaßte den Rath der Stadt Frankfurt an der Oder am Lichtmeßtage den 2ten Februar 1412 den Rath zu Berlin zu benachrichtigen, daß ſie vernommen hätten, der Herzog von Stettin habe mit dem von Meklenburg und Anderen am vergangenen Dienſtage einen Tag gehalten. Sie beſorgten nun, daß von Jenen das Land angegriffen werden würde. In Erwägung der Verhältniſſe, in welchen Berlin mit Dietrich von Quitzow und den von Königsberg ſtehe, ſcheine dieſer Umſtand für Land und Städte gefahrbringend zu ſein. Nothwendig ſei es daher, daß Berlin ſich gegen den von Quitzow erbötig zeige, und ihn dazu vermöge, ſich irgendwo mit ihm zu einer Berathung zu geſtellen. Sie dagegen wollten dahin wirken, daß auch die von Königsberg auf dieſem Tage erſchienen. Allein auch darauf müſſe man Bedacht nehmen, Dietrich mit dem von Bieberſtein auf

einen guten Fuß zu ſtellen, da nur auf dieſe Weiſe ſich ein gutes Ende hoffen laſſe [1]).

Dieſe Betrachtungen ſcheinen in der That die Städte Berlin und Kölln zu einiger Nachgiebigkeit bewogen zu haben. Es muß ein Tag zu Stande gekommen, und die Beilegung der Streitigkeiten vermittelt worden ſein, denn von da ab iſt von Dietrichs Fehde gegen Berlin nicht mehr die Rede. Unſtreitig lag auch ihm jetzt mehr als je daran, dieſen Krieg aufhören zu laſſen, der immer einen Theil ſeiner Kräfte abſorbirte, welche er für einen größeren Zweck zu verwenden dachte. Die Einzelnheiten ſind uns jedoch nicht aufbehalten worden. Jedenfalls wurden die Gefangenen ausgewechſelt und zurückgegeben.

Unterdeſſen hatten Heinrich von Stechows Bewerbungen um Maria von Bredow raſchen und glücklichen Fortgang gehabt, und mit dem Monat Mai kam der Tag der Hochzeit heran. Sie ſollte in Brandenburg gefeiert werden, und die ganze anſehnliche Familie der Bredows war dazu eingeladen worden, und wegen ihrer Verwandtſchaft auch Dietrich und Johann von Quitzow mit ihren Frauen. Sie wurde mit allem damals erforderlichen Aufwande gefeiert. Aber ſo ſehr hatte die bevorſtehende Ankunft des Burggrafen, und das Gerede von ſeiner Zurückweiſung, alle Gemüther in Anſpruch genommen, daß die Geſpräche darüber einen Hauptgegenſtand der Unterhaltung an den hochzeitlichen Tafeln bildeten. Die Anſichten äußerten ſich auf die verſchiedenartigſte Weiſe. Heftig Parthei für den Burggrafen nahm der alte Wilkin von Bredow, der langjährige Gegner der Quitzows. Auch Heinrich Stich, der Abt des Kloſters Lehnin führte ſeine Sache, dem der Biſchof Henning von Bredow ziemlich unumwunden beitrat. Als entſchiedene Gegner des Burggrafen traten die beiden Quitzows, Wichart von Rochow und Achim von Bredow auf. Der übrige Theil der Gäſte hielt ſich gemäßigt zwiſchen beiden Partheien, und mußte nicht ſelten begütigend einſchreiten, um dem Ausbruche unangenehmer Streitigkeiten zuvorzukommen. Noch niemals hatte eine Regierungsveränderung in der Mark eine ſo allgemeine Theilnahme für oder wider erregt, als dieſe. Im allgemeinen aber war der größte Theil der Hoch-

---

[1]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins. Thl. II. S. 103.

zeitsgäſte, und ſo auch die meiſten Mitglieder der Bredowſchen Familie, gegen den Burggrafen eingenommen.

Die Hochzeit ging indeſſen ruhig und ohne Störung vorüber. Das junge Paar begab ſich nach Stechow, und verlebte hier, im Frühlinge der Natur und der Jahre ſtehend, die ſüßeſten und ſchönſten Wochen des Lebens, ohne ſich durch die politiſchen Verhältniſſe darin für jetzt ſtören zu laſſen.

Burggraf Friedrich war um dieſe Zeit in Nürnberg, und beſorgte zuvor die ihn perſönlich betreffenden Angelegenheiten. Nachdem er alles in Richtigkeit gebracht, was er für ſeine Erblande in Franken anzuordnen hatte, brach er mit einem großen Gefolge von Nürnberg auf, um ſich nach der Mark zu begeben, die er zum erſtenmale ſehen ſollte. Er ging über Wittenberg, und ſtattete hier den Herzogen Rudolph und Albrecht von Sachſen ſeinen Beſuch ab, den dieſe hoch aufnahmen. Mit ihrem Geleite verſehen durchzog er ihr Land, überſchritt die Brandenburgiſche Grenze, und zog am St. Johannistage 1412 den 24ſten Juni in Brandenburg ein [1]).

Keine Empfangsfeierlichkeiten waren veranſtaltet, nirgend zeigte ſich eine beſondere Theilnahme des Landes oder des Volkes. Schweigend zogen die, bei welchen ſich der Zug vorüber bewegte, ihre Kappen, und ließen ihn ſtill dahin ziehen. Auch in Brandenburg war nichts angeordnet, wodurch dieſer Tag vor andern ſeiner Art ausgezeichnet worden wäre. Nur die Neugier hatte an dem Feſttage eine Menge Volk am Thore verſammelt, die gern den merkwürdigen Mann ſehen wollte, über den ſo viel geſtritten wurde. Daher waren die Straßen, durch welche der Zug kommen mußte, lebendig und bewegt, aber der Rath hatte Bedenken getragen, bei der getheilten Stimmung Feierlichkeiten anzuordnen, welche leicht zu einem Exceß führen, oder doch die Veranlaſſung dazu bieten konnten.

Friedrich langte auf der Burg zu Brandenburg an. Sein Unterſtatthalter Wend von Ileburg war ihm bis zur ſächſiſchen Grenze entgegengeritten, hatte ihn begleitet, und vorläufig von dem Stande der Dinge Kenntniß gegeben. Er hatte ihn im Schloſſe bewillkommt, dann in ſeine Gemächer geführt, und verließ jetzt den Burggrafen, um einige Anordnungen zu treffen.

---

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 37. Hafitiz ap. h. a.

Friedrich blieb allein in ſeinem Zimmer und trat ſinnend an das Fenſter, mit den Augen dem Laufe der Havel folgend, welche tief blau mit ſanftem Wellengekräuſel zwiſchen grünen Wieſen daher floß. Das iſt alſo das Land, ſprach er, und wandte ſich, um langſam im Zimmer auf und ab zu wandeln, das iſt das Land, das ich künftig mein nennen, deſſen zum Theil widerſtrebenden Bewohnern ich Frieden, Ruhe und geſetzliche Verfaſſung bringen ſoll, ohne daß ſie es mir Dank wiſſen! Harte Kämpfe wird es koſten, und während ich ihnen Friede und Ruhe, die Bedingungen des Unterthanenglückes, erringe und ſichere, muß ich meinen Frieden, meine Ruhe opfern. Und womit wird dieſes Opfer vergolten? Gewinnt mein irdiſches Glück einen Zuſatz durch den Beſitz dieſes Landes? Hat mein Seelenheil einen Vortheil davon zu erwarten? Schwerlich das Eine noch das Andere! Ha ſchweres Loos der Fürſten, die ihr ganzes Selbſt ihrer Fürſtenehre und dem Wohle ihrer Nachkommen opfern müſſen, deren Dank ſie nicht einmal vernehmen können, weil ſich dann, wenn dieſe die Früchte ihrer Aufopferungen genießen, ihr müdes Auge längſt geſchloſſen hat. Und erblühet dieſen ein anderes Loos? Sie wiederholen, nur in anderer Form, was jene thaten, und opfern nicht minder ihren Frieden, ihre Ruhe. Und zu ihnen blickt dann der blödſichtige ſtumpfſinnige Haufe herauf, als zu irdiſchen Göttern, und wähnt ſie im Vollgenuſſe alles Erdenglücks, weil ſie die Mittel beſitzen, ſich Sinnengenuß erkaufen zu können, ohne zu überlegen, daß es etwas Größeres iſt, ſich Sinnengenuß zu verſagen, wenn man muß, als ihn ſich zu verſchaffen, wenn man will. O wahrlich, beſtände das Glück des Lebens darin, ſo wäre der Bauer mit ſeiner ſich an den Augenblick hingebenden Genußfähigkeit glücklicher als der Fürſt, den die tauſendfältige Sorge nimmer meidet, und kaum in flüchtigen Momenten zu einem ungeſtörten Genuſſe kommen läßt. Und für all dies geträumte Glück glaubt das Volk mit Recht dem Herrſcher Noth und Sorge bereiten zu können, als eine Art von Compenſation, damit er nicht vergeſſe, daß auch er nur ein Menſch ſei! So ſtehe ich denn nun hier in mitten eines Volkes, deſſen eine Hälfte hoffnungsvoll zu mir emporblickt, und von mir die Wiederherſtellung der geſetzlichen Ordnung, des heiligen Friedens erwartet, ohne welche ihm kein Lebensglück erblühen kann, die aber nicht ohne harte Kämpfe, Mühe und Arbeit in ſeine Mitte zurückzu-

führen ſind, — deſſen andere Hälfte mich mit widerwilligem feindlichem Mißtrauen anſchaut, weil es von mir die Vernichtung deſſen erwartet, worin es ſein Lebensglück zu erblicken glaubt, und die ſich meinem Willen darum entgegenſetzen, und mir neue Kämpfe, Mühe und Arbeit bereiten wird. Iſt es zu hoffen, daß ſie ihr Beginnen als ein ſträfliches und verwerfliches anerkennen werde? Kaum! So muß denn Zwang und Gewalt entſcheiden, wo Vernunft und Geſetz nicht ausreichen. Traurig, daß der Menſch auch zum Guten gezwungen werden muß, das er doch aus freiwilliger Anerkennung thun ſollte. — Mit Gott dann ans Werk. Es wird und muß gelingen! —

So eben wurde der Rath der Alt- und Neuſtadt Brandenburg gemeldet, der zur Audienz vorgelaſſen zu werden begehrte. Friedrich begab ſich in den dazu beſtimmten Saal, und der Rath wurde hereingelaſſen. Er beglückwünſchte Friedrich zu ſeiner Ankunft in dieſem Lande, und empfahl ſich ſeiner Gnade. Friedrich antwortete huldvoll, und entließ ihn.

Der Propſt Johann von Waldow war angekommen, und ſofort ließ der Burggraf durch ihn die nöthigen Schreiben ausfertigen, durch welche er die Stände nach Neuſtadt-Brandenburg berief, um ihnen die kaiſerliche Willensmeinung zu eröffnen, wozu Sonnabend der 2te Juli beſtimmt wurde. In Folge der vorausgegangenen kaiſerlichen Schreiben fanden ſich auch die meiſten ein, beſonders von den Städten. Die altmärkiſchen und priegnitziſchen Stände hatten Caspar Gans von Putlitz bevollmächtigt, und aus dieſen Provinzen erſchien er allein. Vom havelländiſchen Adel erſchien nur ein Theil.

Friedrich eröffnete die Sitzung, indem er geſchichtlich die letzten Veränderungen in der Regierung der Mark zuſammenſtellte, und was der Kaiſer in ſeiner Weisheit beſchloſſen, und von den märkiſchen Ständen begehre, angab. Darauf ließ er die kaiſerliche Urkunde, durch welche er zum gemeinen d. h. General-Verweſer und oberſten Hauptmann der Mark ernannt, und die Stände angewieſen wurden, ihm eine Huldigung zu ſeinem Gelde zu thun, vorleſen, und verkündigte darauf, daß er geſonnen ſei, wie es üblich war, nach den verſchiedenen Städten der Mark zu reiſen, um die Huldigung anzunehmen. Gans von Putlitz erhob ſich darauf, und erklärte, daß er Namens der Altmark und Priegnitz dazu noch nicht Ja ſagen könne. Er begehre daß er zuvor

Digitized by Google

die Botſchaft des Burggrafen nach den gedachten Landen zurückbringen, ſich mit Mannen und Städten der Altmark und Priegnitz zuvor beſprechen, und das an ſie geſtellte Verlangen überlegen und prüfen könne.

Dies ungewöhnliche Verlangen eines der höchſt geſtellteſten Beamten, und eines der mächtigſten Landſtände erregte allgemeine Senſation, da man wohl ſah, daß es nichts als eine Ausflucht war. Es gab dem havelländiſchen Adel das Signal zu erklären, daß auch er für jetzt noch die Huldigung verweigern müſſe, da die Sache von zu großer Wichtigkeit ſei, als daß man ſich damit ſo übereilen könne. Er müſſe um Friſt bitten, die Forderung erſt weiter zu überlegen.

Darüber erhoben ſich mehrfache Discuſſionen, indem mehrere der mittelmärkiſchen Stände erklärten: ſie begriffen nicht, was ein weiteres Ueberlegen fruchten ſolle, da man ja Zeit genug gehabt habe, zu überlegen, und ſelbſt, wenn noch eine Friſt zugeſtanden würde, das doch nur immer dahin führen könne, die Huldigung zu leiſten.

Friedrich beſtand auf die Huldigung, welche die kaiſerlichen Briefe von den Ständen verlangten, und von welcher er durchaus nicht abgehen konnte. Die Verhandlungen droheten, einen ſehr ſtürmiſchen Charakter anzunehmen. Da traten die Prälaten, inſonderheit der Abt von Lehnin Heinrich Stich, und die Biſchöfe von Brandenburg und Havelberg dazwiſchen, und ſuchten zu vermitteln. Ihrer beredten Darſtellung des Sachverhältniſſes und der unvermeidlichen Folgen, welche eine ſolche Weigerung nach ſich ziehen müßte, gelang es, einen Theil des wankelmüthigen Adels für Friedrich zu gewinnen.

Nach vielem Hin- und Herreden erklärten jedoch Gans von Putlitz, der havelländiſche und mehrere von dem übrigen mittelmärkiſchen Adel, ſie müßten auf ihrer Aeußerung beharren, während die mittelmärkiſchen Städte und derjenige Theil des mittelmärkiſchen Adels, der ſich nicht der vorgedachten Parthei angeſchloſſen hatte, ſich bereit erklärte, zu huldigen. So ging der Landtag auseinander [1]).

Friedrich hatte nunmehr ſeine Freunde und Gegner von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut, und wußte, wie er mit ihnen daran

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 37. 38.

Digitized by Google

war. Die verſtändige Art und Weiſe, in welcher ſich der Abt Stich geäußert hatte, veranlaßte ihn, denſelben ſofort zu ſeinem Rathe zu ernennen. Auch der Biſchof Henning von Bredow zu Brandenburg erhielt von ihm Zeichen ſeines Wohlwollens.

Indeſſen kam es darauf an, den guten Willen der Städte zu benutzen, und von ihnen die Huldigung ſobald als möglich anzunehmen, und Friedrich traf dazu die nöthigen Veranſtaltungen. Am 5ten Juli leiſteten Berlin und Kölln die Huldigung mit demſelben Eide, den die Abgeordneten in Ungarn geſchworen hatten. Die Sitte forderte, daß die Stadt ihren Fürſten während der Zeit, wo er ſich dieſer Handlung wegen in ihren Mauern aufhielt, bewirthete, und beide Städte hatten es ſich etwas Bedeutendes koſten laſſen, um ihrem neuen Landesherrn, denn das war er in der That, wenn er auch dem Namen nach nur als oberſter Hauptmann auftrat, — auch äußerlich ihre Ergebenheit zu zeigen. Sein Rath und Hofmeiſter Wirich von Treutlingen, die Gebrüder von Seckendorf und mehrere andere edle Franken begleiteten ihn. Deſſenungeachtet müſſen ſeinetwegen auch in Berlin Beſorgniſſe geherrſcht haben, und es läßt ſich vermuthen, daß die Befürchtungen des Adels, wegen der bevorſtehenden Beſchränkungen der Rechte und Freiheiten, auch auf die nicht minder damit begabten Städte, wenigſtens zum Theil, übergegangen ſein mögen. Wir haben eine Spur, daß die Gemeinheit der Bürger ſich 1412 im Kloſter durch Eide mit einander verſchwor [1]), aber ohne daß bekannt iſt, was ſie beabſichtigte. Unter den obwaltenden Umſtänden dürfte es aber wohl erlaubt ſein, zu vermuthen, daß die Tendenz dieſer Verſchwörung gegen den neuen Landesverweſer gerichtet war, wenn er es etwa wagen ſollte, ihre Rechte und Freiheiten, die er am 6ten Juli beſtätigte, anzutaſten. Indeſſen hatte Friedrich zunächſt Anderes zu thun, ja es lag ihm daran, ſich die Städte zu befreunden, und ſo iſt jene Verſchwörung ohne Folgen geblieben. Nicolai erzählt, Friedrich habe von Berlin das Oeffnungsrecht gefordert, das heißt das Recht, daß die Stadt ihm zu allen Zeiten müßte geöffnet ſein, und er ein Thor in Beſitz habe, ein Recht, welches der Landesherr nur durch Vertrag erwerben konnte [2]). Die Bürger aber hätten dies abgeſchlagen.

[1]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins Thl. I. S. 233.
[2]) Nicolai Berlin Thl. I. S. XXXI.

Wir wiſſen nicht, woher Nicolai dieſe übrigens gar nicht unwahrſcheinliche Nachricht hat; aber die Ablehnung dieſes Verlangens deutet darauf hin, wie wenig man geneigt war, Zugeſtändniſſe zu machen, und dürfte vielleicht nur Folge jener Verſchwörung geweſen ſein. Am 8ten Juli huldigte Spandau, am 9ten Nauen, und am 10ten Alt- und Neu-Brandenburg. Ueberall beſtätigte Friedrich zugleich die Privilegien der Städte [1]). Belitz huldigte am 12ten Juli, Treuenbrietzen am 13ten, und Mittenwalde am 14ten Juli [2]). Friedrich hielt hier Ruhetag, aber am 15ten langten Schreiben von Gans von Putlitz an, welche ihn nöthigten hier noch etwas länger zu verweilen.

Gans von Putlitz meldete dem Burggrafen: er habe die Stände der Altmark und der Priegnitz berufen, und ſich mit ihnen über ſein Begehren beſprochen. Er ſelber habe ihnen geſagt, daß ihm, dem Gans von Putlitz, von Seiten des Kaiſers nicht zu wiſſen gethan ſei, daß er des Kaiſers Schlöſſer und Länder Jemanden überantworten ſolle, als er zum Hauptmann dieſer Lande ernannt worden, und daß er ſie auch Niemanden überantworten könne, wenn der Kaiſer ihm das nicht mündlich befehle. Darauf hätten Ritter Fritz von Schulenburg, Gebhard von Alvensleben, und Dietrich von Rintorf, als Inhaber der altmärkiſchen Hauptſchlöſſer, ſo wie alle Mannen der vorgedachten Altmark und der Priegnitz, ſowohl beſchloßte als auch unbeſchloßte, angezeigt, daß auch ihnen keine Botſchaft zugegangen ſei, ſich an Jemanden anders zu halten. Hiernach hätten nun die Städte der Altmark und Priegnitz vorgeſtellt, daß, da der Hauptmann Gans von Putlitz von dem Kaiſer ſo wenig, als die andere beſchloßte Mannſchaft mit des Kaiſers Schlöſſern an Jemanden gewieſen, ihnen auch nicht zu wiſſen gethan ſei, daß ſie irgend einen anderen Hauptmann annehmen ſollten, ſo könnten auch ſie ſich zur Huldigung nicht verſtehen, es ſei denn, der Kaiſer thue dem jetzt genannten Hauptmann von Putlitz nach ſeinen Gnaden zu wiſſen, daß ihre Mannen und Städte dabei insgeſammt verwahret ſeien, und bei Gnaden und Rechte blieben, und daß Ihre Mannen und Städte mit einander bei ihren Häuſern blieben, wie ſie das nach alter Gewohnheit von ihrer Herren

---

[1]) Büſchings Magazin Thl. 13. S. 444.
[2]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 66.

Gnaden je gehabt hätten [1]). Somit könne er dem Burggrafen die Schlöſſer nicht übergeben, noch ihm ohne Weiteres als ſeinem Herrn huldigen, da er in Uebereinſtimmung mit den Ständen handeln müſſe, die ſich entſchieden weigerten. Er müſſe es daher auf die weitere Entſcheidung des Kaiſers ankommen laſſen, die man unverzüglich einholen würde.

Daß Friedrich dieſe Widerſpenſtigkeit verdroß, lag in der Natur der Sache, obwohl der Kaiſer durch ſeine wunderliche Ernennung des Gans von Putlitz zum Hauptmann der Priegnitz ohne nähere Beſtimmungen den natürlichſten Anlaß dazu gegeben hatte. Noch wandelte er im Aerger auf und ab, und ſuchte ſich zu faſſen, als ein zweites Schreiben einlief, in welchem ihm der größte Theil des havelländiſchen Adels, die Quitzows an der Spitze, nebſt mehreren andern aus den übrigen Gegenden der Mittelmark meldeten, daß ſie aus bewegenden Gründen ihm die Huldigung nicht leiſten könnten, und daß ſie Willens ſeien, ihre Gründe kaiſerlicher Majeſtät zur Entſcheidung vorzulegen, zu welchem Ende ſie mit der Altmark und Priegnitz gemeinſchaftlich den Notar Peter Grechewitz nach Ungarn ſenden und mit Inſtruction verſehen würden. Sie wollten dieſerhalb die Entſcheidung des Kaiſers abwarten.

Zugleich meldete Wend von Ileburg, daß er Nachricht habe, wie die pommerſchen Herzoge Otto und Caſimir von Stettin unruhig würden und bedenkliche Reden fallen ließen. Man dürfe von jener Seite ſich eines aufſteigenden Ungewitters verſehen, und es würde rathſam ſein, in Zeiten Vorkehrungen zu treffen, um ſich von demſelben nicht überraſchen zu laſſen. Es ſei übrigens ſehr wahrſcheinlich, daß die Pommern, wenn es zum Aeußerſten käme, mit dem widerſpenſtigen märkiſchen Adel gemeinſchaftliche Sache machen würden.

Das ſind ſchlimme Aſpekten, ſprach Friedrich. Das Unwetter zieht ſich zuſammen, aber es ſoll an mir ſeinen Mann finden. Er ſchrieb ſogleich an Kaiſer Siegmund, ſchilderte ihm ſeine Lage und legte die Schreiben des Gans von Putlitz und des havelländiſchen Adels bei, indem er um geeignete Maaßregeln bat, die Angelegenheit auf den geſetzlichen Weg zurück zu lenken. Er ſchickte ſie mit einem eigenen Boten ab. Außerdem

[1]) Gerken Diplom. veter. Marchiae T. I. p. 186 f.

Digitized by Google

ſchrieb er nach Franken und gab Befehl, ihm aus ſeinen dortigen Ländern eine Anzahl Kriegsvolk zuzuführen.

Am 17ten Juli brach Friedrich von Mittenwalde wieder auf und ging nach Berlin zurück. Es war ein ſehr heißer Tag. Gegen Mittag kam er hier an, zeitig genug um gegen ein ſehr heftiges Gewitter Schutz zu finden, das von Süden her aufſteigend den Nachmittag hindurch tobte, und die Felder durch Wolkenbruch ähnlichen Regen und mächtigen Schloſſenfall verheerte. Unter den Schloſſen waren Eisſtücke von der Größe der Hühnereier geweſen. Dies Unwetter hatte nicht bloß in der Mark ſondern auch in Sachſen vielen Schaden gethan, und ſcheint ſich weit verbreitet zu haben. Das Getreide war nieder geſchlagen, eine Menge Vieh getödtet, und ſelbſt Menſchen waren hart beſchädigt worden [1]).

Am 18ten Juli reiſete Friedrich nach Müncheberg, wo er Abends ankam, und am 20ſten die Huldigung annahm. Am 21ſten ging er nach Frankfurt, wo am 22ſten gehuldigt wurde. Der Stadt koſtete die Bewirthung ihres neuen Landesherrn 68 Schock böhmiſche Groſchen [2]). Am 23ſten ging er nach Droſſen, und nahm die Huldigung an, am 24ſten nach Reppen (damals Reppin), wo das Land Sternberg huldigte. Dies Land jenſeit der Oder hatte Jobſt im J. 1409 dem Johanniter Orden für 27000 Schock böhmiſche Groſchen verpfändet [3]), Siegmund aber, vor Uebertragung der Hauptmannſchaft der Mark an Friedrich, wieder eingelöſet. Den 25ſten und 26ſten Juli brachte Friedrich wieder in Frankfurt zu, am 27ſten ging er nach Strausberg, und es iſt gewiß unſern Leſern auffallend, daß dieſer Ort, als eine Quitzowſche Stadt, ihm die Huldigung leiſtete [4]), während es keine andere that. Die Sache aber hing ſo zuſammen.

Albrecht von Holzendorf war, wie ſeine übrigen Verwandten, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der Quitzows geweſen. Als ſolcher hatte er auch den Krieg der Quitzows gegen die ſächſiſchen Herzoge mitgemacht, aber das Unglück gehabt gefangen zu werden, wie wir dies berichtet haben. Seine Auslöſung machte Schwierigkeiten, da das bedeutende Löſegeld nicht ſo ſchnell her-

---

[1]) Dreſſers ſächſiſche Chronik S. 398.
[2]) Wohlbrücks Geſchichte von Lebus Thl. II. S. 102.
[3]) Bekmann Nachr. von den Herrenmeiſtern S. 43 f.
[4]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. p. 66.

bei geſchafft werden konnte, als er es wohl gewünſcht haben mag. So verging ihm die Zeit, in der er gehofft hatte, ſich Ruhm und Ehre zu erwerben im Nichtsthun und im tiefſten Unmuthe. Als endlich der Friede mit den ſächſiſchen Herzogen wieder hergeſtellt war, ernannten ihn die Quitzows zu ihrem Hauptmann in Strausberg. Dies war allerdings weit unter ſeiner Erwartung, da hier nicht einmal ein Schloß vorhanden war, und die Einkünfte, deren größten Theil natürlich Dietrich von Quitzow, oder vielmehr ſeine Frau als von ihrem Leibgedinge bezog, nur dürftig waren. Albrecht, ſich ſeines glühenden Eifers, den Quitzows zu dienen, bewußt, glaubte viel mehr verdient zu haben; die Quitzows aber glaubten die wenigen Dienſte, welche er ihnen im Kriege vor ſeiner Gefangenſchaft geleiſtet hatte, damit hinreichend belohnt, und ſo war der Grund zu gegenſeitiger Unzufriedenheit gelegt, die freilich bei Albrecht heftiger wirkte, als bei den Quitzows. Ehrgeizig und ruhmbegierig wie er war, ſah er keine Ausſicht ein bedeutendes Glück zu erwerben, Dietrich hatte ſeine desfallſigen Vorſchläge mit auffallender Gleichgültigkeit zurückgewieſen, mit der Aeußerung, er müſſe ſich tröſten, er habe einmal kein Glück. Selbſt zu den vorbereitenden Zuſammenkünften in Frieſack und Plaue war er nicht berufen worden, obgleich ſein Bruder und Vetter daſelbſt eine Hauptrolle geſpielt hatten. Sein Ehrgeiz ließ ihn überſehen, daß keiner der Quitzowſchen Schloßhauptleute dazu eingeladen worden war, weil ſie in ihrer ſubalternen Stellung nichts dabei zu thun hatten. Um den Quitzows dieſe vermeintliche Zurückſetzung fühlbar zu machen, nahm er ſich vor, ſich zu ſtellen, als ob er von ihrem allbekannten Vorhaben nichts wiſſe, und er wurde darin noch mehr beſtärkt, als er gänzlich ohne Inſtruction blieb, die man für unnütz hielt, weil man nach der Proteſtation des havelländiſchen Adels vorausſehen konnte, daß Friedrich die Huldigung von keiner Quitzowſchen Stadt fordern würde. Allein wie es bei empfindlichen Gemüthern zu gehen pflegt, daß ſie die wunden Stellen immer noch wunder reiben, damit der Schaden um ſo mehr zu bedauern ſei, und ſie in ihren eigenen Augen ſich wenigſtens ſcheinbar rechtfertigen können, wenn ſie über das Maaß der Billigkeit und Gerechtigkeit hinausgehen, ſo ſtachelte ſich auch Albrecht von Holzendorf ſo lange, bis er es vollkommen in der Ordnung fand, ſeine vermeinte Vernachläſſigung dadurch zu rächen, daß er mit der von ihm behaup-

teten Stadt dem neuen Statthalter huldigte, da es ihm ja nicht unterſagt war. Er knüpfte darum mit Friedrich während deſſen letzten Aufenthalt in Frankfurt Unterhandlungen an, gab vor, daß ſeine Ergebenheit und Treue gegen die Befehle des Kaiſers zu groß ſeien, als daß er gegen ſie handeln könnte, und verſprach, mit der Stadt Strausberg zu huldigen, wenn Friedrich dahin kommen wolle. Natürlich wies Friedrich dies Erbieten nicht von der Hand, verſprach ihm günſtig und gnädig zu ſein, auch wenn die Quitzows ihn aus dem Dienſte entließen; und Strausberg huldigte.

Am 28ſten Juli nahm Friedrich die Huldigung der Stadt Bernau an, am 29ſten huldigte Neuſtadt Eberswalde, und am 30ſten Juli Templin [1]), worauf er wieder nach Berlin zurückkehrte. Schon in Templin hatte er die Nachricht erhalten, daß Dietrich von Quitzow nach Stettin gereiſet ſei, und bei den Herzogen eine freundliche Aufnahme gefunden habe. Was er dort wolle, blieb ihm nicht verborgen. Auch verlautete bereits in der erſten Hälfte des Monats Auguſt, daß die Herzoge Otto und Caſimir von Stettin mit den Quitzows ein Bündniß zu gemeinſchaftlichem Schutz und Trutz verabredet hätten, und daß deſſen bevorſtehender Abſchluß nur noch durch Kleinigkeiten verhindert werde, welche ohne Schwierigkeit beſeitigt werden würden.

Unterdeſſen war es den Bemühungen des Biſchofs Henning von Bredow gelungen, faſt alle Mitglieder ſeiner großen Familie für Friedrich günſtig zu ſtimmen. Nur Achim von Bredow, der Bruder von Agnes von Quitzow, blieb ſeinem Bündniſſe treu. Auch der Abt Stich hatte mehrere andere von Adel beſtimmt, ſich von den Quitzows loszuſagen, und lieber ihren Zorn, als den des Burggrafen auf ſich zu laden. Friedrich benutzte jede Gelegenheit, den Adel für ſich zu gewinnen, und ihm Vertrauen einzuflößen. Als ein guter Menſchenkenner wußte er, daß nichts ſo ſehr Vertrauen erregt, als wenn man ſelber Vertrauen zeigt, und daß Dienſte oder Gefälligkeiten, welche der Höhere von dem Geringeren ſich erweiſen läßt, oft ſtärker feſſeln, als erwieſene Wohlthaten. Zugleich aber glaubte er ſeiner Würde nichts zu vergeben, wenn er die Hand zum Frieden böte, und gegen ſeine Feinde in dieſem Sinne die erſten Schritte thäte. Er ließ ſie

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 66.

daher einzeln mit ſeinen Freunden zu ſich einladen, und ſuchte ihnen durch freundliches würdevolles Entgegenkommen die Annäherung zu erleichtern. Gegen die Mitte des Auguſtmonats war Johann von Quitzow mit mehreren Mitgliedern der Bredowſchen Familie nach Berlin gegangen, wo ſie in Geſchäften mit Hans von Uchtenhagen zu verhandeln hatten. Friedrich hatte die Aufmerkſamkeit ſie für den 14ten Auguſt, der Vigilia von Mariä Himmelfahrt bei ſich zur Tafel bitten zu laſſen, was ſich denn auch ſelbſt ſeine Feinde zur Ehre anrechnen mußten [1]). Es fanden ſich an dieſer Tafel zuſammen: die Biſchöfe von Brandenburg und Lebus, Johann von Quitzow, Lippold von Bredow und ſein Sohn Achim von Bredow, Bertram von Bredow, der Bruder des Biſchofs von Brandenburg, Haſſe von Bredow, ein Vetter des vorgedachten, und der junge Hans von Uchtenhagen. Friedrich war ſehr zuvorkommend, und man mußte es ihm laſſen, daß er ein ſehr liebenswürdiger Wirth war. Er hütete ſich wohl, das Geſpräch auf die ſtreitigen Punkte zu bringen, und wußte ſtets, wenn es dahin die Richtung zu nehmen drohte, ihm mit großer Gewandtheit eine Wendung zu geben.

Nach der Tafel wandte ſich der Burggraf an Haſſe von Bredow, der ſeit kurzem ſein Verehrer geworden war, und in welchem Friedrich einen Mann von Talent und Charakter kennen gelernt hatte, und ſprach: Ihr würdet mir einen rechten Dienſt leiſten können, wenn ihr euch willig finden ließet, mich aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu ziehen. Das baare Geld iſt mir ausgegangen, und ich gebrauche hundert Schock böhmiſche Groſchen ſehr dringend. Hättet ihr nun die Liebe, mir dieſe zu leihen, ſo würde ich euch ſolche nach Ablauf der Verfallzeit nicht allein mit gutem Danke zurückzahlen, ſondern ihr würdet mich auf immer zu eurem dankbaren Schuldner gemacht haben.

Haſſe von Bredow war ſogleich bereitwillig, dem Wunſche des Burggrafen zu genügen. Habt Dank dafür, ſprach Friedrich, aber auch euch andere anweſende lieben Freunde muß ich um einen guten Dienſt erſuchen. Wollt ihr die Bürgſchaft für mich übernehmen, ſo werdet ihr mich zum Danke verpflichten, und ich will euch nicht zu Schanden werden laſſen. — Natürlich

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftitz ap. h. a.

Digitized by Google

weigerte ſich niemand, und ſo wurde der Schuldbrief ausgefertigt [1]). Iſt es nun doch *ein* Band, ſagte Friedrich, das mich mit euch verbindet, und ich freue mich deſſen.

Dieſe zuvorkommenden Schritte Friedrichs waren indeſſen nicht im Stande, die Verbündeten von ihrem Vorhaben abwendig zu machen. Es ſtand zu viel auf dem Spiele, als daß es durch freundliches Benehmen und Artigkeiten hätte ausgeglichen werden können. Im Gegentheil, je mehr man ihn als einen klugen und achtungswürdigen Gegner kennen lernte, um ſo mehr war man bemüht ſich zu verſtärken, zu rüſten und auf ſeiner Hut zu ſein. Lange konnte man indeſſen dies verſteckte Spiel nicht mehr ſpielen, das fühlte man; die Zeit konnte nicht mehr fern ſein, wo man offen auftreten mußte.

In der letzten Hälfte des Auguſtmonats kam Kaiſer Siegmunds Antwort auf Friedrichs Klage an. Dabei war ein Schreiben, an die Altmärkiſchen und Priegnitziſchen Landſtände gerichtet, und vom 12ten Auguſt aus Ofen datirt. Der Kaiſer hält darin den Landſtänden vor, was ſie gethan und geſagt haben, und fährt dann fort: ſolche Rede und ſolcher Ungehorſam, uns und dem vorgenannten Friedrich damit geboten, bewegt und verwundert unſer königlich Gemüth, befremdet uns ſehr, und dünkt uns unbillig nach allem was geſchehen iſt, und dünken uns auch ſolche Reden, Urſachen und Ungehorſamkeiten gar unziemlich zu ſein, und anders, als die Dinge in den Geſchäften verhandelt ſind, und ſich verlaufen haben, ja wir müſſen daraus ſchließen, daß ihr vergeſſen habt, oder aber vergeſſen und nicht wiſſen wollet, wie ſich alle Dinge vorher durch eure Machtboten und ſonſt geſtaltet haben, deren ihr wohl hättet gedenken, und euch erinnern ſollen. Wir wollen euch darum in euer Gedächtniß zurückrufen die Huldigung, Gelübde und Eide, welche die vorgenannten von Putlitz, Fritze [2]), Dietrich [3]) und andere von euren Städten bevollmächtigten Boten, deren verſiegelte Briefe wir noch haben, uns als ihrem rechten Erbherrn zu Ofen in euer Aller Namen gethan haben, und daß wir dazumal mündlich, und ſeither mit unſern Briefen euch allen mannigfaltig und ernſtlich geſchrieben und geboten haben, den vorgenannten Friedrich als der Mark und

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 145. 146, wo die oben genannten Perſonen als Bürgen genannt werden, und ſich verbürgen.
[2]) v. Schulenburg. [3]) v. Rintorf.

euern oberſten Hauptmann und Verweſer aufzunehmen und ihm nach Laut unſerer Briefe, die wir ihm darüber gegeben, gehorſam zu ſein, und ihm auch von unſertwegen eine gemeine Erbhuldigung zu thun, und daß auch die jetztgenannten Boten, und alle andere, welche bei uns zu Ofen waren, hierzu Ja geſaget, und das ſo vollgültig gethan haben, daß wir uns nie verſehen hätten, daß nach ſolchen Vollworten und ergangenen Dingen, nach unſeren Geboten und Schreiben, und nachdem die Märker ſtets ihren vorigen Erbherren getreu, gehorſam und unterthänig geweſen ſind, ein Schreiben, wie dieſes, nothwendig werden würde, oder daß ihr euch anders, denn unſere lieben getreuen Biſchöfe, Geiſtliche und Weltliche, Edle und Unedle, Bürger und andere der Neumark, die unſeren vorgenannten Geboten und Briefen gehorſam ſind, halten, euch in Ungehorſam gegen uns ſetzen und eine Trennung machen würdet, woraus viel Schädliches entſpringen kann. Doch da das alles, wie es uns bedünket, vielleicht von Vergeßlichkeit und unrechter Anweiſung Etlicher geſchehen iſt, ſo heißen wir euch noch, und befehlen und gebieten euch abermals allen und jeglichen, Edeln und Unedlen, Bürgern und andern Einwohnern der vorgenannten Altmark und Priegnitz ernſtlich und feſtiglich mit dieſem Briefe bei unſeren Hulden, und in Betracht der Huldigung, Treue und Eiden, mit welchen ihr uns als euerm rechten Erbherrn verbunden ſeid, daß ihr ſofort nach Angeſicht dieſes Briefes den vorgenannten Friedrich für euern und der Mark oberſten Hauptmann und Verweſer, nach Laut der ihm darüber von uns gegebenen Briefe aufnehmen und halten, und ihm auch alſo gewärtig, gehorſam, beiſtändig, behülflich und berathen ſein ſollet, daß ihr ferner alle insgemein die Sachen wegen unſerer Erbhuldigung und andern Stücken, mit welchen eure Machtboten von uns zu Ofen ſchieden, noch vollenden ſollt, ohne alles Verziehen und Widerſprechen, wie wir ſolches zu eurer Treue noch hoffen, und als es euch lieb ſei, unſere ſchwere Ungnade zu vermeiden. Beweiſet euch in dieſen Sachen alſo, daß wir euch nicht mehr darum ſchreiben, oder ferner verfügen müſſen, das iſt uns von euch noch zu Dank. Wir haben auch dem vorgenannten Friedrich unſerm oberſten Hauptmann und Verweſer vormals geboten, jetzt aber geſchrieben, daß er und die Seinen euch alle und einen jeglichen bei allen rechtlichen Gnaden, Freiheiten und guten Gewohnheiten bleiben laſſen und be-

Digitized by Google

halten, euch auch veſtiglich und getreulich handhaben, ſchützen und beſchirmen ſoll, nach allem ſeinem Vermögen und iſt auch unſere Meinung bisher nie anders geweſen und iſt es noch, daß wenn ihr hierin uns gehorſam ſeid, ihr billig thut. Gegeben zu Ofen nach Chr. G. 1412 des nächſten Freitags nach St. Laurentientage ꝛc. [1])

Dieſer ernſte Verweis wurde nur wenig dadurch gemildert, daß der Kaiſer ſeine ſchloßgeſeſſenen Geſchlechter in beiden Provinzen mit dem Titel Edle anredete, der zu jener Zeit nur Grafen und Freiherrn gegeben wurde. Offenbar war der Schluß des Schreibens dahin gerichtet, die Beſorgniß zu zerſtreuen, als ſolle der Burggraf die Rechte des Adels beſchränken, welche ziemlich allgemein geweſen zu ſein ſcheint, wie ſie ſich auch in der Aeußerung des Gans von Putlitz deutlich ausſpricht, daß der Kaiſer zuvor verſichern müſſe, daß Mannen und Städte mit einander bei ihren Häuſern blieben, was er zwar entſchuldigend eine alte Gewohnheit nennt, worin aber die Beſorgniß, daß die Schlöſſer zurück gefordert werden könnten, ohne Schwierigkeit zu entdecken iſt.

Gans von Putlitz ſah nach dieſem Schreiben wohl, daß der Altmark und Priegnitz nichts übrig bleiben würde, als Friedrich anzuerkennen. Er für ſein Theil nahm ſich vor, ſich an die Quitzows zu halten, und mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen, da er ſich nicht überzeugen konnte, daß Friedrich das Glück der Mark fördern würde. Auch mochte es ihm wohl empfindlich ſein, ſich unter ihn ſtellen zu müſſen, und es ſchien ihm ehrenhafter, ihm gegenüber zu treten. Jedenfalls aber nahm er ſich vor, Siegmunds Schreiben nicht eher zu veröffentlichen, bis der nach Ofen geſandte Notar Peter Grechewitz zurückgekommen wäre, weil er noch immer hoffte, daß dieſer durch ſeine Vorſtellungen Einiges ändern könnte. An die Quitzows ſchrieb er ſogleich, und meldete ihnen ſeinen Beitritt zu ihrem Bunde. Natürlich nahmen dieſe eine ſolche Nachricht mit großer Freude auf, denn ihr Bund verſtärkte ſich dadurch um keine unbedeutende Macht, und durch die ihnen nunmehr offenen Schlöſſer Putlitz, Wittenberge und Lenzen ſtand ihnen faſt die ganze Priegnitz zu Gebot, wenn ſie ihre eigenen Schlöſſer hinzu zählten. Friedrich

[1]) Gerken Diplom. veter. March. T. I. p. 187 f.

Digitized by Google

aber entließ den Gans von Putlitz durch ein Schreiben ſeiner Aemter, und kündigte ihm zugleich Schloß und Vogtei Tangermünde.

Mehr als je war es jetzt zu wünſchen, daß der Biſchof von Havelberg ſich ihrem Bunde anſchlöſſe, weil dann ein zuſammenhängendes großes Landgebiet, von den meklenburgiſchen Grenzen an bis zu den ſüdlichſten Ufern der Havel reichend, und mit zahlreichen ihnen zu Gebote ſtehenden Schlöſſern verſehen, ihrem Kriege die trefflichſte Baſis und unerſchöpfliche Hülfsmittel darbot. Gelang dies, ſo konnte Putlitz leicht die Altmark für Friedrich faſt unbenutzbar machen, und ihm alle dortigen Hülfsquellen abſchneiden, wenn er ſie nicht gar, wie die der Priegnitz, für die Verbündeten benutzen wollte. Friedrich ſtand ſo an Länderbeſitz in der Mark den Verbündeten nach, und war auf einen ziemlich unbedeutenden Theil reducirt, da ſich der größte Theil der Ukermark in den Händen der Pommern befand. Mit großer Wahrſcheinlichkeit war dann ſein Untergang vorauszuſehen.

Schon hatten die Quitzows alles Mögliche aufgeboten, um den Biſchof Otto von Rohr zu vermögen, ſich ihnen anzuſchließen. Mit guter Manier hatte er ſie von ſich abzuhalten gewußt, ohne etwas Beſtimmtes auszuſprechen. Jetzt ſollte noch Gans von Putlitz ſeine Ueberredungskunſt verſuchen, aber auch ihm gelang es nicht, den Biſchof umzuſtimmen. Er lehnte vielmehr entſchieden jede Theilnahme an einem Unternehmen gegen den Burggrafen ab.

Verdrießlich über das mißlungene Unternehmen kam Gans von Putlitz in Frieſack an. Johann war ebenfalls anweſend, und er wie Dietrich vernahmen mit Betrübniß des Biſchofs Hartnäckigkeit, wie ſie es nannten. Wenn er denn nun durchaus nicht einer der Unſrigen ſein will, ſprach Dietrich, ſo mag er ſich wenigſtens, wie ſein Vorgänger Johann Wepelitz, mit ſeinen Landen zu Meklenburg ſetzen. Das wäre doch etwas, und würde dem Burggrafen faſt ſo ungelegen kommen, wie eine Kriegserklärung.

Halt! rief Gans von Putlitz, der Gedanke iſt gut. Seltſam, daß mir das nicht ſchon früher eingefallen iſt. Aber ich reiſe ſofort noch einmal zu ihm, und verſuche, ihn dazu zu bereden. Die Sache iſt zu wichtig, um ſie nicht eifrig zu betreiben.

Er reiſete nach Havelberg zurück. Der Biſchof war ver-

wundert, ihn ſo ſchnell wiederkehren zu ſehen. Gans von Putlitz wußte ihm ſeinen Vorſchlag in ſehr ſchmeichelndem Lichte zu zeigen, und bemerkte mit Vergnügen, daß der Biſchof wankend wurde. Aber alles was er für jetzt erhalten konnte, war das Verſprechen, daß der Biſchof ſich die Sache weiter überlegen wolle, ehe er darüber entſchiede.

Einige Tage nach dieſem Vorgange erfuhren die Quitzows aus ziemlich ſicherer Quelle, daß der Biſchof damit umgehe, ſich an den Burggrafen Friedrich anzuſchließen. Keine Nachricht konnte unlieber kommen, als dieſe. Gans von Putlitz war noch in Frieſack. Gütliches Zureden hatte über den Biſchof nichts vermocht. Man wurde alſo ſchlüſſig, zu verſuchen, ob vielleicht eine Drohung, und wenn es erforderlich ſein ſollte, Ernſt, zu einem Entſchluſſe, wie ſie ihn wünſchten, führen würde. So entwarfen ſie denn folgenden Fehdebrief.

Unſeren Dienſt zuvor. Würdiger Herr von Havelberg!

Es iſt uns zu wiſſen gethan, daß auch ihr euch von unſerm Herrn, dem Könige von Ungarn ſetzen, und dem Burggrafen zufallen wollet, was wir jedoch von euch nicht glauben können. Wäre es aber, daß wir erführen, ihr hättet dieſen Willen, ſo müßtet ihr unſere Freundſchaft darum entbehren, und wir müßten das Eurige deshalb anfallen, was wir euch in Zeiten haben ſchreiben wollen, unter dieſem Inſiegel, deſſen wir uns alle in dieſer Zeit bedienen [1]).

Dieſer Brief wurde von Caspar Gans von Putlitz, und Dietrich und Johann von Quitzow unterſchrieben [2]), und dann abgeſandt. Damit waren gewiſſermaßen die Feindſeligkeiten zugleich gegen Friedrich eröffnet, der ſchnell Kenntniß von dieſem Schritte erhielt, und ihn mit Recht als einen Bruch des Landfriedens betrachtete. Es blieb ihm jetzt nichts übrig, als ſie alle drei bei Kaiſer Siegmund zu verklagen, und auf die Achtserklärung anzutragen. Es geſchah dies Ausgangs Auguſt, doch blieb die Sache, wie es ſcheint, für jetzt noch geheim.

[1]) Unſer Dienſt, würdige Heere von Havelberg, dat uns iſt to wente geworden, dat gy ju ock ſetten willen van unſen Herrn dem Könige von Ungarn, und vallen to dem Burggrafen, des wi ju doch nicht to gloſſen. Wen wer et, dat wi dat verführen, dat Jy das willen hadden, ſo müſte gy unſer Frindſchapt darvme entberen, vnd wi müßten dat juve darvmme anvallen, dat wy vor gy dat hebben füllen en Tiden ſchriven mit dieſen vorgeſigel, dat wy uns alle brucken in dieſer Tyd. (Lenz diplomatiſche Stiftshiſtorie von Havelberg S. 48.)

[2]) Lenz brandenburg. Urkunden S. 529. Anmerk. 3.

Sechstes Kapitel.

In der Mark war man in großer Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Man wußte, daß ein Kampf ſich vorbereitete, der Burggraf ließ fränkiſche Völker kommen, die Quitzows und ihre Anhänger rüſteten ſich, und hatten gegen den Biſchof von Havelberg bereits Thätlichkeiten angefangen. Sie äußerten ſich unverhohlen feindlich über Friedrich, und die Pommern droheten in die Mark zu fallen. Ueberall traf man Vorkehrungen, und die Städte ſahen mit zaghaftem Vertrauen auf den Burggrafen, der mit großer Thätigkeit ſeinen Geſchäften oblag, und überall zu richten, zu ſchlichten und zu ordnen fand.

Am 24ſten Auguſt war in Berlin ein großer Zuſammenfluß von Menſchen vor dem Rathhauſe. Ein Berliner Bürger, Hans Birkholz, glaubte ſich über den Biſchof Johann VI. von Lebus beſchweren zu müſſen, und griff zu einem damals üblichen Mittel, einen Scheltebrief, das heißt eine Schmähſchrift, gegen den genannten Biſchof an den Pranger in Berlin zu heften, und ihn den um ihn verſammelten Leuten vorzuleſen. Der Biſchof nahm dies natürlich ſehr übel, und verklagte den Bürger bei dem Burggrafen Friedrich, indem er jede Schuld von ſich ablehnte. Friedrich ließ den Beklagten darauf ſchriftlich antworten, und ſich vertheidigen, und nachdem er den Fall mit ſeinen Räthen berathen hatte, ſprach er am 1ſten September das Urtheil, nach welchem Hans Birkholz verurtheilt wurde, einen Widerruf des Inhalts ſeines Scheltebriefs aufzuſetzen, ihn an den Pranger anzuheften, und öffentlich abzuleſen [1]). Dies geſchah nach Berliniſchem Stadtrechte in der Weiſe, daß Hans Birkholz alles Unrecht, deſſen er den Biſchof angeſchuldigt hatte, auf ſich nahm, bei der Beſchuldigung ſich mit der Hand auf den Mund ſchlug, und dabei die Worte rief: Mund, wenn du das ſprichſt, ſo lügſt du die

[1]) Wohlbrück Geſch. von Lebus Thl. II. S. 34.

Worte! und ſo widerrief. Hierdurch aber war er für ehrlos erklärt [1]).

Um die Mitte des Monats September langten die kaiſerlichen Schreiben in der Mark an. Eines derſelben war an die Quitzows gerichtet. Es forderte ſie in ſehr gemeſſenem Tone auf, ihre Güter vom Burggrafen Friedrich zur Lehn zu nehmen, und ihm Gehorſam zu leiſten, wie Siegmund dazu bereits die übrigen Mannen der Altmark ꝛc. aufgefordert hatte, welcher Brief noch lange nachher unter vielen andern im Archive der von Quitzow vorhanden geweſen iſt [2]). — Die übrigen waren an Friedrich gerichtet, für den Fall, daß das erſterwähnte Schreiben ohne Wirkung bliebe; durch ſie wurden die Quitzows und ihre Anhänger als Landfriedenbrecher vor Kaiſer und Reich citirt, und in die Acht erklärt [3]). Weit entfernt, ſich dadurch muthlos machen zu laſſen, ſahen ſie darin nur ein Band, das ſie um ſo inniger vereinte. Seit langen Zeiten hatte das Anſehen des Kaiſers in der Mark wenig gegolten, und man hatte ſich ziemlich daran gewöhnt, ohne ihn fertig zu werden. Natürlich hatte darum auch jenes Schreiben wie dieſe Achtserklärung nur bei einem kleinen Theile ihr volles Gewicht. Alle übrigen ſahen ſie für eine vorübergehende, und wenn die Quitzows ſiegten, nichts bedeutende Maaßregel an, die mehr dienen ſolle zu ſchrecken, als weſentlichen Nachtheil zu bringen.

Dietrich von Quitzow war unterdeſſen abermals in Stettin geweſen, und ſchon ſprachen die Quitzows öffentlich von dem Kriege, welchen die pommerſchen Herzoge erklären würden. Friedrich hatte es darum für angemeſſen gehalten, ſich ebenfalls nach auswärtiger Hülfe umzuſehen. Am geneigteſten durfte er hoffen, den Erzbiſchof Günther von Magdeburg zu finden, welchem die Quitzows mehrfach, und beſonders auch in der letzteren Zeit, bedeutenden Schaden gethan hatten. Am Montag den 19ten September ſchloß er mit ihm zu Wittenberg ein Bündniß ab, kraft welchem beide Theile einander verſprachen, ſich gegenſeitig beizuſtehen [4]). Wenn auch darin noch nichts näheres feſtgeſetzt wor-

---

1) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins, Th. I. S. 136.

2) Gerichtliche Ausſage von Dietrichs Enkel Lütke von Quitzow um die Mitte des 16ten Jahrhunderts; bis jetzt nur handſchriftlich vorhanden.

3) Gundling Leben Friedrichs I. S. 40.

4) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 68. 69. (Anm.)

den war, ſo diente doch ſchon die Nachricht, daß ein ſolches Bündniß beſtehe, dazu, den Muth ſeiner Treuen zu erhöhen, und den der Gegenparthei zu ſchwächen. Noch mehr aber war dies der Fall, als am 24ſten September Friedrichs fränkiſche Schaaren bei Brandenburg ankamen. Er war ihnen vor die Stadt entgegen geritten, weil er kaum den Augenblick erwarten konnte, die geliebten Landsleute wieder zu ſehen. Mit ihm war eine große Menge Volks hinausgeſtrömt. Graf Johann von Hohenlohe führte den zahlreichen Zug ſeiner Reiſigen, Söldner und Kriegsvölker an [1]). Er war von Friedrich ungemein geſchätzt, der ſich des Wiederſehens lebhaft freuete. Unter ihm befehligten die tapferen Ritter Philipp von Utenhofen und Kraft von Leitersheim, welche Friedrich ſchon längſt als treue Freunde und Kampfgenoſſen kannte. Erſt jetzt, in dem Wiederſehen dieſer befreundeten Geſtalten, fühlte er ſich in dem fremden Lande zu Hauſe, in welchem ihm bis dahin zwar der Arbeit und Mühe viel, der Freuden nur wenige geworden waren. Im Vorgefühl des Anbruchs einer beſſern Zeit ſetzte er ſich, umgeben von ſeinen Getreuen, an die Spitze des Zuges, und zog vergnügt mit ihnen nach der Stelle, wo ein Lager aufgeſchlagen wurde, und durch die vielen fremden Gäſte bald ein reges Leben herrſchte.

Nicht ſo zufrieden als Friedrich ſah der größte Theil der Märker die fremden Kriegsvölker kommen. Die meiſten fanden dieſe Maaßregel höchſt bedenklich, denn von je an hatte man gewünſcht, fremde Söldner dieſem Boden fern zu halten, ja den Priegnitzern hatten es die baierſchen Markgrafen ausdrücklich verſprechen müſſen. Durch fremde Truppen konnten die Freiheiten, Rechte und Privilegien der Stände am leichteſten untergraben werden, denn ihnen lag nichts daran, und der Landesherr erhielt dadurch ein gefährliches Uebergewicht. Natürlich benutzten die Gegner Friedrichs dieſen Umſtand, um ihn hart zu tadeln, und ſeine Abſichten bei dem Volke zu verdächtigen. Sie fanden darin nur einen neuen Grund, ſich ihm und ſeinen Planen zu widerſetzen.

Friedrich war nach Wittenberg gereiſet, um mit dem Erzbiſchofe Günther von Magdeburg ſich näher zu verbinden. Am 17ten September kam das Bündniß zu Stande, durch welches

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 40.

beide ſich vereinen, daß Friedrich des Erzbiſchofs Land und Leute beſchirmen und beſchützen ſolle, innerhalb der nächſten zwei Jahre, wie ſeine eigenen Lande und Leute. Er verſpricht, innerhalb dieſer Zeit nicht ſein Feind zu werden, auch nicht zu geſtatten, daß irgend einer von ſeinen oder der Mark Mannen, ſein Feind werde. Geſchähe dennoch ein Angriff von einem, der in der Alt- oder Neumark angeſeſſen wäre, auf das Gebiet des Erzbiſchofs, ſo will Friedrich letzterem beiſtehen, und ihm behülflich ſein, daß die, welche den Schaden angerichtet haben, Erſatz leiſten. Daſſelbe wird auch umgekehrt verſprochen. Beſonders aber verſpricht der Erzbiſchof noch, daß er ſeine Anſprüche, welche er an das Schloß Plauen zu haben meint, binnen dieſen zweien Jahren ruhen laſſen, auch daſſelbe in dieſer Zeit nicht einnehmen will. Mit dieſer Einigung verbindet Friedrich ſich jedoch nicht gegen die Fürſten und Herren Rudolph und Albrecht von Sachſen, und Bernd zu Braunſchweig und Lüneburg [1]). — Man ſieht daraus, daß Magdeburg noch immer ein Recht an das Schloß Plauen zu haben glaubte.

Markgraf Jobſt hatte während ſeiner Regierung das Schloß Potsdam für vierhundert Schock böhmiſche Groſchen an Wichart von Rochow verpfändet, der es auch jetzt noch beſaß. Deshalb hatte die Stadt ſich nicht getraut, Friedrich die Huldigung zu leiſten, da Wichart einer der entſchiedenſten und entſchloſſenſten Gegner des Burggrafen war. Friedrich hatte deshalb mit Wichart von Rochow Unterhandlungen angeknüpft, die endlich dahin führten, daß er der Stadt erlaubte, zu huldigen, wobei das Schloß jedoch ausgenommen blieb. Am 29ſten September leiſtete die Stadt die Huldigung [2]), was Friedrich in Bezug auf ihre Lage an dem anſehnlichen Havelſtrom von Wichtigkeit war.

Jetzt kam auch der abgeſchickte Notar Peter Grechewitz aus Ungarn zurück, brachte jedoch wenig tröſtliche Nachrichten für ſeine Parthei. Siegmund war feſt bei ſeinem Willen geblieben, und hatte alle Vergleichsvorſchläge zurück gewieſen. Er brachte Schreiben Siegmunds mit, an die Stände der Altmark, die der Priegnitz und an den havelländiſchen Adel, welche nichts anderes enthielten, als was, nur weiter ausgeführt, ſein erſtes Schreiben

[1]) Gerken Cod. diplom. Brand. T. I. p. 95.
[2]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. T. I. p. 66.

Digitized by Google

ſagte, und worin er ihnen ernſtlich befiehlt, ohne Säumniß und Widerrede Friedrichen zu huldigen [1]). Auch hier redet er ſeine Vaſallen wieder mit dem Titel Edle an. Jetzt blieb Gans von Putlitz nichts weiter übrig, als den Ständen der Altmark und Priegnitz den Willen des Kaiſers zu eröffnen, und ſie anzuweiſen die Huldigung zu leiſten, wobei er jedoch erklärte, daß er perſönlich aus bewegenden Gründen die Huldigung verweigern müſſe, und ſich demjenigen Theile des neumärkiſchen Adels angeſchloſſen habe, welcher ſeine Geſinnungen theile, wie er denn hiermit überhaupt ſeine Aemter niederlege. Gebhard von Alvensleben erklärte, daß er dem Beiſpiele des Edlen Caspar Gans von Putlitz folgen werde. Die übrigen Stände der beiden Länder ließen ſich jedoch dadurch nicht bewegen, gegen den Willen des Kaiſers zu handeln und erklärten ſich bereit, die Huldigung zu leiſten, ſobald Friedrich zu ihnen kommen würde, welche Erklärung ſofort dem Burggrafen zugeſandt wurde.

Die havelländiſchen Verbündeten wurden hierdurch nicht muthlos gemacht. Sie verloren dadurch allerdings Terrain, aber ſie wußten auch, daß beide Provinzen für jetzt Friedrichen wenige Hülfsmittel darbieten würden, weil er ſobald noch nicht dahin reiſen, und die Huldigung einnehmen konnte. Außerdem war der Abſchluß des Bündniſſes mit den pommerſchen Fürſten nahe, und Dietrich von Quitzow war eben in Stettin, um die letzte Hand anzulegen. Beide Fürſten, noch jung, brannten vor Begierde, ſich auszuzeichnen und Ruhm zu erwerben, es war keine Wahrſcheinlichkeit da, daß ſie zurücktreten würden. Mit ihrer Hülfe war man aber dem Burggrafen vollſtändig gewachſen. Empfindlicher war es ihnen, daß der Biſchof von Havelberg, ungeachtet des Krieges, den ſie gegen ihn eröffnet hatten, wirklich Ernſt machte, ſich zur Mark ſetzte, und am 5ten Oktober zu Berlin durch Stellvertretung huldigte, was zugleich die Stadt Havelberg that [2]).

Wenige Tage ſpäter kehrte Dietrich von Quitzow von Stettin zurück. Er war ſehr heiter, denn das Bündniß war geſchloſſen, und die pommerſchen Fürſten rüſteten ſich mit Macht, um ins Feld zu rücken. Sofort erließ er Schreiben an alle Ver-

---

[1]) Gerken Diplomat. vet. March. T. I. p. 191.
[2]) v. Raumer Cod. dipl. Brand. Cont. T. I. p. 66.

bündete, und berief ſie auf Mittwoch den 12ten October zu einer Zuſammenkunft nach Frieſack. Kaum konnte er die Zeit erwarten, denn es kam nunmehr die Zeit des entſcheidenden Handelns, durch welche die Dinge eine ihm günſtigere Geſtalt gewinnen ſollten. Alles war in ſeinem Schloſſe mit Waffen beſchäftigt, alles rüſtete ſich, und er hatte ſeine Mannſchaft durch eine große Zahl angeworbener Söldner verſtärkt, ſo daß es im Schloſſe ſehr lebendig war. Das Kriegsvolk war fröhlich und guter Dinge, denn es hoffte auf Beſchäftigung und gute Beute.

Sämmtliche Verbündete fanden ſich pünktlich ein. Als ſie verſammelt waren ſprach Dietrich: Lieben Freunde und Genoſſen! Der Tag naht, wo die uns auferlegte Schmach von unſern Schultern genommen werden ſoll, wo wir ſagen werden können, wir ſind frei, und Niemand iſt da, der es verſuchen möchte, unſere wohlhergebrachten Rechte anzutaſten. Die Herzoge von Pommern eilen zu unſerer Unterſtützung herbei, ſie ſind mit uns verbündet, und ſchon ſind die Briefe ausgefertigt, durch welche ihre Mannen und Kriegsvölker zuſammen berufen werden. Am Tage der elftauſend Jungfrauen, den 21ſten dieſes Monats, werden ſie im Lager bei Liebenwalde ſtehen, wo wir uns mit ihnen vereinigen wollen. Rüſtet euch nun, lieben Freunde, ſo gut ihr es immer vermöget, und findet euch mit euren Kriegshaufen an gedachtem Tage daſelbſt ein. Werner von Holzendorfs Schloß Liebenwalde wird uns geöffnet ſein, und als feſter Stützpunkt dienen. Rüſtet euch mit Muth und Entſchloſſenheit, und bedenket wohl, daß es ſich um Gut und Ehre, um Habe und Ruhm handelt, bedenkt, daß das Vaterland auf uns ſieht, und Mancher nur des Momentes harrt, wo wir ihm Freiheit geben, ſich für uns zu erklären, der jetzt ſeufzend die Hände in den Schooß legen muß. Erwäget, welch Loos unſer harret, wenn wir unterliegen. Geächtet werden wir von Haus und Hof vertrieben, müſſen die Wohnſtätte unſeres häuslichen Glückes verlaſſen, und ihr den Rücken zukehren, mit Schande und Schmach beladen irren wir umher auf dem Boden, den wir ſonſt als Herren betraten, und wer ſich vordem demüthig vor uns beugte, ſieht uns dann höhniſch lächelnd über die Achſeln an, und ſpottet unſer. Losgeriſſen von Frau und Kind, von Verwandten und Freunden, wandeln wir elender als der Bettler umher, der doch überall ein Unterkommen und eine Herberge findet, während ſich uns jede

verſchließt, weil Schmach und Strafe den trifft, der ſeine Thür uns öffnet. Verlaſſen müſſen wir den heimathlichen Boden, den Sitz unſerer Väter, das Haus, wo unſere Wiege ſtand, um fern von unſern Lieben in öder Fremde ein dunkles unbekanntes Grab zu ſuchen, niemand von den unſeren iſt da, der uns die müden mattgeweinten Augen zudrückt, und unbeweint, wie verächtliche fahrende Knechte, ſinken in die Gruft, die einſt der Stolz des Landes waren.

O wie wahr haſt du geſprochen! ertönte eine heiſere dumpfe Stimme, welche ſchauerlich die Stille der tief ergriffenen Verſammlung unterbrach, und wie ein elektriſcher Schlag durch alle Glieder zuckte. Unwillkührlich wandten ſich alle Köpfe nach der Seite, von welcher ſie zu kommen ſchien. Da ſtand gebückt und in einen Winkel gedrängt der alte greiſe Wilkin von Bredow, den noch niemand bis dahin bemerkt hatte. Dietrich fuhr wüthend auf ihn zu, packte ihn vor die Bruſt, und ſchrie: Verräther, wie ſeid ihr hereingekommen?

Wilkin. Ereifert euch doch nicht unnöthiger Weiſe. Ich bin gekommen, wie jeder Andere, und zwar zur Thüre herein. Iſt ſie doch offen und unbewacht.

Dietrich. Wie dürft ihrs wagen, euch heimlich und verſtohlen in die Verſammlung zu drängen, und uns zu belauſchen?

Wilkin. Nicht habe ich euch belauſchen wollen, um euch zu verrathen, wohl aber, um euch zu warnen. Sind doch viele in dieſer Verſammlung meine lieben Verwandten, welche ich den Weg des Verderbens betreten ſehe. Laßt mich zu ihnen ein Wort der Vermahnung ſprechen, die ich nirgend ſo vereinigt finde als hier. Hört meine Stimme, ehe es zu ſpät iſt, und traut der Erfahrung eines alten Mannes, der beſſer ſieht, wohin euer tollköpfiges Unternehmen führen muß, als eure Unerfahrenheit es ihm zugeſtehen will. Traut meinem Worte, ihr ſeid auf üblen Wegen, und laufet dem Verderben in den Rachen. Ihr habt kein Glück, denn ihr ſeid Empörer. —

Alle. Hinaus mit ihm, hinaus mit dem Unglück krächzenden Raben.

Dietrich. Bedächte ich nicht, daß ihr ein Verwandter mir ſehr werther Leute wäret, flößte euer graues Haupt mir nicht Achtung ein, ich würde euch behandeln, wie es eure mit euch alt

Digitized by Google

gewordene Thorheit verdiente. Jetzt aber erſuche ich euch, auf der Stelle euch zu entfernen, und mein Haus zu verlaſſen. Welcher Vernachläſſigung es zuzuſchreiben iſt, daß ihr euch unbemerkt einſchleichen konntet, werde ich weiter unterſuchen.

Wilkin. Wehe dem, der den Rath des Alters verachtet, und — —

Dietrich. Kein Wort weiter. Wollt ihr gehen?

Wilkin. Ich gehe, aber ihr werdet meiner Worte gedenken.

Er ging. Man ſchloß die Thüre, und Dietrich ſprach:

Laſſet uns der unangenehmen Unterbrechung des alten widerwärtigen Schwätzers nicht weiter gedenken, denn trotz ſeiner böſen Vorherſagung lacht uns die Sonne des Glücks. Unſer mit den Pommern verbündetes Heer iſt jedenfalls eben ſo ſtark, als das des Burggrafen, wahrſcheinlich ſogar noch ſtärker. Aber was mehr iſt, es beſteht aus kampfgeübten und ſieggewohnten Leuten, und die es führen, wiſſen das Glück an ihre Ferſe zu feſſeln. Und mißglückt den Pommern der Schlag, ſo ſind wir noch dieſelben, auf welche Deutſchland ſchauete, als auf Vorbilder des Muths und der Tapferkeit, noch ſind wir die, mit denen ſich zu verbinden, Fürſten als einen Ruhm betrachten, und nicht zum erſtenmale zittert uns gegenüber ein fürſtliches Heer. Wir werden den Sieg erringen, und dieſer Burggraf von Nürnberg wird unterliegen. Unſere Sache muß uns den Sieg verleihen, denn was giebt es Heiligeres als den eigenen Boden, das eigene Volk zu bewahren vor der Unterdrückung der Fremden, was giebt es Billigeres, als zu verlangen, daß der Einheimiſche Herr ſei im eigenen Lande, was iſt gerechter als die Bitte, nicht dem Erſten Beſten verkauft zu werden, wie die unvernünftige Kreatur, ſondern bei dem angeſtammten Herrn zu bleiben, was iſt natürlicher und unerläßlicher, als die Vertheidigung ſeines Ruhms, ſeiner Ehre, ſeiner Unabhängigkeit, ſeiner Freiheiten, Rechte und wohlhergebrachten Gewohnheiten? — Nur Ungerechtigkeit, Unbilligkeit, Partheilichkeit und Unvernunft kann darin etwas Tadelhaftes finden. Was iſt ſträflicher? Wenn ein Fremder ſich einem Lande mit Gewalt als Herr aufdringen will, oder wenn das Land ſagt: wir wollen dich nicht? Schande über alle diejenigen, welche willig den Nacken unter das fremde Joch beugen, die Hände falten, und froh ſind, das dürftige Leben bei mäßigem Eſſen und Trinken dahin dämmern zu können, Schande über ſie,

die vergeſſen haben, was das Vaterland von ihnen erwartet, und in ſo unedler Geſinnung nicht wiſſen, weshalb ſie ſich zu den edlen Geſchlechtern rechnen. Aber doppelte Schande denjenigen, welche dem Eindringlinge ihren Arm und ihre Kräfte widmen, und ihm behülflich ſind bei ſeinem ſchnöden Thun, die ihre Ehre, ihre Freiheiten, ihre Rechte verkaufen für Geld und glatte Worte, und damit beweiſen, wie wenig edles Blut in ihren Adern fließt. Ei wie ein edles Ding ſind ein alt berühmter Name und ein adliches Wappen, aber wie ſind ſie doch ſchlimmer als Nichts, wenn ſie von keiner edlen Geſinnung, von keiner tapfern und ehrenhaften Gemüthsart getragen werden. Hinweg mit ihnen, die vor unſerem Schwerdte verſtieben müſſen, wie Spreu vor dem Winde. Was wollen dieſe Fürſtenknechte bedeuten, dieſe Schmeichler und Speichellecker, vor dem freien Manne, der ſich ſeines angebornen und anerzogenen Adels bewußt, für ſeine Ehre und Freiheit kämpft, und für ſie als das höchſte Gut Leben und Habe einſetzt, und wenn es ſein muß, willig zum Opfer bringt? Selbſt wenn er untergeht, iſt er für das Höchſte, was er kannte, geſtorben, während jene nur für Gemeines leben, und der Nachruhm verweilt gern bei ihm, wenn er bei jenen ſchweigend und mit abgewandtem Geſichte vorüber geht. So ſtehe ich denn hier, und weihe mich, mein ganzes Weſen und Sein, Weib und Kind, Hab und Gut, und was ſonſt dem Menſchen theuer und werth iſt, der heiligen Sache, für welche wir unſer Schwerdt ziehen wollen. Und wer wie ich denkt, der trete herzu, und lege die drei Eidesfinger ſeiner Rechten auf die Kreuzesform dieſes Schwerdtgriffes, mit dem Vorſatze, unſere Sache bis zum Aeußerſten zu vertheidigen, und ihr nicht untreu zu werden.

Mit feierlichem Ernſte traten Caspar Gans von Putlitz, Gebhard von Alvensleben, Johann von Quitzow, Claus von Quitzow aus Sandau, Claus von Quitzow aus Stavenow, Wichart von Rochow, Werner von Holzendorf, Pape von Holzendorf, Achim von Bredow, Hans von Uchtenhagen, Gerke von Arnim, Lütke von Arnim, Fritz von Maltitz, Heinrich von Maltitz, Johann von Maltitz, Hinko Slavatz Birken von der Duba, nebſt vielen andern des havelländiſchen Adels, unter welchen auch die Lehnsleute der Quitzows waren, heran, legten die Finger auf das Schwerdt und ſprachen einige betheuernde Worte. Dann verfügten ſie ſich wieder auf ihre Sitze.

Johann von Quitzow. Mir thut es ordentlich leid, daß wir nicht allein daſtehen, und unſeren Boden vertheidigen ſollen, ſondern erſt noch Fremde erſuchen müſſen, ſich um unſere Rechte und Freiheiten zu ſchlagen. Am liebſten ſchlüge ich allein darein, wenn ich mir nicht ſagen müßte, daß es jedenfalls klug ſei, nicht auf ſich allein zu vertrauen.

Wichart von Rochow. Es iſt keine Frage, daß es klüger iſt, mit den Pommern zugleich zu ſchlagen. Der Sieg iſt dann viel gewiſſer unſer. Wir ſind dem Burggrafen ſo ohne Zweifel überlegen, wenn er nicht noch mehr Truppen heranzieht.

Gans von Putlitz. Seid überzeugt, daß der Burggraf ſich auf der Stelle mit noch mehr fremden Völkern umgiebt, ſo wie er erfährt, daß wir die Pommern verſtärken, wenn er es nur vermag. Mit Magdeburg hat er ſchon ein Bündniß geſchloſſen, und es wird ihm ſchwerlich viele Mühe machen, von dort her Kriegsvolk in die Mark zu ziehen, dafern die Magdeburger eben ſo ſchlagfertig lauern, wie wir. Leicht möglich aber, daß es ihm dazu an Zeit gebricht, denn ſobald hat er wohl nicht auf den Krieg mit Pommern gerechnet.

Johann von Quitzow. Eure Anſichten ſind, wie immer, gut und triftig; aber ich kann nicht läugnen, daß ich den Magdeburgern, die uns ſo hinterrücks ein Bein ſtellen, gar gern mein Schwerdt fühlen ließe.

Gans von Putlitz. Habt ihrs doch ſchon oft gethan. Die Zeit wird auch wiederkommen, und dann helfe ich euch. Die nächſten Wochen müſſen viel entſcheiden.

Dietrich lud die ganze Verſammlung ein, ſich ein Mahl bei ihm gefallen zu laſſen. Man folgte ſeiner Einladung, und die Becher wurden fleißig auf das Gelingen ihrer Sache geleert. Voll guter Hoffnungen zogen alle heim, und jeder ſorgte, ſich kampf- und ſchlagfertig zu halten.

Unterdeſſen langten bei Friedrich die Briefe an, durch welche ihm die beiden Herzoge Otto und Caſimir von Stettin den Frieden aufſagten. Als Grund dazu führten ſie an, Friedrich habe gleich nach ſeinem Eintreffen in der Mark wegen der von ihnen in der Ukermark beſetzten Orte und Schlöſſer ſolche Forderungen an ſie geſtellt, daß ſie ſich auf keine Unterhandlungen einlaſſen könnten, ſondern geſonnen wären, ihre Rechte mit dem Schwerdte zu behaupten, weshalb ſie Friedrichs Lande feindlich anfallen

würden. Aber zugleich kam auch der Abſagebrief der Putlitz-Quitzowſchen Parthei an. Hierdurch war demnach der Krieg erklärt. Friedrich erfuhr, daß die Pommern durch die Ukermark gingen, und es ließ ſich vorausſehen, daß ſie bei Zehdenik oder Liebenwalde die Havel überſchreiten würden. Seine Franken hatten bei Brandenburg ein Lager bezogen. An ſie ſchloſſen ſich die Mannſchaften der märkiſchen Städte und Mannen an, welche ihm gehuldigt hatten, und welche er dazu aufgeboten hatte. Indeſſen war das Heer keinesweges bedeutend, da ein anſehnlicher Theil der Ritterſchaft fehlte. Nach gepflogenem Kriegsrathe entſchloß ſich der Burggraf, den Pommern bis zur Havel entgegen zu gehen. Er gab daher ſeinem Heere den Befehl zum Aufbruch, und ſtellete daſſelbe unter den Oberbefehl Johanns von Hohenlohe, eines tapfern und kriegserfahrenen Führers und ſeines lieben Freundes. Der Ruf ſeiner Tapferkeit und Kriegserfahrenheit mußte nothwendig dem Heere Vertrauen, dem Feinde Beſorgniß einflößen. Man nahm die Richtung auf Kremmen, denn man hatte nun erfahren, daß die märkiſchen Verbündeten ihre Mannſchaften bei Liebenwalde zuſammenzögen.

Am zweiten Tage, den 23ſten Oktober erreichten die Brandenburger die Stadt, ohne auf einen Feind zu treffen. Hier aber erfuhren ſie, daß er ſchlagfertig bei Liebenwalde ſtehe, nahe genug, um ein baldiges Zuſammentreffen erwarten zu können.

Die Stadt Kremmen liegt am nördlichen Rande des Landes Glien, und hat im Norden ein breites Luch, das ſich beſonders nach Weſten hin ſehr ausdehnt, und hier in jenen Zeiten ganz unwegſam war. Ein gemachter Damm von einer halben Meile Länge führte als einziger Weg hindurch, und nahe an dem anſehnlichen Kremmer See vorbei, nach dem wieder auf der Höhe gelegenen Dorfe Sommerfeld, hinter welchem das Gebiet der Herrſchaft Ruppin begann. Die Stadt war mit einer hohen Mauer verſehen, und hatte drei mit Thürmen beſetzte Thore und zwei Kirchen zu St. Jacobi und St. Nikolai. An der weſtlichen Seite der Stadt lag ein feſtes Schloß, auf welchem Lippold von Bredow mit ſeiner Familie wohnte. Man hielt es für das Gerathenſte, ſich für jetzt in der Stadt feſtzuſetzen, und die Annäherung der Pommern zu erwarten.

Am andern Tage den 24ſten October erfuhr man, daß die Pommern anrückten, und ihren Weg über den Grüneberger

Digitized by Google

Damm, weſtlich Naſſenheide vorbei, durch den Liebenberger Wald nähmen. Man entſchloß ſich, ihnen entgegen zu gehen, und zog über den Kremmer Damm nach Sommerfeld, wo man hinter dieſem Dorfe unfern des Wanzdorfer und Liebenberger Waldes ſich aufſtellte. Friedrich glaubte ſo, ſelbſt im ungünſtigen Falle mittelſt des leicht zu behauptenden Kremmer Dammes und der dahinter belegenen befeſtigten Stadt ſich den Rückzug ſichern, und dem Feinde am leichteſten das Verfolgen wehren zu können, weshalb der Damm auch beſetzt wurde.

Gleich nach Mittag rückten die Pommern und Havelländer aus dem Walde hervor, und ſtellten ſich dem Brandenburgiſchen Heere gegenüber. Mit Beſtürzung bemerkte letzteres, daß das pommerſche Heer mit den Quitzows ihm an Zahl weit überlegen war. Graf Johann von Hohenlohe ſprach überall Muth ein, und doch konnte er ſelber ſich einer bänglichen Beſorgniß, einer Ahnung bevorſtehenden Unglücks, mit aller Macht nicht erwehren. Aber die feindlichen Trompeten ſchmetterten, die feindliche Reiterei wälzte ſich wie eine Unheil ſchwangere Wolke, dicken Staub aufwirbelnd, heran, und das Gefecht begann. Die Lanzen zerſplitterten an der ſchweren Wappnung der Brandenburger und Pommern, und man griff zum Schwerdte, weithin tönten die furchtbaren Schläge auf das harte Eiſen der Schilde, Helme, Harniſche, der Arm- und Beinſchienen. Bald war das Handgemenge allgemein, und alle Haufen tummelten ſich in der furchtbaren Blutarbeit mit wildem Schlachtenlärm.

Die Brandenburger hielten Stand, und ſchon fing die Oktoberſonne an, ſich dem Horizonte zu zu neigen. Aber wie tapfer ſie ſich auch ſchlugen, ſo war doch die Uebermacht des Feindes zu groß, als daß ſie ſeinen wiederholten, und mit nicht minderer Tapferkeit ausgeführten Angriffen noch länger hätten Stand halten können.

Schon war die Zahl der noch rüſtigen Streiter anſehnlich geſchwunden, und hatte der Feind auch nicht minder verloren, war es doch im Verhältniß zu ſeiner Anzahl weniger, und ſo war er in Bezug auf die noch vorhandenen Streiter nur noch übermächtiger. Gedrängt von allen Seiten mußten ſie den Rückzug antreten, der bald eine allgemeine Flucht nach dem Kremmer Damm wurde. Hier war das Gedränge bald fürchterlich, und mancher wurde hinabgeſtoßen, und blieb im Sumpfe ſtecken. Nur

Digitized by Google

Graf Johann von Hohenlohe mit mehreren fränkiſchen Rittern zog ſich fechtend zurück, und vertheidigte ſich Schritt vor Schritt, um ſo den Seinigen Zeit zu laſſen, den Damm von dem Feinde ungehindert erreichen und paſſiren zu können. Dieſes Häufchen, der Kern des Heeres, war dadurch zur Nachhut geworden, und machte den Beſchluß des fliehenden Heeres. Fechtend zog es ſich auch auf dem Damme zurück, mit großer und bewundernswerther Tapferkeit dem Feinde fortdauernd die Spitze bietend, der ungeſtüm und mit Kraft darauf eindrang. Mancher Pommer wurde von ihnen niedergeſtreckt, aber ſo oft dies auch geſchah, immer traten andere nicht minder tapfere an ihre Stelle, während ſie immer dieſelben blieben. Schon wurden ihre Schwerdtſchläge matter, denn alle bluteten bereits aus Wunden, als faſt mitten auf dem Damme Graf Johann von Hohenlohe den Todesſtreich erhielt, und entſeelt vom Pferde ſank. Die dadurch entſtandene Verwirrung benutzte der Feind augenblicklich, drang kräftiger vor, und Ritter Kraft von Leitersheim folgte ſeinem Freunde in die Ewigkeit, Ritter Philipp von Utenhofen aber ſtürzte tödtlich verwundet vom Pferde. Wuthentbrannt ſtelleten ſich ihre Knechte dem Feinde entgegen, um den Tod ihrer geliebten Herren zu rächen, während die Todesnachricht raſch von Mund zu Munde flog, und die Muthloſigkeit und Beſtürzung um ein Großes vermehrte. Die Pommern fingen an, weniger heftig vorzudringen, denn ſie wußten, daß ſie dem Heere den empfindlichſten Verluſt beigebracht hatten, in die nahe gelegenen Thore der feſten Stadt würde man ſie ohnehin nicht eingelaſſen haben, in welcher jetzt das geſchlagene Heer eine Zuflucht fand. Sie zogen ſich deshalb in Ordnung auf ihre Hauptmacht zurück, und ließen den geſchlagenen Feind in Ruhe. Einige Tage ſpäter bemächtigten ſich die Pommern der Städte Zehdenik und Templin, wo ſie ſich feſtſetzten. Die Quitzows aber zogen im Triumph nach ihren Schlöſſern.

Niemand empfand dieſen harten Schlag tiefer als Friedrich. Nicht allein, daß ſeine ganze Angelegenheit durch den Verluſt des Gefechts ein ſehr bedenkliches Anſehen erhielt, und ſeine Stellung eine ſehr ſchwankende wurde, auch ſein Gemüth war ſchmerzhaft ergriffen durch den herben Verluſt jener drei ihm ſo theuren Ritter, welche er im wahreſten Sinne des Wortes ſeine Freunde genannt hatte. Den ſchwer verwundeten Philipp von

Utenhofen brachten ſeine Leute nach Kremmen, wo man ihn auf dem Schloſſe, ſo gut es ging, verband und verpflegte. Um ärztlicher Hülfe näher zu ſein, wurde jedoch beſchloſſen, ihn ſogleich nach Berlin zu ſchaffen. Auch die Leiche Johanns von Hohenlohe wurde nach Kremmen gebracht, und nach Berlin geführt. Der Körper des Kraft von Leitersheim war nicht zu finden, vielleicht weil er zu entſtellt, wahrſcheinlicher weil er, vielleicht zum Tode verwundet, in den Sumpf gerathen und hier verſunken war.

Friedrich ging tief bekümmert nach Frankfurt an der Oder, wo er ſich auch noch mit dem Propſte Johann von Waldow am 28ſten Oktober befand [1]), an welchem Tage Philipp von Utenhofen in Folge ſeiner gefährlichen Wunden zu Berlin verſchied. Beide, für die Sache ihres fürſtlichen Freundes gefallenen theuren Opfer dieſes Krieges wurden in der Kirche des grauen Kloſters zu Berlin begraben. Zwei einfache Gedächtnißtafeln erhoben ſich an den Wänden über ihren Gräbern, den Nachkommen in ſchlichten Worten nichts weiter verkündigend, als wer hier den langen Schlaf thue, deren Worte lauteten, auf der erſten: Nach Chriſti Geburt im 1400 und in dem 12 Jahr an Sanct Columbanus Tage, verſcheidet der hochgeborne Graf Johannes von Hohenlohe, dem Gott genade. Auf der anderen: Nach Gottes Geburt vierzehn hundert Jahr, und in dem zwölften Jahr, in Simonis und Juda Tag, verſchied der feſte Ritter, Herr Philipp von Utenhofen. Unten darunter iſt ſein Wappen, ein ſilberner Amboß gemalt [2]). Die Worte der erſten Tafel, welche an der Nordwand des Chores nahe dem Altare in bedeutender Höhe hängt, bilden die Umſchrift eines Bildes, welches einen knienden jungen Ritter, unſtreitig den Grafen Johann von Hohenlohe darſtellt, in ſchwarzem Kleide und Harniſch, und in weißem Mantel, mit gefalteten Händen. Vor ihm ſteht der Heiland, in den Händen Geißel und Ruthe haltend, aus den fünf Wunden fließt das Blut in fünf Stralen in einen Kelch. Ueber dem Ritter iſt ein Adler gemalt, ſchräge getheilt in Schwarz und Roth, und daneben ein Wappenſchild mit zwei über einander ſchreitenden Löwen, dem Wappen der Hohenlohe. Jetzt ſind bereits die Far-

---

1) Bekmann Notit. Univers. Francof. Auctar. p. 24. (Urkund.)

2) Angelus Annales march. p. 190.

ben wie die Umſchrift ſehr verblichen [1]). Auf der Stelle des Kremmer Dammes, wo Johann von Hohenlohe fiel, wurde ein hölzernes Kreuz errichtet, das lange daſelbſt geſtanden hat, und noch jetzt vorhanden iſt, deſſen Urſprung und Bedeutung aber in der Volksſage kaum wieder erkannt werden kann [2]).

So betrübt Friedrich und ſeine Getreuen über die Wendung der Dinge waren, ſo ſehr jubilirten ſeine Gegner. Sie feierten einen Triumph, der um ſo größer war, je mehr auf dem Spiele geſtanden hatte. Allein wenn auch Friedrich das Schlachtfeld hatte räumen müſſen, ſo hatten die Pommern und die märkiſchen Verbündeten dennoch den Sieg nicht wohlfeil erkauft, und ſie mußten ſich eingeſtehen, daß von feindlicher Seite ſehr tapfer gefochten war. Sie hatten anſehnliche Verluſte zu beklagen, weshalb ſie denn auch ihren Sieg bei weitem nicht ſo verfolgen konnten, wie es unter anderen Umſtänden geſchehen wäre, ja ſie gingen, wie wir geſehen haben, ſogar zurück. Indeſſen hatten ſie jedenfalls durch dieſen Sieg Vortheile erlangt, und es kam nun darauf an, dieſe beſtens zu benutzen.

Es fehlte nicht an hochfliegenden Planen, beſonders von Seiten der jüngeren Genoſſen des Bundes. Die Beſonneneren hatten zu thun, die Vorſchläge zu mäßigen. Zuvörderſt kam es darauf an, zu verſuchen, ob man nicht die Zahl der Theilnehmer des Bundes vermehren könne, denn es war vorauszuſehen, daß die furchtſamen, bedenklichen und zweifelhaften Gemüther, welche vorher nicht gewagt hatten, etwas zu thun, nunmehr weniger Bedenken haben würden, ſich der ſiegreichen Parthei anzuſchließen. Jeder erhielt daher den Auftrag, in dieſer Beziehung zu thun, was ihm möglich ſei, und alle ſetzten ſich in Bewegung, ihr Werbegeſchäft zu beginnen.

Bedenklicher als je ſtanden die Sachen, und ringsum fing man an, für Friedrich zu fürchten. So viel ſchien ſich mit Sicherheit zu ergeben, daß noch nicht die Zeit da ſei, die Sache auf dem Wege der Gewalt zu entſcheiden. Es kam in dieſer

---

1) v. Ledeburs Archiv Thl. IV. S. 264.

2) Buchholz Geſchichte der Mark Brandenb. Thl. II. S. 573. Nach S. 107. des Werkchens: die Umgegend Berlins, führt es jetzt die Inſchrift: Anno 1412 am St. Columbans Tage verſchied in dieſem Damme Herr Graf Johann von Hollach oder Hohenlohe, Markgräflich Brandenburgiſcher General, welchem zu Ehren dieſes Monument geſetzt iſt. (Rathhäusliche Nachricht.)

höchſt mißlichen Lage darauf an, mit ſehr beſonnener Klugheit zu Werke zu gehen und keinen günſtigen Umſtand unbenutzt zu laſſen. Herzog Wratislav VIII. von Pommern Wolgaſt war ſchon ſeit längerer Zeit dem Burggrafen mit Freundſchaft zugethan, und es war ſogar ſchon eine gegenſeitige Verheirathung ihrer Kinder zur Sprache gekommen. Er hatte deshalb die Kriegserklärung ſeiner Vettern gegen Friedrich von Anfang an gemißbilligt. Auch Herzog Bogislav VIII. von Pommern Stargard war damit ſehr unzufrieden. Beſonders aber hatte Herzog Ulrich von Meklenburg Stargard den Krieg nicht ohne Beſorgniß ausbrechen ſehen, da ihm als vormaligem Landeshauptmann der Mark die Verhältniſſe genauer als Anderen bekannt waren. Er hatte die Ueberzeugung, daß Friedrich für jetzt auf dem eingeſchlagenen Wege entweder nur ſehr ſchwer, oder auch wohl gar nicht das Ziel erreichen werde, das er ſich vorgeſetzt hatte. Eine Vermittelung ſchien daher allen dreien Fürſten das Wünſchenswertheſte, ſie boten ihre Hülfe dazu an, und ſie wurde von beiden Theilen angenommen [1]), indem man zu gleicher Zeit beiderſeitig die Feindſeligkeiten einſtellte.

Vor allen Dingen aber begab ſich Friedrich nach der Altmark, um hier, wo unterdeſſen die Schreiben des Kaiſers die Gemüther ihm willig gemacht hatten, die Huldigung anzunehmen. Er ging in der zweiten Novemberwoche dahin ab, und nahm am 14ten November zu Stendal die Huldigung an, und am 15ten zu Tangermünde, in deſſen ſchönem Schloſſe er einige Tage verweilte. Mehr als irgend ein anderes der märkiſchen Schlöſſer ſprach ihm Lage, Bauart und Einrichtung dieſes Schloſſes an, und er nahm ſich ſogleich vor, es zum Wohnſitze ſeiner Gemalin zu beſtimmen, welche bis jetzt noch in Franken geblieben war. Er verlebte hier einige anmuthige Tage, obgleich der November die Schönheit der Umgebung nicht beſonders hervortreten ließ. Am 19ten November huldigte ihm Oſterburg, am 20ſten Seehauſen, am 21ſten Salzwedel [2]). In dieſer alten, ziemlich anſehnlichen Stadt nahm ſich Friedrich um ſo lieber vor, einige Tage zu verweilen, als das Wetter überaus ſchlecht zu werden drohete. Es regnete den Tag über, und während der Huldigungsceremonie hef-

---

[1]) Micrälius Altes Pommerland Lib. III. p. 240.

[2]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 66. 67.

tig. Gegen Abend minderte ſich der Regen, weil das Wetter ſtürmiſch wurde, aber der Sturm wuchs um ſo mehr, je näher die Nacht heranrückte. Um 9 Uhr war er bereits ſo heftig, daß Niemand ſich aus dem Hauſe getrauete, und jeder auf der Straße Befindliche in den Häuſern Schutz ſuchte. Man wagte es nicht, zu Bette zu gehen, die ganze Natur ſchien im Aufruhr zu ſein, und ein gräßliches Heulen, Brauſen und Donnern durchzog die Lüfte. Von dieſer Heftigkeit der niederdeutſchen Novemberſtürme hatte Friedrich vorher keine Vorſtellung gehabt, nie hatte er ein ſolches Toben und Sauſen vernommen. In der Nacht nahm die Wuth des Sturmes auf eine ſolche Weiſe zu, daß jeder verſicherte, ihn in dieſer Art noch nie erlebt zu haben. Es war die Nacht der heiligen Cäcilia, jener Schutzpatronin der Muſik, die heute freilich nicht ſowohl orgelte, als donnerte, und Tauſende durchwachten ſie unter Todesangſt, gar vielen ließ ſie die Sonne nie wieder erſcheinen, denn ſie richtete des Unglücks viel an. Auf ſeinem ganzen verheerenden Zuge durch das nördliche Deutſchland, Preußen, Polen und Rußland hatte der wüthende Nordweſt an ſehr vielen Orten die Knöpfe von den Kirchthürmen geworfen, die Giebel von den Häuſern herabgeſtürzt, ganze Häuſer, wenn ſie freiſtanden niedergeworfen, und ihre Bewohner unter den Trümmern begraben, die Dächer von Häuſern und Kirchen abgehoben, und die Bäume mit ihren Wurzeln aus der Erde geriſſen, ſo namentlich in Lübek, Schwerin, durch Meklenburg, die Mark und Pommern. Unzählbar war der Jammer auf der See und an den Küſten, denn ſelbſt in den Häfen verſanken die Schiffe in allen nördlichen Gegenden. Das Meer wurde an den deutſchen Küſten der Nordſee ſo hoch aufgetrieben, daß die Elbe ſtauete, und das Meer ſich in ſie hinein ergoß. Die Deiche brachen, und alle Marſchlande wurden unter Waſſer geſetzt, wobei in Dörfern und Städten viel Menſchen und Vieh ertranken, beſonders in Dithmarſchen, wo alle Gräben durch das ſtrömende Waſſer zerſtört und zugewaſchen wurden. Die meiſten Windmühlen hatte der Sturm niedergeworfen und zerbrochen, und dieſer Schade allein war ſchon nicht unbedeutend [1]). In der Priegnitz behauptete man, bei dem Sturme zugleich ein Erdbeben deutlich bemerkt zu haben. In Wittſtock war durch den Sturm der

---

[1]) Detmars Chronik bei Grotuſ Thl. II. S. 603.

Digitized by Google

Giebel des Kaufhauſes herabgeworfen. Der alte Sarnovius hat dieſe Begebenheit durch einige Verſe verewigt, welche charakteriſtiſch für die damalige lateiniſche Reimerei ſind, weshalb man ihnen hier wohl eine Stelle gönnen wird.

Anno Milleno Centum quater addito Duodeno
Nocte Caeciliae, patuit timor undique vitae
Horridus instabat Boreas, fortissime flabat
Terra tremiscebat, ex hoc homo quisque terretur.
Castra, Domos, Muros, tres fecit esse casuros.
Pinnacula Summi ceciderunt huius Theatri.
Ligna ruunt nemorum, nudantur tecta domorum
Da nobis Christe quod abest longe dolor iste. [1])

Die angſtvoll durchwachte Nacht verging, und erſt der folgende Tag, an welchem der Sturm ſich mäßigte, ließ den Schaden überblicken, den er angerichtet hatte. Friedrich reiſete am 24ſten November nach Gardelegen, und nahm am folgenden Tage daſelbſt die Huldigung an. Auch dieſer Tag war ſehr ſtürmiſch, mehr aber noch in Sachſen und Thüringen, wo der Sturm zugleich mit ſtarkem Hagelfall begleitet war [2]). Ueberhaupt hielt das ſtürmiſche Wetter vierzehn Tage an [3]). Hiernach kehrte Friedrich nach Tangermünde zurück, wo nunmehr das Vermittelungsgeſchäft eifrig betrieben wurde. Man hatte dazu Bevollmächtigte ernannt, und Herzog Ulrich von Meklenburg glaubte Niemanden finden zu können, der mehr geeignet geweſen wäre, in ſeine Anſichten einzugehen, als Heinrich von Stechow, den er, ungeachtet er der Gegenparthei bisher mehr genähert war, inſtruirt und abgeſandt hatte, und er war bemüht, dieſem fürſtlichen Vertrauen zu entſprechen.

Friedrich verlangte die Herausgabe aller derjenigen Schlöſſer und Städte, welche früher dem Landesherrn gehört hatten, und die Jobſt ohne kaiſerliche Bewilligung verpfändet und in andere Hände gebracht hatte, und erklärte, von dieſer Forderung nicht abgehen zu können. Desgleichen ſollten alle Schlöſſer herausgegeben werden, welche auf dem Wege der Eroberung gewonnen, und mit denen die jetzigen Beſitzer nicht belehnt worden waren.

---

1) Küsteri Opuscul. T. II. P. XIII. p. 83. Bekmann Beſchreib. d. M. Brandenb. Thl. V. B. II. K. VII. S. 260.
2) Dreſſers ſächſiſche Chronik S. 398.
3) Leibnitz Script. Brunsw. T. III. p. 595.

Gerade dieſer Punkt war es aber, der den meiſten Anſtoß fand, und wo man voraus ſehen konnte, daß es ſchwer halten würde, den Adel zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Natürlich verſuchte man, Friedrich zu bewegen, für jetzt wenigſtens von dieſer Forderung abzuſtehen. Da man ihn jedoch feſt darauf beharren ſah, verlangte man, die Entſchädigungen kennen zu lernen, welche für den Fall einer Herausgabe den Betheiligten werden ſollten.

Dies gab zu weitläufigen Verhandlungen Veranlaſſung, die beſonders durch das zweifelhafte Verhältniß Jobſtens zur Mark herbei geführt wurden, weil davon die Frage abhängig war, ob er rechtlich befugt war, ohne Siegmunds Einwilligung ein landesherrliches Schloß oder eine ſolche Stadt zu verkaufen oder zu verpfänden. Zur Erledigung dieſer und der daraus hervorgehenden Fragen waren vielfache Anfragen bei den Friedensvermittlern nöthig, welche das Geſchäft in die Länge zogen. Friedrich benutzte eine darin eintretende Pauſe, um ſich von den Städten huldigen zu laſſen. Er ging nach Wittſtock, wo er von dem ihm ſehr gewogenen Biſchof Otto von Rohr ausgezeichnet empfangen wurde. Den 8ten December ging er nach Prißwalk, und nahm die Huldigung der Stadt an, den 9ten nach Kyritz, den 10ten nach Havelberg, welche Stadt bisher nur ſtellvertretend gehuldigt hatte, am 11ten nach Werben und Perleberg [1]), worauf er wieder zurückkehrte um das Weihnachtsfeſt in Tangermünde zuzubringen, und das Jahr 1412 daſelbſt zu beſchließen.

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 67.

Siebentes Kapitel.

Zwiſchen Weihnachten und Neujahr waren die Mitglieder der Quitzowſchen Parthei auf Schloß Plaue zuſammenberufen worden. Dietrich von Quitzow war mit Wichart von Rochow ſo eben von einer Reiſe nach Stettin zurückgekehrt, die ſie gemeinſchaftlich dahin gemacht hatten, um mit den Herzogen zu unterhandeln. Als alle beiſammen waren, nahm Dietrich das Wort, und ſprach: Unſere Reiſe nach Stettin iſt vergebens geweſen, es iſt uns nicht gelungen, die Herzoge von ihrem Entſchluſſe abwendig zu machen. Sie wollen den Krieg für jetzt nicht fortſetzen, ehe ſie nicht das Endreſultat der angeknüpften Unterhandlungen kennen, und behaupten, daß ſie ihres Familien-Intereſſes wegen nicht anders könnten, weil ſie ſich ſonſt mit den Wolgaſtiſchen Herzogen ganz überwerfen, ja wohl gar in einen Krieg mit ihnen verwickeln würden.

Gans von Putlitz. Warum haben ſie denn das nicht vor dem Ausbruche des Krieges erwogen?

Wichart von Rochow. Das haben wir ſie auch gefragt, und ſie antworteten: ſie hätten nicht geglaubt, daß die Wolgaſtſchen Herzoge ihre Kriegserklärung gegen den Burggrafen ſo übel aufnehmen würden, als es wirklich geſchehen. Dazu aber komme, daß dieſe ſich hinter ihrem in Kloſter Colbatz krank liegenden Vater Swantibor geſteckt hätten, ohne deſſen Mitwiſſen und Einwilligung ſie den Krieg begonnen, und daß dieſer, der uns bekanntlich von ſeiner Statthalterſchaft her nicht beſonders wohl wolle, ihnen mit ſeinem Fluche gedrohet habe, wenn ſie es verweigern würden, die Hand zu einem ehrenvollen Frieden zu bieten, oder die angebotene Vermittelung anzunehmen. Alles was wir erhalten konnten, war das Verſprechen, künftig oder wenn die Vermittelung nicht zum Ziele führte, wieder loszubrechen, und das iſt ihnen wohl zuzutrauen, denn ſie ſcheinen mir etwas wankelmüthiger Natur. Auch hatten ſie ein Schreiben Kaiſer Siegmunds erhalten, in welchem ihnen dieſer ihre Kriegserklärung hart

verweiſet, und zum Frieden räth. Sie wollten zwar darauf keinen beſonderen Werth legen, doch merkte man wohl, daß es Eindruck gemacht hatte. Kurz, wir fanden ſie jetzt eben ſo abgekühlt, als ſie vor dem Kriege für ihn entflammt waren.

Gans von Putlitz. Unbegreiflich nach einem Siege! Hätten ſie eine Niederlage erlitten, dann ſchiene das natürlich.

Dietrich. Sie meinten, der Sieg ſei nicht viel beſſer geweſen, als eine Niederlage, denn er habe ihnen ſo viel Menſchen gekoſtet, daß ſie ſich eben ſo gut hätten zurückziehen müſſen, als die Beſiegten.

Gans von Putlitz. Es giebt Gemüther, die eine Sache mit dem brennendſten Eifer beginnen, und im Anfange alle Schwierigkeiten zu überwinden wiſſen, aber dann, wenn ſie im Gange iſt, ſchnell das Intereſſe daran verlieren, lau werden, und ſie eben ſo raſch aufgeben, als ſie ſie anfingen. Von dieſer Art ſcheinen mir unſere jungen Herzoge zu ſein. — Ihr habt alſo keine Ausſicht, daß ſie den Krieg fortführen?

Dietrich. Keine!

Gans von Putlitz. So ſind wir auf uns allein beſchränkt, und das iſt, ich kann es nicht läugnen, ſchlimm. Der Burggraf läßt ohne Zweifel noch mehr Völker aus Franken kommen, iſt mit Günther von Magdeburg verbündet, und kann es leicht mit den ſächſiſchen Herzogen werden. Sobald er alſo will, iſt er uns übermächtig. Was iſt demnach zu thun?

Werner von Holzendorf. Man muß ſich umſehen, ſich mit anderen Fürſten zu verbinden, um Hülfe zu erhalten.

Johann von Quitzow. Wo ſind dieſe? Mit Sachſen iſt es nicht möglich, da dies mit Friedrich auf freundſchaftlichem Fuße ſteht, ja wegen der verabredeten Heirath es ſogar gern ſehen muß, wenn unſere, dem verlobten Paare verſprochenen Schlöſſer, uns recht bald genommen werden. Anhalt, weiß ich, iſt ſehr für Friedrich geſtimmt, und will ſich auf keine Unternehmung gegen ihn einlaſſen. Mit Magdeburg iſt er verbunden, und ſelbſt wenn das nicht wäre, würde ſich Erzbiſchof Günther mit uns nicht verbinden, da er uns ſehr auffäſſig iſt. Mit Braunſchweig oder Lüneburg haben wir bisher nichts zu thun gehabt, auch würden ſie uns wenig helfen, denn der Burggraf würde die Magdeburger gegen ſie loslaſſen, und ſie hinreichend damit beſchäftigen. Die Meklenburger ſind für jetzt nicht geneigt, ſich in einen

Krieg einzulaſſen, und ihr wißt, daß Ulrich ſogar einer von denen iſt, die den Frieden wiederherſtellen wollen. Wie es mit Pommern ſteht, habt ihr vernommen. Der deutſche Orden iſt geſchwächt, und kann ſich von ſeinem polniſchen Kriege noch nicht erholen. Auf Polen dürfen wir nicht rechnen, denn es ſteht mit dem Burggrafen gut. So iſt demnach nirgend eine Ausſicht auf fremde Hülfe, wenigſtens würden Unterhandlungen erſt nach langer Zeit zum Ziele führen.

Gans von Putlitz. Eure Darſtellung iſt vollkommen begründet. Es bleibt dann freilich nichts übrig, als Zeit zu gewinnen, und während derſelben ſich nach neuen Verbindungen umzuthun. Gegen den Burggrafen werden wir bis dahin nichts unternehmen dürfen. Aber ſeine Verbündeten und Helfer muß man zu ſchwächen ſuchen, ſo viel als möglich, bis die Umſtände ſich zu unſern Gunſten geändert haben, und wir ihm öffentlich die Spitze bieten können. Weiß Einer beſſere Maaßregeln vorzuſchlagen, der trete hervor, und mache ſie laut.

Ein dumpfes Schweigen herrſchte. Johann von Quitzow ſprach: Leider bleibt nichts anderes übrig. Allein wenn wir nach dieſen Grundſätzen handeln wollen, werden wir noch Vieles verabreden müſſen, das ſich unmittelbar daraus ergiebt. Namentlich wird unſere Stellung gegen den Burggrafen eine andere werden müſſen.

Dietrich von Quitzow. Mag ſie es. Bleiben wir nur unſeren Grundſätzen getreu. Wir ſchicken uns in die Zeit, weil es eine böſe Zeit iſt, und dürfen wir nicht Gewalt anwenden, um mit ihr offen und ohne Hehl durchzuſetzen, was wir als das Rechte erkennen, ſo laſſet uns zur Liſt greifen, und wie es an Höfen und bei Fürſten Sitte iſt, des Herzens Meinung hinter glatten Worten verſtecken und verhehlen. Wir ſchlagen ſo den Feind mit ſeinen eigenen Waffen.

Wichart von Rochow. Laßt hören, wie ihr das meint?

Dietrich von Quitzow. Mein Rath iſt, wir ſtellen uns bei den jetzigen Friedensverhandlungen nachgiebig, einmal, um die vermittelnden Fürſten nicht gegen uns aufzubringen, anderntheils, um den Burggrafen von gewaltſamen Maaßregeln gegen uns zurückzuhalten, bis beſſere Zeiten kommen.

Johann von Quitzow. Und wir bewilligen dem Burggrafen ſeine Forderungen?

Dietrich von Quitzow. Soweit ſie mit Ehre und Billigkeit beſtehen, ja!

Johann v. Q. Das heißt, wir liefern ihm ohne Weiteres die verpfändeten Schlöſſer aus?

Dietrich. Ohne Weiteres? Wer ſagt das? Und wenn es alle Tage Burggrafen vom Himmel regnete, ſo ſollten ſie die Schlöſſer nicht ohne Weiteres zurück erhalten [1]). Allein wenn er uns die volle Pfandſumme, und Entſchädigungen für aufgewandte Koſten zahlt, wenn er ſie dann zur feſtgeſetzten Zeit kündigt, ſo können wir ſie ihm, ohne Anwendung von Gewalt, die wir für jetzt vermeiden wollen, nicht verweigern. Und wenn wir ſie ihm ſo zurückgeben, iſt unſere Ehre auch nicht gefährdet, denn es iſt der vorgeſchriebene geſetzliche Weg. Meint ihr das nicht ebenfalls?

Hans von Uchtenhagen. Das iſt er allerdings. Aber bedenkt wie ſehr wir uns ſchwächen würden, wenn wir alle jene Städte und Schlöſſer zurückgäben.

Dietrich. Es würde auch nicht ohne Auslieferung einer hübſchen Summe Geldes geſchehen, und ein gut Stück Geld iſt ſo gut, als ein feſtes Schloß. Man kann mit ihm auch Krieg führen.

Fritz von Maltitz. Das ſcheint mir doch zu gefährlich. Ich bin nicht dafür, und werde wenigſtens mein Schloß nicht ausliefern.

Dietrich von Quitzow. Könnt ihr es dem Burggrafen wehren, wenn er es euch mit Gewalt nimmt?

Fritz von Maltitz. So lange wir zuſammenhalten, darf er das nicht wagen. Ich weiß es, ihr würdet mich nicht im Stiche laſſen.

Dietrich. Zeit und Umſtände ſind nicht immer in des Menſchen Gewalt.

Heinrich von Maltiz. Aber bedenkt doch nur, wie viel Schlöſſer und Städte würdet ihr denn wohl behalten, wenn ihr alle, welche der Burggraf haben will, zurückgeben wollt? Außer euren angeſtammten in der Priegnitz, kaum Eines.

Johann von Quitzow. Das iſt wahr. Die Haupt-

---

[1]) Wörtliche Aeußerung.

ſchlöſſer müſſen wir ausnehmen. Plaue, Frieſack, Beuthen, erhält er auf keinen Fall.

Wichart von Rochow. Golzow iſt meiner Väter Schloß, das kann er mir nicht nehmen.

Dietrich. So lange ihr ein gehorſamer Unterthan ſeid, gewiß nicht. Vergeßt ihr, daß ihr ein Geächteter ſeid?

Wichart. Schändlich. Vor allen Dingen müſſen wir feſtſetzen, daß die Acht wieder aufgehoben werde.

Dietrich. Allerdings. Ohne die Ausgleichung mit dem Burggrafen würde das aber nicht geſchehen können. Zu den Ortſchaften, welche ich nicht gerne in die Hände des Burggrafen zurückfallen ſehe, gehört auch Rathenow. Die feſten Punkte des Havellandes müſſen wir uns ſichern, wenn wir unſern Plan feſthalten wollen, einſt als Reichsfreie dazuſtehen.

Alle. Allerdings.

Dietrich. Mein Rath iſt demnach, einſtweilen der Forderung des Burggrafen in Bezug auf die verpfändeten Städte und Schlöſſer nachzugeben, aber feſtzuſtellen, daß über jedes beſonders verhandelt werde, und daß nur gegen Zahlung der Pfandſumme und Entſchädigung wegen Baukoſten und dergleichen davon die Rede ſein könne. Unſere Bevollmächtigte müſſen es ſo zu wenden ſuchen, daß es unbeſtimmt bleibt, ob von allen, oder nur von einigen Schlöſſern die Rede iſt. Kommt es nun zum Abſchluß, und werden mit Jedem von uns Verhandlungen darüber angeknüpft, ſo laßt uns ja zunächſt mit denjenigen Ortſchaften und Schlöſſern anfangen, welche uns für unſeren Plan von geringerer Wichtigkeit ſind. Aber jeder ſuche die Verhandlungen zu verzögern, ſo ſehr er es vermag, und bedenke, daß es hauptſächlich darauf abgeſehen iſt, Zeit zu gewinnen, die wir freilich mit einigen Schlöſſern werden erkaufen müſſen, und doch nicht zu theuer bezahlen wollen. Uebrigens ſorge jeder, unſer Geheimniß wohl zu bewahren. Niemand darf merken, daß wir noch geheime Pläne haben, Niemand muß es nur vermuthen. Jeder wahre ſeinen Mund und ſeine Gebehrden. Leider zwingen uns die Umſtände, öffentlich anders zu ſprechen, ſelbſt zu handeln, als wir innerlich denken, und gern handeln möchten. Es kommt die Zeit, wo wir mit unſerer Meinung hervortreten dürfen, und dann wehe dieſem Burggrafen! Oeffentliche Verſammlungen, wie bisher, dürfen wir künftig nicht mehr halten. Iſt es nöthig,

Digitized by Google

zuſammen zu kommen, ſo werde ich es jedem auf verdachtloſe Weiſe melden. Aber jeder finde ſich verkleidet, und auf eine Weiſe ein, die kein Aufſehen erregt. Unſere Zuſammenkunft kann nur des Nachts in der abgeſchiedenſten Stille ſtatt finden, und eben ſo muß ſich jeder wieder entfernen. Weiß Jemand Beſſeres vorzuſchlagen, der trete hervor, und ſpreche.

Nur Seufzer antworteten, Niemand meldete ſich. Wohlan, ſprach Dietrich, unſere Abgeordnete zu den Friedensvermittelungen ſind gegenwärtig geweſen. Verfügt euch demnach wieder nach Tangermünde, und handelt unſeren Feſtſetzungen gemäß, aber bedenkt wohl, unſerer Ehre und unſerem Intereſſe nicht mehr zu vergeben, als ihr verantworten könnt.

Die Verſammlung trennte ſich in düſterem Schweigen, und Viele, unter ihnen beſonders die Gebrüder von Maltitz, waren mit den gefaßten Beſchlüſſen ſehr unzufrieden. Doch wußten ſie freilich nichts Beſſeres vorzuſchlagen. Aber ihrer Meinung nach war es ehrenvoller, ſich jedes Schloß nehmen zu laſſen, und lieber darauf zu Grunde zu gehen, als ſo zu verfahren. Die Meiſten hielten jedoch dafür, daß es beſſer ſei, Etwas zu opfern, um das Meiſte zu erhalten, als Alles zu verlieren.

Unſere Leſer werden vielleicht mit dieſer Wendung des früher gefaßten Vorſatzes der Quitzows ſo wenig zufrieden ſein, als die Gebrüder von Maltitz. Eigentlich war auch Niemand damit zufrieden, die Quitzows ſelbſt nicht. Schrieben wir eine Geſchichte wie ſie ſein könnte, ſo wäre nichts leichter geweſen, als ſie bei dem einmal gefaßten Vorſatze beharren, und ſammt und ſonders glorreich untergehen zu laſſen. Wo aber ereignet ſich dergleichen in der Wirklichkeit, wenn eine größere Menge von Menſchen die Wahl hat, entweder unterzugehen, oder mit einigen Opfern dem auszuweichen, und endlich vielleicht doch an das Ziel kommen zu können? Nur die Hoffnungsloſigkeit erzeugt große Entſchlüſſe, und es gehört viel dazu, ehe der Menſch, und noch dazu eine größere Menge, die Hoffnung aufgiebt. Darum ſind ſolche Entſchlüſſe in der Wirklichkeit weit ſeltener, als in Romanen, und darum werden eben die am pomphafteſten verkündigten Vorſätze am erſten wankend, denn ſie ſind auf den Zuſtand der Hoffnungsloſigkeit gebaut, der ſelten eintritt oder nicht lange vorhält. Wir ſind nicht gewilligt, den Quitzows Fehler anzudichten, welche ſie nicht hatten, noch Tugenden, die ſie nicht beſaßen. So

müſſen wir denn die Geſchichte ſchreiben, wie ſie ſich ereignet hat, doch wollen wir ſie nicht verdammen, wenn ſie den Entſchluß faßten, ſich den Umſtänden zu fügen, da dieſer Entſchluß vielleicht mehr Seelengröße verräth, als der entgegen geſetzte, bei welchem ſie nothwendig untergegangen wären, und der zuletzt wohl Eigenſinn, aber kaum Seelengröße zu nennen geweſen wäre.

So begann das Jahr 1413, eines der merkwürdigſten unſerer Geſchichte, und wir müſſen gleich beim Beginnen deſſelben von einem Manne ſcheiden, der uns lieb und werth geworden iſt.

Lippold von Bredow hatte ſich, wie wir erzählt haben, nach der Aufgabe ſeines Amtes als Landeshauptmann der Mark auf ſein Schloß Kremmen zurückgezogen, um hier ſeine noch übrigen Lebenstage in Ruhe zu verleben. Leider hatte er die Ruhe nicht gefunden, die er erwartet hatte. Seine Tochter Agnes, Johann von Quitzows Ehegattin, hielt ihn mit der Quitzowſchen Familie eng verbunden, und riß ihn unvermeidlich mit in den Wirbel von Unruhen, in welchem ſich ihr Leben drehete. Beſonders aber hatten ihn die letzten Jahre in ein Meer von Angſt und Sorgen geſtürzt. Er konnte ſich nicht verhehlen, welch eine gefährliche Rolle die Quitzows ſpielten, er ahnete kein gutes Ende, und doch verhallte ſeine gutgemeinte warnende Stimme ungehört, doch war es ſeine Tochter, welche in den Abgrund mit hinunter gezogen wurde. Wenn auch er es nicht billigen konnte, daß die Mark wieder einem Fremden verpfändet worden war, da Niemand genauer als er wußte, wieviel ſie dadurch bereits unter Jobſt gelitten hatte, wenn auch er Friedrich deshalb nicht eben gern kommen ſah, ſo konnte er doch auch in jener offenen Widerſetzlichkeit, welche die Quitzows zeigten, kein Heil erblicken, und als er Friedrich erſt näher kennen gelernt hatte, fürchtete er mit Grund, daß ſie dabei den Kürzern ziehen würden. Seine Beſorgniſſe ſteigerten ſich je länger je mehr, bis er es erleben mußte, daß die Quitzows in die Acht gethan wurden, und es zum Kriege kam. In folternder Seelenangſt harrete er der Entſcheidung, ohne zu ahnen, daß ſie ihm in unmittelbarſter Nähe ſtatt finden würde. Schlummerlos verſtrichen die Nächte des jetzt neun und ſechszigjährigen Mannes, bis endlich die Truppen heranrückten, und bei Kremmen der Entſcheidungsſchlag fiel. Sein Schloß wimmelte von Kriegsvolk, und ſpäterhin von Verwundeten, welche hier Schutz und Hülfe ſuchten. Die unvermeidlichen Unruhen

und Strapatzen ſolcher Tage gaben ſeiner wankenden Geſundheit den Reſt. Er erkrankte, und ein ſchleichendes abzehrendes Fieber nagte an ſeinem Leben. Er wurde immer hinfälliger, und es war vorauszuſehen, daß es bald verlöſchen würde. In den Weihnachtsfeiertagen hatte er ſeine geſammte Familie in ſeinem Schloſſe noch einmal verſammelt, um ſich an ihrem Anblick zu letzen. Hier beſchwor er ſie feierlichſt, ſich von aller Widerſetzlichkeit gegen den neuen Oberherrn fern zu halten, und ihm aufrichtig zu huldigen, auch wenn ſie ſich nicht eben zu ihm hingezogen fühlten. Es iſt unmöglich, ſprach er, Jedem einen Regenten zu geben, wie er ihn haben möchte. Darum darf Niemand ſagen, mir iſt der gegenwärtige nicht recht, und ich verweigere ihm den Gehorſam. Iſt er auf geſetzmäßige und gerechte Weiſe in Beſitz des Landes gekommen, ſo iſt er eure rechte und von Gott geſetzte Obrigkeit, der Jedermann Gehorſam ſchuldig iſt, wie er auch über die Perſon denken mag. Wollt ihr anders thun, ſo ſäet ihr Zwietracht im Lande, und die unheilſchwangere Saat fällt auf euer eigen Haupt zurück. Trauet meiner Erfahrung, die meine grauen Haare verbürgen, nimmer bringt Empörung Segen, und die ihr am eifrigſten dienen, fallen ihr zuletzt als Opfer. Darum geliebte Kinder vermeidet die Zwietracht im Lande, und ſeid untereinander einig. Verſprecht mir das, damit ich beruhigt in die Grube fahren kann, und reicht mir eure Hände.

Alle kamen, nur Achim von Bredow ſtand von ferne mit feuchten Augen. Willſt du nicht auch kommen mein Sohn? ſprach Lippold. Wird es dir ſo ſauer, deines Vaters Wunſch zu erfüllen?

Achim hielt ſeine Hände vor das Geſicht, und ſchluchzte: O Gott, ihr wißt nicht was ihr von mir begehrt.

Lippold. Wie ſollte ich denn nicht? Begehre ich denn von dir Anderes, denn von deinem Bruder, deinen Vettern?

Achim. Nichts Anderes, und dennoch etwas, das ich euch nicht verſprechen kann, während ſie es mit leichtem Gewiſſen thun mögen. O dringt nicht weiter in mich. Alles was ich euch verſprechen kann, iſt, daß ich den Unfrieden nicht ſuchen, daß ich, wo möglich, nichts gegen den Burggrafen unternehmen will, und ſollte es geſchehen, nur dann, wenn meine Pflicht mich unausweichlich dazu nöthigt, und daß ich mich der Huldigung und der Nachſuchung der Belehnung nicht weigern werde.

Digitized by Google

Lippold ſah ſeinen Sohn lange an. Dann ſprach er: ich fürchte, du biſt in ſchlimme Händel verwickelt, und wie es ſcheint, ſo ſehr verſtrickt, daß du dich nicht herauswinden kannſt. Hüte dich, und gedenke meiner Warnung. Indeſſen bin ich für jetzt ſchon mit dem zufrieden, was du mir verſprochen. Komm, gieb auch du mir die Hand darauf.

Tief bewegt reichte Achim ſeinem Vater die Hand, faſt mit abgewandtem Geſichte. Du biſt nicht auf dem rechten Wege Achim, ſprach Lippold. Darum ſcheueſt du mein Auge. Gebe Gott, daß du dich bald wieder zurecht finden mögeſt.

Lippold erlebte noch das Neujahr und das Dreikönigsfeſt. Aber ſeine Kräfte ſchwanden mehr und mehr, und wenige Tage darauf ſchloß er ſeine Augen für immer, innig bedauert von allen, mit denen er früher in Verbindungen geſtanden hatte. Er wurde mit allen ſeinem hohen ritterlichen Range gebührenden Ehren in Kremmen zur Gruft beſtattet.

Unterdeſſen zogen ſich die Friedensvermittlungs-Verhandlungen in die Länge, denn man ſuchte Zeit zu gewinnen. Friedrichs Scharfblick durchſchauete recht gut den Grund, und ahnete die Abſicht der Verbündeten. Um ſo eifriger rüſtete er ſich, beſonders als er erfuhr, daß auch die Quitzows ihre Rüſtungen nicht einſtellten, obwohl ſie ſie nur im Geheimen betrieben. Ungeachtet ſeines Bündniſſes mit Magdeburg war ihm bange, daß derjenige Theil des Magdeburgiſchen Adels, der früherhin ſo oft mit den Quitzows gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte, auch jetzt wieder leicht von ihnen aufgeredet werden könnte, ſich mit ihnen zu verbinden. Dem wollte er gern zuvorkommen. Deshalb ſetzte er ſich, eine zufällige Gelegenheit zweckmäßig benutzend, mit den Verwandten des von Johann von Quitzow erſchlagenen Kuno von Wolffen, welche jetzt das Schloß Grabow beſaßen, in nähere Verbindung, da er wohl vorausſetzen konnte, daß dieſe am erſten einer Verbindung mit den Quitzows aus dem Wege gehen würden. Er hatte ſich darin auch nicht geirrt, das Bündniß kam zu Stande, und Iwan der Alte und der Junge von Wolffen oder Wulffen verſprachen am 31ſten Januar zu Brandenburg, mit ihrem Schloſſe Grabow dem Burggrafen beiſtändig zu ſein. Es wurde darüber eine Urkunde ausgefertigt, welche als Zeugen den Biſchof Henning von Brandenburg, Günther, Grafen von Schwarzburg, den vormaligen Verweſer der Mark

und nicht beſonderen Freund der Quitzows, Ulrich Grafen von Lindow, Peter und Bertram von Bredow nennt [1]). Dieſem Beiſpiele würden, wie man hoffen durfte, mehrere andere magdeburgiſche Edle des bisherigen Quitzowſchen Anhanges folgen, und es geſchah denn auch in der That.

Friedrich reiſete am andern Tage nach Tangermünde, und feierte daſelbſt das Feſt der Lichtmeſſe, welches in gewohnter Weiſe feierlich begangen wurde. Am Tage darauf wogten die Straßen der Stadt von einer Unzahl von Menſchen, man gab den Häuſern, ſo weit es der Winter erlaubte, ein noch feſtlicheres Anſehen, als ſie geſtern bei der Proceſſion gehabt hatten. Die Gewerke, Zünfte, Innungen und Gilden mit ihren Inſignien, Fahnenſchwenkern und Laden, alle Theilnehmer feſtlich geputzt und im vollen Bewußtſein ihrer Handwerksehre und Bedeutung, kamen mit Muſik angezogen, und ſtellten ſich vor dem Neuſtädter Thore in der Neuſtadt auf. Die Domherrn des Collegiatſtiftes, deren Curien in der Gegend der Stephanskirche bis gegen die Roßfurt lagen, welche mit ihren geiſtlichen Uebungen aber auf die Schloßkapelle angewieſen waren, hatten ſich nahe am Thore aufgeſtellt. Nahe bei ihnen ſtand der Rath der Stadt und die Geiſtlichkeit, ſämmtlich im Feſtornate. Zum Neuſtädter Thore hinaus und durch die Neuſtadt hin ſtrömte das Volk zu Fuß und zu Pferde in lebhafter Bewegung und mit erwartungsvollen Mienen, ſelbſt im Freien ſcheuete man nicht die mäßige Kälte, denn bis gegen Volsdorf war die Landſtraße ſehr belebt. Plötzlich wogte die Menge lebhafter, Reiter kamen geſprengt, Jungen ſtürzten im vollen Rennen und mit Geſchrei vorwärts, und von Mund zu Mund pflanzte ſich der Ruf fort: Sie kommen, ſie kommen! Die Gewerke rückten ihre Linien gerade, die Pfeifer ſetzten ihre Inſtrumente an die Lippen, die Fahnenſchwenker ſprangen weiter vor, die Jungen kletterten auf die Bäume, und gleich nachher erblickte man in der Ferne einen dichten Reiterhaufen, auf deſſen glänzenden Harniſchen und Helmen die Sonne herrlich funkelte, darüber wogte eine Unzahl prächtiger Federn, überragt von einem Walde von Lanzen. Ein unmäßiges Freudengeſchrei begleitete den Zug, ſo weit er ſich bewegte. Trompetengeſchmetter und Paukenwirbel ertönte aus der Ferne.

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 146

Der Zug kam näher. Vorauf ritt Burggraf Friedrich auf prächtig geſchmücktem Roſſe, prachtvoll gerüſtet, und wer ihn ſah mußte die königliche Geſtalt, das ernſte und doch ſo milde Antlitz, den fürſtlichen Anſtand loben. Aber mehr noch zog alle Blicke auf ſich, die ihm zur Seite ritt, ſeine Gemahlin Eliſabeth, welche heute ihren Einzug in Tangermünde hielt, heute die Mark zum erſtenmale betrat. — Längſt hatte der Ruf ſie unter dem Namen der ſchönen Elſe als ein Wunder von Schönheit und Klugheit geprieſen, und in der That geſtand ſich jeder, daß der Ruf, was die Schönheit betraf, nicht zu viel geſagt hatte. Sie ritt unverſchleiert und grüßte freundlich das jubelnde Volk. Eine edle treffliche Geſtalt, ein Geſicht von ſeltener Schönheit, eine Haltung voll der edelſten Grazie, das war es, was ſofort ihr Aller Herzen gewann, und jeder geſtand ſich, von dem fürſtlichen Paare ſei einer des andern würdig. Hinter ihm folgte der Erzbiſchof Günther von Magdeburg, die Grafen Günther von Schwarzburg und Ulrich von Lindow, Hans von Torgau, Wend von Ileburg, Wirich von Treutlingen und viele andere des märkiſchen Adels. An dieſe ſchloſſen ſich die fränkiſchen Ritter und Edle, Graf Wilhelm von Caſtell, Arnold von Seckendorf, Johann von Lichtenſtein, Hans von Sparneck und noch viele an, welche ihm neue Kriegsvölker aus Franken zuführten, die ihnen unmittelbar in voller kriegeriſcher Rüſtung folgten, und in deren Geleit die Burggräfin Eliſabeth die Reiſe gemacht hatte. Als das fürſtliche Paar das Thor erreicht hatte, fingen die Glocken an zu läuten, der Rath trat vor, und begrüßte die Fürſtin achtungsvoll. Hierauf trat er mit dem Domkapitel dem Zuge vor, welchem ſich ſämmtliche Gewerke und Gilden anſchloſſen. So bewegte ſich der Zug durch die Straßen der Stadt, deren Fenſter dicht mit geputzten grüßenden Zuſchauern beſetzt waren, hin zum feſtlich geſchmückten Kaiſerſchloſſe. Hier ſaß man ab, und verfügte ſich zuerſt nach der prächtigen Schloßkapelle, um Gott zu danken für die glücklich zurückgelegte Reiſe. Dann nahm das Schloß die frohen Gäſte auf, denen der Burggraf ein köſtliches Mahl hatte bereiten laſſen.

Friedrich war lange nicht ſo heiter und froh geweſen. Am andern Tage liefen bei ihm die nur noch ſeiner Genehmigung bedürfenden Friedensvermittelungs-Bedingungen ein. Sie lauteten dahin, daß die havelländiſchen Verbündeten ihn anerkennen

und ihm huldigen wollten, wenn ſie von der Acht losgezählt würden, und wenn Friedrich verſpräche, ihnen für die von ihnen pfandweiſe beſeſſenen Städte und Schlöſſer die volle Pfandſumme und Vergütigung der darin verbaueten Koſten zu zahlen, wenn er ſie innerhalb der feſtgeſetzten Friſt, und nur nach und nach kündigte, inſofern Einer deren mehrere beſäße, daß über jedes einzeln verhandelt würde, daß er die aus Jobſts Zeiten herrührenden Forderungen an den Landesherren berichtigte, daß er ſie im ungeſtörten Beſitze aller ihrer Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten ließe und dabei ſchützte, und für das Geſchehene und Vergangene ſich nicht rächen wolle. — Es war hierin Manches nicht ganz nach Friedrichs Sinne. In ſeiner frohen Laune und Stimmung glaubte er jedoch über dies hinweg ſehen zu können, es machte ihm Freude, daß das erſte Geſchäft, dem er ſich nach der Ankunft ſeiner Gemahlin widmen konnte, ein Akt der Gnade war, der zugleich eine der verdrießlichſten Angelegenheiten, wie er hoffen durfte, glücklich beendigte. So genehmigte er die Vergleichsvorſchläge, und ſchrieb ſofort an Siegmund, die Achtserklärung aufzuheben, ohne zu gewahren, daß die Gebrüder von Maltitz ſich ſtillſchweigend von den Vergleichsbedingungen ausgenommen hatten, indem ſie in der Vergleichsurkunde gar nicht genannt wurden.

Es kam nun darauf an, die Vortheile eifrig zu benutzen, welche dieſer Vergleich dem Burggrafen darbot. Es ſtand feſt bei ihm, daß die in Rede ſtehenden Schlöſſer und Städte nicht in den Händen derer bleiben durften, welche ſie bisher beſaßen, denn ſo weit kannte er ihren Sinn, um ſich zu ſagen, daß auf ihre durch die Noth gebotene Unterwerfung nicht viel zu geben ſei. Er beſchloß daher, die Unterhandlungen wegen der Schlöſſer baldmöglichſt anzuknüpfen.

Friedrich war gewohnt, in Staatsangelegenheiten nicht ſelten ſeine Gemahlin um Rath zu fragen, und legte auf ihr Urtheil Gewicht. Ihr heller Verſtand und ihr feines Gefühl des Paſſenden und Schicklichen hatten ihm oft Mittel an die Hand gegeben, und Wege gezeigt, deren Zweckmäßigkeit der Erfolg beſtätigte. Er hatte ihr darum nach einigen Tagen auch dieſe Angelegenheit mitgetheilt, um ſo mehr, als ſie jetzt auf einen Punkt gediehen war, wo ſie den beſorglichen Charakter verloren hatte. Eliſabeth hörte aufmerkſam zu, und ſprach dann: iſt euch, mein

Herr und Gemahl, der Charakter der Männer näher bekannt, die ſich in dieſe gefährliche Unternehmung eingelaſſen haben?

Friedrich. Am genaueſten glaube ich den Edlen Caspar Gans von Putlitz zu kennen, da ich ſchon in Ungarn Gelegenheit gehabt habe, ihn eine ziemlich lange Zeit zu beobachten, und mit ihm zu verkehren.

Eliſabeth. Und was denkt mein Herr und Gemahl von ihm?

Friedrich. Ich halte ihn für einen Ehrenmann, aber voll der Vorurtheile ſeines Standes, von natürlichem geſundem doch wenig gebildetem Verſtande. Unabhängigkeit iſt ihm anerzogen, und er betrachtet ſie als ein Vorrecht ſeiner Geburt. Der Schloßgeſeſſene gilt ihm als der einzig wahre Menſch. Mit Mitleid blickt er auf den Adel, der genöthigt iſt, in Städten ohne eine Burg, oder an den Höfen der Fürſten zu leben.

Eliſabeth. Und dennoch hat er ein hohes Staatsamt angenommen?

Friedrich. Er regiert gern, und würde nichts dagegen haben, wenn Gott ihn hätte als Fürſt geboren werden laſſen, ſo wenig günſtig er ſich auch über Fürſten äußert. Er hat Verſtand genug, die Nothwendigkeit des Regierens einzuſehen, nicht aber die des Regiertwerdens für ſeine Perſon. Hat er doch auch in der That in ſeiner bisherigen Lage als meklenburgiſcher und brandenburgiſcher Vaſall, zwiſchen beiden ſchwebend und ſchwankend, von beiden Seiten geliebkoſet, damit er ſich nicht entſchieden auf die eine Seite wende, kaum Gelegenheit gehabt, eine Oberherrſchaft anders, als dem Namen nach kennen zu lernen.

Eliſabeth. So wird er denn freilich ſchwer daran gehen, ſich zu fügen, ja ſelbſt wenn er es will, wird er es nicht vermögen.

Friedrich. Gewiß wird es ihm ſchwer werden, und unſtreitig iſt es nicht leicht, ſeiner Herr zu werden. Dagegen glaube ich jedoch, daß, wenn es einmal geſchehen iſt, auch Niemand ſich williger fügen wird. Sein Gemüth, ſo weit ich es kennen gelernt habe, ſcheint mir von der Art zu ſein. Es iſt ein eiſernes, ſprödes, aber hat man demſelben, wenn auch mit vieler Mühe, endlich eine Form gegeben, ſo hält es dieſe auch feſt, und vermag ſie nicht leicht zu wechſeln. Nicht zum Vergleich, wohl aber als

erläuterndes Beiſpiel, erinnert euch, daß es Pferde giebt, welche keinen Reiter aufſitzen laſſen, bis ſie endlich einen finden, der ſie tüchtig zuſammen nimmt, und nun williger und gehorſamer ſind, als andere. So erſcheint mir dieſer Putlitz, und darum glaube ich, daß er nun, nachdem er mich kennen gelernt hat, und ſich fügen will, mir aufrichtig zugethan werden wird.

Eliſabeth. Jetzt ſchon?

Friedrich. Zweifelt ihr daran?

Eliſabeth. Ich fürchte er wird es, wie ihr vorhin ſehr richtig bemerktet, nicht vermögen, obſchon er es wollte.

Friedrich. Ihr meint, er ſei noch nicht genug gebändigt?

Eliſabeth. So beſorge ich. Ich glaube, er fürchtet euch noch nicht, und ſo unabhängige Gemüther lieben nicht, was ſie nicht zugleich fürchten. Nur das abhängige Gemüth vermag zu lieben, ohne daß ſich Furcht darunter miſcht, wie ihr mein Herr und Gemahl mich durch die eigene Erfahrung auf die liebenswertheſte Art gelehrt habt.

Friedrich. Schmeichlerin! Würde es uns nur überall ſo leicht! Aber ihr möget wohl Recht haben. Es kann ſein, daß dieſer Putlitz noch weiter gezähmt und gezügelt werden muß. Ich werde ihn nicht aus den Augen verlieren.

Eliſabeth. Und die Uebrigen, wenn es euch beliebt ſie mir zu ſchildern?

Friedrich. Ich kenne ſie weniger genau, denn ich habe ſie nur einigemal bei mir am Tiſche beobachten können, und muß mich hier mehr auf die Schilderungen Anderer verlaſſen. Der Unbändigſte von Allen ſcheint mir Dietrich von Quitzow zu ſein. Völlige Unabhängigkeit und Freiheit iſt das Ideal ſeines Lebens. Macht und Größe ſind ihm die wünſchenswertheſten Güter. Ihn ſpornt ein hoher Ehrgeitz, und ſein Unternehmungsgeiſt ſcheut nicht, nach dem Höchſten zu greifen, und wär es ſelbſt ein Fürſtenhut.

Eliſabeth. Das kündigt wenigſtens ein hohes Gemüth an.

Friedrich. Unſtreitig, wäre es nur nicht mit einer Herzloſigkeit verbunden, die ſich Alles zum Opfer bringt, und neben ihrer Selbſtſucht wenig Anderes achtet. Es iſt nicht das Reich, nicht das Vaterland, es ſind nicht ſeine Mitbürger, deren Wohl er will, es iſt nur ſein und ſeiner Familie Wohl, das er im Auge hat, und es iſt ihm ziemlich gleich, mit welchen Opfern es er=

kauft wird. Ich halte ihn für nicht weniger verſtändig, als den Putlitz, aber er iſt phantaſiereicher, geſchliffener und klüger als dieſer. Seine gefälligeren Manieren, ſeine Mäßigung, und was man ſonſt an ihm lobt, entſpringen mehr aus ſeiner Klugheit und ſeinem Ehrgefühle, als aus ſeinem Herzen. Mir ſagt ſein Weſen dennoch nicht zu, ihm traue ich am Wenigſten, und ich glaube, daß er von Allen am ſpäteſten ſeine hochfliegenden Entwürfe aufgeben, und aufrichtig einen Herrn anerkennen wird. Auch ihm iſt das ein Ungewohntes, denn er iſt als geborner mekklenburgiſcher Vaſall faſt noch gar nicht in der Lage geweſen.

Eliſabeth. Habt ihr ſeinen Charakter richtig geſchildert, ſo wird er ſchwer zu gewinnen ſein, und ſeine jetzige Unterwerfung iſt wahrſcheinlich nicht mehr als eine Scheinunterwerfung.

Friedrich. Dennoch will ich verſuchen, ihn zu gewinnen, denn ich kann mich in ihm irren, obwohl ich nicht gern mit ihm zu thun habe, er iſt mir, aufrichtig geſagt, zuwider. Sein Bruder Johann von Quitzow, iſt ihm in vielem Betrachte ſehr ähnlich. Er hegt dieſelben hochfliegenden Plane, denſelben Unabhängigkeitsſinn, denſelben Ehrgeiz, und ſteht ſeinem Bruder an Unternehmungsgeiſt und Kühnheit nicht nach. Er iſt klug wie dieſer, und weiß, wo es gilt, ſich angenehm und anſprechend zu betragen, ja er ſoll ſogar nicht ſelten hochherzig ſein können. Auch glaube ich in der That, daß ſeine guten Eigenſchaften mehr aus ſeinem Herzen, denn aus ſeinem Verſtande hervorgehen. Er hängt feſt an ſeinen Bruder, und beide haben nie gegen einander gehandelt. Ob er jemals dahin zu bringen ſein wird, ſich aufrichtig zu unterwerfen, iſt mir zweifelhaft, und kaum dürfte es anders, denn durch Zwang geſchehen. Auch er iſt der Unabhängigkeit zu gewohnt, als daß er in einer andern Luft anders, denn unbequem athmen könnte. Doch will ich die Hoffnung nicht ganz aufgeben. Unſtreitig ſind ſie beide aber die gefährlichſten in dem beſtandenen Bunde, weil ſie zugleich die mächtigſten ſind, und ich werde ein ſcharfes Auge auf ſie haben müſſen.

Eliſabeth. Traurig, daß der Adel, der eine Stütze der Fürſten ſein ſollte, in ſo vielen Gegenden zu ihren ſchlimmſten Gegnern gehört. Treten mir doch dabei die Bilder des Schwabenlandes vor Augen.

Friedrich. Wichart von Rochow, einer der reichſten Schloßgeſeſſenen der Mark, der Schwiegerſohn Caspars Gans

von Putlitz, jung, feurig und keck, und nicht minder freiheitslie≠bend, iſt durch ſeine Verwandtſchaft und ſeine innige Freundſchaft zu den Quitzows vielleicht mehr in den Strudel hineingeriſſen, als daß er ſelber hineingegangen wäre. Ihm fehlt Beſonnen≠heit und Umſicht, und ich halte ihn für einen Verführten, der in ſeinem kecken Muthe vielleicht kaum erwogen, was er wagte. Es iſt Schade um ihn, da ſeine Perſönlichkeit viel Gefälliges und Ritterliches hat, das ihm unwillkührlich Wohlwollen erwirbt. Er iſt mehr durch ſeinen Reichthum und ſeinen Muth, als durch ausgezeichnete Geiſtesgaben gefährlich, die ihm nur in mä≠ßiger Weiſe zu Theil geworden zu ſein ſcheinen.

Eliſabeth. Er wird ſonach ein williges Werkzeug fremder Plane ſein, und die Verbindung, in welcher er mit den Häup≠tern der Parthei ſteht, läßt an eine aufrichtige Unterwerfung nicht glauben.

Friedrich. Vielleicht iſt es möglich, ihn zu gewinnen, und ich werde es verſuchen. Der ehrlichſte Charakter unter den Ver≠bündeten, der aufrichtigſte, ſcheint mir Werner von Holzendorf zu ſein. Seine Art ſich zu geben, iſt zwar nichts weniger als an≠genehm, es fehlt ihm jede Geſchliffenheit, und von höfiſcher Sitte iſt keine Spur bei ihm zu finden. Sein Weſen iſt rauh, und das eines gewöhnlichen Haudegens, heftig, polternd, wenig be≠dachtſam, aber aufrichtig und gerade. Sein Zutritt bei den Ver≠bündeten war gewiß ehrlich gemeint, und er würde ſie nicht im Stiche gelaſſen haben. Aber eben darum glaube ich auch, daß ſeine jetzige Unterwerfung ehrlich gemeint iſt, und wenn er nur die Huldigung geleiſtet hat, werde ich auf ihn bauen können.

Eliſabeth. Gewiß werdet ihr, mein Herr und Gemahl, das mit Vorſicht thun, denn nicht ſelten bedeckt eine rauhe Schaale auch einen ſchlechten Kern.

Friedrich. Ich glaube Vorſicht bei ihm am wenigſten nö≠thig zu haben. Sein Bruder in Strausberg iſt mir bereits er≠geben. Ein lauſitziſcher Edler, Hinko Birken von der Duba, ebenfalls einer der Verbündeten, iſt ihm im äußern Weſen ähn≠lich, und hat wo möglich noch ungefälligere Sitten, aber er ſcheint mir ein Händelmacher, und ihm kann ich nur mißtrauen. Sein ungemein dicker Kopf giebt ihm ein unangenehmes Anſehen, und er führt davon den Namen Polawag oder Großkopf [1]). Die

[1]) Großer Lauſitziſche Merkwürdigkeiten Thl. III. S. 13.

Uebrigen des Bundes ſind weniger bedeutend, beſonders ſeit ſich die mächtige Familie der Bredows von ihnen mehr und mehr zurückgezogen hat. In einem heute eingegangenen Schreiben bitten ihre Glieder um die Beſtätigung ihrer Güter, die ich ihnen um ſo lieber angedeihen laſſen werde, als ſie kein unrechtmäßig verpfändetes Schloß, Dorf oder eine ſolche Stadt beſitzen.

Eliſabeth. Laßt mich euch Glück wünſchen, mein Herr und Gemahl, daß dieſe verdrüßliche Angelegenheit bis auf dieſen Punkt gekommen iſt. Wie ich euch kenne, weiß ich, daß ihr es nicht fehlen laſſen werdet, jede Gelegenheit zu ergreifen, den Widerſpenſtigen mit leiſer Vorſicht Vertrauen zu zeigen, und ſie durch herablaſſende Güte zu gewinnen.

Friedrich. Sehr recht, mit leiſer Vorſicht, denn auch auf den Fall muß ich gefaßt ſein, daß die Empörung von neuem ausbricht. Darum darf ich nicht verſäumen, mich durch Bündniſſe mit allen meinen Nachbaren zu ſtärken, denn wen ich nicht für mich gewinne, den würden ſie gegen mich zu gewinnen ſuchen, wie wir das ſchon bei den Pommern geſehen haben. Wir müſſen uns inſonderheit durch Familienverbindungen mit den benachbarten Fürſtenhäuſern zu ſtärken ſuchen, um ſo einen feſten Halt zu gewinnen, und nicht umſonſt hat uns der Himmel Kinder beſcheert. Auf die Verlobung unſerer Töchter Cäcilia und Margaretha werdet ihr euch baldigſt gefaßt halten können.

Eliſabeth. Es iſt das Loos des Weibes, nicht nach dem Gemahle ſuchen zu können, und eine Fürſtentochter darf es weniger, als irgend ein anderes Weib. Beſchließt in dieſer Hinſicht, was ihr für angemeſſen haltet. Mein Wille wird dem eurigen nie entgegen ſein.

Wir geben dieſe Anſichten Friedrichs, weil ſie ſeine weiteren Maaßregeln erklären. In wiefern er den Charakter ſeiner Gegner richtig erfaßt hatte, oder ſich irrete, wird die Folge lehren. Wir bemühen uns jetzt nicht, ſie zu berichtigen. Mit Pommern zogen ſich die Verhandlungen ſehr in die Länge, da Friedrich als Bedingung des Friedens die Forderung aufſtellte, daß alles zurückgegeben werden ſolle, deſſen ſich die Pommern in der Ukermark angemaaßt hatten, und die Pommern darauf nicht eingehen wollten. Noch ließ ſich das Ende dieſer Verhandlungen nicht abſehen.

Achtes Kapitel.

In der Mitte des Monats Februar ging Friedrich mit ſeiner Gemahlin nach Berlin, wo er ſich von Anfang an lieber aufhielt als in Brandenburg. Möglich iſt es, daß die Nachbarſchaft von Plaue und Golzow, wo Johann von Quitzow und Wichart von Rochow wohnten, ſo wie das dem letzteren zuſtehende Oeffnungsrecht in Brandenburg ihm einen geheimen, ihm ſelbſt nicht deutlichen, Widerwillen gegen dieſe letztgenannte Stadt eingeflößt hatte. Wer hat nicht ſelber an ſich die Erfahrung gemacht, daß ihm manche Orte lieber ſind, als andere, und daß bei genauerer Unterſuchung des Grundes, der ſich oft ſchwer entdecken läßt, oder den man ſich vielleicht nicht ſelber eingeſtehen will, ſolche oder ähnliche Motive erſcheinen, gerade wie bei der Vorliebe für Namen. Auch mochte er vielleicht fürchten, in Brandenburg leichter mit beiden zuſammen treffen zu können Dieſe Vorliebe Friedrichs für Berlin iſt jedoch Thatſache, und hatte die Folge, daß er das hohe Haus, ſeine Burg, wohnlicher und bequemer einrichten ließ, was wiederum veranlaßte, daß ſeine Nachfolger ſich lieber in Berlin als anderwärts aufhielten, bis ſie es zu ihrer beſtändigen Reſidenz erwählten, welche nun bald ihre ältere und früher mächtigere Schweſter Brandenburg überflügelte. Der tiefſte und innerſte Grund einer jeden Erſcheinung, ſo alſo auch der der gegenwärtigen Größe Berlins, verläuft ſich in feine Fäden, die nicht mehr erſchaut, ſondern nur errathen werden können.

Am 24ſten Februar beſtätigte Friedrich urkundlich ſeinen lieben Getreuen Peter von Bredow, Wilkin, Bertram, Haſſen, Achim, Matthias, Wichart und Matthias, Brüdern und Vettern alle geheißen von Bredow alle ihre Gerechtigkeiten, Freiheiten, gute Gewohnheiten und alle ihre Lehen, Erbe und Güter, auch alle ihre Briefe über ihre Lehen, eigen Erbe, Pfandſchaften und Güter, die ſie von den früheren Fürſten haben, und verſpricht, ſie ſtets und ganz aufrecht zu halten, und ſie darin nicht zu är-

gern noch zu kränken ohne irgend eine Argliſt [1]). Damit war alſo der Anfang der gewünſchten Annäherung gemacht, die von Seiten der Bredows aufrichtiger gemeint war, als die Quitzows es wünſchten, wozu beſonders der Biſchof Henning von Bredow zu Brandenburg viel beigetragen hatte. Es legte dies den Grund zu einer leiſen Verſtimmung zwiſchen beiden Familien, die ihr Verhalten gegen einander ſehr kühl machte.

Im Ganzen war den Verbündeten der Abſchluß der Verhandlungen unerwartet gekommen. Sie hatten nicht geglaubt, daß Friedrich alle ihre Bedingungen, an welchen ſie, während das Geſchäft betrieben wurde, noch wenig gemäßigt hatten, ſo raſch bewilligen würde, und darum rechneten ſie darauf, daß die Verhandlungen noch lange dauern würden. Jetzt blieb nun freilich nichts übrig, als mit Friedrich ſelber in Unterhandlungen zu treten. Am ſchwierigſten war das Geſchäft unſtreitig mit den Gebrüdern Quitzow abzuthun. Sie ſelber wünſchten, daß von beiden Seiten Unterhändler gewählt würden, welche ſich zuvor über die Grundlagen einer Ausgleichung vereinigen, und die Hauptpunkte ins Reine bringen möchten, was Friedrich ohne Schwierigkeit bewilligte. Zu dem Ende ernannten die Quitzows von ihrer Seite Heinrich von Stechow, Bertram von Bredow, Siegmund von Knoblauch, Henning von dem Bone, Claus von der Gröben, und Albrecht Falke, welche ſie inſtruirten, wohin inſonderheit gehörte, daß ſie mit den unbedeutenderen Dingen anfangen, und wenn von Abtretungen die Rede ſei, ja nicht die Hauptſchlöſſer an die Reihe kommen ließen, und ſo reiſeten dieſe gegen die Mitte des März nach Berlin. Friedrich hatte von ſeiner Seite dazu ernannt: Barthold Dyricke, Claus Mylow, Thiele Parys, Achim Hake, Berchter von der Lype und Caspar Boytyn, und die Schiedsrichter begannen ihr Geſchäft. Friedrich war bei ihren Sitzungen natürlich nicht zugegen, und befand ſich vom 21ſten bis 24ſten März in Frankfurt [2]).

Die Quitzows hatten zuvörderſt eine Forderung aufgeſtellt, um welche ſie bereits mit der Stadt Berlin einmal zerfallen waren, nämlich die Löſegelder der gefangenen Pommern, welche Dietrich nach der Befreiung von Strausberg nach Berlin ge-

---

[1]) Urkunde in Pauli preuß. Staatsgeſch. Thl. I. S. 596.
[2]) Wohlbrück Geſch. v. Lebus Thl. II. S. 102.

ſchafft hatte. Jene Forderung ſei noch unerledigt, ſie hätten früher Berlin deswegen verklagt, der damalige Landeshauptmann der Mark, Herzog Swantibor aber habe ſie abgewieſen, weil Berlin jene Löſegelder nicht bezogen habe. Somit müſſe das Land dafür aufkommen, und ſie könnten ſich in dieſer Hinſicht an Niemanden halten, als an den oberſten Verweſer deſſelben. Die Rechtmäßigkeit der Forderung wurde endlich nach vielen Debatten anerkannt, die Forderung ſelbſt aber auf fünfhundert Schock böhmiſche Groſchen ermäßigt.

Allein auch Herzog Ulrich von Meklenburg-Stargard hatte aus der Zeit, wo er Landeshauptmann der Mark geweſen war, noch Anſprüche auf Entſchädigungen zu machen, und hatte ſeinen noch immer viel geliebten Heinrich von Stechow damit beauftragt, ſie geltend zu machen, der ſich denn auch dieſes Geſchäft ſehr angelegen ſein ließ. In Folge der ſtatt gefundenen Verhandlungen benutzte Herzog Ulrich eine Reiſe Friedrichs nach Neuſtadt, wo er ſich ebenfalls einfand, und perſönlich das Geſchäft in der Weiſe beendigte, daß ihm Friedrich am 30ſten März einen Schuldbrief über 600 rheiniſche Gulden ausſtellte, welche er aus ſeiner Kammer zu bezahlen verſprach [1]).

Unterdeſſen waren die Auseinanderſetzungs-Angelegenheiten mit den Quitzows ſo weit gediehen, daß ihre perſönliche Anweſenheit erforderlich war. Friedrich hatte ſie deshalb nach Berlin eingeladen, und ihnen Geleitsbriefe überſandt, um am 4ten und 5ten April mit ihnen ſelber zu verhandeln, und alles Nöthige feſtzuſetzen. Die Achtserklärung war noch nicht aufgehoben, ſondern konnte erſt nachher vom Kaiſer widerrufen werden. So wenig angenehm ihnen auch die Reiſe war, ſo mußte ſie doch angetreten werden. Sie machten ſich auf, und kamen am Montag den 3ten April mit ihrem Gefolge über Spandau und dem Hofe Kaſow, Lietzow gegenüber, vor Berlin an. Bei der Klus vor dem Spandauſchen Thore, einem Heiligenbilde, welches in der Gegend des jetzigen Thierarzneiſchulplatzes ſtand, erwartete ſie Henning von Stechow, und begleitete ſie nach ihrer Herberge. Sie erfuhren von ihm, daß ihre Angelegenheit weit ſchneller, als ſie es gedacht hatten, vorgerückt ſei, und bereits wegen aller ihrer märkiſchen Beſitzungen Beſtimmungen getroffen wären. Bei

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 56. Anm.

dem von dem Burggrafen vorgeſchriebenen ſchnellen Gange, den er ſelber beaufſichtigt habe, ſei es nicht möglich geweſen, die Sache länger hinzuhalten. Zu ihrem Troſte hörten ſie jedoch, daß ſie Plauen und Rathenow auch ferner noch pfandweiſe behalten ſollten. Kaum waren ſie in ihrer Herberge angekommen, als ſie von dem Burggrafen eine Einladung für morgen erhielten, und zwar in der Weiſe, daß ſie wegen ihrer Geſchäfte ſich Vormittag einfinden, nach Beendigung derſelben es ſich aber als Gäſte an der burggräflichen Tafel gefallen laſſen möchten.

Am anderen Tage wanderten ſie, ſorgfältig und ihrem Range gemäß gekleidet, und gefolgt von einigen Knechten dem hohen Hauſe in der Kloſter- oder damaligen Brüderſtraße zu. Bald darauf öffneten ſich ihnen die Flügelthüren eines Saales und ſie traten ein. Die Mitglieder der von beiden Theilen erwählten Vermittelungs-Commiſſion waren anweſend, auch der Propſt Johann von Waldow. Der Burggraf Friedrich kam den Eintretenden einige Schritte entgegen, bewillkommte ſie, und ſprach den Wunſch aus, daß das ganze Geſchäft zur Zufriedenheit aller dabei Betheiligten beendigt werden möge. Man nahm Platz.

Unſer Geſchäft, ſprach Friedrich, theilt ſich in drei Theile. Zunächſt haben wir über die Rückgabe der Verpfändungen, welche euch gekündigt ſind, und über die euch zu Theil werdenden Entſchädigungen zu verhandeln. Iſt dies zu beiderſeitiger Zufriedenheit vollbracht, ſo würdet ihr uns die Huldigung leiſten, und zuletzt hätten wir dann euch in euern Gütern, Rechten und Freiheiten zu beſtätigen. So wollen wir dann in dieſer Ordnung das Geſchäft in Gottes Namen beginnen.

Wir theilen nicht die Verhandlungen, ſondern nur das Reſultat derſelben mit, welches ſich in folgender Weiſe ſtellte.

Frieſack behielt Dietrich erb- und eigenthümlich, da er es erkauft hatte.

Plauen war bekanntlich von Lippold von Bredow von Magdeburg erobert, und als Pfand für die von ihm dem Landesherrn vorgeſtreckten Gelder ohne deſſen ausdrückliche Bewilligung behalten. Später hatte er die Mitgift ſeiner Tochter Agnes auf dieſes Schloß verſchrieben, und es endlich als Pfand dafür an Johann von Quitzow abgetreten. So war es, ohne daß Magdeburg ſeine Anſprüche daran aufgegeben hatte, wieder zur Mark gekommen, was Friedrich nicht ungern ſah. Wegen der Wichtig-

keit dieſes Schloſſes hätte er es gern in die Hände eines ſeiner Getreuen gebracht, allein die Bevollmächtigten machten große Schwierigkeiten, und es war vorauszuſehen, daß es die Beendigung der Sache in eine weite Ferne hinausgeſchoben haben würde, wenn er darauf hätte beſtehen wollen. So hielt er es denn für beſſer, hier lieber nachzugeben, und dies Schloß den Quitzows zu laſſen, zugleich ihnen aber bemerklich zu machen, daß ſie dies als einen Beweis des Vertrauens, das er zu ihnen hege, betrachten möchten. Natürlich konnte nur von einem Pfandbeſitze die Rede ſein, da Johann es nur als ein Pfand erhalten und erworben hatte. Um deswillen mußte eine Pfandſumme beſtimmt werden, nach deren dereinſtiger Zahlung bei vorausgegangener Kündigung Johann das Schloß zurückgeben mußte, über welche man ſich endlich geeinigt hatte. Die Bedingungen waren nun folgende:

Das Schloß Plauen wird beiden Brüdern von Quitzow von jetzt an verpfändet, zugleich aber auch noch drei und dreißig Schock böhmiſche Groſchen, und der Werth von funfzehn Winſpel Roggen und funfzehn Winſpel Malz jährlicher Geltung in und auf den Mühlen vor der Neuſtadt Brandenburg, in halbjähriger Hebung.

Auf beides verſchreibt ihnen Friedrich die Summe von 2500 Schock böhmiſche Groſchen, wofür ſie und ihre Erben Friedrich und ſeinen Nachkommen mit ihrem Schloſſe gewärtig und gehorſam ſein ſollen, auch ſoll es ihm in allen Kriegen und Geſchäften ein offen Schloß ſein. Verlieren ſie es in einem der Mark oder Friedrichs wegen geführten Kriege, ſo ſoll ihnen obige Summe als Widererſtattung gezahlt werden, doch ſollen die Quitzows dies zu verhüten ſuchen. Soll das Verhältniß aufgehoben werden, ſo muß ein Vierteljahr zuvor gekündigt werden. Auf den Tag des ausgehenden Vierteljahrs zahlt dann Friedrich in Havelberg obige Summe, und ſie übergeben das Schloß, wobei jede gerichtliche Procedur unterbleibt. Wollen die Quitzows ihr Geld von dannen führen, ſo ſollen ſie es dem Burggrafen zu wiſſen thun, der wird ſie drei Meilen weiten Weges geleiten. Wenn die gedachte Summe nach der Kündigung nicht pünktlich gezahlt wird, ſo können ſie ein Vierteljahr ſpäter das Schloß für dieſelbe Summe verpfänden, an wen ſie wollen, und der Burggraf muß es genehmigen unter Aufrechthaltung der Bedin-

gungen. Korn in Scheunen und auf dem Felde wird nach redlicher Abſchätzung zweier Leute beſonders vergütigt. Die übrigen Bedingungen ſind die gewöhnlichen [1]).

Darüber wurde eine Urkunde ausgefertigt, welche die Quitzows erhielten. Sie ſelber aber ſtellten einen Revers aus, den Friedrich an ſich nahm, und dem Guardian des grauen Kloſters zu Berlin einhändigte, welcher Friedrichs Archivar war, und ihn in der Sacriſtei der gedachten Kloſterkirche verwahrte [2]).

Die anſehnliche Summe zeigt, welchen Werth das Schloß, auch abgeſehen von ſeiner wichtigen Lage für den Krieg, ſchon an ſich haben mußte, und ohne Zweifel konnten die Quitzows damit wohl zufrieden ſein. Allein ſie hatten ſeit längerer Zeit ſehr bedeutende Bauten darin ausgeführt, um das Schloß ſo ſtark als möglich zu machen, und waren noch mitten im Bauen begriffen. Solche Bauten durfte der Vaſall nicht ohne Bewilligung des Pfandherrn ausführen, wenn er Anſpruch auf Erſatz der Koſten bei dereinſtiger Einlöſung des Schloſſes machen wollte. Johann hatte eine ſolche Bewilligung nicht nachgeſucht, rechtlich konnte er daher keinen Anſpruch auf Vergütigung machen. Durch die eingegangenen Bedingungen fand ſich Friedrich indeſſen bewogen, ihnen die Erlaubniß zu ertheilen, zwei hundert Schock böhmiſche Groſchen in dem Schloß Plauen zu verbauen, welche ebenfalls auf das Schloß verſchrieben wurden, und bei dereinſtiger Ablöſung deſſelben zurück gezahlt werden ſollten [3]).

In völlig ähnlicher Weiſe, wie mit Frieſack, wurde mit dem Schloſſe Beuthen verfahren. Ueber ihre ſchon oben erwähnte Forderung an den Löſegeldern ſtellte ihnen Friedrich einen Schuldbrief über fünf hundert Schock Groſchen aus, kraft deſſen er ihnen auf den zukommenden St. Martinstag entweder auf dem Schloſſe Frieſack oder auf dem Schloſſe Plaue jene 500 Schock zahlen will in guten böhmiſchen Groſchen, „mit welchen ein Biedermann dem andern wohl Genüge thun mag.“ Als Bürgen ſind die obengenannten Mittelsmänner aufgeführt [4]).

Der Vormittag war damit verfloſſen, und man beſchloß, das Uebrige für morgen zu vertagen. Als man zu Tiſche gehen

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 45.
[2]) A. a. O. S. 46.
[3]) A. a. O. S. 46.
[4]) A. a. O. S. 47.

wollte, kam Caſpar Gans von Putlitz, welcher von Friedrich ebenfalls zu Verhandlungen und zu Tiſche eingeladen worden war. Eine Abhaltung unterweges ließ ihn ſo ſpät kommen, und er entſchuldigte ſich höflich.

Man trat in das Speiſezimmer ein. Friedrich unterhielt ſeine Gäſte mit Zuvorkommenheit. Bald darauf öffneten ſich die Thüren, und die Burggräfin Eliſabeth in Begleitung zweier Kammerfräulein erſchien. Friedrich ſtellte ihr ſeine Gäſte vor, ſie begrüßte ſie ſehr artig, und man nahm Platz. Gans von Putlitz war der nächſte Nachbar Eliſabeths, Dietrich von Quitzow der Friedrichs.

Eliſabeths ganzes Weſen verbreitete einen wunderbaren Reiz über die Tafel. Die Männer vermochten das Auge kaum von ihr zu wenden, und lauſchten jedem Worte, das aus ihrem Munde kam. Sie ſprach mit Geiſt und Feinheit, wußte jeden Gegenſtand von einer anziehenden Seite zu betrachten und darzuſtellen, ja ihm oft durch wenige Worte eine Wendung zu geben, durch welche er beziehungsreich und heiter erſchien. Wenngleich Friedrich bei aller feſtgehaltenen Würde überaus liebenswürdig erſchien, ſo ſagten ſich doch ſelbſt die Quitzows, ſeiner Gemahlin hätten ſie die Huldigung nicht verweigern können, die ſie ihm verſagt hatten. Faſt fühlten ſie ſich blöde und verlegen in ihrer Gegenwart, denn wenig vertraut mit dieſer ihnen faſt neuen Art der Unterhaltung, wo das Geſpräch weniger durch ſeinen Inhalt, als durch ſeine Form, ſeine witzfunkelnde geiſtreiche Friſche anziehend wird, wußten ſie oft nicht zu antworten, ſo oft auch Eliſabeth ſie ſelbſt auf die feinſte Weiſe aus dieſer Verlegenheit riß. Mit wahrhafter Hochachtung vor dem Geiſte dieſer ſeltenen Frau verließen ſie die Tafel.

Als ſie ihre Herberge erreicht hatten, in welcher auch Gans von Putlitz abgeſtiegen war, ſprach Dietrich: Das muß man dem Burggrafen laſſen, er weiß ſich fürſtlich zu benehmen und zu ſprechen.

Gans v. P. Gewiß, ich ſagte es euch ja, ihr würdet einen ganzen Mann in ihm finden. Wohl uns, daß wir uns ebenfalls nicht zu den halben zu rechnen brauchen. Aber ich geſtehe, wäre er kein Fremder, oder hätte er die Mark nicht erkauft, ich könnte ihm aus voller Seele huldigen.

Johann v. Q. Das iſt es eben, was auch mich ſtört,

und mich immer wieder zurückſtößt, wenn ich mich zu ihm hingezogen fühle. Und jedes ſeiner Worte erinnert daran, denn ſeine Ausſprache verräth beſtändig den Ausländer.

Dietrich v. Q. Wie reizend kleidet aber gerade dieſe Ausſprache die Burggräfin! Es liegt ein hoher Zauber darin, wie ſie ſpricht. Ich habe noch nie ein Weib ſo ſchön ſprechen hören.

Gans von Putlitz. Ei, ei! Ich werde Frau Eliſabeth davon benachrichtigen. Seid ihr doch ganz entbrannt.

Dietrich. Nun, ſie würde ſich vielleicht geſchmeichelt fühlen.

Gans v. P. Eure Hausfrau?

Dietrich. Ja ſo, die heißt auch Eliſabeth. Indeſſen, was wahr iſt, bleibt wahr, es iſt doch etwas Großes, um ein fürſtliches Leben, und wäre ich nicht, der ich bin, ich möchte ſchon mit ihm tauſchen.

Johann. Stehen wir denn nicht, wie auf einem Berge mit der Ausſicht in ein ſolches Leben? Ich gebe die Hoffnung nicht auf, jetzt weniger als je, da es uns gelungen iſt, im Beſitze unſerer Hauptſchlöſſer zu bleiben. Sei es früh oder ſei es ſpät, eine Freiherrſchaft müſſen wir erringen.

Dietrich. Vielmehr drei, damit keiner von uns leer ausgehe. Die übrigen werden ſich hoffentlich zu fügen wiſſen.

Johann. So meint ich auch. Was hindert uns dann, wie Fürſten zu leben? Dann ſoll das Leben uns ſeine Blüthen entfalten, und wer uns bisher zugeſtand, daß wir Länder und Schätze zu erobern wiſſen, ſoll uns dann zugeſtehen, daß wir ſie auch zu benutzen wiſſen.

Gans von Putlitz. Ich habe dem Biſchof von Brandenburg den Frieden aufgekündigt.

Johann. Habt ihr wirklich?

Dietrich. Warum?

Gans v. P. Warum? Haben wir nicht verabredet, daß die Freunde des Burggrafen geſchwächt werden müſſen? Ich halte mein Wort. Iſt er es nicht, der ſchon viele unſerem Bunde entzogen hat? War er es nicht, der zuerſt den Burggrafen mit offenen Armen empfing? So mag er auch zuerſt dafür büßen.

Dietrich. Aber welchen Grund habt ihr vorgeſchoben?

Gans v. P. Ihr müßt doch wohl wiſſen, daß man einen ſolchen nicht lange zu ſuchen braucht. Ich habe ſogar mehr als einen.

Dietrich. Aber gerade jeƷt? Da wird der Burggraf dazwiſchen treten wollen.

Gans v. P. Das kann er nicht. Der Biſchof iſt nicht mein Oberherr, jeƷt auch kaum der Burggraf. Mein Fehderecht laſſe ich mir nicht nehmen. Der Biſchof wird meinen Brief wohl ſchon in Händen haben.

Johann. Und wann ſoll der Krieg beginnen?

Gans v. P. Sobald ich zurückgekehrt bin.

Dietrich. Endlich doch einmal wieder ein Krieg! Jammerſchade, daß ich nicht helfen kann. Aber Geduld! den Magdeburger laſſe ich nicht lange in Ruhe, wir haben noch zu viel mit einander abzumachen.

Johann. Da bin ich mit dabei. Dann gehn wir alle drei dem Krummſtab zu Leibe. Ha! tummelte ich mich nur erſt wieder mit der Lanze bügelrecht im Sattel!

Sie wurden durch einen Knecht unterbrochen, und machten dann einen Spazierritt durch die Stadt nach Kölln, zum Teltowſchen Thore hinaus ins Freie, auf welchem wir ſie nicht weiter begleiten wollen.

Am anderen Tage, Mittwoch den 5ten April, verfügten ſie ſich alle drei wieder nach dem Schloſſe in der Kloſterſtraße. Die Perſonen, aus welchen geſtern die Verſammlung beſtanden hatte, waren auch heute gegenwärtig, aber es waren außerdem noch viele andere da, und die Verhandlungen wurden fortgeſeƷt.

Zunächſt wurde verabredet, daß Dietrich und Johann von QuiƷow die Stadt Rathenow für die von ihnen früher entrichtete Pfandſumme noch ferner behalten ſollten. Sie ſtellten darüber einen Revers aus, und gelobten durch eine beſondere Urkunde zugleich, Friedrichen mit der Stadt Rathenow und allem was dazu gehört unterthänig und gehorſam zu ſein [1]).

Es kam nun die Reihe an die beiden Schlöſſer Saarmund und Köpenick, welche die QuiƷows wegen ihrer Forderungen an Wilhelm von Meißen genommen hatten. Da alle von demſelben herrührenden Anſprüche an märkiſche BeſiƷungen durch Siegmunds Verhandlungen mit ſeinen Erben getilgt waren, ſo war dieſe Angelegenheit unſtreitig mit inbegriffen. Auch war hier die Innehaltung eines Kündigungstermins keine nothwendige Bedin-

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 49.

gung, weil darüber keine Feſtſetzungen beſtanden. Der Betrag der Quitzowſchen Forderung wurde ausgemittelt, und ihnen baar entrichtet. So war demnach kein Grund vorhanden, die Rückgabe dieſer Schlöſſer zu verweigern. Sie mußten darin willigen [1]).

Friedrich war genöthigt geweſen zur Auslöſung des Schloſſes Köpenick, da hier zum Theil baares Geld gezahlt werden mußte, ſich 700 Schock böhmiſche Groſchen von den Städten Berlin und Kölln zu leihen [2]). Die Städte hatten das ſehr gern gethan, da ſie einen läſtigen Nachbar los wurden, und ſelber in den Pfandbeſitz des Schloſſes kamen. Auch Friedrich war es lieb, ihn als Nachbar zu verlieren, wenn gleich Dietrich jetzt nicht in Köpenik wohnte. Das Verhältniß mit Berlin war ein ungünſtiges geblieben, und gab zu mancherlei unangenehmen Vorfällen Veranlaſſung. Die Stadt Strausberg hatte Friedrich den Quitzows zur gehörigen Zeit gekündigt, und es gab keinen Vorwand, ſie ihm vorzuenthalten, da er die Pfandſumme zurückzahlte. Indeſſen konnte Friedrich weder für beide vorher genannte Schlöſſer noch für Strausberg die ganze Summe baar bezahlen. Er gab deshalb Dietrich einen Schuldſchein über 500 Schock, und Johann einen ſolchen über 600 Schock böhmiſche Groſchen, wofür ſich verbürgt hatten: Schenk Heinrich, — der Bruder der Eliſabeth von Quitzow, — Conrad von Schlieben, Heine Britzke, Claus Karpzow, Zander Haſenbach, Claus Withuſen, der junge Hans von Uchtenhagen, jetziger Inhaber des Schloſſes Bieſenthal, welches vorher Poppe von Holzendorf gehabt hatte, Ebel Krummenſee, Gerke von Arnim zu Spandau, Siegfried von Buch, Nickel Zenker und der Hoferichter Hans Barfuß [3]).

Zugleich aber verpfändete Friedrich die Stadt Strausberg auf der Stelle wieder an Albrecht von Holzendorf, — dem bisherigen Lehnsmanne der Quitzows, der wie wir erzählt haben, ſein Anhänger geworden war, — und zwar unter denſelben Bedingungen, unter welchen ſie Dietrich von Quitzow bisjetzt beſeſſen hatte. Albrecht ſtellte dem Burggrafen darüber den gewöhnlichen Revers aus [4]). Man kann wohl denken, daß er

1) Chroniſt in Förſters Handbuch d. Geſch. d. Preuß. Staats Thl. II. S. 137.

2) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 52. Anm.

3) A. a. O. S. 49.

4) A. a. O. S. 48. 49.

ſchon vorher wegen ſeines Uebertritts zu dem Burggrafen mit der Quitzowſchen Parthei, und ſo auch mit ſeinem Bruder und Vetter gänzlich zerfallen war. Wenngleich ſie ihm deshalb keine offene Feindſchaft hatten zeigen dürfen, ſo wußten ſie dafür doch andre Urſachen aufzufinden, und er hatte bereits viel darum leiden müſſen. Friedrich wußte das im Allgemeinen, und ſuchte ihn auf die angegebene Weiſe zu entſchädigen. Freilich aber war er den Quitzows dadurch ſo wenig als ſeinen Verwandten genähert worden.

Somit war denn die Quitzowſche Angelegenheit erledigt, und es kam darauf an, mit Gans von Putlitz aufs Reine zu kommen. Natürlich hatte ihn Friedrich, ſobald er ſich gegen ihn erklärt hatte, ſofort ſeines Amts als Landeshauptmann der Altmark entlaſſen, aber zugleich hatte er ihm auch das Schloß und die Vogtei Tangermünde aufgekündigt, welche Jobſt ihm für 1200 Schock böhmiſche Groſchen verpfändet hatte. Auf Friedrichs Schreiben ſagte ihm auch Siegmund ſogleich das ihm übertragene Amt als Hauptmann der Priegnitz auf, und ſchon ſeit längerer Zeit hatte er beide Poſten nicht mehr verwaltet. Doch waren ſeine Anſprüche noch unerledigt, und ſollten nunmehr feſtgeſtellt werden.

Die Pfandſumme für das Schloß und die Vogtei mußte natürlich gezahlt und angenommen werden. Die beiden Aemter hatten Putlitz die Summe von 200 Schock böhmiſche Groſchen jährlich gebracht. Da Gans von Putlitz plötzlich ſeinen Aemtern enthoben worden war, und Beſoldung und Emolumente verloren hatte, ſo einigte man ſich endlich über eine Schadloshaltung von 800 Schock böhmiſchen Groſchen, ein für allemal. Friedrich zahlte ihm die erſtgenannten 1200 Schock baar aus, über die 800 Schock ſtellete er ihm und ſeinen Erben, und zu getreuer Hand Dietrich von Quitzow, einen Schuldbrief aus, die er auf Michaelistag zu Havelberg zu zahlen verſprach. Aus Schonung wurde in dem Schuldbriefe nur erwähnt, daß ſie eine Entſchädigung für jenes Jahrgehalt von 200 Schock ſein ſollten, nicht aber, daß Gans von Putlitz ſeiner Aemter enthoben worden ſei, oder dieſe verloren habe. Doch wurde feſtgeſtellt, daß, wenn ſich nach Ausweiſung der Rechnungen und Jobſts Briefen ergeben ſollte, daß Gans von Putlitz noch Zahlungen an den Burggrafen zu machen habe, der Betrag von dieſen 800 Schock

abgezogen werden ſolle. Als Bürgen waren eingetreten: Schenk Albrecht von Sydow, Dietrichs Schwiegervater, Johann und Claus von Quitzow, Achim von Bredow, Werner und Albrecht von Holzendorf, Dietrich von Runtorf, Bertram von Bredow, Henning Krummenſee, und Wilke von Arnim [1]).

Jetzt kam die Reihe an Wichart von Rochow, der ſich ſo eben eingeſtellt hatte, und zu dieſem Tage eingeladen war. Sein Schloß Potsdam hatte ihm gekündigt werden ſollen. Friedrich hatte indeſſen ſich durch die Verhandlungen bewegen laſſen, es ihm noch ferner im Pfandbeſitz zu laſſen, und Wichart war ſehr zufrieden, ein an der Havel belegenes Schloß zu behalten. Er wurde in dem Pfandbeſitze beſtätigt.

Dagegen erhoben ſich über Golzow eigene Schwierigkeiten, deren Einzelheiten nicht mehr klar ſind. Das Schloß war früher ein Markgräfliches geweſen, bis die von Rochow, Hans, Henneke und Wichart im J. 1351 in den Pfandbeſitz kamen, den Markgraf Ludwig wegen anderer Schuldforderungen der Vettern von Rochow an ihn noch in demſelben Jahre in einen Erblehnbeſitz verwandelte, und ſie zu geſammter Hand damit belehnte [2]). Seit jener Zeit beſaßen die von Rochow das Schloß Golzow ungeſtört. Dennoch müſſen Umſtände vorhanden geweſen ſein, welche Friedrich ein Recht gaben, Wicharts Beſitz dieſes Schloſſes nur als einen Pfandbeſitz zu betrachten; ſchon in Ofen hatte er es ins Auge gefaßt, und das Angefälle Wend von Ileburg übertragen. Jetzt aber kündigte er es Wichart von Rochow förmlich gegen Zahlung der darauf haftenden Pfandſumme, und wollte es nur als Pfand gelten laſſen.

Wichart, dem an den Beſitz des feſten Schloſſes viel gelegen war, proteſtirte, bezog ſich auf den von Markgraf Ludwig ertheilten Erblehnbrief, und nahm ſeine Freunde die Quitzows und den Gans von Putlitz zu Zeugen, welche ſeine Ausſage beſtätigten. Friedrich ſcheint entweder die Richtigkeit der Angabe bezweifelt zu haben, oder es waren andere, bis jetzt noch nicht aufgeklärte Gründe vorhanden, — vielleicht in Folge ſpäterer Verhandlungen, die wir nicht kennen, — welche Friedrich entgegen ſetzte, — genug, er beſtand auf die Kündigung, und erklärte eine

[1]) v. Raumer Cod. dipl. Brand. cont. T. I. p. 47.
[2]) Büſchings Topographie der Mark S. 44.

weitere Unterſuchung des Sachverhältniſſes für überflüſſig. Wichart aber verlangte ſie, kraft ſeines Rechtes, und behauptete, daß er ſich die Kündigung nicht gefallen laſſen könne, ſondern auf den Ausſpruch des kaiſerlichen Lehnshofes provocire. Die Streitigkeit gewann einen ſehr unangenehmen Charakter, Friedrich ſchien in Wicharts Einreden nur den Geiſt der Oppoſition zu ſehen, weil es ihm nicht zweifelhaft war, im Rechte zu ſein. Er ſchnitt die Verhandlung endlich mit der Bemerkung ab, daß ſich das Weitere finden werde, und man hier die Zeit nicht mit leeren Streitigkeiten verbringen könne. Wichart hoffte um ſo eher, daß Friedrich ſeinen Gründen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen würde, als er ihm das Schloß Potsdam gelaſſen hatte, das er unzweifelhaft pfandweiſe beſaß, und rechnete darauf, daß die Kündigung von Golzow zurückgenommen werden würde.

Wir vermögen, aus Mangel an Urkunden, nicht zu entſcheiden, auf welcher Seite der Irrthum waltete. Aber bei Wichart von Rochow ſtand der Entſchluß feſt, ſich die Golzow, — denn ſo wurde das Schloß damals allgemein genannt, — nicht nehmen zu laſſen, und ſeine Freunde beſtärkten ihn darin.

Zuletzt waren noch Forderungen zu berichtigen, welche die Erben des verſtorbenen Lippold von Bredow an Friedrich zu machen hatten, aus der Zeit, wo derſelbe Landeshauptmann geweſen war. Sie betrafen Diäten, Entſchädigungen, Auslagen und ähnliche Koſten, welche er in ſeinem Dienſte zu Gunſten der Mark aufgewandt hatte. Friedrich verglich ſich darüber mit Achim und Matthias von Bredow, den Söhnen des Verſtorbenen, und dieſe ſtellten noch an demſelben Tage eine Urkunde aus, in welcher ſie dem Burggrafen Friedrich aller Dienſte, Zehrung, Zuſpruch und Schaden von ihrem ſeligen Vater quittiren [1]).

Dieſe weitläufigen, zum Theil ſehr unangenehmen und verdrüßlichen Geſchäfte waren nun glücklich beendigt. Friedrich behielt wieder die ganze anſehnliche Geſellſchaft bei ſich zur Tafel, und bemühete ſich, ſeinen Gäſten die herben Empfindungen, welche bei den Geſchäften nicht zu vermeiden geweſen waren, in angenehme umzuwandeln. Indeſſen wollte es ihm heute weniger gelingen als geſtern. Wenigſtens fand ſich bei den Quitzows keine frohe Laune ein. Sie konnten ihrer Verſtimmung nicht Herr werden.

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 48.

Nach aufgehobener Tafel zog Friedrich den Gans von Putlitz in ein Fenſter und ſagte: Entſchuldigt meine Frage. Aber ehe ihr von mir geht, ſagt mir doch, ob es wahr iſt, daß ihr mit dem Biſchofe von Brandenburg in Uneinigkeit gerathen ſeid. Sein letzter Brief läßt mir ſo etwas ahnen.

Gans v. Putlitz. So iſt es mein Fürſt.

Friedrich. Hoffentlich iſt die Sache doch nicht von Bedeutung?

Gans v. Putlitz. Wie man es nehmen will. Für mich iſt ſie es dennoch, und auch er ſcheint Wichtigkeit darauf zu legen.

Friedrich. Ihr habt doch Ausſicht zu einer gütlichen Ausgleichung?

Gans v. P. Verzeiht, die iſt gänzlich verſchwunden, und das Schwerdt wird entſcheiden müſſen.

Friedrich. Nicht doch, dazu darf es nicht kommen. Ich erbiete mich, den Streit zu vermitteln, überlaßt mir das.

Gans v. P. Ihr ſeid ſehr gnädig, doch fürchte ich, es wird nichts helfen.

Friedrich. Ei, wie ſollte es nicht? Ihr werdet doch nicht unverſöhnlich ſein?

Gans v. P. Gewiß nicht.

Friedrich. Nun wohl, ich rechne darauf, daß ihr meine Vermittelung annehmt. Biſchof Henning iſt ohnehin krank.

Gans v. P. Mein Streit betrifft nicht ſeine Perſon, ſondern ſein Stift.

Friedrich. Um ſo leichter wird es ſein, den Streit beizulegen.

Gans von Putlitz verbeugte ſich ſchweigend, die Gäſte nahmen Abſchied und entfernten ſich.

Als die Quitzows in ihrer Herberge angekommen waren, trat Gans von Putlitz zu ihnen ins Zimmer.

Dietrich ging unmuthig im Zimmer auf und ab.

Wißt ihr wohl, wie ihr mir vorkommt? ſprach Gans von Putlitz lachend. Wie gerupfte Vögel.

Dietrich ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, aber er verbiß ſeine Antwort.

Gans v. P. Die Federn hat man euch ausgezogen, und auf die wunden Stellen Papier geklebt.

Dietrich. Hole der Teufel die ganze Geſchichte. Es är-

gert mich doch abſcheulich, die beiden Schlöſſer und die Stadt verloren zu haben, das Leibgedinge meiner Eliſabeth.

Johann. Ja, und ſie dann auf der Stelle dieſem jämmerlichen Albrecht von Holzendorf wieder zu verpfänden, dieſem Menſchen mit einer Knechtsſeele! Das hat mich am meiſten geärgert.

Gans v. P. Laßt ihn nur. Wenn ſich der Burggraf ſolche Lieblinge wählt, deſto beſſer für uns. Mit denen wird er nicht weit kommen.

Dietrich. Ich fürchte, er kennt ihn recht gut, und weiß, was es für ein Held iſt. Das Ganze ſollte wohl nur eine Demüthigung für uns ſein. Aber ich will es ihm gedenken.

Johann. Schade um die Mühe, die wir uns der beiden Schlöſſer wegen gegeben haben. Wir konnten ſie ſparen, denn unſer Geld hätten wir jetzt ſo gut erhalten, wie die Bredows.

Dietrich. Geſchehen iſt geſchehen. Jetzt iſt es am Beſten, wir bilden uns ein, wir hätten eine Schlacht verloren. Und ſo ſchlimm iſt es am Ende doch noch nicht. Haben wir doch Geld dafür erhalten, und mit Geld kann man noch manches wenden. Hoffentlich werden wir die Schlöſſer bei der Uebergabe nicht zum letztenmale als Herren begrüßen.

Johann. Recht ſo, ich denke, wir haben eigentlich weniger Urſache traurig zu ſein, als wir ſelber meinen. Laß uns nur erſt wieder zurück ſein. Iſt der Sand in der Uhr abgelaufen, ſo kehrt man ſie um, und er fängt von neuem an.

Gans von Putlitz. Meine Meinung. — Noch ſeid ihr reich und mächtig genug, genau genommen habt ihr nicht einmal etwas verloren. Noch braucht ihr nicht zu verzagen. Ihr, ich und der Rochow ſind noch immer eine Macht, die dem Burggrafen zu ſchaffen machen kann, vorläufig mögen es Andere empfinden.

Am nächſten Vormittage den 6ten April ſollten die Quitzows dem Burggrafen auf ſeinem Schloſſe die Huldigung leiſten. Allein ſie, wie Gans von Putlitz und Wichart von Rochow, wußten noch eine Menge Schwierigkeiten aufzufinden, und machten namentlich geltend, daß ſie Siegmund geſchrieben hätten, ſie müßten erſt eine Verſicherung haben, daß ſie bei ihren Schlöſſern blieben, ehe ſie huldigen könnten, und daß Siegmund ſo geantwortet habe, als ob ſie nichts verlieren ſollten. Nunmehr

aber hätten ſie nichts deſtoweniger einen Theil ihrer Schlöſſer herausgeben müſſen, und Herr Gans, wie die Quitzows ſeien wegen des meiſten, was ſie noch beſäßen, meklenburgiſche Vaſallen. Sie müßten daher, ehe ſie die Huldigung ableiſten könnten, nochmals an ihren gnädigen Herrn König Siegmund ſchreiben, und erfahren, ob ſie auch nicht bei dieſen geänderten Bedingungen gegen ſeinen Willen thäten, wenn ſie huldigten. Es würde ja dabei nicht darauf ankommen, wenn die Huldigung noch ſo lange und auf eine kurze Zeit verſchoben würde. Außerdem ſei auch die Acht noch nicht aufgehoben, an welche Bedingung ſie doch die Huldigung geknüpft hätten, und ſie müßten nothwendig die Zurücknahme derſelben abwarten, wie ſie denn zu der Einſicht des Burggrafen das Vertrauen hätten, er würde dieſe Forderung nur billig finden. Friedrich ſah ſich endlich genöthigt, die Unterhandlungen abzubrechen und auf Weiteres zu vertagen.

Neuntes Kapitel.

Freitag der 7. April war zur Uebergabe des Schloſſes Köpenick beſtimmt. Friedrich ritt deshalb mit einem Gefolge, in welchem ſich auch beide Quitzows befanden, nicht aber Gans von Putlitz, der mit Wichart von Rochow heute abgereiſet war, Vormittags aus Berlin zum Köpenickerthore hinaus. Ein anſehnlicher Zug von Knechten folgte.

Als man am Ufer der Spree das damalige Thor verlaſſen, führte der Weg anfangs gerade aus, und wendete ſich ſodann links wieder der Spree zu. Noch jetzt iſt ſeine Richtung in der neuen Roßſtraße und Schäfergaſſe angedeutet. Hier führte er an einer vor dem Thore gelegenen Schäferei vorüber. Hatte man das Spreeufer erreicht, ſo folgte der Weg demſelben, doch mit Vermeidung der kleineren Krümmungen, wie es noch jetzt der Fall iſt, und führte ziemlich genau in der Richtung des jetzigen Weges nach Köpenick.

Die Frühlingsgewäſſer hatten das Waſſer der Spree geſchwollen, ſie war aus ihrem Bette getreten, und hatte den Weg am niedrigen Ufer auf weite Strecken überſchwemmt. Bis nahe an das Thor der Stadt reichte Birkengehölz, weiterhin führte er durch ein Elsbruch, das jenſeits der Hälfte des Weges ſich in einen Birkenwald verwandelte. Beſonders zwiſchen den Elſengebüſchen hatte ſich das Waſſer weithin verbreitet, und bildete einen ſtillen flachen See. Das Wetter war angenehm, und die Sonne ſchien mild und warm.

Man mochte etwa eine halbe Meile geritten ſein, als Friedrich ſich zu ſeinen Begleitern wandte und ſprach: Habt ihr Herren nichts gehört? Klang es mir doch in der Ferne, wie Hülfsgeſchrei.

Man hielt die Pferde an, und nochmals erklang aus unbeſtimmter Ferne der gellende Hülferuf: to Jodute, der unverkennbar unterbrochen und erſtickt wurde.

Es iſt rechts im Walde, und offenbar geht dort etwas vor. Laßt uns ſehen ihr Herren, was es giebt, ſprach Friedrich.

Man wandte die Pferde rechts, und zwiſchen den hohen Elsgebüſchen ſuchte man ſich der Gegend, ſo gut es möglich war zu näheren, indem man das Sprechen vermied. Eine ziemliche Strecke war zurückgelegt, durch das oftmalige Ausbiegen ſumpfiger Stellen und Waſſerſtrecken hatte man aber faſt die Richtung verloren, als ein kaum hörbares Aechzen und Stöhnen auf die rechte Spur leitete. Leiſe und in weiter Umſpannung ſuchte man ſich dem Orte zu nähern, zog ſich dann näher zuſammen, und erreichte ihn endlich. Fünf Kerle von ſehr verdächtigem Anſehen plünderten ſo eben einen Menſchen, der ſeinem Anſehen nach ein fahrender Handwerksgeſelle war. Er blutete aus mehreren Wunden, hatte bereits das Bewußtſein verloren, und lag offenbar im Sterben. Sein Aechzen, obgleich immer leiſer werdend, und der Eifer, mit welchem die Kerle beſchäftigt waren, hatte ſie verhindert, die Annäherung der Reiter auf dem weichen Grasboden eher wahrzunehmen, als bis es zum Entfliehen zu ſpät war. Mit heftigem Schrecken gewahrten ſie ihr Unglück, gaben ihre Blutarbeit auf, und erwarteten zitternd ihr Schickſal. Unterdeſſen hatte ſich Dietrich Schwalbe an den Verwundeten gemacht. Er hielt den heftigen und noch fortdauernden Blutverluſt für die Urſach ſeiner Schwäche, und mühete ſich, ihn zu ſtillen. Deshalb ſprach er, aber freilich in ſehr entſtellten kaum erkennbaren Worten den Blutſeegen: Sanguis mane in venis, sicut Christus pro te in poenis; Sanguis mane fixus, sicut Christus crucifixus. Sein Mühen war vergeblich. Das Bluten ließ ſich nicht ſtillen.

Gnade Gott dem armen Teufel, ſprach Friedrich. Der iſt hin, und nicht mehr zu retten. Bei euch Galgenvögeln braucht es nicht viel Redens. Bindet ſie, ſprach er zu den Knechten, welche von den Pferden ſprangen, und die fünf Kerle banden, ohne daß ſie Widerſtand leiſteten. Die Füße wurden ſo gebunden, daß ſie in kleinen Schritten gehen konnten.

Friedrich. Was machen wir mit dem Geſindel? Das einfachſte wäre, ſie ohne viele Umſtände an den nächſten Bäumen aufzuhängen, wenn ich dieſe ſchnellen Proceduren ohne Urtheil und Recht liebte. Sie müſſen nach Berlin geſchafft wer-

den, allein, wenn wir ſie durch unſere Knechte geleiten laſſen, fehlen uns dieſe, und das iſt mir nicht recht.

Dietrich von Quitzow. Herr, hier ganz in der Nähe am Ufer der Spree muß des Raths von Berlin Förſter wohnen. In ſeinem Hauſe würden ſich die Strauchdiebe wohl bis auf Weiteres unterbringen laſſen.

Friedrich. Ei, das iſt mir lieb. Laßt uns den kleinen Umweg nicht ſcheuen, ihr Herren. Beſſer iſt es, wir überzeugen uns ſelbſt davon, ob ſie dort auch ſicher aufbewahrt werden können, denn es liegt mir daran, daß ſie ihrer Strafe nicht entgehen. Die Sicherheit der Straßen müſſen wir vor allen Dingen wieder herſtellen, und ſolche Gaudiebe müſſen nach Urtheil und Recht exemplariſch beſtraft werden.

Man kehrte um, die Knechte nahmen die Kerle zwiſchen die Pferde, bald war die Landſtraße wieder erreicht, bald hatte man auch den von ihr ſich links nach der Spree hinziehenden Weg zur Förſterwohnung gefunden. Der Wald war hier ſehr dicht, und die Elſen wechſelten mit mächtigen Eichen ab.

Am Rande des Fluſſes lag hier tief verſteckt und einſam unter hohen Bäumen das niedrige mit Stroh gedeckte Förſterhaus auf der Stelle eines ehemaligen wendiſchen Fiſcherdorfes, deſſen Name Treptow in dem Namen dieſes Gebäudes fortgepflanzt wurde. Als die Deutſchen dieſe Gegenden eroberten, und die Wenden zurückdrängten, war es von den Eroberern in Brand geſteckt, und da die Einwohner vertrieben waren, nicht wieder aufgebaut worden. Glücklicher war das ſchräg gegenüber gelegene wendiſche Fiſcherdorf Stralow weggekommen, denn der Fluß hatte den Eroberern eine Grenze geſetzt, und es fiel ſpäterhin, ohne eine ſolche Verheerung zu erdulden, unter ihre Botmäßigkeit. In dieſem Hauſe wohnte der Förſter, der den umgebenden Wald beaufſichtigte, welcher der Stadt Kölln gehörte.

Man kam vor dem Hauſe an. Die Seite nach dem Fluſſe hin lag frei, ohne einen vorliegenden Zaun. Unſere Reiter wunderten ſich, daß Niemand herauskam, und nicht einmal Hunde ihre Ankunft meldeten, und doch hörte man drinnen laut ſprechen. Von Stralow herüber ruderten einige ſtark mit Menſchen beſetzte Kähne.

Ich werde nachſehen, wie es drinnen ſteht, ſprach Dietrich von Quitzow, ſtieg vom Pferde, und näherte ſich der Hausthür,

welche ihm ſein Knecht öffnete, der mit ihm eintrat. Als Dietrich die Stubenthür aufgemacht hatte, wurde er überraſcht von der Scene, die ſich ſeinen Augen darbot. Der alte Förſter, ihm den Rücken zukehrend, ſtand mitten im Zimmer. Vor ihm lag ein bildſchönes Mädchen mit verweinten Augen auf den Knieen, und ſtreckte bittend die Hände zu ihm empor. Neben ihr lag ein Jägerburſche auf den Knieen vor dem Alten, und beide ſprachen in der heftigſten Bewegung. Einen ſeltſamen Contraſt mit derſelben bildete die Ruhe einer alten Eule, welche ſorglos auf der Schulter des Förſters ſaß. Ich bitte euch um Gottes und aller Heiligen willen, ſchrie der junge Jäger, hegt nicht ſolchen Verdacht, ihr macht mich und euer Kind unglücklich, ihr nehmt uns beiden das Leben. Wir ſind unſchuldig.

Auch der Alte war, wie ſeine Bewegungen zeigten, heftig ergriffen, obgleich er nicht zu Worte kommen konnte. Er hatte das Oeffnen der Thüre nicht gehört. Erſt als der Knecht ſie zumachte, wandte er ſich um, und ſchrie, heftig erſchreckend: Gott ſei uns gnädig! Dietrich von Quitzow! Nun iſt alles vorbei. —

Er taumelte entſetzt zurück, als hätte er ein Geſpenſt geſehen. — Was habt ihr denn? ſprach Dietrich. Faßt euch! Draußen vor dem Hauſe hält der Burggraf Friedrich!

Der Burg — graf — Friedr — ſtammelte er erbleichend. Seine erhobenen Hände ſanken herab, und er fiel rückwärts in die Arme des verſtört ausſehenden Jägerburſchen, die ihn auffingen. Scheu flog die Eule in einen Winkel.

Hilf heilige Mutter Gottes, wohin ſollen wir uns retten, ſchrie das Mädchen. Iſt denn kein Erbarmen, keine Hülfe mehr zu finden! Wo verbergen wir uns vor dieſen Schrecklichen!

Dietrich. Was habt ihr denn? Was iſt hier vorgegangen, daß ihr ſo außer euch ſeid?

So eben trat Friedrich mit einigen ſeines Gefolges in die Stube, dem die Zeit draußen lang geworden war. Der alte Förſter kam wieder zu ſich. Aber er erſchrak von neuem, als er die Augen öffnete, und den Burggrafen erblickte.

Friedrich ſchauete ſich um, und ſah bald an der Verſtörtheit und den verweinten Augen der Förſtersleute, daß hier etwas Außerordentliches vorgefallen ſein mußte. Indeſſen gönnte er dem Alten Zeit, ſich zu erholen. Als dieſer der Sprache wieder mächtig war, erzählte er folgendes:

Verzeihet Herr, daß ihr uns in ſolchem Zuſtande treffet. Aber was vermag der Menſch gegen das Unglück. Ich will euch erzählen, was vorgegangen iſt. Hier mein Jäger, der Ulrich, iſt ſeit Kindesbeinen in meinem Hauſe. Da hat er nun, wie es wohl zu gehen pflegt, meine Tochter da, die Bertha liebgewonnen, und ſie auch ihn. Nun, dagegen wäre nichts zu ſagen geweſen, denn er iſt, das muß ich ihm nachrühmen, von je an ein braver Burſche geweſen, und meiner Tochter kann ſelbſt der Neid nichts Unrechtes nachreden. Sie iſt das Ebenbild ihrer ſeligen Mutter, die ich vor vier Wochen verloren habe, und die da drüben auf dem Kirchhofe ſchlummert. O hätte man mich doch mit begraben! Nun ſeht, ſie iſt eine hübſche Dirne, und es gab wohl noch Andere, denen ſie wohlgefiel. Da kam nun vor längerer Zeit ein Quitzowſcher Dienſtknecht von Köpenick, der hier öfter vorbei mußte, wenn er nach Berlin ging, und kehrte dann unter mancherlei Vorwänden bei mir ein. Wir ſahen wohl, daß ers der Bertha wegen that, aber weil er ſonſt ein ordentlicher und erfahrener Menſch war, der auch gut erzählen konnte, mochten wir ihn nicht gehen heißen. So kam er denn öfter her, und blieb auch zuweilen, wenn er erſt ſpät von Köpenick abgereiſet war, hier über Nacht. Nun mußte der Ulrich vor einigen Wochen verreiſen, und faſt zwei Wochen wegbleiben. Unterdeſſen fand ſich der Knecht, Ottfried war ſein Name, öfter hier ein, und machte ſich gern mit der Bertha zu ſchaffen. Das hatte er zwar auch ſchon vorher gethan, aber er nahm ſich in Acht, denn der Ulrich litt es nicht, und paßte ihm auf. Auch hatte es zwiſchen den Beiden mitunter ſchon Zank geſetzt, und ich hatte oft zu ſteuern und zu wehren, daß ſie einander nicht in die Haare geriethen. Allein ſie verſöhnten ſich immer wieder. Nun jedoch der Ulrich weg war, hatte der Ottfried freies Feld, und machte ſeine Jagd, wiewohl die Bertha ihm nicht viel Rede ſtand, und mit kurzen Worten manchmal recht ſchnippiſch that. Geſtern kommt nun der Ulrich von ſeiner Reiſe, und Bertha klagte ihm, wie ſie der Ottfried verfolgt habe. Der zog eine finſtere Stirn, und ſprach davon, es ihm zu gedenken. Während ſie noch mit einander reden, — es war bereits Abend, — kommt der Ottfried von Köpenick, um nach Berlin zu ſeinem Herrn zu gehen, und bat, ihn die Nacht hier zu behalten, er wolle morgen ganz früh nach Berlin aufbrechen.

Kaum haben wir ihm das zugeſagt, ſo gerathen auch die beiden, nämlich der Ottfried und Ulrich, an einander, und ſagen ſich harte Worte des Mädchens wegen, daß ſie und ich genug zu ſteuern und zu wehren haben, um ſie nur wieder aus einander zu bringen. Aber die Gemüther waren nicht beruhigt. Sie droheten einander, wenn ſie ſich draußen träfen, die Sache auszumachen, und grollend ſaßen ſie ſich gegenüber, ohne mit einander zu ſprechen, oder ſich anzuſehen, daß ich ſchon bereuete, dem Ottfried ein Nachtlager zugeſagt zu haben. O hätte ich es ihm doch noch aufgekündigt! Wir gingen alle im Unmuthe zu Bette. Heute früh — — ach Gott! es iſt zu viel für mich alten Mann! — Heute früh lag der Knecht Ottfried in ſeiner Kammer — erſchlagen! (Er bedeckt ſich das Geſicht).

Dietrich von Quitzow. Wie? Mein Knecht Ottfried? In eurem Hauſe erſchlagen? —

Förſter. Wie ich geſagt habe.

Dietrich. Und wer iſt der Thäter?

Förſter. O Gott! Wage ich doch kaum ihn mir ſelber zu nennen. Bedarf es noch der Frage?

Dietrich. Alſo wirklich? Der Jäger Ulrich?

Bertha. Um Gottes Willen Vater, um der Liebe, die ihr zu meiner ſeligen Mutter getragen habt, ſprecht das Wort nicht aus. Er iſt es gewiß nicht geweſen, er iſt unſchuldig.

Der Förſter ſeufzte tief. So eben trat der Schulze Finkeldei mit den Gerichtsleuten aus Stralow ein, um den Thatbeſtand zu unterſuchen, und die Mörder feſtzunehmen. Sie waren zu Waſſer herüber gekommen. Ehrerbietig blieben ſie an der Thüre ſtehen, als ſie ſahen, in welcher Geſellſchaft ſie ſich befanden.

Man begab ſich nach der Kammer, wo die Schauderthat geſchehen war. Da lag der Todte noch. Er war durch einen Stich ins Herz vor ſeinem Bette getödtet, in welchem er vorher ſchon gelegen haben mußte. Die Thüre ſeiner Kammer hatte weder Schloß noch Riegel, ſondern nur eine Klinke. Das Fenſter war zu, wenn gleich nicht zugekettelt, und niemand wußte, ob es vorher zugekettelt geweſen war. Der Todte hatte nur wenig Blut verloren. Auf dem Fußboden war es ſichtbar, daß eine Balgerei ſtatt gefunden hatte.

Ermordet iſt der Knecht ohne Zweifel, ſprach Dietrich. Auch

erkenne ich ihn als meinen Knecht, und nach eurer Erzählung iſt wohl nicht zu zweifeln, daß der Jäger Ulrich der Thäter iſt. Nehmt ihn gefangen!

Der Schulze. Ja ja Gevatter Förſter, ich habe es euch manchmal geſagt, mit den beiden Leuten, dem Ulrich und dem Ottfried thuts kein Guts. Aber ſo ſchlimm hätte ichs doch nicht gedacht. — Ja Ulrich, dann lege dein Waidmeſſer ab.

Ulrich. O mein Gott, erbarme dich meiner! Ich bin nicht Schuld an dieſer That!

Bertha. Hört ihrs, er hat keine Schuld. O glaubt ihm, er lügt gewiß nicht!

Förſter. Wollte Gott, er ſpräche wahr. Aber wo ſind denn die Hunde? Sind die nicht fort? Das iſt ein Jägerſtückchen. Die bringt Niemand fort, als ein Jäger.

Ulrich. Aber Vater, wozu brauchte ich denn die Hunde über Seite zu ſchaffen? Sie kennen mich ja, und würden mir nichts gethan haben. Gerade daß ſie fehlen, ſpricht ja dafür, daß ich es nicht geweſen bin.

Ein Gerichtsmann aus Stralow ſagte: Die Jungfer Bertha ſcheint aber von der Sache wohl mehr zu wiſſen, als wir meinen. Sie iſt in der Nacht eine Stunde vor Mitternacht auf unſerem Kirchhofe hier drüben geweſen, und dann auf einem Kahne zurückgefahren.

Bertha entfärbte ſich. Der alte Förſter ſah ſie fragend und verwundert an. Aller Augen richteten ſich nach ihr hin. In tödtlicher Seelenangſt ſtand ſie da.

Wie iſt das? ſprach der Vater. Bertha, iſt das wahr?

Kaum hörbar flüſterte ſie ein leiſes Ja.

Das vermag ich nicht zu begreifen, ſprach der Förſter. Ulrich, weißt du darum?

Ulrich. Nichts! Ich höre zum erſtenmale davon. Bertha, um Gotteswillen ſprich, und kläre dies Dunkel auf.

Bertha hielt die Hand vor die Augen. Sie wankte, und fiel zurück.

Zwei Jägerburſche ſtürzten ins Zimmer und riefen: wir haben die Hunde gefunden, aber ſie ſind todt. Sie liegen ganz nahe, im Geſträuch verborgen.

Das hilft uns wenig, ſprach der Förſter. Wer hat ſie getödtet? Einen Fremden ließen ſich die nicht ankommen?

Ulrich. Vater, gebt den unſeligen Verdacht auf, er könnte mich wahnſinnig machen. O Gott, wie mißtrauiſch macht das Alter! Habt ihr mich denn jemals ſo kennen gelernt, daß ihr mir ſo Gräßliches zutrauen könnt? —

Man hatte Bertha Waſſer gereicht, und ſie kam wieder zu ſich. Dicke Thränentropfen entquollen den ſchönen Augen. Ihre Bruſt arbeitete heftig, aber ſie konnte noch nicht ſprechen.

Förſter. Tochter, liebe Tochter, ſprich meine gute Bertha, und reiße mich aus der Angſt, die mich foltert, die mich tödtet, wenn ich auch dich ſchuldig wiſſen muß. Gott, Gott, wer hätte das gedacht! O liebe Herren, ſie war ein gutes frommes Kind, und wer ſie ſah, hatte ſeine Freude daran. In ihrem Herzen war kein Falſch, kein Arg. Fröhlich ſprang ſie umher, wie ein unſchuldiges Lamm, in ihrem Gebete öffnete ſich ihr ganzes Herz dem Himmel, mitleidig half ſie gern und willig, wo ſie konnte, und mit Freudenthränen haben wir oft Gott gedankt für den Schatz, den er uns in ihr beſchert hatte; ich und meine ſelige Frau hatten nichts Lieberes, nichts was uns mehr Freude gemacht hätte. O wohl dir, gute Anna, daß du den Jammer nicht mehr erlebteſt! Du hätteſt ihn nicht ertragen!

Bertha. Vater, Vater, denkt nichts Arges von eurer Tochter. O Gott, ſo ſoll ich denn hier ein Geheimniß vor allen dieſen Fremden verkündigen, was tief in meines Herzens Grunde verſchloſſen war! Aber es muß ſein. So höret denn mein Bekenntniß lauter und treu. Ihr, mein Vater und mein Ulrich, ihr allein wißt, wie innig ich meine ſelige Mutter liebte.

Sie ſtarb, — ach Gott, — und ich hatte ſie noch ſo vieles zu fragen, ſie hatte mir noch ſo vieles zu antworten, o ich ſahe es wohl, wie ſchwer es ihr wurde, daß ſie es in das Grab mitnehmen mußte. Mit ihr ſtarb — (ſie wirft ſich ihrem Vater an die Bruſt) o zürnt mir nicht, wenn ich es ſage, mit ihr ſtarb, was mir das Liebſte und Theuerſte auf Erden war. Ich glaubte den tiefen Schmerz nicht überleben zu können, ich konnte mich oft nicht überreden, daß es wahr ſei, ſie ſei geſtorben, ich konnte es mir nicht denken, daß ich zum letztenmale, — o welch ein fürchterliches Wort, — zum letztenmale mit ihr geſprochen hatte. Sie mußte mir wiedererſcheinen, ich mußte noch von ihr hören, was ſie mir nicht mehr hatte ſagen können, und wenn des Nachts der Schlaf mein Lager floh, lag ich erwartungsvoll,

denn ſie mußte kommen. Aber ſie kam nicht. — Da faßte ich mir ein Herz, und wenn ihr ſchliefet ſtand ich auf, band den Kahn los, und ſchiffte hinüber zum Kirchhofe. Ich ſcheuete nicht die Geſpenſter, welche den anderen Gräbern entſteigen konnten. Auf ihr Grab lag ich auf meinen Knieen, und betete zu Gott, er möge ſie mir wieder erſcheinen laſſen, ich betete zu allen Heiligen, ach ich betete zuletzt auch zu ihr. War ſie mir doch eine Heilige, war ſie doch der Schutzgeiſt meiner Jugend. Aber noch iſt ſie mir nicht erſchienen, es muß wohl noch nicht die rechte Zeit ſein. (Leiſe) Geſtern Nacht bin ich wieder auf ihrem Grabe geweſen.

Sie ſchwieg. Der alte Förſter weinte, alle fühlten ſich ergriffen. Endlich fing der Alte an: Und haſt du geſtern, als du zurückkehrteſt nichts geſehen oder gehört? Ich meine hier in oder am Hauſe.

Bertha. Nichts. Geräuſch habe ich manchmal vernommen, ich glaube, auch geſtern. Aber wenn ich vom Kirchhofe kam, grauelte ich mich, nicht vor meiner Mutter, wohl aber vor den Anderen, und ſah mich niemals um, ſondern machte, daß ich ins Bette kam.

Gott ſei Dank, ſprach der Förſter, ſie ſcheint mit der Schreckensgeſchichte, mit dem Morde, nichts zu thun zu haben. Nun Ulrich, wenn du unſchuldig biſt, reinige dich eben ſo von dem Verdachte.

Dietrich von Quitzow. Das dürfte ihm ſchwer werden. Ich denke, wir überlaſſen das den Richtern, die werden ihm die Künſte ſchon abfragen. Führt ihn nur fort, und nach Berlin. Ich klage gegen ihn meines Dienſtknechtes wegen. Draußen haben wir ſo ſchon fünfe eingefangen, mit denen kann er die Reiſe zugleich antreten.

Halt! rief Friedrich. Habe ich doch die Gaudiebe da draußen ganz über alles was ſich hier begeben vergeſſen. Verſichert euch des Ulrichs, aber führt ihn noch nicht fort. Dagegen laßt einmal die Gaudiebe von draußen hereinbringen.

Dietrich von Quitzow. Wozu das, gnädiger Herr?

Friedrich. Wäre kein Zuſammenhang zwiſchen ihnen und dieſer That denkbar?

Dietrich ſchlug ſich vor den Kopf und ſprach: Ihr habt recht. Wohlan! Da ſind ſie ſchon.

Die Kerle waren eingetreten, und blieben ſtehen. Friedrich ließ ſie nach der Kammer führen, wo der Todte lag. Sie traten ein, ohne zurückzubeben, oder ſich zu erſchrecken. Ihre Geſichter blieben unverändert.

Friedrich. Wußtet ihr bereits, was ihr hier ſehen würdet?

Die Gefangenen. Nein, Herr.

Friedrich. Wie iſt der Mord verübt worden?

Die Gefangenen. Wir wiſſen es nicht.

Friedrich. Hofft nicht mit Läugnen durchzukommen. Der Galgen iſt euch doch gewiß. Ihr wißt, das Blut eines Erſchlagenen fängt wieder an zu fließen, wenn ſein Mörder ihn anſieht. Wir wollen die Probe machen. Jeder blicke feſt auf den Leichnam.

Dietrich von Quitzow zu dem einen Gefangenen. Kerl, warum blickſt du weg?

Der Gefangene. Ich habe ihn ja angeſehen, und — — (ſchaudernd) ich kann nicht weiter.

Dietrich. Warum nicht?

Der Gefangene. Ich — — o heilige Marie und Joſeph — ihr wißts ja ſchon — ſeht ihr denn nicht, daß das Blut ſich bewegt? Fort, fort von hier.

Friedrich. Wenn du geſtehen willſt, wie die That vollbracht wurde.

Der Gefangene. Ja, ja, nur fort von hier.

Die übrigen Gefangenen. Jämmerlicher Schwachkopf. Er weiß nicht was er redet.

Sie wurden in das Zimmer des Förſters zurückgebracht, wo unterdeſſen Ulrich peinliche Minuten verlebt hatte, der noch nicht begriff, was dieſe Scene bedeuten ſollte. Als ſie angekommen waren, ſprach jener Gefangene: ich will es geſtehen, ich habe ihn ermordet, aber ich habe die That nicht allein vollbracht. Die anderen haben mitgeholfen. Habt Barmherzigkeit mit uns ihr Herrn. Wir hatten erfahren, der alte Förſter habe Geld. Da iſt geſtern Mittag der dort als Bettler verkleidet hier ins Haus geſchlichen, und hat den Hunden ein Paar Biſſen hingeworfen, an welchen ſie auf den Abend verreckt ſein mußten. Als kein Feuer mehr im Hauſe brannte, und wir vermuthen konnten, daß alles ſchlief, ſchlichen wir auf das Haus zu, und probirten erſt die Hunde. Sie ließen ſich aus ihren Hütten herausziehen, wie Nichts, denn ſie waren todt. Die ſchleppte einer auf die Seite.

Der dort hielt Wache, und wir anderen viere ſchickten uns an, ins Fenſter zu ſteigen. Ich und der da ſtiegen hinein, wir merkten bald, daß Jemand in dem Zimmer ſchlief. Ehe wirs hindern konnten, ſprang er auf, und packte mich. Nun galts. Ich ſtieß ihm mein Meſſer in die Bruſt, und er ſank nieder. Wir wollten weiter, die anderen waren auch hereingekommen. Da gab der draußen das Zeichen, zurückzukehren. Wir ſtiegen wieder hinaus, und hörten, es kam ein Kahn übers Waſſer. Mitten in der Nacht fährt Niemand allein, wer weiß, wie viel Männer darin waren, auch konnte der Kahn nur nach dieſem Hauſe fahren, jedenfalls wurden die Bewohner geweckt. So kann es uns Niemand verdenken, oder als Feigherzigkeit auslegen, wenn wir uns davon ſchlichen, um gelegenere Zeit zu erwarten. Wenn man aber Unglück haben ſoll, mag man es ſo klug anfangen, wie man will, es hilft alles nichts, und wer den Schaden hat darf für Spott nicht ſorgen.

Der alte Förſter hatte ſich unterdeſſen Ulrich genähert, und war ihm ſchweigend aber weinend um den Hals gefallen. Bertha umſchlang die Gruppe mit gen Himmel erhobenem durch Thränen lächelndem Blicke. Sie glich einer Verklärten, und Niemand konnte ſie ohne Freude und Rührung anſehen. Friedrich ſprach: Schulze! ich übergebe euch die Miſſethäter. Sorgt dafür, daß ſie ſicher nach Berlin geſchafft und abgeliefert werden. Laßt dazu die nöthigen Leute herüber kommen. So lange werden die Kerle hier im Hauſe bleiben. Auch könnt ihr zum Landreiter ſchicken, und ihn zur Hülfe auffordern. — Die Miſſethäter wurden hinausgeführt.

Unſer Zweck iſt erreicht, ſprach Friedrich, wir haben die Gefangenen unter gebracht. Setzt euch demnach wieder auf, ihr Herren, damit wir fort kommen. Die meiſten verließen das Zimmer. Nun, und ihr jungen Leute, fuhr er fort, wie ſteht es mit euch? — Ich ſehe ſchon, ein Paar wird aus euch.

Förſter. In Gottes Namen, ſobald der Ulrich einen Dienſt hat.

Friedrich. Dazu könnte ich allenfalls helfen. Wie wäre es Ulrich? Dort oben an der Spree, jenſeits des Waſſers in der Ferne ragt ein Haus aus dem Walde empor. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ihr es hier nicht aus dem Fenſter ſehen ſolltet.

Ulrich. Ja wohl, es iſt der Hegemeiſter des Köpenicker Forſtes.

Friedrich. Nun der Poſten wird in dieſen Tagen erledigt. Und wenn du ſonſt brav dienen willſt, will ich ihn dir verſchaffen.

Ulrich jauchzte vor Freuden, und küßte dem Burggrafen entzückt die Hand, auch Bertha brachte ihren dankbaren Handkuß an. Indem ſich der Förſter näherte, flog ihm die Eule auf die Schulter, und war alles Abwehrens ungeachtet, nicht fortzuſchaffen. Sie hüpfte nur von einer Schulter zur anderen, und ſtarrete Friedrich ſehr gravitätiſch an, während der Förſter ſeinen Dank ausſprach.

Nehmts nicht übel, hoher Herr, mit dem Vogel da, ſprach er entſchuldigend. Ich halte das Thier wegen der Mäuſe hier im Hauſe, die es wegfängt. Da hat es ſich ſo an mich gewöhnt, daß es mir im Zimmer ſtets auf der Schulter ſitzt, wenn nicht zu viele Menſchen da ſind.

Friedrich. Ein närriſcher Kauz, aber laßts gut ſein, und lebt wohl.

Man ritt davon, aber Friedrich hielt Wort. Nach einigen Tagen hatte Ulrich den Hegemeiſterdienſt, und nach einigen Monaten ſeine Bertha. Von dem Heerde ihres häuslichen Glückes ſah ſie in gleicher Entfernung das Haus ihres Vaters, das Grab ihrer Mutter, und dahinter die Thürme der Stadt, in welcher ein Bruder und eine Schweſter von ihr wohnten. Oft ſchiffte ſie hin nach jenen beiden ihr ſo theuren Plätzen, bis auch ſie ihre Stätte neben ihrer Mutter fand. Zwei Eichen auf ihren Gräbern eigneten ſich in ſpäterer Zeit den Stoff ihrer Herzen an, die in inniger Liebe für einander geſchlagen hatten.

Man langte ohne weitere Hinderniſſe in Köpenick an. Dietrich übergab das Schloß dem Burggrafen, und dieſer wiederum den Abgeordneten des Raths von Berlin als Pfand. Sonſtige Vergütigungen wurden ermittelt, berechnet und berichtigt, und das Geſchäft zu gegenſeitiger Zufriedenheit beendigt. Am folgenden Tage den 8. April nahm Friedrich von der Stadt Köpenick die Huldigung an [1]), und nachdem dies geſchehen war, ritt man nach Saarmund. Johann von Quitzow übergab dies Schloß gleichfalls dem Burggrafen, am 9. wurde, weil es Sonntag war,

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 67.

nichts vorgenommen. Die Stadt leiſtete am folgenden Tage die Huldigung. Nun ritt man nach Potsdam, wo Friedrich noch Geſchäfte abzumachen hatte. Er entließ die Quitzows, und kehrte am folgenden Tage nach Berlin zurück.

Unterdeſſen hatte Gans von Putlitz den Krieg gegen den Biſchof von Brandenburg begonnen, und letzterer hatte ſich durch einen abgeſandten Boten in Potsdam bei Friedrich bitter über ihn beſchwert. Dieſe Nachricht kam dem Burggrafen eben ſo unerwartet, als ſie ihm widerwärtig war. In hoher Entrüſtung ſprach er: es nutzt keine Güte bei dieſen Trotzköpfen. Nur die Eiſenfauſt hat für ſie Gewicht. Hab ich nicht dieſem Unruheſtifter angeboten, ſeinen Zwiſt mit dem Biſchofe zu vermitteln? Und dennoch wagt er es, ohne dieſe Vermittelung den Krieg anzufangen. Man darf ihnen nicht trauen, dieſen unruhigen Köpfen. Es iſt kein Verlaß auf ſie, und ihre Unterwerfung nur Schein. Zu ſehr gewöhnt an die Unordnung und an geſetzloſe Raufereien, vermögen ſie nicht mehr Ruhe zu halten, und wenn ſie das Schwerdt nicht gegen mich kehren können, ſo ſuchen ſie ſich andere Feinde, — bis ſie Gelegenheit finden, auch mich wieder zu bekriegen. — Bis ſie Gelegenheit finden! Das iſts! — In Zeiten muß ich mich vorſehen, und meine Maaßregeln nehmen. Verſuchen will ich es jedoch noch einmal, dem Putlitz meine Vermittelung anzutragen.

Er ließ an ihn ſchreiben, und ermahnte ihn dringend, ſeine Vermittelung anzunehmen, und den Streit gütlich zu ſchlichten, da er einen Bruch des Landfriedens mit hohem Mißfallen betrachten müſſe. Die Antwort kam nach wenigen Tagen. Gans von Putlitz lehnte entſchieden, in faſt unhöflicher Weiſe, jede Vermittelung ab [1]), erklärte, daß eine gütliche Ausgleichung unmöglich ſei, und er den Krieg kraft ſeines ihm zuſtehenden und angebornen Rechtes führe, das er ſich nicht ſchmälern laſſen könne. Die Sprache in dieſem Schreiben war wenig der eines Vaſallen angemeſſen, und klang ziemlich ſo, als ob der Gleiche zu dem Gleichen ſpräche.

Friedrich verſchmerzte einſtweilen dieſe ſchnöde Zurückweiſung ſeiner guten Abſicht, denn zunächſt lag ihm noch eine andere Angelegenheit näher, nämlich die Zurückgabe des Schloſſes Treb-

1) Wuſterwitz beim Haftitz ap. l. a.

bin. — Markgraf Jobſt hatte daſſelbe dem Edlen Hans von Torgau, dem Beſitzer der zur Niederlauſitz gehörigen Herrſchaft Zoſſen, und zu jener Zeit Hauptmann der Hauptmannſchaft Brietzen verpfändet, und zwar für die Summe von 300 Schock böhmiſchen Groſchen [1]). Im Jahre 1408 wurde er von Wenzel zum Landvogt der Niederlauſitz ernannt [2]), und verpfändete ſein Pfandrecht an das Schloß Trebbin den drei Gebrüdern Fritz, Heinrich und Johann von Maltitz, für die gleiche Summe, welche ſich auch jetzt noch im Beſitz deſſelben befanden. Hans von Torgau war ebenfalls noch Landvogt der Niederlauſitz, und wohnte als ſolcher auf dem Schloſſe zu Lübben. Friedrich hatte an die von Maltitz geſchrieben, und ihnen das Schloß Trebbin gegen Zurückzahlung der Pfandſumme gekündigt. Sie antworteten darauf, daß ſie das Schloß für Hans von Torgau inne hätten, der Burggraf daher dieſem, und letzterer ihnen kündigen müſſe; dies war allerdings in der Ordnung, und Friedrich ſchlug dieſen Gang der Sache ein. Hans von Torgau war Friedrichen ſehr ergeben, und ſogleich willig, ſeinem Begehren Folge zu leiſten. Er kündigte denen von Maltitz das Schloß auf, und verſprach, ihnen die Pfandſumme zu zahlen. Dieſe aber erwiederten, ſie könnten die Kündigung nicht annehmen. Trebbin ſei ein zur Mark gehöriges Schloß, und dürfe auch von ihr nicht hinwegkommen. Sie würden ſich als märkiſche Edelleute, einer zu großen Verantwortung ausſetzen, wenn ſie daſſelbe in die Hände eines niederlauſitziſchen Vogtes gäben, der es leicht der Mark entfremden könnte. Er möge daher verzeihen, wenn ſie ſeinem Begehren nicht willfahren könnten. —

Der angeführte Grund war nicht viel beſſer, als gar keiner, und hieß in ehrliches Deutſch überſetzt nichts anderes, als: wir wollen nicht. Hans von Torgau ſchrieb noch einmal an ſie, und ſetzte ihnen die Richtigkeit ihrer Verweigerung aus einander. Sie erwiederten jedoch darauf, daß es bei ihrer Antwort verbleiben müſſe, und ſie das Schloß gutwillig niemals herausgeben würden.

Dieſe trotzige Antwort machte Hans von Torgau ſtutzen. Das Schloß war keinesweges eines der feſteſten, und wenn ſie

---

1) Wuſterwitz a. a. O.

2) Neumann Geſch. d. niederländ. Landvögte, Th. II. S. 48.

ſich allein auf deſſen Stärke und ihre Kräfte verließen, war es eine Vermeſſenheit, ſo zu antworten. So mußte man alſo annehmen, um dies erklärlich zu finden, daß ſie ſich auf Anderer Hülfe verließen, und im Bewußtſein der dadurch erlangten Kraft ſo übermüthig ſprachen. Es war bekannt, daß ſie entſchiedene Anhänger der Quitzows waren, deren Schloß Beuthen ganz in der Nähe lag. Natürlich war es alſo, an dieſe zu denken, und Hans von Torgau vermuthete ganz richtig, daß ſie darauf rechneten, in ihrem Widerſtande von den Quitzows unterſtützt zu werden. Ob dies in Folge eines ausdrücklichen Verſprechens, eines ſtattfindenden Bündniſſes geſchah, oder auf bloßen Hoffnungen beruhete, vermochte er freilich nicht zu beſtimmen. Er theilte indeſſen die Antwort der Gebrüder von Maltitz, ſo wie ſeine Vermuthungen dem Burggrafen mit, erbot ſich, ihnen das Schloß gewaltſam abzunehmen, und es Friedrich gegen die Pfandſumme zurück zu liefern. Aber er fragte an, ob Friedrich es gerathen fände, weil, wenn in der Quitzowſchen Parthei ein von ihm vermuthetes Bündniß ſtatt fände, die Belagerung des Schloſſes dieſe Parthei nothwendig aufregen, und zum offenen Kriege nöthigen würde.

Friedrich ward erſt jetzt inne, daß die Gebrüder von Maltitz in der Vergleichsurkunde, welche die Quitzowſche Parthei an ihn hatte gelangen laſſen, nicht genannt waren. Das machte ihn irre, denn man wußte, daß ſie dazu gehört hatten. Es blieb ihm zweifelhaft, was er davon zu denken habe. Jedenfalls aber waren ihm die Hände in Bezug auf ſie nicht gebunden, und das war Etwas. Beſtand aber ein ſolcher Bund, und waren die von Maltitz Theilhaber an demſelben, wie es wahrſcheinlich war, ſo mußte der Bund bei der Belagerung einſchreiten, und die Empörung war da. Beſſer man weiß, woran man iſt, als daß man in der Ungewißheit ſchwebt, dachte Friedrich. Er ſchrieb daher an Hans von Torgau, er möge die Belagerung immer unternehmen. Er, als oberſter Verweſer der Mark, zu welcher das Schloß gehöre, gäbe ſeine Einwilligung dazu. Erforderlichen Falles würde er ihm zu Hülfe eilen. Die Gefangenen aber, als Unterthanen der Mark, möchte er an ihn abliefern.

Zehntes Kapitel.

Hans von Torgau hatte nicht unrichtig geſchloſſen. Die von Maltitz rechneten mit großer Gewißheit auf die Hülfe der Quitzows und ihrer Verbündeten, und waren überzeugt, daß dieſe da ſein würden, ſobald man etwas gegen ſie unternehmen wollte. Letzteres hielten ſie eben darum für ſehr unwahrſcheinlich. Bis jetzt war Friedrich noch immer ſehr ſanft aufgetreten, er hatte ſich nur vertheidigt, wo er angegriffen worden war: in allen anderen Fällen war er ausgebeugt, oder hatte die Sache durch eine geſchickte Wendung auf dem Wege der Güte abgemacht. Ein ſo energiſcher Schritt, wie die Belagerung ihres Schloſſes, ſchien daher nicht denkbar, und gerade jetzt, wo eben eine ſcheinbare Ausſöhnung mit den Quitzows ſtattgefunden hatte, um ſo weniger. Man konnte vorausſehen, die Sache blieb dermalen auf ſich beruhen.

Irreten ſich die Gebrüder von Maltitz in dem Letzteren, ſo hatten ſie ſich in dem Erſteren nicht minder geirrt. Die laute Unzufriedenheit, welche ſie in der letzten Verſammlung der Verbündeten über die gefaßten Beſchlüſſe geäußert hatten, ihre Weigerung, ihnen beizutreten, hatte die Meinung erregt, ſie wollten ſich von der Verbindung losſagen, und ihren eigenen Weg gehen. Um deswillen betrachteten die Quitzows ſie bereits, als nicht zu ihnen gehörig, und waren weit entfernt, ihnen Hülfe zu bringen, während ſie mit der größten Beſtimmtheit darauf rechneten.

Johann von Torgau hatte ſich mit dem edeln Herrn Hans von Bieberſtein, Herrn von Sorau und den Herrſchaften Storkow und Beeskow zu gegenſeitigem Beiſtande verbunden, und beide machten ſich mit ihrem Kriegsvolke auf [1]), das Schloß Trebbin zu belagern, vor welchem ſie am 29. April ankamen [2]).

[1]) Vergl. die Urkunde Nr. 41 in v. Raumers Cod. dipl. Brand. cont. T. I. p. 78.

[2]) Chroniſt bei Förſter Handb. d. Geſch. d. Preuß. Reichs Th. II. S. 137.

Ungeachtet des Abſagebriefes der beiden Ritter kam dies den Gebrüdern von Maltitz ſehr unerwartet.

Das Schloß Trebbin lag dicht an dem eben ſo benannten Städtchen, im Süden deſſelben, auf einer geringen Erhöhung, die zu jener Zeit eine Landzunge bildete, auf der einen Seite von einem See, auf der anderen von der Ruthe umfloſſen. Sie hing mit der Höhe zuſammen, auf welcher die Stadt ſelber lag, welche, nur eine Viertelmeile Flächenraum darbietend, in Norden und Oſten von einem ziemlich wildem naſſen Bruche, im Süden von jenem See, im Weſten von der Ruthe umgeben war. Das Städtchen ſelber war unbedeutend, hatte eine Kirche zu St. Marien, drei Thore, und vor dem einen eine St. Annenkapelle.

Das vereinigte Heer kam von Zoſſen, wo es ſich geſammelt hatte, und zog über Gatzdorf nach dem Klein Schulzendorfer Berge. Hier, wo man die ganze Gegend überſehen konnte, überzeugte man ſich bald, daß die Maltitze Verzicht darauf geleiſtet hatten, ihre Terrainvortheile zu benutzen, und die Gegend zu vertheidigen, unſtreitig, weil ſie nicht Leute genug beſaßen. Sie hatten ſich daher auf die Vertheidigung des Schloſſes beſchränkt. Darum zog unſer Kriegshaufe gegen Norden, wo es leicht war, über den See zu kommen, und ſo näherten ſie ſich dem Schloſſe bis auf die erforderliche Weite. Um das Schloß zu umlegen, mußte man zum Theil dieſſeits des Waſſers bleiben.

Hans von Bieberſtein wie Hans von Torgau waren beide des Kriegsſpieles ſehr gewohnt, und hatten bald die ſchwachen Seiten des Schloſſes ausgeſpürt. Am folgenden Tage wurden die Vorbereitungen zum Sturme getroffen, der am nächſten unternommen werden ſollte. Indeſſen wurden dieſe Arbeiten nicht ohne Beſorgniß ausgeführt, weil man bange war, daß die Quitzows von Beuthen aus einen Entſatz der Feſte verſuchen möchten. Um deswillen hatte man auf den vorgedachten Berg nördlich von Klein Schulzendorf einen Wachtpoſten aufgeſtellt, und neben ihn einen Reiter, der ſofort, als er etwas Feindliches kommen ſähe, ſich aufſetzen und den Burggrafen benachrichtigen ſollte.

Während ſo die Lauſitzer die Quitzows erwarteten, rechneten die von Maltitz nicht minder ſicher auf ihre Ankunft, und ihr Wachtpoſten auf der Zinne des Schloſſes ſah ſich bald die Augen nach ihnen aus. Der Tag verging, und ſie kamen nicht.

Um ſo ſicherer, hoffte man, würden ſie im entſcheidenden Momente erſcheinen, und mit ihnen glaubte es die ganze Umgegend, welche mit Beſorgniß der Entwickelung harrete.

Die Nacht brach an. Es war die Walpurgisnacht, und morgen war der Meyge oder Megetag, das heißt der erſte May. Nach alter Gewohnheit hatte das Kriegsvolk nicht vergeſſen, das Lager für dieſe Nacht ringsum mit grünen Birkenzweigen zu beſtecken, welche von dieſem Gebrauche den Namen Meygen oder Mayen erhielten. In gleicher Weiſe verfuhr man in Städten und Dörfern mit den Wohnungen.

In der Nacht traten zwei Wache haltende Krieger zuſammen. Der eine ſah nach dem Himmel und ſprach: Heute Nacht kann es wohl was geben, Stoffel.

Stoffel. Was meinſt du David? Regen oder Gewitter?

David. Ach was Regen. Davon ſpricht Unſereins nicht.

Stoffel. Ja ſo, du meinſt die da im Schloſſe werden ſich rühren?

David. Ach was wollten die! Die ſind froh wenn wir ſie zufrieden laſſen.

Stoffel. Na was meinſt du denn David?

David. Weißt du denn nicht, daß heute Walpurgis iſt? Heute in der Nacht, da fliegt durch die Luft allerlei unheimliches Zeug, was Gott kennt und was er nicht kennt, nach dem Blocksberg. Das iſt ein grauſam hoher Berg, ſo hoch, daß man ihn in der ganzen Welt ſehen kann.

Stoffel. Na, dann müßten wir ihn doch aber auch hier ſehen.

David. Schaafskopf! es iſt ja finſter.

Stoffel. Ja ſo, das iſt wahr, das fiel mir grade nicht ein, ſonſt hätte ichs auch geſehen. Darum brauchſt du doch nicht zu ſchimpfen.

David. Na meinethalben, ich will diesmal nicht böſe ſein. Siehſt du, darum ſind eben die Mayen alle aufgeſteckt.

Stoffel. Nein, ich ſehe nichts.

David. I du brauchſt auch nichts zu ſehen, es iſt genug, wenn ich dir ſage, daß du ſiehſt. Wenns hell wäre, würdeſt du ſchon ſehen.

Stoffel. Ja ſo, da haſt du wieder recht. Freilich würd' ich dann ſehen, das iſt gewiß.

David. Die Mayen können die Hexen nicht leiden, und gehn ihnen aus dem Wege.

Stoffel. Das iſt närriſch.

David. Na was iſt denn da närriſch daran? Es hat jedes in der Welt das Eine gern, und das Andere ungern, das können die Hexen auch haben.

Stoffel. I was werden ſie denn nicht? — Aber warum können ſie die Mayen nicht leiden?

David. Warum? — Närriſche Frage. Warum fragſt du warum? Das iſt grade recht knifflich gefragt.

Stoffel. He, he! Es fiel mir grade ſo ein.

David. Danach brauchſt du aber nicht zu fragen, das geht dich nichts an.

Stoffel. Ja ſo, das iſt wahr. — Na, aber wiſſen möcht' ichs doch.

David. Ich will dir eine Geſchichte davon erzählen, wenn du ſie hören willſt.

Stoffel. I was werd' ich denn nicht. Ich kann ja meine Ohren nicht zuklappen.

David. Na dann paß auf. Du haſt doch von den heiligen Apoſteln Philippi und Jacobi gehört?

Stoffel. I was werd' ich denn nicht? Die ſind mir ſehr gut bekannt.

David. Nun, die gingen als fahrende Geiſtliche im Lande umher, und predigten den Glauben, tauften, trauten, hörten Beichte und was ſonſt ein Geiſtlicher thun muß. Die heilige Walpurgis aber zog mit ihnen im Lande herum, damit ſie ihnen Handreichung thäte.

Stoffel. War ſie hübſch?

David. Schaafskopf, das geht dich gar nichts an. Aber was bei Geiſtlichen in Dienſt geht, iſt immer hübſch, und darum kam ſie denn auch in Verdacht, daß ſie mit den beiden in Unehren lebte.

Stoffel. Hi hi!

David. Du, das probir nicht noch mal! Das leid' ich nicht. Sie iſt eine Heilige.

Stoffel. Ja ſo, das iſt wahr.

David. Weil ſie ſich nun über den Verdacht ſehr grämte, ſo ſteckte ſie eines Abends ein dürres Reiſig in die Erde, und

am andern Morgen hatte das Reiſig grüne Blätter, und war eine hübſche Maye [1]).

Stoffel. Nun?

David. Nun, damit hatte ſie ihre Unſchuld bewieſen.

Stoffel. Es iſt närriſch!

David. Nein, es iſt nicht närriſch. Sie zeigte, daß ſie eine Heilige war, und wenn ſie eine Heilige war, da war ſie auch unſchuldig.

Stoffel. Warum zeigte ſie denn nicht, daß ſie unſchuldig war, dann hätte man ſie auch für eine Heilige gehalten?

David. Warum? — Sage mir nur, was du mit deinem verdammten Warum immer willſt? In der Erzählung iſt kein Warum, und es hat keiner daran gedacht. Das geht dich einmal nichts an.

Stoffel. Ja ſo, das iſt wahr. Aber horch einmal, hörſt du nichts? Da vom Schloſſe her hört man Pferdegetrappel. — Halloh! Zu den Waffen! Halloh! Feind im Anmarſch!

David half mit ſchreien, und es war früh genug geſchehen, um den Feind nach Gebühr empfangen zu können, der in einem Ausfall das Lager zu überfallen gedacht hatte. Er fand alles wach und gerüſtet, und wurde mit bedeutendem Verluſt in das Schloß zurückgeworfen. Anfangs hatte man gefürchtet, es ſei Quitzowſche Reiterei, bis man ſich von der Wahrheit überzeugte. Am folgenden Tage begann man den Sturm. Der Angriff wurde nach allen Regeln der Kunſt gemacht, und man kletterte die Sturmleitern hinauf. Die Mauern waren nicht hoch, indeſſen wehrten ſich die Maltitze herzhaft, ſie ſchlugen den Angriff mehrmals ab, und es dauerte eine Weile, ehe die Mauern erſtiegen waren. Selbſt im Schloßhofe ſetzten ſie das Gefecht noch fort, wie Verzweifelte, bis ſie, von allen Seiten gedrängt, ſich der Gnade des Siegers ergeben mußten [2]). Alle drei Gebrüder von Maltitz waren gefangen, und von den Quitzows hatte ſich Niemand ſehen laſſen.

Die Maltitze knirſchten vor Wuth; dies Ende ihrer Unternehmung hatten ſie ſich nicht geträumt. Hans von Torgau führte ſie gefeſſelt am anderen Tage ſelber nach Berlin, und über-

---

[1]) Schauplatz ungereimter Erzählungen, Thl. I. S. 92.

[2]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a.

lieferte ſie dem Burggrafen, der ihm dieſe That ſehr hoch anrechnete, und ſie als einen unzweideutigen Beweis hoher Rechtlichkeit betrachtete. Friedrich ließ die Gefangenen, die ſich ſehr trotzig und ſtörrig bewieſen, als Rebellen behandeln, und in einen Thurm ſetzen. Hans von Torgau ſtieg in ſeiner Gnade, und dieſer fand wieder in Friedrich ſo ſehr den Gebieter, wie er ihn wünſchte, daß er kurz darauf ſein Amt in der Niederlauſitz aufgab, da er ſich mit Wenzel nicht beſonders ſtand, und von da als Rath in Friedrichs Dienſte trat, an deſſen Hofe er ſich von nun an häufig aufhielt [1]). Das Schloß übergab er Friedrich, und dieſer ernannte einen ſeiner Getreuen als Schloßhauptmann.

So unbedeutend dieſe Kriegsthat an ſich war, ſo großes Aufſehen machte ſie. Wem der Zuſammenhang unbekannt war, dem war es unbegreiflich, wie die Quitzows dabei hatten ruhig zuſehen können. Friedrich ſelbſt fing an zu glauben, er habe den Quitzows vielleicht zu viel gethan, wenn er an eine geſchloſſene Verbindung gedacht hatte, denn in dieſem Vorgange hatte eine ſolche ſich nicht kund gegeben. Vielleicht hätte er in dieſem Glauben ſogar gehandelt, wenn nicht bald nachher ein anderer Vorfall ihm die Augen geöffnet, und Behutſamkeit empfohlen hätte. In der öffentlichen Meinung war er durch ſein Benehmen bei der Wegnahme dieſes Schloſſes ſehr geſtiegen, denn er hatte gezeigt, daß er zu wagen wiſſe, wenn es darauf ankomme. Als Wageſtück wurde es allgemein angeſehen.

Während dies geſchah, ließen die Quitzows nichts aus den Augen, was für ſie von Vortheil ſein konnte. Wenngleich ſie ſelber ſich als mit der Mark und dem Burggrafen in Frieden ſtellten, ſo mögen doch ihre Leute wohl unſchwer gemerkt haben, wie ſehr dies nur ein Scheinfriede war, und wie es bei ſo bewandten Umſtänden zu geſchehen pflegt, leicht aus den vorgeſchriebenen Grenzen herausgetreten ſein, und des Herzens Meinung haben blicken laſſen. Dabei ſind ohne Zweifel mancherlei Gewaltthätigkeiten vorgefallen, welche es zweifelhaft machten, ob man mit den Quitzows im Kriege oder im Frieden lebte. Dies ergiebt ſich namentlich aus einem Schreiben, in welchem die Rathleute zu Granſee dem Rathe zu Berlin klagten, daß Dietrich

---

[1]) Neumann Geſch. der niederlauſ. Landvögte, Th. II. S. 51. — Gundling Leben Friedrichs S. 548. Den Hergang erzählt Gundling ganz unrichtig.

von Quitzows Knechte einem ihrer Mitbürger zu Quaden Germendorf 16 Ellen Gewandes geraubt, und ihn nackt ausgezogen hätten. Sie bitten, dahin mitzuwirken, daß der Beraubte das Seinige wieder erhalte, und ihnen Nachricht zu geben, ob ſie ſich auf den mit Dietrich abgeſchloſſenen Frieden gänzlich verlaſſen dürfen, da ſie vor deſſen Knechten Liebenow und ſeinen Helfershelfern ſehr gewarnt worden ſeien [1]). — Wer ſieht hierin nicht das Benehmen von Knechten, welche fühlten, daß ihre Herren die Mächtigſten in der Mark waren, und in dieſem Gefühle ihrem Uebermuthe keine Grenzen zu ſetzen wußten? — Was der Rath von Berlin auf jenes Schreiben erwiedert hat, iſt unbekannt.

Biſchof Henning von Bredow zu Brandenburg ſtarb in den erſten Tagen des Mai. Der Kummer über den Putlitziſchen Krieg hatte den letzten Reſt ſeines Lebensabends noch getrübt. Es war nun die Frage: ob der Krieg fortgeſetzt werden ſolle, oder nicht. Um dies zu beſprechen, wurde Gans von Putlitz, Dietrich von Quitzow und Wichart von Rochow nach Schloß Plaue beſchieden, denn auf dieſe, welche als die Häupter des Bundes galten, kam es beſonders an. Die Holzendorfs, Arnims, den von der Duba und den Uchtenhagen hatte man nicht eingeladen, theils, weil ſie dabei unnöthig waren, theils, weil ein größerer Zuſammenfluß von Menſchen Aufſehen erregt haben würde. Selbſt jene drei Eingeladenen reiſeten vermummt, und richteten es ſo ein, daß ſie im Finſtern in Plaue anlangten.

Man kam in der Berathung darin überein, daß der Krieg fortdauern müſſe, bis der biſchöfliche Stuhl wieder beſetzt ſei. Dann würde es darauf ankommen, wer ihn einnehme. Dietrich von Quitzow ſollte nachher, unter dem Vorwande einer Friedensvermittelung verſuchen, den neuen Biſchof auszuforſchen, und auf die Seite der Verbündeten zu ziehen, dabei aber mit Behutſamkeit und Klugheit verfahren. Gelänge dies, ſo hätte der Krieg von ſelber ein Ende; gelänge es nicht, ſo ſolle er fortgeführt werden. Mit dieſem Beſchluſſe trennte man ſich.

Es lag dem Burggrafen ſehr viel daran, dieſe hohe Stelle mit einem Manne beſetzt zu ſehen, auf deſſen Treue und Anhänglichkeit er ſich verlaſſen konnte. Er bemühete ſich daher, die Wahl des Kapitels auf einen ſolchen zu lenken; das Kapitel ent-

[1]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins, Th. II. S. 99.

ſchied ſich jedoch für Nikolaus von Borgsdorf, dem Bruder des Bürgermeiſters von Brandenburg. Indeſſen wußte es Friedrich durch ſeinen Einfluß dahin zu bringen, daß des bisherigen Propſtes von Berlin, Johann von Waldow Bruder vorgeſchlagen, und vom Papſte beſtätigt wurde, welcher gleichfalls Johann von Waldow hieß. Er hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, und die prieſterlichen Weihen erhalten, weshalb von dieſer Seite kein Hinderniß entgegen ſtand. Seine Familie war eine der älteſten und angeſehenſten in der Mark, ſeine Ergebenheit war von Friedrich ſchon in vielfachen Dienſten erprobt. Daß er beſtätigt wurde, beweiſet, wie ſehr der Papſt für Friedrich geſtimmt war, und gewiß hatte der verſtorbene Biſchof ſich in dieſer Beziehung große Verdienſte um Friedrich erworben [1]).

Kaum hatte er ſein Amt angetreten, als ihm Dietrich von Quitzow in Brandenburg ſeinen Beſuch machte, und ſich erbot, den Frieden zwiſchen dem Bisthum und Gans von Putlitz zu vermitteln, deſſen Freund er bekanntlich ſei, und über den er viel vermöge. Johann von Waldow nahm dies Erbieten mit Freuden an, indem er nicht verhehlte, daß er gern den Frieden hergeſtellt ſähe, doch geſtand er auch, daß er es noch lieber ſehen würde, wenn Gans von Putlitz ſich die Vermittelung Friedrichs gefallen laſſen wollte, da dieſer ſich erboten habe, den Streit nach Recht und Gerechtigkeit zu entſcheiden und beizulegen. Er erſuchte Dietrich, den Gans von Putlitz dazu zu bewegen.

Dietrich. Verzeiht, daß ich das ablehnen muß. Ich kenne ihn darin zu genau. Eine ſolche Vermittelung hat er bereits abgelehnt, und ich weiß, er thut es auch ferner.

Der Biſchof. Das iſt wunderlich genug von ihm. Warum ſcheut er den Burggrafen? Dazu iſt er ja da?

Dietrich. Seiner Anſicht nach, nicht. Er hält es ſogar für gefährlich, wenn ſich der Landesherr, oder derjenige, der ſeine Stelle vertritt, dahinein miſcht. Unſtreitig liegt es im Intereſſe deſſelben, die Macht und die Rechte des Adels zu ſchwächen, und er wird keine Gelegenheit vorbeigehen laſſen, ohne es zu thun. Eine ſolche Vermittelung würde ihm daher gar ſehr willkommen ſein, denn ſie bietet dazu nur zu viel Gelegenheit.

---

[1]) Nach der Magdeburg. Schöppenchronik in Rathmanns Geſch. v. Magdeburg, Th. III. S. 42. — Gerken in ſeiner Stiftshiſtorie v. Brandenburg ſind dieſe Umſtände unbekannt geblieben.

Biſchof. Ich dächte nicht. Beiden Partheien ſteht es ja zu, einzuwilligen, oder nicht.

Dietrich. Eine Vermittelung wird nicht ſtatt finden können, ohne daß beide Theile etwas von ihren Rechten aufgeben. Wollen ſie das nicht, ſo kommt es zu keiner Vermittelung, und jeder Verſuch ſie herbeizuführen, iſt unnütz, und bloßer Zeitverderb.

Biſchof. Dann wird alſo auch bei eurer jetzigen Vermittelung ein Opfer gebracht werden müſſen?

Dietrich. Ganz recht. Allein jetzt würde es Einer dem Anderen bringen. Uebernimmt der Burggraf die Vermittelung, ſo müſſen es beide ihm bringen, denn der Burggraf vermittelt nicht als Freund, ſondern als Oberherr.

Biſchof. Ich muß euch jedoch geſtehen, wenn ich ein Opfer bringen ſoll, will ich es lieber dem Burggrafen, als dem Gans von Putlitz bringen.

Dietrich. Offenbar, weil er euch lieber iſt, das finde ich auch natürlich. Aber bringt ihr es dem Burggrafen als Oberherrn, oder als eurem Freunde?

Biſchof. Auch als Oberherrn. Warum nicht?

Dietrich. Scheint es euch denn angemeſſen zu ſein, wenn der Landesherr auf Koſten des Adels und der Geiſtlichkeit ſich Rechte erwirbt, die er leicht zu ihrem Schaden mißbrauchen kann?

Biſchof. Ich ſehe nicht, in wiefern das geſchähe.

Dietrich. Bleibt nur gleich bei dem gegenwärtigen Falle ſtehen. Geſteht ihr dem Landesherrn das Recht zu, einen Streit zu vermitteln, ſo wird er natürlich einen jeden vermitteln wollen. Wenn die Partheien ſich ſeinem Ausſpruche nicht fügen wollen, ſo betrachtet er ſie als ungehorſam und widerſpenſtig, und verſucht wohl gar Zwangsmaaßregeln. Gelingt ihm das, ſo giebt es zuletzt gar keinen Streit mehr, in welchem er die Hände nicht hat. Ihr dürft euch nicht mehr Recht verſchaffen, er ſelber will es euch ſchaffen, er verlangt, ihr ſollt ihm euer Recht übertragen, ihr könnt keinen Krieg mehr ankündigen, ohne daß ihr es zugleich mit ihm zu thun habt. Ihr habt euer Recht verloren, und wer hat es gewonnen? — Er!

Biſchof. Da habt ihr recht.

Dietrich. Darum iſt es eben eine bedenkliche Sache, einen Streit von einem Oberherrn ſchlichten zu laſſen. Betrifft es das

Pack, immerhin! das hat wenig Rechte zu verlieren. Denkt euch aber einmal den Zuſtand, wo der Adel nicht mehr das Recht hätte, Krieg zu führen, und ſein Recht, da es doch irgendwo bleiben muß, auf den Landesherrn übergegangen wäre. Ihr ſeid ſelber aus gutem Hauſe, und könnt das beurtheilen. Denkt euch einen Adel, der wehr- und waffenlos daſtände, einem ſo übermächtigen Landesherrn gegenüber, und ſagt mir, wer das Land vor ſeiner Ungebühr ſchützen ſollte, wenn es ihm einfiele, ſolche auszuüben? Denkt euch als Beiſpiel einen Wenzel ohne das drohende Schwerdt des Adels, wohin ſollte es wohl mit einem ſolchen Lande kommen?

Biſchof. Eure Beſorgniſſe ſind nicht ganz ungegründet.

Dietrich. Es freut mich, daß ihr das findet. Seht, das iſt die Urſache, warum ich ſelber nicht gern ſehen würde, wenn Friedrich mit eurem Streite zu thun bekäme. Nicht, als ob ich ihm zutrauete, daß er eben ſeine Stellung beſonders misbrauchen würde. Bewahre! Dazu iſt er ein viel zu rechtlicher Mann. Wohl aber, weil ich überhaupt nicht gern dem Landesherrn das Recht einräumen möchte, ſich in die Angelegenheiten des Adels zu miſchen. Ja man könnte vielleicht behaupten, es wäre am allerbeſten, wenn er gar nichts damit zu thun hätte, als nur im Allgemeinen. Der Fürſt ſoll die Macht des Adels im Zaume halten, aber umgekehrt ſoll der Adel die Macht des Fürſten im Zaume halten, und letzteres thut wirklich mehr noth, als erſteres, weil ein Einzelner ſich viel ſchwerer im Geleiſe erhält, als eine ganze Genoſſenſchaft, wo einer den andern trägt. Mir ſcheint es, daß wenn Einer übermächtig ſein ſoll, es immer noch beſſer iſt, wenn der Adel übermächtig iſt, als der Fürſt. Im letzten Falle, wo eine Entſcheidung nöthig wäre, müßte die Kirche, als über beiden ſtehend, entſcheiden.

Biſchof. Ihr meint alſo, der Adel müßte gar nicht unter dem Fürſten ſtehen?

Dietrich. Verſteht mich nicht unrecht, ich ſage nicht, daß es ſo ſein müßte, ſondern daß man ſichs wohl ſo denken könnte. Auch will ich nicht einmal meinen, daß der ganze Adel ihm gegenüber treten ſollte. Ein Theil, etwa die mächtigſten, müßten aber von ſeiner Herrſchaft völlig losgebunden ſein, und bloß unter dem Kaiſer ſtehen. Dadurch würden ſie ihm von ſelber gegenüber geſtellt, und in ihnen hätte ſeine Macht das

Gegengewicht, wie wiederum die ihrige es in ihm finden würde. Ich dächte eine ſolche Stellung der beiden Gewalten wäre nicht ganz unrecht. Was meint ihr dazu?

Biſchof. So viel ich weiß, ſind in manchen Gegenden Deutſchlands dergleichen reichsunmittelbare Stände vorhanden.

Dietrich. Ja, bei uns jedoch nicht.

Biſchof. Alle Dinge ſtellen ſich, wie ſie eben Platz finden. Was keinen Platz findet, kann ſich nicht ſtellen.

Dietrich. Freilich, aber ſie gehen, wie ſie getrieben werden.

Biſchof. Es iſt ſelten gut, ſie zu treiben, denn das Uebertreiben iſt ſehr leicht.

Dietrich. Ihr meint, man müſſe die Dinge ſich von ſelber machen laſſen?

Biſchof. Auch der Thätigſte vermag bei dem beſten Willen nicht mehr, als die Gelegenheit zu geben, daß ſie ſich von ſelber machen. Wer mehr thun will, und gewaltſam in die Speichen des Rades greift, das wir das Geſchick nennen, ſei es um ſie vorwärts, ſei es um ſie rückwärts zu drehen, wird ſich in beiden Fällen entweder vergebens, oder doch nicht zum Heil der Menſchen bemühen. Die Sonne muß eine gewiſſe Zahl von Umläufen gemacht haben, ehe der Sommer kommt, das Treiben ändert nichts.

Dietrich. Und der Menſch ſoll die Hände in den Schooß legen?

Biſchof. Bewahre. Giebt er dann die Gelegenheit, daß etwas wird? Darum ſoll er eben in ſeinem Berufe thätig ſein, denn in ihm iſt dieſe Gelegenheit vorhanden.

Dietrich. Gut. Wir entfernen uns aber von unſerem Gegenſtande. Ich kann nicht läugnen, wenn in unſerem Lande ſich die Gelegenheit ergäbe, daß ſich ſo eine reichsunmittelbare Ritterſchaft dem Fürſten gegenüber bildete, ich würde es für etwas Großes halten. Nicht als ob ich meinte, mit dabei zu ſein, oder dabei zu helfen. Aber als bloßen Zuſchauer könnte es mich hoch begeiſtern. Denkt einmal, welch ein Gegengewicht dadurch gegen die leicht zu misbrauchende Gewalt eines Fürſten, — ganz abgeſehen von dem Burggrafen, — gefunden wäre. Die Freiheiten und Rechte des Adels, wie der Kirche, wären nicht bloß auf dem Papiere, auch der Wirklichkeit nach unantaſtbar.

Biſchof. Und wie glaubt ihr, daß eine ſolche Ritterſchaft geſchaffen werden könnte?

Dietrich. Der Einzelne vermag es freilich nicht, aber — ich habe darüber noch nicht genug nachgedacht, und wünſchte wohl, eure Anſicht der Sache kennen zu lernen. Es iſt nur, weil wir gerade auf dieſen Gegenſtand kommen, und ohne Rückſicht auf die Gegenwart.

Biſchof. Ihr könnt wohl denken, daß mir als Geiſtlichem ſolche Entwürfe fern liegen. Aber das ergiebt ſich bei geringem Nachdenken, daß mehrere der mächtigſten von Adel zuſammentreten, und ſich verbinden müßten.

Dietrich. Und dann? —

Biſchof. Dann würden ſie ſich an den Kaiſer wenden müſſen, und ihn bitten, ihnen die Reichsunmittelbarkeit zu verleihen.

Dietrich. Ihr glaubt der würde ſie gewähren? Er iſt ja ſelber Fürſt, und außerdem ein Freund des Burggrafen.

Biſchof. Ja ſo, ihr ſprecht von einem beſtimmten Falle. Allerdings wird die Sache dadurch ſchwieriger. Wenn der Kaiſer durch irgend ein Mittel genöthigt werden könnte — —

Dietrich. Recht. Auf bloße Gnade iſt nicht gut zu rechnen, und ich habe ſie überhaupt nicht gern.

Biſchof. Ja, es iſt immer ſchwer, einen Kaiſer zu zwingen.

Dietrich. Freilich. Darin haben die geiſtlichen Fürſten es beſſer. Wenn ihr zum Beiſpiel die Lehnshoheit von Brandenburg nicht mehr anerkennen wolltet, ſo hättet ihr die Sache nur mit der Kirche abzumachen, der Kaiſer könnte da nicht eingreifen, und der Papſt würde wenig dawider haben. Dann wäret ihr reichsfrei, ohne viele Mühe. Auf euch könnten ſich dann leicht andere ſtützen, und wieder euch und eurem Stifte als Stütze dienen. Nähmet ihr euch ihrer an, ſo erhielte das Ganze auch ein ander Anſehen, und man würde es nicht Empörung nennen können, die es ja auch nicht ſein würde, ſondern nur eine Behauptung angeſtammter Rechte. Ein frommer Biſchof würde das ganze Werk heiligen und ihm Segen bringen. Es fällt mir das nur eben als ein Beiſpiel ein, wie die Sache gehen könnte, obgleich wir beide freilich nicht die Abſicht haben, es auszuführen.

Biſchof. Nun man kann ſich ja wohl einmal auch an einem bloßen Traume ergötzen.

Dietrich. Ich bin völlig zufrieden, wenn es euch ergötzt

hat, doch ſind wir dabei ganz von meinem Vorſchlage wegen Vermittelung des Krieges abgekommen, und ich habe euch nicht einmal Zeit gelaſſen, darüber nachzudenken. Euch heute damit beſchwerlich zu fallen, würde unhöflich ſein. Erwägt meine Worte wohl, ehrwürdiger Herr, und vergeßt nicht, darüber zwar wie ein hoher Geiſtlicher, aber auch wie ein Mann von Geburt zu denken. Wann erlaubt ihr mir, eure Willensmeinung zu vernehmen?

Biſchof. Wollt ihr mir morgen um dieſe Zeit eure Gegenwart ſchenken, ſo ſollt ihr mir willkommen ſein.

Dietrich ging. Er glaubte Saamenkörner in das Gemüth des Biſchofs geſäet zu haben, welche nach ſeiner Meinung Wurzel ſchlagen mußten. Auch hatte er den Biſchof williger gefunden, ihn anzuhören, als er es ſich gedacht. Es war ihm lieb, daß er ſchon morgen wieder zu ihm beſchieden war, denn das Eiſen ſchien ihm heiß zu ſein, es mußte geſchmiedet werden.

Am anderen Tage ſtellte er ſich zur rechten Zeit ein. Er behandelte den Biſchof überaus achtungsvoll, aber dieſer blieb ihm nichts ſchuldig. Euer Traum von geſtern, ſprach letzterer, hat mich noch recht lange beſchäftigt.

Dietrich. Ihr beſchämt mich, ehrwürdiger Herr. Ich muß es mir zur Ehre rechnen, daß ein augenblicklicher Einfall im Stande war, eure Aufmerkſamkeit zu feſſeln, da ich weiß, wie geübt und vertraut ihr mit Staatsgeſchäften ſeid, und wie genau ihr die Geſchichte aller Länder kennt.

Biſchof. Ihr habt wohl weiter darüber nicht nachgedacht?

Dietrich. Flüchtig, da ich nicht wiſſen konnte, daß ihr Werth auf die Sache legen würdet. Hat ſie ſich eurem Nachdenken als erwünſcht dargeſtellt?

Biſchof. Es giebt wenige Dinge, die für den Menſchen, wie er iſt, höheren Reiz haben, als Unabhängigkeit und Freiheit.

Dietrich (rückt ihm näher). Wie freut es mich, dieſes Wort von euch zu hören. — Ich müßte mich ſehr irren, oder wir verſtehen uns.

Biſchof. Auch ich glaube mich in euch nicht zu irren. Nicht wahr, dieſes Anerkenntniß iſt eine der Friedensbedingungen?

Dietrich (verwirrt). Vielleicht — es könnte ſein, wenn Gans von Putlitz — ich weiß es nicht, aber wenn ſie es nun wäre? —

Biſchof. Kann ich aufrichtig ſprechen?

Dietrich. Vollkommen. Seid überzeugt, daß ihr nichts dabei waget.

Biſchof. Wohl. Wenn es eine Bedingung iſt, dieſem Plane beizutreten, ſo muß ich euch ſagen, rechnet nicht auf mich. Habt ihr erwartet, mich dafür zu gewinnen, ſo habt ihr euch in euren Hoffnungen betrogen. Ich werde keinen Frieden ſchließen, der auf dieſer Grundlage gebauet iſt, und —

Dietrich. Ehrwürdiger Herr, ihr mißverſtehet mich ganz. Wer hat denn geſagt, daß eine ſolche Bedingung geſtellt werden ſoll, daß ein ſolcher Plan vorhanden iſt? Niemand! Ihr ſeid gänzlich im Irrthume. Wie habt ihr die Eingebungen des Augenblicks für einen Plan halten können? Misfällt er euch, gut. So denken wir nicht mehr daran. Ich ſprach darüber, weil es mir ſchien, als hätte er einiges Unterhaltende für euch. Auch beliebtet ihr ja, das ſelber zu äußern.

Biſchof. Nun dann verzeihet, daß ich euch mißverſtanden habe. Freilich, wenn ich euch ſo anſehe, muß ich es mir ſelber ſagen, ihr konntet an einen ſolchen Plan nicht ernſthaft glauben. Dazu habt ihr zu viel Verſtand. Gewiß weiß niemand mehr als ihr den Gehorſam und die Unterordnung in der Welt zu ſchätzen, denn was wäret ihr, wären eure Dienſtleute euch nicht gehorſam, was würdet ihr ſagen, wenn einige darunter es ſich beikommen ließen, euch den Gehorſam zu verweigern, den ſeiner Obrigkeit zu leiſten, Gott von jedem Menſchen fordert? Auch müßt ihr ja wohl oft geſehen haben, wie ſehr einzelne von Adel ihre Gewalt gemißbraucht haben, als daß ihr ihnen im Ernſte Unabhängigkeit wünſchen ſolltet. Aber wo hat man zuweilen die Gedanken? Da fällt mir erſt jetzt ein, ihr habt euch ja mit dem Burggrafen ausgeſöhnt. Wie konnte ich das überſehen? Ihr ſeid ein Ehrenmann, und werdet doch kein falſches Spiel ſpielen? Genug, es iſt nichts damit, und ihr überzeugt mich von meinem Irrthum. So mag es denn gut ſein, wir wiſſen ja nun, woran wir ſind. Habe ich euch mißverſtanden, ſo werdet ihr mich hoffentlich nicht mißverſtehen.

Dietrich. Und ihr lehnt meine Dienſte wegen der Friedensvermittelung entſchieden ab?

Biſchof. Gewiß nicht, wenn es euch gelingt, ihn auf ehrenvolle Bedingungen wieder herzuſtellen.

Dietrich. Gut. Ich will Herrn Gans von Putlitz meine Vermittelung nun ebenfalls antragen, die er hoffentlich annehmen wird.

Biſchof. Habt ihr das noch nicht gethan?

Dietrich. Nein, weil ich eure Zuſtimmung noch nicht hatte. Der ſeinigen glaubte ich gewiſſer ſein zu können.

Biſchof. So will ich abwarten, was ihr mir melden werdet.

Dietrich ging nicht ohne Beſchämung und Aerger fort. Er fühlte, daß er ſich bloß gegeben hatte, und tadelte ſeine Unbehutſamkeit. Der Biſchof hatte ihn durchſchaut. Er ſchrieb an ihn, daß Gans von Putlitz jede Vermittelung abgelehnt habe, und der Krieg wurde fortgeſetzt. Der Biſchof aber ſchrieb an Friedrich, und warnte ihn vor der Quitzowſchen Parthei, indem er ihm im Allgemeinen andeutete, worauf es abgeſehen ſei. Es ſtimmte das gut überein mit einer anderen Anzeige, welche der Burggraf über das unruhige Treiben und die ſehr unbehutſamen Aeußerungen Wichart von Rochows von anderer Seite erhielt. Er traf deshalb Veranſtaltungen, ſie beobachten zu laſſen, und überzeugte ſich immer mehr, daß er ihnen nicht trauen dürfe.

Unter den Verbündeten war dem Burggrafen der rohe Hinko Slawatz Birken von der Duba auf Oderberg zuwider. Nur durch den Pfandbeſitz dieſes Schloſſes war er märkiſcher Einwohner. Darum konnte man vorausſehen, daß er die Mark verlaſſen würde, wenn er dieſes Schloß nicht mehr beſaß. Friedrich hatte es ihm, ſo wie den dabei befindlichen Oderzoll, deſſen Einkünfte er ebenfalls bezog, in Zeiten gekündigt. Das Schloß, wehrhaft und feſt, lag auf dem noch jetzt ſogenannten Schloßberge, eine Viertelmeile weſtlich von dem jetzigen Städtchen Oderberg in einer vortheilhaften Lage. Hinko wußte allerlei Ausflüchte zu machen, und wollte anfangs keine Kündigung gelten laſſen, ja nöthigenfalls ſein Schloß mit den Waffen in der Hand vertheidigen und behaupten. Er war darum auch für den heroiſchen Muth der Gebrüder Maltitz ſehr eingenommen, und rühmte ſie gewaltig, aber als er ihr Schickſal vernommen, machte er bedenkliche Geſichter, und wurde ſehr kleinlaut. Seine Freunde überzeugten ihn endlich, daß er dem Burggrafen die Einlöſung des Schloſſes nicht verweigern könne. Er ſelber ſah das ein. So kam er denn endlich nach Berlin.

Es muß indeſſen noch mancherlei Streitigkeiten wegen der Auslöſung gegeben haben, denn Hinko hatte für das Schloß und den Zoll 6000 Schock böhmiſche Groſchen als Pfandſumme gegeben, während jetzt eine viel geringere Summe als Rückzahlung geboten wurde. Es ſcheint faſt, als habe er den Oderzoll anderweitig verpfändet gehabt, oder Friedrich hatte ihn ſchon früher eingelöſet. Genug, am 17ten Mai ſtellte ihm Friedrich einen Schuldſchein über 2300 Schock böhmiſche Groſchen aus, die terminweiſe zu 500 Schock gezahlt werden ſollten [1]). Indeſſen war die Sache damit noch nicht abgemacht, denn am 20ſten Mai gab ihm Friedrich noch einen Schuldſchein von 800 Schock böhm. Groſchen, zu Pfingſten zahlbar, beide wegen der Löſung des Schloſſes Oderberg, ohne daß vom Zolle dabei die Rede wäre [2]). Späterhin wurden der Stadt Frankfurt darauf noch 24 Schock Groſchen zu Gute geſchrieben. Nunmehr übergab Hinko das Schloß, zum Schloßhauptmann ernannte Friedrich den Heinrich Strantz. Zollſchreiber zu Oderberg war zu dieſer Zeit der Pfarrer Nikolaus Rove [3]).

Durch dieſe Verhandlungen war Hinko dem Burggrafen ſo wenig lieber geworden, als dieſer jenem, und um Friedrich nicht huldigen zu müſſen, ging er außer Landes auf ſeine Güter nach der Lauſitz, die ſich indeſſen in einem ſchlechten Zuſtande befanden, da er immer in Geldnoth war. Dabei war er ein unruhiger Kopf, zu Händeln geneigt, und ſie aufſuchend. Kaum hatte er die Lauſitz betreten, ſo ſchloß er ſich ſogleich einem Zuge an, welchen der jetzige Vogt der Niederlauſitz, Hans von Polenz, der Nachfolger Hans von Torgaus, gegen das Schloß Finſterwalde vorbereitet hatte. Dies Schloß war ſchon ſeit dem Jahre 1410 wiederholt und oftmals belagert und angegriffen worden, ohne daß man ſich deſſelben hatte bemeiſtern können. Die von Gerenzke, eine ſonſt wenig bekannte Familie, welche das Schloß vertheidigten, verübten von dieſem Schloſſe aus großen Unfug, und machten die Gegend höchſt unſicher. Immer erneuete Klagen machten immer neue Verſuche nothwendig, ſich deſſelben zu bemächtigen, und eben jetzt war man wieder mit einem ſolchen beſchäftigt. Hinko, der als ehemaliger Vogt in der Lauſitz noch

---

1) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 50.
2) A. a. O.
3) A. a. O.

großen Anſehens genoß, kam dazu ſehr gelegen. Das Schloß wurde belagert, beſtürmt, und endlich am 5ten Juni wirklich erobert [1]). Von hier aus zog man nach Senftenberg, von deſſen Schloß gleichfalls Räubereien unternommen worden waren, und eroberte es ebenfalls. Die Sechslande und Städte der Oberlauſitz hatten dabei mitgeholfen [2]). Das Schloß Senftenberg hatte Hans von Polenz ſich wieder erobert.

Albrecht von Holzendorf war zwar, nach dem oben Mitgetheilten, Hauptmann von Strausberg geworden, aber dies hatte ihn auch mit den Quitzows und ihren Anverwandten vollſtändig verfeindet, die ſchon vorher wegen ſeiner, wie ſie es nannten, voreiligen Huldigung, auf ihn heftig gezürnt hatten. Er ließ ſich dies ſehr zu Herzen gehn, und ſein Ehrgeiz vermochte es nicht zu ertragen, daß ſelbſt ſein Bruder, den er aufrichtig geliebt hatte, von ihm als einem charakterloſen Menſchen wegwerfend ſprach. Es ſchien ihm, als wenn auch viele andere ihn nicht mit der Achtung behandelten, auf welche er Anſpruch machen zu können glaubte. Das machte ihm das Leben zuletzt unerträglich, und um allen Anfeindungen und Kränkungen aus dem Wege zu gehen, entſchloß er ſich, die Mark ganz zu verlaſſen. Er ſchrieb an Friedrich, kündigte ihm ſein Verhältniß auf, gab Strausberg zurück, und ging mit allem was er hatte nach der Niederlauſitz, wo er das eben erwähnte eroberte Schloß Finſterwalde gegen eine Pfandſumme von Hans von Polenz erhielt [3]). Im Kurfürſtenthume Sachſen hatte er einen Verwandten, den Ritter Marquardt von Holzendorf, und er ſelber ſcheint ebenfalls mit dieſem Lande in nähere Verbindung getreten zu ſein, denn im Herbſte dieſes Jahres ſehen wir ihn als Ritter mit dem genannten Marquardt den Kurfürſten Rudolph zum Concil von Conſtanz begleiten [4]). — So hatte denn Friedrich zu gleicher Zeit einen Gegner und einen Anhänger verloren, deren einer für den anderen das Schloß Finſterwalde nahm.

---

[1]) Chroniſt in Förſters Handbuch der Geſch. des preuß. Reichs Thl. III. S. 137. (nicht Fürſtenwalde). — Neumann Geſch. d. niederlauſ. Landvögte Thl. II. S. 50. 51.

[2]) Neumann a. a. O. S. 59.

[3]) Neumann a. a. O. S. 59.

[4]) Münſters Cosmographie S. 572.

Eilftes Kapitel.

Alle Verſuche Friedrichs, den Krieg des Gans von Putlitz mit dem Biſchofe von Brandenburg zu beendigen, waren fehlgeſchlagen. Putlitz beſtand darauf, die Waffen entſcheiden zu laſſen, und wollte nichts davon wiſſen, daß er den Landfrieden bräche, ſondern provocirte auf ſein Recht, kraft deſſen er Krieg führen könne, mit wem er wolle, wenn es nicht ſein Landesherr wäre. Sein Beiſpiel hatte die Quitzows und Wichart von Rochow heftig aufgeregt, und letzterer inſonderheit äußerte ſich über das, was er die Eingriffe des Burggrafen in die Rechte des Adels nannte, mit großer Gehäſſigkeit und Bitterkeit. Erſtere waren klug genug, laute Aeußerungen für jetzt zu vermeiden. Friedrich überzeugte ſich indeſſen immer mehr, daß an Ruhe im Lande ſchwerlich zu denken ſei, ſo lange dieſe noch immer mächtigen Vaſallen ihren bisherigen Grundſätzen gemäß verführen; dieſe aber zu ändern, verzweifelte er. Gans von Putlitz konnte dadurch entfernt werden, wenn Friedrich ihm ſeine märkiſchen Pfandbeſitzungen Wittenberge und Lenzen kündigte, aber die übrigen waren durch eine gleiche Maaßregel noch nicht zu entfernen. Indeſſen war Wichart von Rochow das Schloß Golzow gekündigt worden, und durch den Verluſt dieſes Schloſſes wurde er unſtreitig weniger furchtbar. Friedrich beſchloß, dies nicht aus den Augen zu verlieren, und die Kündigung feſtzuhalten.

Der Wunſch des Burggrafen, mit ſeinen Nachbarn auf freundſchaftlichem Fuße zu leben, hatte ihn veranläßt, auch mit Meklenburg in ein näheres Verhältniß zu treten. Mit König Albrechts Wittwe, der Fürſtin Agnes, wurde eine Heirath zwiſchen ihren beiderſeitigen Kindern verabredet, und am 20ſten Juni ſchloß Friedrich zu Perleberg die Ehepakten ab. In dieſen war feſtgeſetzt worden, daß Friedrich ſeine zweite Tochter Cäcilie dem Herzoge Albrecht, Sohn des verſtorbenen Königs Albrecht und ſeiner Gemahlin Agnes, zur Ehe geben wolle, als Brautſchatz giebt ihr Friedrich **10000** rheiniſche Gulden mit, die bei der

Hochzeit, welche in den nächſtfolgenden drei Jahren ſtatt finden ſoll, ausgezahlt werden. Dann zahlt Herzog Albrecht ebenfalls 10000 rheiniſche Gulden, und die Summe von 20000 Gulden wird ihr als Leibgedinge vermacht auf Stadt, Schloß und Land Wittenborg, ſo daß ſie jährlich 500 Gulden Renten trägt, welche die Fürſtin Cäcilie nach ihrem Willen verwenden kann. Doch müſſen die Vögte, die ſie ſetzt, Erbgeborne des Landes ſein. Wenn Wittenborg nicht ſo viel eintrüge, ſo ſollen die 500 Gulden Renten auf andere Güter angewieſen werden [1]).

Kurze Zeit nach dem Abſchluß jener Ehepakten, am 3ten Juli borgte Friedrich von Hans von Schierſtädt die Summe von 735 rheiniſche Gulden, und verpfändete ihm das Schloß Golzow dafür, wobei Albrecht der ältere und jüngere, Schenken von Landsberg, und Hans und Friedrich von Schlieben Zeugen waren [2]). Das Angefälle von Schloß Golzow hatte Friedrich ſchon in Ungarn dem Wend von Ileburg verſprochen, es ſcheint demnach, als habe dieſer darauf verzichtet. Die Verpfändung geſchah in Folge der früheren Kündigung.

Die Verhandlungen mit Pommern wegen der Ukermark waren unterdeſſen durch Vermittelung der Meklenburgiſchen Herzoge eifrig betrieben worden, und man hatte endlich ſo viel erreicht, daß die Pommern ſich entſchloſſen, vorläufig Strasburg und Templin zu räumen. Es geſchah, und Friedrich ging ſogleich nach der Ukermark ab. Am 27ſten Juli huldigte ihm Templin, am 29ſten Juli Strasburg [3]). Wenngleich die Angelegenheit damit noch lange nicht beendigt, noch die Beſorgniß vor dem Wiederausbruche des Krieges mit Pommern beſeitigt war, ſo freuete ſich Friedrich dennoch dieſer Schritte, weil ſie offenbar ſeinem Ziele näher führten.

Die große Zerſtückelung des Landgebietes der Mark, die Menge kleiner Fürſten und Herren und die daraus hervorgehende Menge von Grenzen bildeten eben ſo viele Begünſtigungsmittel der Räubereien jeder Art, weil ſie die Verfolgung der Räuber und des Geſindels ungemein erſchwerte, zum Theil völlig verhinderte. Sicherheit der Straßen lag Friedrich ganz beſonders am Herzen, und wo nicht ſchon Traktate zur gegenſeitigen Ausliefe-

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 54. 55.
[2]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 60. (Anm.)
[3]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 67.

rung der Verbrecher beſtanden, ſuchte er ſie zu ſchließen. So finden wir ihn denn am 1ſten Auguſt zu Frankfurt an der Oder beſchäftigt, mit Herzog Heinrich von Glogau und Croſſen einen Vertrag abzuſchließen, kraft deſſen zwiſchen Croſſen und der Mark keine Räuberei geduldet werden ſoll [1]).

Hans von Schierſtädt, den wir ſchon von Gommern her aus dem Kriege Magdeburgs mit Zerbſt kennen, war Beſitzer mehrerer Güter in Sachſen, nicht weit von Golzow gelegen, und ſo war es nicht zu verwundern, wenn Wichart von Rochow bald erfuhr, daß ſein Schloß dem Schierſtädt verpfändet ſei. Kaum war er darüber gewiß geworden, als er heftig aufbrauſete und die grimmigſten Läſterungen gegen den Burggrafen ausſtieß. Seinem Toben wich ſcheu ſeine ganze Dienerſchaft aus, ſelbſt ſeine Gattin Anna hielt es für gerathen, ihn ſich ſelber zu überlaſſen. In ſeinem Inneren kochte Wuth und Rache, er gefiel ſich darin, die ausſchweifendſten Pläne gegen den Burggrafen zu ſchmieden, dem er Vernichtung ſchwur. Endlich ſetzte er ſich zu Pferde, und ritt nach Plaue, um mit Johann von Quitzow das Weitere zu überlegen.

Es war nach der Mitte des Auguſts, in welchem dies geſchah. Johann überlegte die Sache ſorgfältig. Es war offenbar der erſte Schritt, dem andere folgen mußten. Kaum ließ ſich mehr an einem Plane zweifeln, der nichts Geringeres beabſichtigte, als ſie, die mächtigſten Edelleute des Landes, völlig zu annulliren. Er geht ſchnell, der Herr Burggraf, ſprach Johann, wir wollen ihm zuvorkommen. Aber es iſt nöthig, gemeinſam Maaßregeln zu beſprechen. Wir müſſen unſere Verbündeten einladen, denn die Zeit des Zuſehens und des Nachgebens hat ein Ende. Es gilt: Wir oder Er, und ſo lange wir noch Mark in den Knochen und feſte Schlöſſer haben, ſoll er kein leichtes Spiel ſpielen. Noch ſind wir die Alten. Johann ſchrieb ſofort an Dietrich von Quitzow, und die Verbündeten wurden beſchieden, ſich heimlich am 1ſten September, dem Tage Egidii, Abends in Schloß Frieſack einzufinden, und ſich ſo einzurichten, daß ſie noch in der Nacht wieder von dort abreiſen könnten.

Der Tag kam heran. Es war unfreundliches naßkaltes Wetter. Schwere Wolken zogen über die Föhrenwälder dahin,

---

[1]) v. Raumer a. a. O. Thl. I. S. 146.

und ergoſſen ſtrichweiſe reichlich ihren Inhalt, ſelten nur an einzelnen Stellen das freundliche Blau des Himmels durchſchimmern laſſend. Der Wind ſchüttelte die dicken Tropfen von den Zweigen und Blättern, und die Landſtraßen waren ziemlich leer und öde, denn wer nicht hinaus mußte, ſcheuete das Wetter und barg ſich unter dem ſchützenden Dache des Hauſes.

Aber unſere Verbündeten ſcheuten es nicht. In abentheuerlichen aber durchaus nicht auffallenden Vermummungen, als Bauer, als Bettler, als Pilger gekleidet, zog jeder in Begleitung eines vertrauten, eben ſo ausgerüſteten Knechts finſter ſchweigend ſeine Straße, nur Sorge tragend, daß ſein Geſicht vermummt, und er unerkannt bleibe. Die Reiſe mußte zu Fuß, und die letzte Meile im Finſtern gemacht werden, damit Niemand von der Ankunft der Fremden außer dem Schloſſe etwas bemerke. Die Reiſe war nicht ohne Beſchwerde, und mancher ſtille Seufzer verwünſchte den Burggrafen und ſeine Abſichten.

Dietrich hatte in den Kellern ſeines Schloſſes einen Raum zu dieſer Berathung einrichten laſſen, damit der Glanz des erhelleten Saales nicht in die Ferne leuchten, und Aufſehen erregen möchte. Aber er empfing die Kommenden im Erdgeſchoß. Nach acht Uhr fanden ſie ſich allmählig zuſammen, jedoch ſo unkenntlichen und wunderlichen Anſehens, daß Dietrich kaum einen derſelben in ſeiner Verkappung erkannte. Es blieb indeſſen jeder in ſeiner Kleidung, und legte höchſtens Mantel und Kopfbedeckung ab, weil noch in dieſer Nacht die Rückreiſe angetreten werden ſollte. Dietrich ließ ſeinen Gäſten, wie ſie erſchienen, eine warme Bierſuppe vorſetzen, welche damals als eine Erquickung galt, und füllete ihnen dann die Becher, bis alle beiſammen waren. Nur Johann von Quitzow fehlte noch, und mußte durch einen unvorhergeſehenen Umſtand aufgehalten worden ſein, es war indeſſen nicht möglich, länger zu warten, und die Verbündeten folgten Dietrich in die unterirdiſchen Räume.

Man nahm Platz. Es war Gans von Putlitz, Wichart von Rochow, Werner von Holzendorf, Gerke von Arnim, Lütke von Arnim und Hans von Uchtenhagen, unter welchen Dietrich von Quitzow der einzige war, der ſeine gewöhnliche Kleidung trug. Man hatte Mühe, einander nicht zu verwechſeln.

Seltſam! ſprach Gans von Putlitz. War mirs doch, da wir die Treppe hinunter kamen, als ob die Geſtalt eines Pag=

gert vor uns hier in das Gemach ſchlüpfte, und doch iſt keiner unter uns der als Baggert gekleidet wäre. Ich glaubte, es ſei ein eben Angekommener.

Werner von Holzendorf. Wie er ausgeſehen, will ich nicht verrathen, denn es war zu dunkel, aber auch ich glaube eine Geſtalt geſehen zu haben, als wir die Treppe hinunter gingen.

Dietrich. Unſtreitig doch einen der unſeren. Die Dunkelheit hat euch getäuſcht. Doch ſeht, da kommt Johann. Das iſt mir lieb. — Willkommen!

Johann entſchuldigte ſein Zuſpätkommen, indem er Folgendes erzählte.

Ich ging mit meinem Knechte über Pritzerbe und Bamme. Nicht weit von Stechow wurde mein Knecht überaus unwohl. Er hatte vorher ſchon etwas geklagt, das Uebel nahm jedoch mit jedem Schritte zu, und er erklärte endlich es für unmöglich, weiter zu kommen, da ihm zu Muthe ſei, wie einem Sterbenden. Er war wie ich in Pilgerkleidung. Denkt euch meine unangenehme Lage, und noch dazu bei dieſem elenden Wetter. Mit großer Mühe und vielem Zeitverluſt ſchleppte ich mich nach Stechow. Hier blieb mir nichts übrig, als mich Heinrich von Stechow zu entdecken, doch ohne ihm zu ſagen, wo ich hin wollte. Ich übergab ihm meinen Knecht, damit er für ihn Sorge trüge. An ſeine weitere Begleitung war für jetzt, wie ſich bald ergab, nicht zu denken, und ich mußte meinen Weg allein fortſetzen. Es war ſpät geworden, ich ſchritt fleißig zu, aber es war doch bereits dunkel, als ich durch Landin ging. Gleich hinter dem Dorfe beginnt ein Wald, durch welchen der Weg führt. Eine Viertelmeile weiter geht er am Fuße eines ſteilen bewaldeten, rechts gelegenen Hügels in einem Halbkreiſe um dieſen herum, ſich dicht am Rande eines links belegenen tiefen Moores hinziehend. Der Wind hauſete in den Bäumen ſchauerlich, und ſpritzte mir die Regentropfen von den Blättern ins Geſicht, ich war bis auf die Haut durchnäßt, und mich fror. Sehen konnte ich wenig. Plötzlich war es mir, als hörte ich Tritte vom Hügel herabkommen, es rauſchte in den Zweigen, es tappte mir nach, und gleich darauf rief eine Stimme Halt! Ungewiß ob ich ſtehen bleiben, oder weiter gehen ſollte, faſſe ich meinen Dolch, und wende mich, um zu ſehen, wer mit mir geſprochen. Da erblicke ich neben mir

eine graue Figur, ſo viel die ſchwache Dämmerung zu ſehen erlaubte, war es ein Baggert.

Gans von Putlitz. Wie? Ein Baggert?

Die Uebrigen. Ein Baggert? Seltſam!

Johann von Quitzow. Warum fällt euch das ſo auf?

Gans von Putlitz. Erzählt nur weiter.

Johann v. Q. Genug, die dunkle Geſtalt ſtand nahe bei mir, und ſprach in ſeltſam gezogenem Tone: Gehe nicht weiter. Du biſt nicht auf dem Wege des Heils. Kehre um! Wohin du kommſt, droht dir Verfolgung. Seine Worte klangen ſchauerlich, und machten, — ich geſtehe es, — einen eigenen Eindruck auf mich, daß ich faſt nicht umhin konnte, zu glauben, ich habe mit einem Spuke zu thun. Ungewiß fragte ich: Wer biſt du? — Da antwortete er: ich habe keinen Namen, ich bin nicht mehr von dieſer Welt. Mich treibt der Geiſt. Der Geiſt iſt Alles, das Fleiſch iſt Nichts. — Es überlief mich ein Grauſen, doch fragte ich: Kennſt du mich? — Ihr Thoren, ſprach er, kennt euch ſelber nicht, und meint doch, andere ſollen euch kennen? Nur der Geiſt ſieht ins Herz. — Wie wißt ihr denn, daß mir Verfolgung droht, entgegnete ich. — Mächtiger erhob er ſeine Stimme, und mit wildem Ausdruck rief er: Ha Schlange, wie willſt du mich ſo ſchlau ausforſchen, um nachher deſto giftiger zu ſtechen? — Der Geiſt ſagts! Siehe, ich kenne dich, höre auf mich, und wärſt du ſelbſt dein Bruder, denn auch ihn muß ich warnen, ſo iſts beſchloſſen. — Gott ſei mir Sünder gnädig, erwiederte ich, und ſchlug ein Kreuz, ſeid ihr ein Geiſt der Hölle, oder ſeid ihr ein Menſch, ausgeſandt mich zu bethören, oder zu kundſchaften? — Hä hä! krächzte er widrig, ich habs getroffen, es ſchlägt in das Gewiſſen. Kehre um, kehre um! Die Geiſter der Hölle beginnen ihren Tanz, und umſtricken dich. Siehſt du nicht, wie von den Rabenſteinen dir die weißen Schädel zunicken, und dich begrüßen? und ihre klappernden Gebeine ſingen fröhlich: wo bleiben unſere Freunde denn ſo lange? — Du biſt ja ein Geächteter, ja Johann, wir ſind Brüder, ich muß dich warnen, ſonſt freſſen die Würmer dein Gehirn, hi hi, die kleinen ungeſchlachten niedlichen Thiere. — Komm, laß dich umarmen! — Er ſtürzte auf mich zu. Ein unnennbares Grauſen ergriff mich. Ich wich ihm aus, und lief in Seelenangſt, Gott weiß wohin, ſo ſchnell die Füße nur fort konnten. Ich hörte den Spuk hinter mir her lau-

fen, und lange ſaß er mir dicht auf den Hacken, indem er ſchrie: Heiſſa, heiſſa, die Geiſterjagd beginnt! Holla hoh, holla hoh! — Endlich hörte ich ſein Rufen entfernter werden, bis es zuletzt ganz erſtarb. Nun erſt wagte ich, ſtehen zu bleiben, und gebadet in Schweiß, Luft zu ſchöpfen. Es währte eine Zeitlang, ehe ich mich erholte. Aber wo ich war, wußte ich nicht. Ich ging auf Gerathewohl, bis ich Licht ſah. So gerieth ich nach dem Dorfe Görne, wo ich mich zurecht weiſen ließ.

Gans von Putlitz. Es war ein Spuk, daran iſt nicht zu zweifeln. Aber weshalb er euch warnen wollte, begreife ich nicht.

Dietrich. Er iſt aus der Hölle abgeſandt geweſen, und hat dich bethören und ſchrecken ſollen.

Johann. Das hat er redlich gethan.

Gans. Kein Wunder. Solche Weſen ſind fürchterlich, und auch der Bravſte und Unerſchrockenſte kann ſich der Furcht vor ihnen nicht erwehren. Auch ſoll man ſie fürchten, denn es taugt nicht, Gemeinſchaft mit ihnen zu haben.

Dietrich. Nun, wenn die Hölle unſer Werk ungern ſieht, ſo iſt es ſicher dem Himmel angenehm. Wohlan! Wir bieten der Hölle Trotz, und beginnen.

Alle. Gut geſprochen. Recht ſo!

Dietrich. Laßt uns denn zum Gegenſtande unſerer heutigen Berathung übergehen. Euch iſt, lieben Freunde, wohl bekannt, was wir gethan und geopfert haben, um wenigſtens äußerlich in gutem Vernehmen mit dem Burggrafen zu ſtehen. Es waren nicht unbedeutende Opfer, aber wir haben ſie gebracht, um ſeinem Verlangen zu genügen. Wir haben ihm abgetreten, was er verlangte, und den Beſitz deſſen, was er uns gelaſſen, hat er uns beſtätigt. Nach alle dem, was geſchehen, hätten wir nun wohl nach Recht und Gerechtigkeit erwarten dürfen, daß wir Frieden haben, und im ungeſtörten Beſitze unſeres anerkannten Eigenthums verbleiben würden. Allein dem iſt nicht ſo. Es iſt mit dieſem Burggrafen kein Friede zu halten. Unſere Nachgiebigkeit hat ihn keck gemacht, was wir verloren haben, bildete nur den Anfang unſerer Verluſte, die nicht eher aufhören werden, bis wir nichts mehr zu verlieren haben.

Gans von Putlitz. Wie, was giebt es wieder? Hat er abermals Forderungen gemacht?

Dietrich. Zuerſt ſagt mir, ob wir nicht gethan haben, was

von uns gefordert war, oder ob irgend ein Vaſall mehr thun konnte?

Alle. Ihr habt euch nichts vorzuwerfen.

Dietrich. Und dennoch hat er im Sinne, uns auch noch diejenigen Schlöſſer zu nehmen, welche uns ſein Eigenſinn bis jetzt gelaſſen.

Gans von Putlitz. So muß ja das Wetter drein ſchlagen, und wahrhaftig, er kann leicht dabei mitgetroffen werden. Ohne Weiteres, ohne einmal zu fragen? Es iſt abſcheulich.

Dietrich. Wichart von Rochows Schloß Golzow hat er an den Schierſtädt verpfändet.

Wichart von Rochow. Von nächſte Pfingſten an.

Gans von Putlitz. Ohne ſein Recht nachzuweiſen? — Wie lange wird es dauern, ſo kündigt er euer Schloß Plaue, um es zum verſprochenen Leibgedinge der ſächſiſchen Barbara zu machen. Abſcheulich, eure Gründe nicht einmal weiterer Widerlegung für werth zu halten! —

Werner von Holzendorf. Es iſt unerhört. Iſt das eine Behandlung, wie ſie dem ſchloßgeſeſſenen Adel geziemt?

Wichart von Rochow. Er macht es mit den Schlöſſern, wie er es mit der Mark gemacht hat. Man dringt beiden andere Herren auf, mögen auch die jetzt darin Wohnenden darüber zu Grunde gehen.

Dietrich. Unſer Klagen hilft zu nichts, wir müſſen handeln. Nur zu lange haben wir ſchon nachgegeben, und die Gutwilligen geſpielt. Es iſt Zeit, daß wir aus einem andern Tone ſprechen.

Johann. Recht, das iſt auch meine Meinung.

Wichart von Rochow. Laßt uns ihm ſogleich den Frieden abſagen. Noch ſind wir mächtig genug, um es mit ihm und ſeiner Handvoll Franken aufnehmen zu können.

Gans von Putlitz. Nicht doch. Das wäre der Weg zum Untergange. Nicht gerade drauf, das iſt gefährlich. So wie ihr euch gegen ihn erklärt, iſt Acht und Aberacht da, und alle ſeine Nachbarn helfen ihm. Viel Hunde ſind nicht bloß des Haſen, ſondern auch des Löwen Tod. Kommt ihm von der Seite, da iſt der Menſch am leichteſten verwundbar.

Johann. Wie meint ihr das?

Gans v. P. Macht es wie ich. Fallt ſeine Verbündeten

an. Niemand kann euch wehren, dem Magdeburger den Frieden abzuſagen, wie ihr es ſonſt thatet. Nehmt ihm ſeine Schlöſſer, die könnt ihr behalten und euch dadurch ſtärken. Was ihr dem Burggrafen abnähmet, müßtet ihr ohne Entſchädigung herausgeben, und würdet noch obenein in die Acht erklärt.

Dietrich. Recht, und gegen den Burggrafen muß man Andere loslaſſen. Wie ich die Pommern kenne, glaube ich wohl, daß ſie die Ruhe nicht mehr lange ertragen werden.

Johann. Wenn wir dem Magdeburger den Krieg erklären, wird ſich der Burggraf hineinmengen.

Gans v. P. Immerhin. Ihr braucht euch daran nicht zu kehren.

Johann. Er wird uns zu Leibe gehen.

Gans v. P. Das iſt noch die Frage. Auch könnten die Pommern ihn dann hinreichend beſchäftigen, und die brauchten früher nicht einmal anzufangen.

Johann. Wenn er es aber doch thäte, oder die Pommern ausblieben?

Dietrich. Wohl, dann würden wir uns gegen ihn wenden, nicht als gegen den Landesherrn, ſondern als den Verbündeten von Magdeburg. Wer für unſere Feinde iſt, wird dadurch ſelber unſer Feind.

Werner von Holzendorf. Bedenklich iſt das doch, es iſt immer ein Krieg gegen den Hauptmann des Landes, und der Name ändert nicht viel. Es gilt ihm doch immer.

Dietrich. Ihr ſeid bedenklich, weil der Burggraf euch ſchmeichelt. Es ſoll ihm auch gelten, und zwar ernſtlich.

Werner v. H. Nicht weil er mir wohl will, bin ich bedenklich. Es iſt zwar wahr. Seit längerer Zeit ſchon giebt er mir unzweifelhafte Beweiſe, daß er auf mich etwas hält. Warum weiß ich nicht. Er meinte einmal, ich ſei ein ehrlicher Mann. Nun, darin ſoll er ſich auch nicht geirrt haben; ich werde nie vergeſſen, was ich euch zugeſagt habe.

Johann v. Q. Das kann uns ſehr zu ſtatten kommen. Verſucht es von ihm ſo viel Schlöſſer pfandweiſe zu erhalten, als möglich. Das wird euch unter obwaltenden Umſtänden nicht ſchwer werden, die Pfandſummen ſtehen euch zu Dienſten, und bei ausbrechendem Kriege können wir die Schlöſſer vortrefflich gebrauchen.

Werner v. H. Es wird mir ſchwer, ihn zu hintergehen.

Johann v. Q. Ihr ſeid der Unſrige, das habt ihr geſchworen. Vergeßt nicht, daß ihr darum mit uns gehen müßt. Ihr könnt uns damit ſogar einen größeren Dienſt leiſten, als wenn ihr unmittelbar mit darein ſchlüget.

Gans v. P. Sehr wahr. Ueberhaupt wäre es beſſer, wenn der Krieg nur im Namen der eigentlichen Häupter geführt würde. Dann könnte eine etwa erwirkte Achtserklärung auch nur dieſe treffen. Die Uebrigen könnten jene um ſo wirkſamer unterſtützen, und im Falle eines Unglücks wüßte man wohin. Es ſtürzt dann nicht das ganze Gebäude zuſammen.

Dietrich v. Q. Das iſt ein kluges Wort. Faſſe ich jetzt zuſammen, was wir beſprochen haben, ſo wäre es Folgendes: Gans von Putlitz ſetzt ſeine Fehde gegen den Biſchof von Brandenburg fort. Es iſt gut, Kriegsvolk in der Mark zu haben, das ſogleich, wenn es noth thut, auf unſerer Seite iſt.

Alle. Unſtreitig.

Dietrich. Mit dem Burggrafen ſoll es zum Bruche kommen, jedoch in der Weiſe, daß ich, Johann von Quitzow und Wichart von Rochow dem magdeburger Biſchofe den Frieden abſagen, ihm ins Land fallen, und wo möglich noch einige feſte Schlöſſer zu nehmen ſuchen, dabei aber ſo viel ſchaden, als wir vermögen.

Werner von Holzendorf. Und die Uebrigen?

Dietrich. Ihr haltet euch fürs Erſte ſtill und ruhig, benutzt das Zutrauen des Burggrafen, und ſucht in den Pfandbeſitz recht vieler Schlöſſer zu kommen. Weiter thut ihr für jetzt nichts, bis ihr von uns ein Zeichen erhaltet. Mit euren Schlöſſern werdet ihr uns im Glücke wie im Unglücke gute Dienſte leiſten können.

Werner, die Arnims und Uchtenhagen. Wir ſind's zufrieden.

Dietrich. Ich werde ſofort nach Stettin reiſen, um die Pommern anzuregen. Ich weiß es, die Friedensvermittler haben große Noth gehabt, den Pommern das Schwerdt in der Scheide zurück zu halten. Der Streit wegen der Ukermark hat noch lange kein Ende, und ich zweifele nicht, die Pommern zu einem neuen Kriege mit dem Burggrafen bereden zu können. Iſt das euer Wille?

Alle. Er iſts.

Dietrich. So möge denn Alles ein gutes Ende gewinnen, und wir bald uns auf freier Erde im Vaterlande wieder ſehen. Gelingt es nicht, dieſen verhaßten Fremdling mit ſeinen despotiſchen Geſinnungen von dem vaterländiſchen Boden zu vertreiben, ſo ſoll doch wenigſtens das Stück Erde, wo wir ſtehen, frei ſein von ſeinem lähmenden Einfluſſe, ſo ſoll er doch uns als Männer anerkennen, mit denen man nicht umſpringt, wie mit Schulknaben. Wir und er finden nicht Platz auf demſelben Raume; ſo gilt es denn, ſich Platz zu machen, und hinweg zu ſchaffen, was nicht auf dieſem Boden gewachſen, und unſerer Natur zuwider iſt. Traurig, daß ſo Viele bereits ſich ſeinem Willen verkauft und hingegeben haben, und wir die Letzten ſind, in denen der freie adliche Muth empor flammt, der ſonſt in dieſem Lande waltete. Aber ſind wir auch die Letzten, welche ausharren, laſſet uns nicht vergeſſen, daß die, welche ausharren, die Krone gewinnen, nicht vergeſſen, daß wir nichts Unrechtes wollen. Freiheit, begehren wir, Freiheit, die angeſtammte unverlierbare Freiheit, Anerkennung unſerer Rechte und Ehre, die uns theurer ſind als unſer Leben, und die nur leichtſinnig aufgeben kann, wer ſie nie beſaß, — der Schuft, — drohen ſoll uns Niemand, uns ihrer zu berauben, uns in Sklavenfeſſeln zu ſchlagen, ja einfallen ſoll ſo verwegenes thörigtes und ſchmähliges Treiben Niemanden — das iſt es, was wir begehren, was mit uns begehren muß, wer auf Ehre und Freiheit hält, und ſo denn, Glück auf zum neuen Kampfe! — Unſer Geſchäft iſt beendigt.

Aber nun beginnt das meinige, ſprach eine hohle zitternde Stimme. Aller Augen wendeten ſich dahin. Im Hintergrunde des Gewölbes war eine Thür geöffnet, die bei der ſchwachen Beleuchtung vorher nicht auffiel, weil ſie zu war. In derſelben ſtand eine graue Geſtalt mit weißem kurzem Barte. Unwillkührlich riefen mehrere: Gott ſei uns gnädig! Der Baggert!

Baggert. Ja, der Namenloſe, der Geächtete. Entfernt euch nicht, damit die Warnung nicht zu ſpät kommt. Sehet, der Geiſt ſpricht: Kehret um ihr Gottloſen von eurem böſen Weſen, denn der Herr liebt die Gerechten, aber er haſſet, die Gewalt und Unrecht üben.

Johann v. Q. Hilf Himmel! Es iſt der alte Wilkin von Bredow!

Baggert. Still, ſtill! Nennt nicht den Namen, der ihn führte iſt todt!

Dietrich v. Q. (fährt auf ihn zu, und packt ihn) Böſewicht, wie kannſt du uns ſo beſchleichen? Du kommſt nicht lebendig von hinnen!

Johann v. Q. Dietrich, laß ihn los! Er iſt nicht bei ſich. Der Geiſt treibt ihn.

Dietrich. Verſtellung, nichts als Verſtellung! Er iſt ein Verräther und muß ſterben!

Gans v. Putlitz. Ich habe erſt vor Kurzem von den Bredows gehört, daß er ſeit vier Wochen unſinnig iſt.

Baggert. Falſch, falſch, geſtorben iſt, willſt du ſagen, ein Geiſt willſt du ſagen, der die Menſchen warnen ſoll, wo er kann. Ach ich habe darum keine Ruhe in der Erden. Aber ich verſtehe die Sprache der Geiſter, und höre das Flüſtern der Todten, und ſehe ihre nagenden Gedanken, welche die Menſchen für Würmer halten. Und wenn ſie ausfliegen, da ſetzen ſie ſich euch in das Gehirn, und weben euch Träume von Krieg und Brand, Raub und Mord und Verrath, daß ihr wie die Beſeſſenen umher tobt, ſonder Ruh und Raſt, bis ihr den Würmern neue Speiſe geliefert. O ihr ſeid ſchreckliche Menſchen, und doch iſt das Maaß eures Frevels noch nicht voll, obgleich es ſchon bis zur Hölle reicht. (Mit ſtarker Stimme.) Fluch denen, die die Erde mit Jammer und Elend füllen, weil ſie ſich groß dünken in der Zerſtörung! Fluch dem finſteren Geſchlechte, das auf den Trümmern der heiligen Ordnung ſeinen Sitz aufſchlägt, und wie das lichtſcheue Volk der Eulen nur Ruinen ſucht. Aber der Geiſt ſpricht: die Trümmer werden über euren Köpfen zuſammen ſtürzen, und euer verruchtes Hirn zerſchmettern, und von eurem vergötterten Weſen bleibt nichts, — nichts, — als eurem Geiſte das Bewußtſein der Hölle durch die Ewigkeit der Ewigkeiten! —

Dietrich v. Q. Wahnwitziger Schwätzer, es iſt genug! Hinaus mit ihm, aber damit er in ſeiner Tollheit nicht plaudert, darf er das Schloß nicht verlaſſen. Er ſoll in Verwahrſam gebracht werden.

Wilkin. Ihr irrt euch, mich hält Niemand, ich bin frei, auch in euren Schlöſſern, freier als ihr jemals werden könnt, denn es iſt der Geiſt, der mich frei macht. Ich habe euch gewarnt, mein Werk iſt vollbracht. Aber du, Dietrich Quitzow,

du biſt es der mich halten will? Haſt du je dich ſelber halten können? — Du willſt es wagen, Hand an mich zu legen? In den Staub mit dir, elender Wurm, den ich gehaßt habe, ſo lange ich auf Erden wandelte, und haſſen werde, ſo lange ich lebe, denn auch der Haß iſt ewig, der tiefe glühende Haß, der Mark und Bein durchdringt. Ha, mit den Zähnen hätte ich dir das Fleiſch von den Knochen nagen, und die Knochen den Hunden vorwerfen können, zum ekelhaften Fraß. O warum habe ich es nicht gethan, ſo lange ich lebte? Und warum ſollte ichs nicht jetzt noch thun? — Nieder mit dir, du elender Böſewicht, die Rache naht, dich zu verſchlingen! —

Mit den Zähnen knirſchend ſtürzte er ſich in ungeheuren Sätzen auf Dietrich, und packte ihn mit wüthender Gebehrde und Kraft. Raſch ſprangen alle übrigen vor, um ihn aus ſeinen umklammernden Armen loszumachen, und ſein Beißen zu verhindern. Es gelang erſt nach Anſtrengungen, und man ſchleppte den gräßlich tobenden Wilkin durch die Thüre zurück, durch welche er hervorgetreten war, ſtieß ihn in das Gemach hinein, und ſchloß die Thüre. Er ſchlug mit den Fäuſten dagegen, und wollte ſie ſprengen, doch widerſtand ſie ſeinen Kräften.

Die Verſammelten waren durch den unvermutheten Auftritt heftig erſchüttert, und bedurften einiger Zeit, um ruhiger über den Vorfall ſprechen zu können. Noch dröhnten Wilkins Fauſtſchläge gegen die Thüre ſchaudererregend durch das hallende Gewölbe. Endlich ließen ſie nach, und es wurde ganz ſtill.

Man überlegte, was man mit dem Unglücklichen anfangen ſolle. In jenem Gemache konnte er nicht bleiben, und nach einem anderen konnte man ihn nicht führen, ohne ihn Feſſeln angelegt zu haben. Man kam endlich überein, dies Mittel anzuwenden, und Dietrich ließ die Feſſeln bringen und ſechs Knechte eintreten.

Behutſam und dicht an einander gedrängt, öffnete man die Thür, erſt ein wenig, dann weiter und weiter. Man fürchtete, Wilkin würde zuſpringen, es geſchah nicht. Man trat endlich mit der Leuchte hinein. Wilkin war nicht zu ſehen. Eine offene Treppe führte aus dieſem Kellerraum noch tiefer. Wilkin war im Finſtern ihr zu nahe gekommen, hinabgeſtürzt, und hatte den Hals gebrochen. Er lag unten am Fuße der Treppe.

Er braucht keine Feſſeln mehr, ſprach Uchtenhagen, er iſt

frei, er hatte Recht, wir können ihn nicht halten. Aber was beginnen wir nun mit ihm?

Dietrich. Es iſt ein unangenehmer Vorfall. Wer mein Verhältniß zu ihm kannte, wird glauben, er ſei hier todtgeſchlagen worden.

Gans v. P. Sind wir doch alle Zeugen, daß es nicht geſchehen.

Dietrich. Bedenkt, daß es nicht laut werden darf, daß wir hier beiſammen waren. Wir ſind im Geheimen verſammelt, und Niemand darf etwas davon erfahren. Ihr könnt daher auch nicht bezeugen, auf welche Weiſe er den Tod gefunden.

Johann v. Q. Und erführe man, daß er hier in unſerer Verſammlung den Tod erlitten, würde man glauben, wir hätten nach Art der Vehme über ihn gerichtet.

Gans v. P. Das iſt wahr. Dann giebt es nur zwei Wege. Entweder ihr laſſet ihn hier im Schloſſe ſogleich ſtill verſcharren, oder ihr laſſet ihn hinaustragen, und irgend wo hinlegen, damit es das Anſehen gewinnt, als ſei er unterweges bei ſeinem Umherirren verunglückt.

Nach längerem Ueberlegen ſchien dieſer Ausweg der beſte zu ſein. Dietrich Schwalbe mußte daher den Leichnam auf ein Pferd binden, und in Begleitung eines anderen Knechtes ſogleich fortführen. An eben der Stelle, wo er Johann von Quitzow zuerſt erſchienen war, wurde er am Fuße eines Berges in eine Sandgrube gelegt, ſo als ob er von der ſteilen Wand derſelben herabgeſtürzt wäre. Er wurde am andern Tage gefunden, und ſeinen Verwandten zugeſendet, die um ſo weniger daran zweifelten, daß er auf dieſe Weiſe verunglückt ſei, als er ſchon einigemale ſeinen Wächtern entflohen war. Wilkin hatte nämlich ſeit einiger Zeit, was man bereits länger gefürchtet, den Verſtand verloren, und bildete ſich ein, er ſei als Geächteter geſtorben, werde verfolgt, und wandere jetzt als Geiſt umher, die Menſchen, beſonders aber die Quitzows und ihren Anhang zu warnen. Zu dem Ende trug er ein Beghardenkleid, und war nicht zu Hauſe zu halten, ungeachtet man ſein Ausgehen zu verhindern ſuchte. Er war zufällig auf Johann von Quitzow geſtoßen, den er an der Stimme erkannt hatte. Er ſetzte ſich richtig zuſammen, daß dieſer nach Frieſack wollte, und das bewog ihn, eben dahin zu gehen, wo er früher ankam, als Johann. Er wurde eingelaſſen,

weil man ihn für einen verkleideten Verbündeten hielt, und wußte ſich mit vieler Liſt zu verſtecken, bis er wie wir geſehen, hervortrat. Tobſucht hatte man bis dahin an ihm noch nicht bemerkt. Sie brach im Schloſſe Frieſack zum erſtenmale aus. Die zu Hülfe gerufenen Knechte mußten eidlich das tiefſte Schweigen geloben. Dennoch war der Transport des Leichnams nicht ſo ungeſehen bewirkt, als man geglaubt hatte, und unter der Dienerſchaft wurde lange Zeit mit ſtillem Grauſen erzählt, daß in dieſer heimlichen Zuſammenkunft einer der Verbündeten hingerichtet worden ſei, eine Sage, die ſich leiſe weiter verbreitete und das Grauen vor den Quitzows noch vermehrte.

Zwölftes Kapitel.

Dietrich reiſete einige Tage nach dieſer Zuſammenkunft nach Stettin, und verhandelte fleißig mit den jungen Herzogen. Er fand ſie heftig entrüſtet gegen Friedrich, deſſen Anforderungen wegen der ukermärkiſchen Eroberungen ihren ganzen Zorn erregt hatten. Thaten- und kriegsluſtig, waren ſie nur zu geneigt, ſeinen Einflüſterungen Gehör zu geben, und ſich allenfalls über die zu befürchtende Feindſchaft mit den wolgaſtſchen Herzogen hinweg zu ſetzen. Zufrieden mit ſeinen Verrichtungen kehrte er nach Frieſack zurück, und berief ſeine Freunde auf den 15ten September zu einer abermaligen Zuſammenkunft.

Sie kamen in derſelben Weiſe, wie einige Wochen früher. Dietrich zeigte ihnen an, daß die Pommern geneigt ſeien, ihnen zu helfen, doch erſt im kommenden Jahre. Vor Anfang deſſelben ſei es nicht thunlich. Dann aber gedächten ſie ihr Recht gegen Friedrich mit den Waffen zu behaupten, und wollten den Quitzows in ihrem Kriege gegen den Burggrafen gern beiſtehen. Doch würden ſie den Krieg nicht eher erklären, als bis die Quitzows ihn gegen den Burggrafen wirklich angefangen hätten.

Wichart von Rochow. Warum das? Mißtrauen ſie uns?

Dietrich. Es ſcheint ſo. Sie meinten, wir hätten uns ſchon einmal gütlich mit dem Burggrafen geſetzt, und das könnte wohl wieder geſchehen.

Wichart von Rochow. Das kann man ja verbriefen.

Dietrich. Allerdings. Sie ſind indeſſen doch dabei geblieben.

Wichart. Auch gut. So erhalten wir Zeit zu unſerem Kriege mit Magdeburg.

Gans von Putlitz. Recht. Angefangen, damit etwas gethan wird! —

Dietrich. Ich werde morgen den Abſagebrief aufſetzen. In allem Anderen bleibt es bei der Abrede.

Es wurden nun noch manche Feſtſetzungen getroffen für den

Fall, daß der Burggraf noch in dieſem Jahre thätlich einſchreiten wolle, wie man es mit den Schlöſſern zu halten gedenke, in welcher Weiſe die gegenſeitige Unterſtützung ſtatt finden ſolle, und mehr dergleichen Punkte. Darauf trennte ſich die Geſellſchaft, und eilte jeder nach Hauſe.

Am anderen Tage erklärten die beiden Quitzows und Wichart von Rochow dem Erzbiſchofe von Magdeburg den Krieg, und überſandten ihm den Abſagebrief, den er nicht ohne Beſorgniß für den Ausgang empfing, und den Burggrafen ſofort davon benachrichtigte. Sechs Tage ſpäter zogen die Quitzows mit Wichart von Rochow von Golzow aus in die Gegend von Jüterbock, welche damals zu dem Erzſtifte Magdeburg gehörte, und begannen den Krieg in gewohnter Weiſe. Schrecken und Angſt ergriff ihre Bewohner.

Wenige Tage darauf erhielten die Quitzows ein Schreiben vom Burggrafen Friedrich, in welchem er ſich erbot, ihren Streit mit dem Erzbiſchofe zu vermitteln und auszugleichen, damit das Unglück eines Krieges beſeitigt würde. Zugleich forderte er ſie bei den ihm geſchworenen Eiden dringend auf, ſein Anerbieten nicht zurückzuweiſen [1]).

Dies Schreiben war von den Quitzows vorausgeſehen, es bedurfte daher nicht vielen Ueberlegens, was ſie darauf zu erwiedern hätten. Dennoch beantworteten ſie es nicht auf der Stelle, ſondern ließen eine Woche darüber verfließen, während welcher Zeit ſie den Krieg fortſetzten. Darauf ſchrieben ſie dem Burggrafen, daß ſie, obgleich es ihnen leid thäte, auf ſeinen Vorſchlag nicht eingehen könnten. Ihr Streit mit dem Erzbiſchofe ſei von einer ſolchen Art, daß er durch eine Vermittelung, ſo wie überhaupt durch einen Dritten, nicht beigelegt werden könne. Für ſolche Fälle ſei eben der Krieg in der Welt, zu dem ſie ſich, wenngleich ungern, hätten bequemen müſſen, und auf den ſie es ankommen laſſen wollten.

Es war natürlich, daß Friedrich eine ſolche Antwort ſehr übel empfinden mußte. Sie ſchien ihm Hohn und Uebermuth zu enthalten, wenngleich die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln nicht geſpart waren. Die Zurückweiſung ſeines wohlgemeinten Anerbietens ſprach zugleich eine Geringſchätzung aus, die ihn noth-

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a.

wendig kränken mußte. Außerdem waren ihm dieſe nur zu häufigen Raufereien des Adels ungemein zuwider, und von Anfang an war es ihm ein Hauptaugenmerk geweſen, ihnen einen Damm zu ſetzen, und ſie nicht aufkommen zu laſſen. Schon die Fehde des Gans von Putlitz mit dem Biſchofe von Brandenburg hatte ſeinen höchſten Unwillen erregt. Jetzt kamen die Quitzows und der Rochow, ungeachtet ſie wußten, wie er darüber dachte, mit einer neuen Fehde, mit der ſie ſeinen Abſichten und Beſtrebungen offenen Hohn ſprachen, und ſein Gemüth tief verletzten. Kurz nachdem er den Brief erhalten hatte, kam der Biſchof von Brandenburg, Johann von Waldow zu ihm, und tief gekränkt ſprach er ſich gegen ihn darüber aus. Es ſind ſchlimme Leute, dieſe Quitzows mit ihrem Anhange, ſprach er, ihr unbändiger Freiheitsſinn kann ſich an keine Art von Abhängigkeit gewöhnen, und doch, wenn die Mark Ruhe haben ſoll, muß ihnen das Joch über den Nacken geworfen werden.

Johann von Waldow. Sie haben ſich nicht daran gewöhnt, zu gehorchen, denn es iſt ihnen nie etwas befohlen worden. Jetzt ſind ſie nicht mehr jung genug, um ſich daran zu gewöhnen, und ich zweifle, daß es möglich iſt.

Friedrich. Wahr, ſehr wahr. Aber man darf ihnen darum den Zügel nicht ſchießen laſſen, wenn wir Friede im Lande haben wollen. Ihre übermüthige ruhmſüchtige Fehdeluſt kennt keine Grenzen.

Biſchof. Weil ſie ſich auf das Recht des Adelichen beziehen und ſtützen, Krieg führen zu können, wann er will.

Friedrich. Es iſt mit dieſem Rechte eine eigene Sache, und ich will nicht bergen, daß es mir mehr eine hergebrachte nicht eben lobenswerthe Gewohnheit, als ein Recht zu ſein ſcheint. Iſt das Recht, ſind die Gerichte nur für den gemeinen Mann da? Soll bei dem Adel nur die Gewalt regieren, und nicht das Recht? Das ſei ferne! Recht und Gerechtigkeit ſind allgemein, der Adel kann keine anderen haben, als die Bürger und armen Leute, und ſo lange er ſich nicht den Entſcheidungen des Rechts fügt, wird die Ungerechtigkeit herrſchen. Ich ſage euch, es kommt die Zeit, wo dieſe Einrichtung nicht mehr ſtatt haben wird, ob wir ſie auch wahrſcheinlich nicht erleben. Für jetzt wird es noch nicht thunlich ſein, ſie gänzlich abzuſtellen, vielleicht auf lange noch nicht. Allein das müſſen wir feſthalten, daß bei jedem Privat-

ſtreite erſt die Sühne und ein Vergleich verſucht werde, ehe das Schwerdt entſcheidet, damit dem Geſetze und den verordneten Gerichten auch von dem Adelichen diejenige äußere Anerkennung nicht verſagt werde, ohne welche ſie von den Geringern niemals auf die ihnen gebührende Achtung Anſpruch machen können. Nur wo dem Geſetze von allen Klaſſen der Unterthanen gehuldigt wird, nur da, wo alle vor ihm gleich ſind, wo es ſeine wohlthätige Kraft über alle auf gleiche Weiſe ausgießt, da gedeiht das Wohl der Staaten und der Unterthanen, da herrſcht geſetzliche Ordnung, und ſie iſt das Höchſte, was der Regent ſeinem Lande verleihen kann, die erſte Bedingung des Wohls aller Stände.

Biſchof. Verzeiht, dann dürft ihr aber keine Privilegien geben, denn ſie begründen ſtets eine Ausnahme von der allgemeinen Regel.

Friedrich. Ganz recht. Auch bin ich keinesweges ihr Vertheidiger. Es giebt der Privilegien für Städte und Güterbeſitzer in dieſem Lande viel zu viele, als daß die Wohlfahrt des Landes dabei gedeihen könnte. Begünſtigen kann man den Einen immer nur auf Koſten Anderer, und das iſt in der Regel eine Ungerechtigkeit. Es wird ſich darin Vieles ändern müſſen und ich hoffe, es ſoll mir und meinen Nachfolgern gelingen. Zunächſt aber liegt es mir ob, dieſen Quitzows ihr verderbliches Treiben zu wehren, in welchen alle unruhigen Köpfe des Landes und alle raufluſtige Geſellen einen Halt und eine Stütze finden. Ihre Macht muß gebrochen, ſie ſelber müſſen unſchädlich gemacht werden, gelingt es nicht in Gutem, ſo mags in Böſem geſchehen.

Biſchof. Herr! So lange es möglich iſt, laßt die Güte walten. Man erreicht mit ihr oft ſicherer das Ziel, als mit der Schärfe.

Friedrich. Sicherlich. Es giebt aber einen Punkt, wo die Güte aufhören muß, wenn ſie nicht Schwäche werden ſoll, und ich fürchte, er iſt hier bereits erreicht.

Biſchof. Verſucht es noch einmal mit einem ernſten Briefe, und ſtellt ihnen die Folgen ihrer Thorheit vor. Sie ſind verblendet, und haben ſie ſich vielleicht ſelber noch nicht klar gemacht.

Friedrich. Es ſei. Aber es mag auch dies der letzte gütliche Schritt ſein, den ich thue.

In Folge dieſes Geſprächs ſchrieb Friedrich nochmals am 10. October an ſie, und ermahnte ſie, ſeine Vermittelung anzu-

nehmen. Er ſtellte ihnen vor, daß der Kaiſer erſt vor ſeiner Ankunft einen allgemeinen Landfrieden geboten habe, und ſie durch fernere Zurückweiſung ſeiner Anerbietungen ihn zwingen würden, ſie als Landfriedenbrecher bei dem Kaiſer zu verklagen, worauf nothwendig eine Achtserklärung erfolgen müſſe, in Folge welcher er als oberſter Verweſer der Mark einestheils, anderentheils als Verbündeter Magdeburgs, gegen ſie mit den Waffen würde einſchreiten müſſen. Das möchte er um ihretwillen gern vermeiden, darum bäte er, ſie möchten wohl bedenken, was zu ihrem Frieden diene.

Der Brief traf unſere Quitzows mitten in ihren kriegeriſchen Beſchäftigungen. Sie hatten ſo eben mit den magdeburgiſchen Kriegsvölkern des Stiftshauptmanns zu Jüterbock ein Gefecht ſiegreich beſtanden, und waren darum nicht eben beſonders nachgiebig geſtimmt. Die Ermahnungen Friedrichs fielen auf unfruchtbaren Boden, und wurden mit übermüthigem Spotte angehört. Er droht, rief Johann von Quitzow, das iſt ein gutes Zeichen. Wer droht, fürchtet ſich, wer Muth hat, ſchlägt zu. Laßt ihn nur mit der Achtserklärung kommen. Sie nimmt uns nichts und giebt uns nichts. Seine Waffen werden die Pommern ſchon abſtumpfen.

Nach einigen Tagen ging eine Antwort an Friedrich ab, welche dieſen Geſinnungen ziemlich gemäß abgefaßt war. Sie beklagten darin, daß ſie nochmals ſeine guten Dienſte in der Vermittelung ihres Krieges mit dem Erzbiſchofe ablehnen müßten. Warum ſie aber als Landfriedenbrecher verklagt werden ſollten, begriffen ſie nicht, da ſie nur eine ehrliche Fehde nach dem ihnen zuſtehenden Rechte als Schildgeborene ausfechten wollten, wie ſolches ſeit ihrer Urväter Zeiten Sitte geweſen wäre. Sie könnten daher auch nicht glauben, daß kaiſerliche Majeſtät ſie in die Acht erklären würde, da ſie doch nicht gegen ihren Landesherren, oder ihren Lehnsherren die Waffen ergriffen hätten. Eben darum ſei es ihnen nicht einleuchtend, daß der Burggraf als oberſter Verweſer der Mark gegen ſie die Waffen ergreifen könnte, um ſie zu beſtrafen, während ſie doch nichts thäten, als was ihnen nach gutem Rechte zuſtände. Sie würden es höchlich beklagen, wenn der Burggraf ſich zu dieſem Schritte entſchlöſſe, zu dem ſie ihn nicht gereizt hätten, indem ſie mit ihm im Frieden zu leben glaubten. Wenn er es thäte, ſo könnte er es ihrer Einſicht

nach nur als Verbündeter ihrer Feinde thun, dann würden ſie aber Gewalt mit Gewalt vertreiben, und nothgedrungen gegen ihn als ſolchen fechten müſſen. Nicht ihnen, ſondern nur ſich würde er dann alle aus einem Schritte dieſer Art hervorgehenden Uebel zuſchreiben dürfen. Doch hofften ſie, der Burggraf werde, ihre wohlhergebrachten Rechte ehrend, wie er ihnen in den Beſtätigungsbriefen verſprochen, es nicht bis zu einem ſolchen von ihnen nie gewünſchten Punkte kommen laſſen.

Unterdeſſen hatte Friedrich erfahren, daß Dietrich von Quitzow in Stettin geweſen war, daß die Pommerſchen Herzoge ihm thätige Hülfe zugeſagt hatten, und daß ſie ſich eifrig rüſteten. Die Verhältniſſe waren wieder ziemlich dieſelben, wie vor dem Gefechte von Cremmen. Es war daher auch vorauszuſehen, daß es auf eine ähnliche Weiſe zum Bruche kommen würde. Auch hatte er erfahren, daß heimliche Zuſammenkünfte in den Schlöſſern der Quitzows gehalten wurden, deren Zweck er ſich leicht deuten konnte.

Wohlan denn, ſprach er, ſo ſoll es mit Geduld und Nachſicht ein Ende haben. Sie wären hier ferner übel angewandt. Nun mag es biegen oder brechen. Von jetzt an ſoll es darauf abgeſehen ſein, die Macht dieſer Quitzows zu vernichten, und jene Pommern unſchädlich zu machen. Es geſchehe alſo!

Er ſchrieb an Kaiſer Siegmund, und verklagte die Quitzows als Landfriedenbrecher, indem er auf die Achtserklärung gegen ſie antrug. Er ſchilderte dem Kaiſer ihr Verhalten ſeit ſeiner Ankunft im Lande, und was er ferner gegen ſie zu thun Willens ſei. Zugleich verklagte er die ſtettinſchen Herzoge, und erſuchte den Kaiſer, ſie zum Stillſitzen zu bewegen, damit er freie Hand gegen die Quitzows behalte. Es geſchah dies am 20ſten October.

Unterdeſſen hatten die Quitzows um Dahme und Jüterbock auf dem ſogenannten Nieder Fläming übel gehauſet, und dieſer Gegend die Wuth des Krieges reichlich fühlen laſſen [1]). Geplünderte und verbrannte Dörfer und Höfe legten überall Zeugniß ab von dem Haſſe gegen den Erzbiſchof von Magdeburg, der ſie beſeelte.

Es war am 7ten November 1413, wo ſie ſich nordöſtlich

1) Wuſterwitz beim Haftitz ap. h. a. Angelus Ann. march. p. 191

von Jüterbock nach dem Dorfe Holbeck gewandt hatten. Kaum eine halbe Meile gegen Oſten lag neben dem gleichnamigen Dorfe das Schloß Stülpe, das, noch zu Magdeburg gehörig, Johann von Torgau beſaß. Das eine wie das andere war den Quitzows ſehr willkommen; denn als ein magdeburgiſches Schloß durften ſie es angreifen, und da es Johann von Torgau gehörte, konnte man ſich für die Hülfe, die er bei der Belagerung des Schloſſes Trebbin gegen ihre Bundsgenoſſen geleiſtet hatte, rächen. Es wurde daher beſchloſſen, die Burg zu umlegen, und man bedauerte nur, daß Hans von Torgau nicht anweſend war. Er wäre ihnen als Gefangener ſehr willkommen geweſen.

Schloß Stülpe lag auf einer Ebene, vor welcher ſich im Norden ein breites Bruch ausdehnte, an einem Bache, der ſich in dies Bruch ergoß. Im Süden trug die Ebene einen Wald, welcher ſich zum hohen Golmberge hinaufzog. Beſondere Hülfsmittel zur Vertheidigung bot die Lage nicht dar. So wurde denn das Schloß auch ohne Mühe umlegt.

Man knüpfte mit dem Hauptmann des Schloſſes Unterhandlungen wegen der Uebergabe an. Sie zogen ſich durch einen ganzen Tag hin, allein die Bedingungen waren von der Art, daß der Hauptmann es lieber auf einen Sturm ankommen laſſen wollte, und ſo zerſchlugen ſie ſich. Es wurde daher ringsum das Lager aufgeſchlagen, und Zelte errichtet, die um ſo nöthiger waren, als das Novemberwetter ſeine fürchterlichen Launen in volleſter Kraft entfaltet hatte. Es regnete, als ob der Himmel in Waſſer aufgelöſet ſich zur Erde hernieder ſenken wollte. Selbſt die Wachtfeuer waren in der Nacht nicht brennend zu erhalten, und hätte der ſandige Boden nicht raſch das herabſtrömende Waſſer eingeſogen, man hätte beſorgen müſſen, fortgeſchwemmt zu werden.

Im Wachtzelte ſaßen die wachthaltenden Lanzknechte an einigen rohen Tiſchen, das heißt, Brettern, auf eingeſchlagene Pfähle gelegt, und würfelten. Becher mit Bier ſtanden daneben und im Hintergrunde lag ein Faß, aus welchem eine ſogenannte Hure den Durſtigen, welche ihr die Becher hinhielten, neuen Labetrank ſpendete. Zwei elende Thranlampen leuchteten eben hell genug, um ſichtbar zu machen, wie viel man nicht ſah. Die Ablöſung kam zurück, und brachte einige durchnäßte Kriegsknechte vom Poſten. Brrrr! rief der eine und ſchüttelte ſich, keinen

trocknen Faden hab' ich auf dem Leibe. Es iſt ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagen möchte. Potz Schwenzelenze. So ſchlimm haben wirs lange nicht gehabt.

Ein Anderer. Drum müſſen eben die Menſchen hinaus. Denn wo kein Thier hingeht, da gehen Menſchen hin, und das Thier höchſtens, wenn es der Menſch verführt.

Der Erſte. Jungfer Dörte! Einen Becher voll. Aufgepaßt!

Er wurde vor ihm hingeſtellt. Weiß der Satan, fuhr er fort, es iſt mir Waſſer genug am Leibe herab gelaufen, aber inwendig bin ich doch trocken. Eure Geſundheit, Wachtmeiſter!

Der Angeredete neigte den Kopf, ohne etwas zu ſagen.

Es iſt aber gleich um des Teufels zu werden, ſchrie einer, und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß Becher und Würfel in die Höhe ſprangen, — ſchon wieder hat er den beſten Wurf. Ich ſpiele nicht mehr, denn mein Geld iſt all!

Ha ha ha! lachte ſein Gegner, biſt du ausgeplündert? Siehſt du, dann laß ich dich zufrieden. Das iſt Quitzowſche Manier.

Wachtmeiſter. Holla! Was weiß der Gelbſchnabel von Quitzowſcher Manier? Iſt kaum vierzehn Tage bei uns, und will davon ſchon reden? —

Lanzknecht. Nun die Manier bekommt man bald weg. Man nimmt, ſo lange was da iſt. —

Wachtmeiſter. Man hörts an deiner Dummheit, daß du noch ein Neuling biſt, der noch nicht einmal das Nehmen und die Manier zu nehmen unterſcheiden kann. Nun warte nur! Wenn du erſt ein zehn Jahre mit uns wirſt mitgemacht haben, wird dir das Licht ſchon aufgehen. Nehmen! Nehmen kann ein Jeder! Aber die Manier, die macht den Unterſchied. Die Manier iſt Alles, ſage ich, und daran iſt ein Quitzowſcher, — verſteht ſich ein alter Quitzowſcher, — vor tauſend Anderen zu unterſcheiden, und wenn ſich Einer bloß ein Huhn greift und abkehlt, ſo will ich ſagen, ob es ein Quitzowſcher iſt, oder nicht. Das hat alles gleich eine ganz andere Art, es wird nobel behandelt, und ſelbſt das Huhn muß es mit Wohlgefallen fühlen.

Lanzknecht. Hoho! Da haben euch die Burgherren, die Quitzows, wohl ordentlich darin unterrichtet? Ich glaubs, die verſtehen das Nehmen.

Wachtmeiſter. Burſche, mit Reſpekt geſprochen, ſonſt

ſoll dich — —. Der Reſpekt iſt Alles, ſage ich. Wer keinen Reſpekt hat, kann keinen fordern. Reſpekt regiert die Welt, drum nicht noch einmal ſo leichtſinnig ins Zeug hinein geſchwatzt! Was das Volk von anderwärts her für ſchlechte Angewohnheiten hat! Es iſt keine Zucht und Ordnung drin, und wären die Quitzows nicht, ich glaube es gäbe keine Zucht und Ordnung mehr in der Welt.

Lanzknecht. Man hat mir geſagt, bei euch hätten die Knechte mehr Freiheit, als anderswo, und ihr ſprecht — —

Wachtmeiſter. Halt, Naſeweis! Freilich haben ſie mehr Freiheit. Warum haben ſie mehr Freiheit? Weil ſie an Zucht und Ordnung gewöhnt ſind. Einem Menſchen, der daran gewöhnt iſt, kann man mehr Freiheit laſſen, als einem anderen, das verſteht ſich. Geht das wohl in deinen unpolirten Schädel hinein? Wenn du dich erſt daran gewöhnt haſt, wirſt du auch mehr Freiheit haben, aber eher nicht, damit der Quitzowſche Name bei Ehren bleibe. Zucht und Ordnung iſt Alles, ſage ich, ohne ſie iſt man ein Lump. — Ah da kommt Mutter Kickſen mit unſeren gebratenen Hühnern. Platz gemacht, fort mit den Würfeln. Nun, iſts doch gegangen? —

Kickſen. Ja, wir haben noch einen Sack übers Feuer geſpannt, um den Regen abzuhalten. Aber ich bin naß, oh jeh!

Wachtmeiſter. Sollſt ſchon wieder trocken werden, haſt viel Anlage dazu.

Kickſen. Na Dörte, nicht da hinten gekürasſirt, hierher, und den Tiſch abgewiſcht vor dem Wachtmeiſter. — Er hat eben die Ronde gemacht.

Wachtmeiſter. Wer? (Er ſetzt ſich mit den übrigen.)

Kickſen. Nun wer ſonſt, als Dietrich von Quitzow.

Wachtmeiſter. Donnerwetter, hier vor dem Wachtzelte vorbei?

Kickſen. Nein. Er iſt hinten herum gegangen. Er wird euch wohl nicht haben ſtören wollen.

Wachtmeiſter. Seht, das iſt ein Herr! Selbſt in ſolchem Wetter macht er die Ronde! Immer auf den Beinen oder auf dem Pferde! Ja es iſt ein Kriegsheld, wie er weit und breit nicht zu finden iſt. Da dient ſichs mit Luſt, und es iſt eine Ehre, ein Quitzowſcher zu ſein. Aber auch ſeinen Bruder in Ehren. Mit ſeinem einen Auge ſieht der mehr, als Andere

mit zweien, und wenn ſie ihrer noch zehn hätten. Durch ein eichen Brett ſieht er, beſonders wenns Andere vor dem Kopfe haben. Drum hat auch alles ſeinen Schick, ſeinen rechten Brauch, und es iſt alles ſo ritterlich. Na ihr Hundsfötter, ergreift eure Becher, unſere Herren ſollen leben! paßt mir aber da auf den Vierzehntägigen auf, nehmt ihn in die Mitte, und wenn er nicht ordentlich mitſchreit, da knufft ihn ab, bis er ſchreit. Es leben unſere Herren!

Alle. Hoch!

Wachtmeiſter. Dein Glück, du Sacramenter, daß du dir Mühe gegeben. Haſt eine hübſche Kehle, und mit der Zeit wirſt du wohl auch noch den rechten Anſtand erhalten. Der Anſtand iſt Alles, ſage ich. Hört einmal, wie der Regen auf das Zeltdach pladdert. Grauſam! — Wer machts, daß wir im Trocknen ſitzen können, und daß uns gebratene Hühner aufgetragen werden? Die Quitzows!

Lanzknecht. Der liebe Gott hat doch auch ſeinen Theil daran.

Wachtmeiſter. Verſteht ſich, ohne daß mans ſagt. Erſt der liebe Gott, aber dann auch gleich die Quitzows.

Kickſen. Na, die Mutter Kickſen doch nicht zu vergeſſen.

Wachtmeiſter. Haſt recht Alte, was wahr iſt, muß man loben, und die Wahrheit iſt Alles, ſage ich. Wärſt du nicht ſo häßlich, ich könnte dir ſchon einen Kuß dafür geben.

Ein Lanzknecht umarmt ſie. Ich wills wagen. Ich drücke die Augen zu.

Kickſen. I ſo laßt mich doch zufrieden, bei einem Haare hätte ich alles fallen laſſen.

Dörte ſchreit: Laßt mich nun einmal los! Ich rufe Hülfe!

Wachtmeiſter. Was giebts?

Lanzknecht. Was man der Mutter nicht bezahlen kann, muß man an die Tochter zahlen.

Wachtmeiſter. Recht ſo, man muß nichts ſchuldig bleiben. Gewiſſenhaftigkeit iſt Alles, ſage ich. — Das Huhn iſt köſtlich, prächtig gebraten. Mutter Kickſen, du kriegſt deinen Kuß in Gedanken.

Kickſen. Ja, wenn ich nicht ſo häßlich wäre.

Wachtmeiſter. Es iſt wahr, ſie hat Selbſtkenntniß. Und

doch iſt ſie genau genommen gar nicht ſo übel. Es dürfte alles nur ein klein wenig anders ſein, ſo wäre ſie hübſch. Seht ſie einmal an. Die Naſe brauchte nur ein klein wenig länger, der Mund nur ganz wenig kürzer, die Augen ſehr wenig größer, die Haut ein wenig glätter und röther zu ſein, alles nur ſo wenig, daß es kaum in Betracht kommt, aber grade weil es fehlt, iſt ſie nicht hübſch. So gehts eben auch mit den Andern, wenn ſie ſich mit den Quitzowſchen vergleichen. Sie ſind auch tapfer, ſie haben eine Kriegszucht und Ordnung, ſie ſind auf dem Fleck, wenns gilt, ſie haben berühmte Anführer, aber es fehlt überall ein klein Wenig, und weil das Wenige fehlt, wofür der Vierzehntägige da noch nicht einmal Augen hat, ſo iſts eben nichts; ſie ſind nichts, ſie können nichts, ſie machen nichts, und weil die Quitzowſchen es haben, ſo ſind ſie, was ſie ſind. In dieſem ganz klein Wenig liegts. Das Wenige iſt Alles, ſage ich.

Indem traten Lanzknechte ein, welche einen fahrenden Prieſter in das Zelt ſchoben, und rapportirten, daß ſie ihn im Lager umherſchleichend gefunden, und eingefangen hätten. Mutter Kickſen ging auf ihn zu, und küßte ihm die Hand. Der Wachtmeiſter examinirte. In fremdartiger Ausſprache gab der Prieſter an, daß er von Meißen komme, und nach Berlin wolle. Er war aus Italien gebürtig. Heute Mittag ſei er aus Dahme weggegangen, habe ſich verirrt, und ſei in das Lager gerathen.

Wachtmeiſter. Da ſetzt euch nur dort in die Ecke, und wartet bis morgen. Dann wird man die Sache weiter unterſuchen.

Der Geiſtliche verlangte den Anführer zu ſprechen. Der Wachtmeiſter meinte, dazu würde es heute zu ſpät ſein. Da er jedoch dringend bat, ſchickte der Wachtmeiſter einen Lanzknecht mit der Meldung des Vorfalls und dem Geſuche des Gefangenen nach dem Zelte der Quitzows. Er kam mit der Antwort zurück: der Gefangene ſolle hingeführt werden. Es geſchah durch drei Lanzknechte.

Als er eingetreten war, ging ihm Dietrich entgegen, Johann blieb ſitzen. Der Geiſtliche machte dieſelben Angaben wie im Wachtzelte, und bat dann, ihm für dieſe Nacht einen angemeſſenen Aufenthalt anzuweiſen, ihm aber zu erlauben, daß er morgen ganz früh weiter wandern könne.

Dietrich. Das wäre gegen Kriegsgebrauch. Wer bürgt

uns, daß ihr kein Spion ſeid, oder ausgeſandt, Böſes zu vollbringen?

Prieſter. Mein Kleid.

Dietrich. Wir wiſſen nicht, wer darin ſteckt.

Prieſter. Ick bin nix anders als Prieſter, und weiß nix von die Krieg.

Dietrich. Dennoch werdet ihr morgen noch hierbleiben müſſen. In euren Geſchäften kommt es auf einen Tag nicht an.

Prieſter. Molto. Ein Tag ändert viel.

Dietrich. So treibt ihr wahrſcheinlich Nebengeſchäfte?

Prieſter. Aber ehrlik, kein Spionerie. Iſt ſchlimme Zeit, die Unterhaltung vom Leben ſein ſchwer zu verdienen.

Dietrich. Wir könnten euch vielleicht gebrauchen, wenn wir wüßten, daß wir uns auf euch verlaſſen könnten.

Prieſter. O wie auf Gold. Ick laſſe nit im Stick, bin viel probat.

Dietrich. Ihr wißt ja noch nicht, wozu wir euch gebrauchen wollen?

Prieſter. Thut nix. Ick verſteh halbe Worte. Ihr mackt Krieg, habt Feinde, wollt Feinde los ſein. Ick verſteh.

Dietrich. Und ihr könnt uns von ihnen befreien?

Prieſter. Ohne Schwerdt, o viel ſicker. — Kann ick ſprecken ganz frei, ohne Schaden?

Dietrich. Ja, ich bin begierig.

Prieſter. Ick weiß zu kommen, bis zu die höchſte Perſonen, mack ſein, wo es will. Es koſten bloß Geld, und bei hohe Perſonen viel. Ick ſchaff ſie alle weg.

Dietrich. Haſt du Zaubermittel?

Prieſter. O viel mehr und viel ſicker als Zaubermittel. Ick haben Gift von alle Sorte, ſehr delikate Gift, die mackt todt, langſam und geſchwind, ſehr ſchön, nach Gefallen. Koſt nit viel. Ick kann euch leiſten große Dienſt, ick komm überall hin.

Dietrich. Ihr ſcheint ein gewandter Prieſter zu ſein.

Prieſter. Questo fa la pratica.

Dietrich. Was ſagt ihr?

Prieſter. Ick ſage, ick haben Uebung. Wenn ihr ſagt, der ſoll macken zu die Augen in acht Täg, oder in vier Wock, oder ein halb Jahr, ick macke, daß kein Menſch was davon merkt. Sicuro. Ick kann macken die Prob.

Johann. Alſo der lebendige Tod. Wir ehrlichen Deutſchen denken immer, er ſieht wie ein Gerippe aus.

Prieſter. Jck verſteh' nich.

Johann. Ihr würdet alſo jeden, den man euch bezeichnete, aus dem Wege ſchaffen, auch wenn ihn Trabanten bewachten?

Prieſter. O, wenn er eſſen und trinken muß, hindern die Trabanten nix.

Johann. Nun, Dietrich? —

Dietrich. Es iſt ſchändlich. Was für Geſchöpfe ſendet der Teufel auf die Erde! —

Prieſter. O nicks von die Teufel zu fürchten. Jck abſolvire vorher, dann ſchadet nix. Jck ſeh ſchon, habt noch nit viel Gewohnheit und habt Furcht, die Worte bleiben noch in die Mund. Unnütz.

Dietrich. Bis zu dieſer Niedrigkeit ſind wir in Deutſchland doch noch nicht. Schäme ich mich doch faſt, ſo lange Geduld gehabt zu haben.

Johann. Es iſt zum Entſetzen!

Prieſter. Nix von Geduld. Spreckt.

Dietrich. Ihr würdet wohl, wenn man euch gedungen hätte, auch uns auf die Seite geſchafft haben?

Prieſter. O — — ick würde nicht — Sicuro —

Dietrich. Und ſeid vielleicht deshalb hier?

Prieſter. O santa madre was iſt das für Gedanke.

Dietrich. Böſewicht, heraus mit der Sprache. (Er packt ihn vor die Bruſt.)

Prieſter. Laßt los. — Jck hab euer Wort, ick kann ſicker reden.

Dietrich. Wohl. So ſprich!

Prieſter. Jck ſchwör euch bei allen Heiligen. Jck habe nicks gegen euch thun wollen, ick bin unſchuldig.

Dietrich. Es ſoll euch dieſe Nacht ein Platz angewieſen werden, aber wohl verwahrt, und damit ihr nicht entkommt, wird man euch Ketten anlegen. Morgen wird ſich das Uebrige finden.

Prieſter. Was wollt ihr? Jck bin Prieſter. Ihr habt keine Gewalt zu mir. Die heilige Mutter Kirke —

Dietrich ſchellete. Lanzknechte traten ein. Nehmt ihn, ſprach er, und bringt ihn in das Gefangenen-Zelt. Ihr legt ihn in Feſſeln, und ſorgt dafür, daß er nicht entkommt. Händeringend wurde der Prieſter abgeführt.

Am anderen Morgen überſchickte Dietrich ſeinen Gefangenen gefeſſelt und unter hinreichender Begleitung dem Biſchofe von Brandenburg, indem er ihm die Beſchäftigungen deſſelben ſchilderte. Der Prieſter läugnete alles ab, wurde indeſſen durch den Inhalt ſeines Ränzels überführt, und mußte in einem Kloſter ſtrenger Pönitenz dafür büßen, da ihm einzelne Fälle nicht zu beweiſen waren.

Am folgenden Tage machte man Anſtalten, das Schloß zu ſtürmen. Das Wetter war weniger ſchlecht, als geſtern. Dietrich ordnete mit Umſicht das Erforderliche an, und wußte die durch Beſchwerden aller Art ſehr angegriffenen Leute wunderbar zu beleben. Er beſaß eine ſeltene Gewalt über ihren Willen. So wie er auf das Pferd kam, ſchien ihn ein neuer Geiſt zu ergreifen, und Niemand ſah ihn ohne Bewunderung, am wenigſten ſeine Leute. Er war ein höheres Weſen, aus anderem Thone geformt, als ſie, deſſen Wink, deſſen Augenblinzeln von Bedeutung waren. Stieg er ab, ſo war es, als hätte er ſich zu den Menſchen herabgelaſſen, er ſchien gewöhnlicher, nicht von ſo überragender Größe; er ſprach und handelte wie Andere. Auf dem Pferde gewann dies Alles einen anderen Anſtrich, beſonders, wenn er ſich an der Spitze ſeines Haufens befand. Johann kam ihm darin nicht völlig gleich, obſchon ſeine Geſtalt und Haltung edel waren, und ſeine Leute mit großer Verehrung an ihn hingen. Alle Sturmgeräthſchaften waren herbei geſchleppt, die Leute ſtanden des Befehls gewärtig, den Graben zu überſchreiten. Da kam ein Knappe vom Walde hergeſprengt, und rief: Herr, im Walde am Golm ſcheint es nicht richtig zu ſein. Ich habe Kriegsvolk im Walde geſehen.

Dietrich. Hole ſie der Satan! Waren es viele?

Knappe. Ich ſah nur einen Streifzug. Aber ich fürchte, es ſtecken mehr darin.

Dietrich. Wir wollen uns für jetzt nicht ſtören laſſen. Wir ſtürmen die Burg. Werden wir von hinten angegriffen, ſo kümmert ihr Wichart euch nicht darum, ſondern fahrt in der Arbeit fort. Ich werde mich ihnen mit meinen Leuten entgegen werfen, und wenn es viele ſind, kommt mir Johann mit den Seinigen zu Hülfe. Haltet die Pferde in Bereitſchaft, befahl er ſeinen Leuten. Es geſchah, und nun hieß es: Vorwärts!

Das Heer rückte an den Rand des Grabens, ohne den Vol-

zenhagel zu achten. Faſchinen, Balken und Sandſäcke wurden hineingeworfen und mit Brettern belegt. Immer weiter ſchritt man vor, und hatte bald das jenſeitige Ufer des ſchmalen Grabens erreicht. Schon wurden die Sturmleitern herbei gebracht, da ſtürmte aus dem Walde eine anſehnliche geharniſchte Schaar hervor, und bedeckte gut geordnet in dichten Maſſen das Feld.

Kehrt um! ſchrie Dietrich den Seinigen zu, und winkte Johann, der ſchnell das Wort wiederholte. Man ſtürmte nach den Pferden, beſtieg ſie raſch, und hatte kaum ſo viel Zeit, ſich zu ordnen, als die Magdeburger auch ſchon da waren, und ſich mit Wuth auf die Quitzows warfen. Die Schwerdtſchläge fielen dicht wie Hagel, aber der größte Theil prallte von den Schutzwaffen unſchädlich ab. Es gelang den Quitzows nur mit Mühe ihre Feinde zum Weichen zu bringen. Schon gewann es den Anſchein, als würden ſie ſich zur Flucht bequemen, da ſetzten ſie ſich plötzlich wieder, boten die Stirne, und der Kampf erneuete ſich, erbitterter denn zuvor. Es blieb lange unentſchieden, wie er ſich wenden würde, keiner ſiegte, keiner wich. Plötzlich wandten einige Quitzowſche Reiter ihre Pferde, und unaufhaltſam folgten ihnen mehrere, zuletzt alle. Dietrich jagte ihnen im geſtreckten Galopp voraus, warf dann ſein Pferd herum, und donnerte ihnen ein Halt! zu. Mit gehobenem Schwerdte rief er: Keinen Schritt weiter, oder ich ſpalte dem Fliehenden den Schädel. Kehrt um! Er ſtürzte ſich auf den Bannerträger, entriß ihm daſſelbe, und warf ſich mit ihm den Feinden entgegen. Es war gelungen, ſie zum Stehen zu bringen, und abermals dröhnten die Schwerdtſchläge durch Mark und Bein, denn keiner der Quitzowſchen hatte gewagt, dem Befehle ungehorſam zu ſein, oder ſeinen Herrn zu verlaſſen. Dietrich und Johann gingen mit dem Beiſpiele ihrer gewohnten Tapferkeit und Unerſchrockenheit vorleuchtend voran. Ihre Schwerdter glichen Todesſicheln, und ſtärker rauſchten die Flügel des Todesengels in ihrer Nähe. Nach herzhafter Gegenwehr wurden die Magdeburger abermals zum Weichen gebracht. Die Quitzows ſaßen ihnen auf den Ferſen, und gaben ihnen ein höchſt unwillkommenes Geleite, wodurch ihre rückgängige Bewegung in die vollſtändigſte Flucht ausartete. Sie vermochten nicht, ſich wieder zu ſetzen, und verſchwanden im Walde.

Die Quitzows kehrten um, und eilten nach dem Schloſſe

Digitized by Google

zurück. Hier hatte Wichart von Rochow unterdeſſen den Sturm begonnen, war aber bereits zweimal zurückgeſchlagen worden, weil er nicht Leute genug hatte. Er machte eben Anſtalten zu einem dritten Sturme, als die Quitzows mit ihren Schaaren zurückkehrten. Jetzt wollte man gemeinſchaftlich den Sturm unternehmen, aber der Schloßhauptmann kam dem zuvor, da er wohl ſah, daß nunmehr ſeine Kraft der feindlichen nicht gewachſen war, und begehrte zu unterhandeln. Er verlangte freien Abzug mit den Seinigen und mit ſeiner Habe. Es wurde ihm zugeſtanden, die feindliche Beſatzung zog ab, und die Quitzows beſetzten das Schloß. Erſt nachdem man das Innere unterſuchen konnte, ergab ſich, daß es ein wenig haltbarer Punkt ſei, und man nicht viel daran gewonnen hatte.

Dietrich und Johann ließen ihre Krieger zuſammentreten. Scheu und ſchüchtern geſchah es, auf den derben kernigen Geſichtern lag die Ahnung einer böſen Stunde. Dietrich trat in die Mitte, und ſprach: Wir haben geſiegt, und dennoch ſagen mir eure niedergeſchlagenen Blicke, daß ihr keine Siegesfreude empfindet, und euer Schaamgefühl ſagt euch, warum. Ungeachtet ihr einen Fehler, einen unverzeihlichen, der den Quitzowſchen Namen mit Schande und Schmach bedeckt, wieder gut gemacht habt, ſo iſt er doch begangen worden, und das verdient eine ernſte und ſtrenge Rüge. Seid ihr Quitzowſche Schaaren, daß ihr vor dieſen pfäffiſchen Magdeburgern die Flucht ergreift? Könnt ihr als Quitzowſches Kriegsvolk es über euch gewinnen, euch zu geſtehen, daß die Magdeburger euren Rücken geſehen haben? Pfui, ſchämt euch vor euch ſelbſt, und hätte ſich der Eine von euch nicht eben ſo ſchlecht und feige betragen, als der Andere, ihr müßtet euch unter einander vor Schaam nicht anſehen können. Quitzows vor den Magdeburgern geflohen! Könnt ihr den Gedanken denken, ohne vor Unmuth zu vergehen? Wäret ihr bei der Flucht geblieben, — wißt ihr, was euer Loos geweſen wäre? Den zehnten Mann von den Zurückgekommenen hätten wir aufhängen laſſen, und die Uebrigen hätten ſich ſagen müſſen, ſie ſeien nichts Beſſeres werth geweſen. Schreibt es eurem guten Glücke zu, das den Quitzowſchen Schaaren von je an günſtig war, daß es mir gelang, euch zum Stehen zu bringen, und euch Gelegenheit zu geben, die Scharte wieder auszuwetzen, welche euer Schwerdt ſchändete. So mag es für diesmal bei dieſem Verweiſe und

Digitized by Google

eurer Beſchämung ſein Bewenden haben. Aber vergeſſet nicht, daß die Spur dieſer Scharte noch nicht verſchwunden, und euer feiges Betragen für jetzt noch nicht vergeſſen iſt. Man wird viel von euren künftigen Thaten erzählen müſſen, wenn man dazwiſchen nicht die ſchändliche Redensart hören ſoll: Am Golm flohen die Quitzowſchen vor dem magdeburgiſchen Banner.

Da trat der Wachtmeiſter, den wir aus ſeinem Zelte her kennen, hervor. Sein Auge war voll Thränen, die auf ſeinen Schnauzbart tröpfelten. Er bückte ſich tief, und ſprach: Herr, erlaubt mir, im tiefſten Reſpekte einige Worte im Namen meiner Kampfgeſellen zu ſprechen.

Dietrich. Es ſei.

Wachtmeiſter. Herr, es thut uns allen leid, euch und den übrigen Heerführern ſolchen Kummer gemacht zu haben, und wir möchten uns ſelber deshalb die Naſe abbeißen, daß uns auf einen Augenblick zu Muthe war, wie Hundsvöttern. Wir ſind, ſtraf mich Gott, keine ſchlechten Kerle, aber der Menſch hat mitunter ſchwache Minuten, und wenn er dann gerade was thun ſoll, beträgt er ſich wie ein Eſel. Verzeiht uns, Herr, es ſoll nicht wieder geſchehen, wir wollens künftig beſſer machen, und ihr ſollt eure Freude an uns haben. Beſſermachen iſt Alles, ſag ich, darauf kömmts an.

Beſſermachen, beſſermachen! ſchrie der ganze Haufe, und viele drängten ſich heran, den Heerführern die Hände zu küſſen. Dietrich winkte, und ſie gingen aus einander.

Man wohnte im Schloſſe, und hatte einen Theil der Leute im Dorfe untergebracht. Am folgenden Tage war das Wetter hell; die Quitzows mit Rochow bekamen Luſt, den Golm zu beſteigen, und von oben das Land zu überſchauen, und ſich zu orientiren.

Der Golm iſt der höchſte Berg dieſer Gegend, und erhebt ſich gleich im Süden des Dorfes Stülpe. Er bildet mit den Städten Luckenwalde und Baruth ein Dreieck, und beſteht aus mehreren Kuppen. Gegen Norden und Oſten fällt er ſteiler ab, als gegen die übrigen Weltgegenden. Die mittlere Kuppe ragt am höchſten hervor [1]). Zu alten Zeiten verehrten hier die Wen-

---

1) Klöden Beiträge zur min. und geogn. Kenntn. d. Mark Brandenb. St. V. S. 7.

Digitized by Google

den ihren Gott der Morgenröthe, nicht in der Geſtalt eines Bildes, ſondern im unmittelbaren Anſchauen der herrlichen Naturerſcheinung. Einer alten Sage zufolge hatte Karl der Große auf dieſem Berge, um den Götzendienſt zu zerſtören, eine chriſtliche Kapelle erbaut, und zwar für die ihm in der Beſiegung dieſer Gegenden gewordene göttliche Hülfe, weshalb er ihr, — wie das auch an anderen Orten geſchehen war, — den Namen St. Hülpe gegeben, woraus ſpäterhin, als die Wenden die Kapelle wieder zerſtört hatten, der Name Stülpe entſtanden ſein ſoll. Ein Tempel des Gottes der Morgenröthe, welche Gottheit die Wenden Jütre-Bog nannten, befand ſich in der Stadt Jüterbock, und hat hier lange noch geſtanden, nachdem ſchon chriſtliche gottesdienſtliche Gebäude in der Stadt vorhanden waren. Für die Verehrung dieſer wendiſchen Gottheit konnte dieſe Gegend als klaſſiſch angeſehen werden.

Der Berg war mit Wald bewachſen, durch welchen unſere Reiter, geführt von einem Bauer, den Gipfel zu erſteigen ſuchten. Die höchſte Kuppe ließ ſich nur zu Fuß beſteigen. Sie ſaßen ab, und kletterten nicht ohne Anſtrengung hinauf.

Die breite Fläche, welche die von Karl dem Großen erbauete Kapelle getragen haben ſollte, war baumleer, und verſtattete eine weite Ausſicht über die Niederlauſitz bis weit in Sachſen, und in die Mark hinein. Der Schauplatz ihrer neueſten kriegeriſchen Thätigkeit lag ausgebreitet vor unſeren Quitzows da. Die Städte Luckenwalde, Kloſter Zinna, Jüterbock, Dahme und Baruth zeigten ſich in der Nähe, etwas weiter Luckau, Lübben, Buchholz, Teupitz mit ſeinem See, auf deſſen Spiegel Dietrich mit beſonderem und ſehr natürlichem Antheil verweilte, Zoſſen, Trebbin und Treuenbrietzen, mit den vielen dazwiſchen gelegenen kleineren und größeren Seen, und unabſehbaren Waldflächen. Am Horizonte tauchten noch viele Kirchthurmſpitzen empor, und ſelbſt bis zu den Hügeln bei Berlin trug der Blick, während im Süden die Höhen des Flämings große Theile von Sachſen verdeckten.

Sie fanden auf der Höhe vier Ciſtercienſermönche des Kloſters Zinna, welche ſich gleichfalls die Gegend beſahen. Das Kloſter beabſichtigte, der heiligen Jungfrau auf dieſer Höhe eine Kapelle zu errichten, und ſie waren hergeſandt, ſich vorläufig die Stelle anzuſehen, und darüber Bericht abzuſtatten. Die Kapelle wurde jedoch erſt zwanzig Jahre ſpäter erbaut.

Digitized by Google

Unſere Reiter ritten zurück, und kehrten unterweges in eine Bauerhütte ein, neben welcher ein Theerofen lag, weil an Johanns Pferd der Sattelgurt geſprengt war, und erſt wieder hergeſtellt werden ſollte. Dietrich, Johann und Wichart traten in die ärmliche Stube ein, wurden willkommen geheißen, und eingeladen, ſich auf einer Bank am Fenſter niederzulaſſen, welche die Frau eilfertig abräumte. Zwei kleine Jungen peitſchten ſehr eifrig ein Paar Kreiſel auf dem Fußboden, und hatten ſich durch die Ankunft der Fremden nur wenig ſtören laſſen. Jetzt, nun dieſe ſaßen, ſetzten ſie ihr Spiel rüſtig fort, und nahmen von ihnen keine Notiz. Sie hatten bereits eine große Fertigkeit, die Kreiſel im Gange zu erhalten, aber ſie peitſchten auch mit ſolcher Leidenſchaft darauf los, daß ſie ſich nicht erſt lange bedachten, zuzuſchlagen, mochte dabei getroffen werden, wer da wollte. So flogen denn ihre Peitſchen ſelbſt den Fremden mitunter ins Geſicht. Als die Mutter das bemerkte, verbot ſie ihnen das Spiel, die Jungen achteten aber nicht darauf, ſondern fuhren fort zu peitſchen. Ein zweites Verbot hatte gleichen Erfolg. Zum Gehorſam ſcheinen eure Jungen nicht gewöhnt zu ſein, ſprach Dietrich. Es ſind Rangen. Da riß der Mutter die Geduld; ſie ergriff die wirbelnden Kreiſel, und warf ſie zum Fenſter hinaus. Na, Mutter, ſchrie der älteſte Junge, wir ſpielen ja Quitzows, und die Kreiſel ſind unſere Feinde, wir wollen ſie aber wiederhaben. Sie rannten hinaus, die Quitzows ſahen ſich faſt betroffen mit einem ſonderbaren Blicke an, ſchlichen ſtill fort, und ritten nach Stülpe, von wo aus ſie in den nächſtfolgenden Tagen neue Operationen begannen.

Dreizehntes Kapitel.

Friedrich hatte nach und nach die Ueberzeugung gewonnen, daß Werner von Holzendorf es mit ihm und ſeinen Abſichten ehrlich und treu meine, ohne daß dieſer es beſonders darauf anlegte, ſich bei ihm einzuſchmeicheln, weil ihm die Rolle, die er zu ſpielen hatte, innerlich zuwider war. Friedrich hatte ihn mehrmals in ſeine Nähe zu bringen gewußt. Je lakoniſcher Werner aber ſeine Fragen beantwortet hatte, je weniger er es darauf anlegte, ihm zu ſchmeicheln, um ſo mehr beſtärkte er Friedrich in ſeiner Anſicht von ſeinem Charakter. Er hielt ihn für rauh und heftig, was er allerdings war, aber zugleich für eben ſo ehrlich und aufrichtig, und dies veranlaßte ihn, Werner mit mehr Beweiſen ſeines Zutrauens zu überhäufen, als dieſer ſelber gehofft hatte. Auch die Arnims hatten ſeine Gunſt zu gewinnen gewußt.

In Folge dieſes Vertrauens löſete Friedrich am 11ten November von Werner von Holzendorf das Schloß Liebenwalde, das er bisher beſeſſen, für tauſend Schock böhmiſche Groſchen ein, und verpfändete ihm für dieſelbe Summe die weit einträglichere Stadt Wrietzen mit den damaligen vier Dörfern des Nieder-Oderbruchs mit allem Zubehör, der Orbede und den Zöllen [1]), womit er unſtreitig ſehr zufrieden geweſen ſein wird, da Liebenwalde ohnehin, wenn es zum Kriege mit Pommern kam, gar leicht feindlichen Angriffen bloß geſtellt war. Wegen der Löſung des Schloſſes Liebenwalde lieh er ſich von den Brüdern und Vettern Claus, Wilke, Otto und Hans von Arnim Sechshundert Schock böhmiſche Groſchen, die er mit ſechzig Schock, alſo mit zehn Procent zu verzinſen verſprach, wofür die Städte Frankfurt, Berlin, Kölln und Bernau die Bürgſchaft übernahmen [2]). Allein damit war der Burggraf noch nicht zufrieden. Er hatte von den Städten Berlin und Kölln das Schloß Köpe-

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 50.
[2]) Grundmanns Ukermärkiſche Adelshiſtorie Thl. I. S. 277.

nick wieder eingelöſet, und ihnen am 26ſten Auguſt dafür eine Schuldverſchreibung über 700 Schock böhmiſche Groſchen ausgeſtellt, wobei Bertram von Bredow und Gericke von Arnim nebſt Anderen die Bürgſchaft übernommen hatten [1]). An dem oben gedachten 11ten November verpfändete er das Schloß Köpenick an Werner von Holzendorf für ſechshundert Schock böhmiſche Groſchen [2]), ſo daß dieſer demnach ſtatt Liebenwalde die Städte Wriezen und Köpenick, und außerdem das Schloß Bötzow mit dem ruinirten Neumühl beſaß, welche Friedrich in guten Händen glaubte. Offenbar waren dies Schritte, über welche ſich die Verbündeten nicht wenig freueten. Es war ſo gut, als hätten ſie die Ortſchaften erobert.

Die Freundſchaft der Herzoge von Pommern Wolgaſt war Friedrich von großem Werthe, beſonders, wenn es mit den Stettiniſchen Herzogen zum Kriege kommen ſollte. Um dieſe Freundſchaft innig und dauerhaft zu machen, war eine Familienverbindung verabredet worden. Herzog Wartislaffs älteſter Sohn, ebenfalls Wartislaff genannt, ſollte mit des Burggrafen Friedrichs Tochter Margarethe verheirathet werden. Die Einleitungen waren getroffen, und Friedrich reiſete am 18ten November nach Neu-Ruppin, wo ſich Herzog Wartislaff von Pommern eingefunden hatte, und am 19ten die Ehepakten in folgender Weiſe abgeſchloſſen wurden.

Die Ehe ſoll erſt ſtatt finden, wenn Margarethe zwölf Jahre alt ſein wird. Von beiden Seiten werden zehntauſend rheiniſche Gulden mitgegeben, ſo daß die Summe von 20000 rheiniſchen Gulden einen jährlichen Ertrag von 2000 rheiniſchen Gulden abwirft, welche auf Stadt, Schloß und Vogtei Gützkow in Pommern verſchrieben und angewieſen werden ſollen. Alle übrigen Punkte betreffen Feſtſetzungen im Falle eines Rücktrittes oder Todesfalles, welche wir übergehen [3]). Aber eben ſo wichtig war es, daß Friedrich noch an demſelben Tage mit Herzog Wartislaff ein Schirmbündniß gegen die Stettinſchen Herzoge zu gegenſeitigem Beiſtande ſchloß [4]), das wohl geeignet war, ihn über die Beſorgniſſe, welche er hinſichts ihrer hegte, größtentheils zu be-

---

[1]) v. Raumer Cod. dipl. Brand. cont. T. I. p. 52. Anm.
[2]) A. a. O. S. 51.
[3]) A. a. O. S. 53.
[4]) A. a. O. S. 54. Anm.

Digitized by Google

ruhigen. Dies Bündniß war für die Quitzowſche Parthei ein unangenehmer kaum vorhergeſehener Umſtand.

Eine freudige Nachricht erhielt Friedrich am folgenden Tage. Seine Gemahlin Eliſabeth war geſtern am 19ten November von einem Sohne zu Tangermünde glücklich entbunden worden. Dieſe Nachricht verbreitete im ganzen Lande große Freude. Seit langer Zeit war in der Mark kein Prinz geboren worden, und mehr als alles Andere hatte dies die Märker fühlen laſſen, daß ſie von Ausländern regiert wurden. Endlich war Ausſicht da, daß auch ein im Lande geborner Fürſt über ſie herrſchen könne. Friedrich eilte ſofort nach Tangermünde, überall wurde er auf unverkennbar herzliche Weiſe beglückwünſcht, und glücklich in den Freuden des Familienvaters begrüßte er die hohe Mutter wie das Kind. Es war ſein zweiter Sohn. Sein älteſter war jetzt 13 Jahr alt, auf welchen dann die Töchter Eliſabeth, Cäcilia, Magdalena und Margaretha folgten. Der neugeborne Prinz erhielt in der Taufe den Namen Friedrich, und wurde ſpäter der Beherrſcher des Landes.

In dieſen Tagen waren die kaiſerlichen Schreiben angekommen, durch welche die Quitzows und Rochow vor den Kaiſer citirt wurden, um ſich wegen ihres eigenmächtigen Bruchs des Landfriedens zu verantworten, da ſie ſich ohnehin noch nicht aus der Acht gezogen hatten, und wenn ſie dies nicht thäten, oder nicht erſchienen, die Oberacht verhängt werden würde. Sie wurden ihnen zugeſandt, doch waren die Geforderten weit entfernt, der Mahnung Folge zu leiſten. Sie wußten recht gut, daß eine Entſchuldigung und Vertheidigung zu nichts führen konnte, wenn ſie nicht zugleich die Waffen niederlegten. Dazu aber hatten ſie weniger Luſt als jemals. Putlitzs Krieg mit Brandenburg ſowohl, als der Quitzowſche mit Magdeburg, war bisher mit Glück geführt worden, wie hätten ſie es über ſich gewinnen können, mitten im Glücke ſich Halt zu gebieten, und damit zugleich auf alle ihre großen Plane zu verzichten. Selbſtſtändigkeit, Unabhängigkeit, Freiheit! Das war es, was ſie erringen und ſich ſichern wollten, das waren Güter, die allenfalls wohl einen vorübergehenden kaiſerlichen Unwillen aufwogen, wenn ſie errungen wurden. Nachher konnte es nicht ſchwer ſein, den Kaiſer zu beſänftigen.

Die Quitzows hatten ſich aus der Gegend von Jüterbock

und Dahme zurückgezogen, und waren nach ihren Schlöſſern zurückgekehrt, theils um eine kurze Zeit zu raſten, theils weil jene Gegend nicht mehr viel für den Krieg darbot. Sie war hinreichend verwüſtet, und nunmehr ſollte der Krieg in dem zwiſchen der Elbe und Havel gelegenen Theile Magdeburgs geführt werden, wo die Quitzows noch das Schloß Sandow beſaßen.

Es war am 24ſten November, wo in Schloß Plaue große Freude herrſchte. Henning von Quitzow war aus Paris gekommen, um nach langer Abweſenheit ſeine Verwandten einmal wiederzuſehen. Er war jetzt zwanzig Jahre alt, und hatte ſich ſehr vortheilhaft entwickelt. Doch trug er noch das Kleid eines Studirenden der Sorbonne. Im nächſten Frühjahre wollte er wieder nach Paris zurückkehren, den Winter aber bei ſeinen Brüdern verleben. Dietrich kam ſogleich nach Plaue, und beide Brüder waren hoch erfreut, ihn ſo vorzüglich herausgebildet zu finden. Nach ihren Anſichten konnte ihm dereinſt eine hohe Stelle in der Kirche nicht entgehen, und bald mußte er ſo weit ſein, daß ſeine Bildung als vollendet betrachtet werden konnte. Dann ſollte er zurückkehren, dann wollte man auf dieſes Ziel hinarbeiten, und dazu die geeigneten Schritte thun. Niemand freuete ſich herzlicher ſeiner Rückkehr, als der alte Dietrich Schwalbe, der jetzt auf Schloß Plaue war, und für Henning von Kindesbeinen an eine beſondere Zuneigung gefaßt hatte, die er ihm auf tauſendfältige Weiſe zu erkennen gab. Einige Tage verlebte man im Familienkreiſe froh und zufrieden. Nach Verfluß derſelben wurde von neuem aufgebrochen, um den Krieg gegen Magdeburg fortzuſetzen. Johann, Dietrich und Wichart zogen mit ihren Schaaren aus Plaue, und fielen in das Land weſtlich von der Havel.

Man fing mit dem Forttreiben des Viehes der Dorfbewohner an, plünderte die von ihren Einwohnern zum Theil verlaſſenen Dörfer, und legte ſie auch wohl in Aſche. Indeſſen wollte man ſich mit dieſen Verheerungen nicht begnügen, ſondern legte es auf die Eroberung eines Schloſſes an. Am gelegenſten war dazu das Schloß Plotho, jetzt Alten Plathow bei Genthin, das unſere Leſer ſchon aus früherer Zeit kennen, als den Schauplatz der erſten Heldenthaten unſerer Quitzows. Jetzt befand ſich daſſelbe in den Händen Gebhards von Plotho, und es kam auf den Verſuch an, ob man ſich deſſelben bemächtigen könne.

Es war heftiges Froſtwetter eingetreten, und die Bewegungen des Heeres wurden dadurch ſehr erleichtert. Von Habakuk her näherte man ſich dem Schloſſe, um es zu umlegen. Gebhard von Plotho aber war auf ſeiner Huth geweſen, hatte ſeine Vaſallen in Zeiten herbei gerufen, und ſein Schloß mit ihnen wehrhaft beſetzt. Bei der Annäherung des Quitzowſchen Heeres tauchten hinter den Mauern und Wällen des Schloſſes ſo viele Köpfe empor, daß man wohl ſah, es werde Mühe machen, ſich des Schloſſes zu bemeiſtern. Johann hatte den Oberbefehl übernommen.

Schloß Plotho lag nahe an der Stremme, deren Waſſer die Gräben der Burg ſpeiſete. Allein der ſtarke Froſt hatte eine dichte Eisdecke ſowohl über den Fluß als über die Gräben ausgebreitet, und dies Vertheidigungsmittel war darum jetzt ohne Werth. Zwar hatte man ſich bemüht, die Gräben aufzuhalten, allein es war nur am erſten Tage möglich geweſen. Nachher war die Kälte zu heftig geworden, und das Aufeiſen ſchützte theils nicht, theils wurde es von dem Feinde verhindert.

Die Andreasnacht vom 29ſten zum 30ſten November war angebrochen. Die Luft war trocken und kalt, der Boden ſteinhart gefroren, aber es war noch kein Schnee gefallen. Die Wachtfeuer brannten in einiger Entfernung rings um die Burg, und die wachthaltenden Krieger drängten ſich um ſie her zuſammen, um von der begierig geſuchten Wärme möglichſt großen Gewinn zu ziehen. Dietrich, Johann und Wichart machten noch ſpät die Runde, und ritten das ganze Lager durch, um zu ſehen, ob ihren Anordnungen pünktlich Folge geleiſtet ſei. Wo ſie erſchienen, ſtanden die Krieger in ehrerbietiger geſtreckter Stellung, bis ſie weit genug vorüber waren, und die Glieder wieder die natürliche ungezwungene Lage annahmen. Hier und da wurde noch Einiges gebraten oder geſotten. Der Mond als breite Sichel ſtand am Abendhimmel, und neigte ſich ſeinem Untergange.

Ein Sturm, ſagte Dietrich, iſt doch noch eine gewagte Sache. Das Schloß iſt gut beſetzt, und wenn es gut vertheidigt wird, ſo richten wir ſchwerlich viel aus.

Johann. Auch mir ſcheint ein Sturm mißlich. Wir werden die Veſte noch eine Zeitlang ſtreng bewachen müſſen. Je mehr Menſchen darin ſind, um ſo früher muß ihr Mundvorrath

aufgezehrt werden. Tritt erſt Mangel ein, haben wir die Menſchenmenge nicht zu ſcheuen.

Wichart. Wer weiß, ob uns die Magdeburger Zeit laſſen, das Schloß ſo lange bloß anzuſchauen.

Johann. Du meinſt, daß ſie Entſatz ſchicken werden? der iſt kaum zu fürchten. Sie haben wenig Kriegsvolk auf den Beinen, und was ſie haben, fühlt gegen uns großen Reſpekt.

Dietrich. Einige Mannſchaft wird ihr Stiftshauptmann Peter von Kotze wohl aufbringen, und mit ſeinem eigenen Haſſe gegen uns zu begeiſtern ſuchen. Machte der Haß einen Feldherrn groß, er wäre es. Er mag indeſſen kommen.

In ziemlich weiter Ferne vor ihnen erſcholl ein lautes Pfeifen von durchdringendem Schall. Es wurde gleich darauf vom Schloſſe aus erwiedert.

Der Feind hat nach außen ein Verſtändniß, ſprach Johann. Laßt uns ſo ſtill wie möglich vorwärts reiten, und uns dem Graben nähern. Es geht etwas vor.

Leiſe näherte man ſich der Stelle, von welcher der Schall hergekommen war. Mit ſcharfem Auge wurde die durch Gebüſche und Gräben durchſchnittene Gegend gemuſtert, allein es zeigte ſich nichts Verdächtiges. Unſere Reiter hatten ſich dabei dem Rande des Schloßgrabens ſo ſehr genähert, daß ſie ſich auf einige Bolzen vom Schloſſe her gefaßt halten konnten. Doch war es im Schloſſe ſtill und ruhig, es regte ſich nichts. Die Stelle, wo das Pfeifen erſcholl, ſchien man längſt paſſirt zu haben. Nicht weiter, flüſterte Johann, und hielt ſein Pferd an, die anderen thaten daſſelbe. Ungern mochten ſie zurückkehren und ſich geſtehen, daß es ihnen nicht geglückt ſei, den Verkehr des Feindes zu belauſchen. Da war es, als ob eine Pforte knarrete. Raſch wandten ſich die Köpfe nach dem Graben. Aus dem Gebüſche am dieſſeitigen Ufer, etwa funfzig Schritte vor ihnen, ſchlich eine Geſtalt über das Eis dem Schloſſe zu. Offenbar war gegenüber eine Pforte geöffnet worden. Ohne ſich zu beſinnen, ſetzte Wichart ſeinem Pferde die Sporen in die Seite, zog ſein Schwerdt, und jagte auf den Graben zu. Die Quitzows folgten. Raſch hatte er die Geſtalt erreicht. Aber in dem Augenblick, wo er ihr einen Hieb verſetzen wollte, gleitete ſein Pferd mit den Hinterfüßen auf dem glatten Eiſe des Grabens aus, daß er ſich nur mit Mühe im Bügel hielt, ſein Hieb

fuhr durch die Luft, ohne zu treffen. Der Menſch, ſeine Gefahr inne werdend, ſah bald, daß Flucht ſeine einzige Rettung ſei. Er warf einen Kober, den er trug, fort, und lief, was ſeine Beine nur vermochten, dem Ufer zu, das er eben verlaſſen hatte, in deſſen Gebüſch er ſich am erſten verbergen konnte. Unſtreitig war dies das beſte Mittel, denn die Quitzows mußten ihre Pferde wenden, was auf dem Eiſe nicht ohne Gleiten möglich war. So gelang es ihm wirklich zu entkommen, denn ungeachtet alles Suchens im Gebüſche war er ſpurlos verſchwunden.

Wichart hatte den Kober, eine ſogenannte Tabel, aufgehoben, der nicht ganz leicht war. Man ritt zurück, und unterſuchte beim Lampenlichte ſeinen Inhalt. Er enthielt Lebensmittel, offenbar zum Gebrauche des Boten, aber in reichem Maaße, Brod, Butter, Speck, Käſe, Wurſt, auf drei bis vier Tage, theils in Leinwand, theils in Papier gewickelt. Letzteres war damals noch nicht häufig. Der Inhalt war ausgepackt, aber er ergab ſich als ganz unverdächtig. Nachrichten hatte er dem Schloſſe unſtreitig bringen ſollen, aber ſie waren entweder bloß mündlich zu beſtellen, oder der Bote hatte das Schreiben gerettet, weil er es vielleicht in der Taſche trug.

Ein unangenehmer Umſtand, daß uns der Burſche entſprungen iſt, ſprach Dietrich. Seine Nachrichten hätten uns doch von Nutzen ſein können. Daß ſie uns unbekannt bleiben, kann uns leicht etwas koſten.

Johann. Die Sache hat jedenfalls etwas zu bedeuten. Wir werden auf unſerer Huth ſein müſſen.

Wichart. Aber daß man nicht weiß, was ſie bedeutet, ärgert mich.

Dietrich Schwalbe war anweſend, als dieſe Worte geſprochen wurden. Geſtrenge Herren, ſprach er, wenn ihr mir erlauben wollet, ein Wort mitzuſprechen, ſo könnte ich euch wohl ein Mittel ſagen, wie ihr erfahren könnt, ob es was Gutes, oder ob es was Böſes bedeutet.

Johann. Sprich!

Schwalbe. Wenn einer leſen kann, und er hat was Geſchriebenes, dann braucht er nur das vor ſich hin zu legen, macht die Augen zu, und tippt mit dem Finger auf das Papier. Das Wort, das er mit dem Finger trifft, ſagts ihm, je nachdem es was Gutes oder was Schlechtes bedeutet.

Johann. Dummes Zeug.

Wichart. Wenn es auch nichts weiter iſt, kann man es doch einmal probiren. Ich thue es, mag es auch nur zum Spaß geſchehen.

Er wickelte ein Stück beſchriebenes Papier von einer Wurſt, und ſetzte dann den Finger darauf. Johann bückte ſich, und las den Namen: Quitzows.

Was iſt das? rief er. Wie kommt unſer Name auf dies Papier? — Das muß ich leſen.

Er las, und ſchrie: Gefunden, gefunden! Ich habe die Nachricht, die der Bote überbringen ſollte. Da ſeht, hier meldet der magdeburgiſche Stiftshauptmann Peter Kotze dem Gebhard von Plotho, daß er morgen kommen, und uns angreifen werde. Dann ſollte er einen Ausfall machen, und uns in den Rücken fallen. Er werde zugleich einen Trupp Leute um die Burg herum ſenden, die ſich mit ihnen vereinigen ſollen, um ſie zu verſtärken. Die Nachricht iſt etwas werth. Komm her, Dietrich, hier, da haſt du etwas. Laß dir die Becher füllen, daß ſie überſchäumen.

Es wurden nun Pläne gemacht, wie man den Feind empfangen wolle, und ſich gegen einen möglichen Ausfall aus der Burg zu decken habe. Man ſtellete endlich die Ordnung des Treffens feſt, und erſt ziemlich ſpät ſuchte jeder das Lager.

Am andern Tage den 30ſten November war der Andreastag. Schon früh beſichtigten die Quitzows die für das Gefecht erſehenen Stellungen an der Stremme, und ſtellten Wachten aus, welche, ſo wie ſie in der Gegend irgend eine verdächtige Bewegung bemerken würden, ſogleich Lärm machen ſollten. Das Heer mußte ſich ſchlagfertig gerüſtet halten. Ein Theil der Reiterei mußte ſich zwiſchen Plotho und Parchen auf der linken Seite der Stremme im Gebüſche verſtecken, außerdem wurden Streifpoſten zu Pferde in die vorliegenden Wälder geſchickt.

Gegen Mittag zeigten die ausgeſchickten Streifpoſten an, daß von Südoſten her aus der Gegend von Hüttermühl Kriegsvolk heranziehe. Sofort wurde das Lager abgebrochen, und das ganze Heer zog ſich nach Süden am linken Ufer der Stremme hin in den Wald, wo bereits die Reiterei aufgeſtellt war.

Die Stremme fließt hier durch niedrige moorige Gegenden, und war durch die ſtarken Novemberregen ziemlich hoch angeſchwollen. So bildete ſie jetzt eine nicht unbeträchtliche Eisfläche.

Das Schloß Plotho lag auf einer Wieſenfläche. Eine halbe Viertelmeile von ihm entfernt das Städtchen Genthin, damals noch ein ſehr unbedeutender Ort.

Man zog ſich am Ufer der Stremme ſo weit fort, daß das Schloß Plotho eine Viertelmeile zur Linken entfernt lag. Hier war das ganze linke Ufer waldigt, das rechte aber bildete eine freie Wieſenfläche, welche weiterhin an Feld grenzte, und erſt in größerer Entfernung von Wald umkränzt wurde. Auf dieſe freie Fläche jenſeits des Fluſſes hatte man die Ausſicht, und hierher wollte man den Feind locken, den man, ſobald er aus dem Walde kam, vollſtändig beobachten konnte, während die Quitzowſchen Schaaren im dieſſeitigen Walde verſteckt lagen.

Wichart von Rochow wurde auf den linken Flügel geſtellt, mit dem Auftrage, das Schloß zu beobachten, und einem möglichen Ausfalle zu begegnen, weshalb er die anrückenden Magdeburger unbeachtet laſſen ſollte. Johann hatte den rechten Flügel, Dietrich die Mitte. Bis zum Schloſſe war freie Ausſicht, und man konnte in dieſer Stellung von ihm aus nicht in den Rücken genommen werden. Dietrich ging mit einer ſchwachen Abtheilung Reiterei dem Feinde entgegen, der eben aus dem Walde defilirte, und keine Ahnung haben konnte, daß das Lager aufgehoben und der Feind verſteckt ſei. Natürlich nahm er daher Dietrichs Reiterei für eine bloße Streifparthei, und ging ihr zu Leibe. Sie zog ſich fechtend Schritt vor Schritt zurück, und über das Feld und die Wieſen hin gegen die Stremme. Der Feind folgte unbehutſamer Weiſe, und ließ ſich von ſeiner Hitze hinreißen. Dietrich ging über das Eis, und ſo wie er das andere Ufer erreicht hatte, faßte er feſten Fuß, und in demſelben Momente brachen die Quitzowſchen Schaaren aus dem Walde hervor, und ſtanden geordnet am Ufer da, Dietrich in die Mitte nehmend. Mit Schrecken ſahen die Magdeburger, welch einen bedeutenden Feind ſie unvermuthet vor ſich hatten. Allein eine Flucht war jetzt gefährlicher, als ein Angriff. Zudem bemerkten ſie, daß man ihnen von der Burg aus zu Hülfe kam. Ein anſehnlicher Trupp Reiterei ſprengte auf dem rechten Ufer der Stremme daher, und mußte ſie in den nächſten Minuten erreicht haben. Wichart von Rochow wandte ſich mit den Seinigen ihnen entgegen, und das Gefecht nahm längs der ganzen Linie ſeinen Anfang.

Das ganze Manöver war richtig berechnet. Die Quitzows

blieben ſo viel wie möglich auf feſtem Boden, während ſie die Feinde aufs Eis gelockt hatten, wo ſie wegen der Glätte ſehr unſicher ſtanden. Gar bald wurden die Magdeburger das Unvortheilhafte ihrer Stellung gewahr, und bemerkten mit Schrecken, wie furchtbar die ihrigen ſtürzten. Sie machten eine rückgängige Bewegung, um ſich auf das andere Ufer zu ziehen. Dies war vorausgeſehen worden. Johann hatte einen Theil ſeiner Leute genommen, und war an einer waldigen Stelle über den Fluß gegangen. So kam er den Feinden in den Rücken, eben als ſie ſich auf das von ihm eingenommene Ufer zurückziehen wollten. Jetzt war jeder Widerſtand fruchtlos. Die Feinde erlitten auf dem Eiſe die vollſtändigſte Niederlage, und mußten ſich zum Theil wehrlos ergeben. Denen aus der Burg war es nicht beſſer ergangen als ihren Freunden, mit denen ſie ſich vereinigt hatten. Auch die beiden feindlichen Anführer, Peter von Kotze und Gebhard von Plotho wurden gefangen [1]).

In trunkener Siegesfreude und unter Anſtimmung froher Lieder transportirte man die Gefangenen nach Schloß Plaue. Der Einzug der Quitzows glich einem Triumphzuge. Man hatte kein Schloß genommen, aber etwas, was eben ſo viel Werth war, und eine glänzende Waffenthat dazu gethan, welche dem Quitzowſchen Namen einen neuen Glanz verlieh, und einen abermaligen ſehr ſchlagenden Beweis ihres Heldenſinnes und ihres Kriegsglückes lieferte. Selbſt ein Theil der gefangenen Knechte nahm auf der Stelle bei den Quitzows Dienſte, denn der Sieger hat immer Zulauf.

Dieſer lauten lebendigen Freude gegenüber waren die armen Gefangenen um ſo trauriger, beſonders die beiden vornehmſten derſelben. Sie begehrten ritterlich Gefängniß, aber dies wurde ihnen auf das Entſchiedenſte verweigert. Sie erboten ſich, Löſegeld zu zahlen, und durften um ſo ſicherer darauf rechnen, als der Erzbiſchof Günther von Magdeburg ihr Freund war, und auf beide Männer viel hielt. Aber auch davon ſollte keine Rede ſein. Es half kein Anerbieten und kein Proteſtiren. Alle beide wurden in den Kerker gebracht, den wir ſchon aus früheren Zeiten als das traurige Gefängniß des Herzogs Johann von Meklenburg kennen. Steigt immer hinunter ihr Herren, ſprach der

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftitz ap. h. a. Angelus Annal. march. p. 192.

alte Gefangenwärter Franz. Es hat da unten ſchon mancher gute Mann geſeſſen, und iſt wieder heraus gekommen. Ihr werdet auch nicht darin ſterben, am ſchlimmſten iſts im Anfang, ehe ihr die Kälte gewohnt ſeid, die dünne Bekleidung und die nackten Füße. Mit der Zeit ſpürt ihr ſie nicht mehr. — Sie ſchauderten, als ſie hinunter ſahen, aber es half nichts. Sie ſtiegen in die Tiefe, und es war ihnen, als hätten ſie Abſchied vom Leben genommen, da die Leiter in die Höhe gezogen wurde.

Wir müſſen ſie einſtweilen ihrem traurigen Schickſale überlaſſen, denn noch an demſelben Tage, dem 30ſten November, ereignete ſich ein Vorfall, der für unſere Quitzows faſt noch bedeutungsvoller war, als der eben erzählte. Es iſt ſeltſam, daß es Tage im Leben giebt, ſo reich an Inhalt und Folgen, daß ſie oft ganze Monate aufwiegen, in denen das Leben ſtill und bedeutungslos verrinnt, und nichts ſich ereignet, wodurch ſie für die Folgezeit der zurückblickenden Erinnerung Haltpunkte darböten, auf welche ſie mit Intereſſe verweilen könnte. Ein ſolcher Tag war für unſere Quitzows der Andreastag dieſes Jahres, wenngleich die zu erzählende Begebenheit ſie nicht unmittelbar berührte.

Am Morgen des gedachten Tages zog Gans von Putlitz von dem damaligen Dorfe Cotzin, jetzigem Flecken Ketzin an der Havel gelegen, ab. Das Dorf gehörte dem Domkapitel von Brandenburg. Es war geplündert und abgebrannt, und für jetzt war hier weiter nichts zu thun. Er führte ſeine Schaar nach dem nicht weit davon gelegenen Dorfe Knobloch, das ebenfalls ein Eigenthum des Domkapitels war. Man begnügte ſich, das Dorf zu plündern, insbeſondere das Vieh aus den Ställen zu holen. Gans von Putlitz erhielt hier die Nachricht, daß die biſchöflich brandenburgiſchen Schaaren gegen ihn heranzögen, er mußte darum auf Vertheidigungsmaaßregeln bedacht ſein.

Oeſtlich vom Dorfe Knobloch liegt einzeln und frei eine mäßige Höhe, welche eine weite Ausſicht über das hohe und niedere Havelland gewährt. Sie war in jenen Zeiten mit einer Warte beſetzt, und trägt jetzt ein Belvedere, das mit Recht dieſen Namen führt, da die Ausſicht weit mehr Reize entwickelt, als der hier nicht Einheimiſche vermuthen ſollte. Jene Warte war damals von ihren Wärtern verlaſſen, die ſich bei der Annäherung der feindlichen Horden geflüchtet hatten. Gans von Putlitz be-

ſtieg ſie, um das Land zu überſchauen, und ſeinen Vertheidigungsplan zu machen.

Zufolge der Nachrichten, welche er empfangen hatte, kam der brandenburgiſche Stiftshauptmann Hans von Röder über Tremmen. Darum ſchien es ihm am rathſamſten, ſich in derſelben Richtung, welche dieſer verfolgte, zurückzuziehen. Er ließ ſeine Schaar ſich ſammeln, welche, wie die Koſaken, alles Mögliche unter und auf dem Sattel des Pferdes aufgehäuft hatte, und gab ihr die Richtung auf Karpzow. Hier ließ er ein paar Reiter auf einer Anhöhe ſtehen, die, ſo wie ſie die Annäherung der Brandenburger bemerken würden, ſogleich ihm nacheilen, und Nachricht geben ſollten. Er ſelber zog mit ſeiner Schaar weiter gegen Oſten durch den Wald nach dem Dorfe Dalgow unweit Spandau.

Es wurde abgeſattelt, denn Menſchen und Pferde waren müde und durchgefroren. Dies konnte man um ſo leichter, als die ausgeſtellten Wachtpoſten bei Karpzow noch nicht angekommen waren. Eine Meile weit konnten dieſe wenigſtens ſehen, und da ſie ſchnell reiten ſollten, ſo eilten ſie dem anrückenden Heere ſicherlich zwei Meilen weit voraus, und man hatte nach ihrer Ankunft noch Zeit genug, ſich zu rüſten.

Gans von Putlitz war im beſten Hauſe des Dorfes abgeſtiegen, ſeine Leute hatten ſich in die übrigen Häuſer einquartirt, aber gegen Entſchädigung, denn Dalgow war nicht biſchöflich. Er ſaß eben bei ſeinem Mittagseſſen, und ließ es ſich ſchmecken, als plötzlich draußen ein großer Lärm und Tumult entſtand. Eiligſt ſprang er ans Fenſter, das jedoch halb zugefroren, durch ſeine runden gegoſſenen Scheiben alle Bilder verzog, und nichts deutlich erkennen ließ. Er ſtürzte zur Thür hinaus, aber ſo wie er die Hausthür öffnete, ſprangen ihm vier Bewaffnete entgegen, von denen der erſte ihm ſein Schwerdt gegen den Hals ſetzte, und ihm zuſchrie: ergebt euch! Gans von Putlitz ſchlug ihm das Schwerdt auf die Seite, aber ſofort warfen ſich alle vier auf ihn, und riſſen ihn zu Boden. Er war gefangen. —

Es war der Stifshauptmann des Biſchofs von Brandenburg, Hans von Röder ſelber, der ihn gefangen hatte. Ein abgeſandter Bote hatte es geſchickt genug anzufangen gewußt, daß Gans von Putlitz ihm ſeine falſchen Nachrichten über den Zug

der Brandenburger glaubte. Während die aufgeſtellten Poſten bei Karpzow ſich noch die Augen nach ihnen ausſahen, war Hans von Röder von einer ganz anderen Seite, nämlich von Spandau her gekommen, hatte ſchon vorher, ehe er Dalgow erreichte, das Haus erfahren, in welchem Gans von Putlitz ſichs wohl ſein ließ, und ſo die nichts Arges ahnenden Putlitzer überraſcht. Schnell und ohne Widerſtand war er vor das Haus gerückt, hatte es umzingelt, und die davor aufgeſtellte Schildwacht niedergemacht. Es gab vor dem Hauſe ein Gefecht mit den Putlitziſchen Knechten, die zu Fuß, wie ſie waren, ihrem Herrn zu Hülfe kommen wollten, aber von den Reitern bald übermannt wurden. Während dies geſchah, hatte der Stiftshauptmann ſich des Gans von Putlitz bemächtigt, und hielt ihn nun im Hauſe gebunden und wohl verwahrt. Die Putlitziſchen Knechte entflohen, und ſuchten ihre Heimath zu erreichen. Der Krieg hatte mit dieſem einen Schlage ein unvermuthetes Ende gefunden [1]).

Wollt ihr euer Mittagsmahl beendigen, Herr Caspar, ſprach Hans von Röder, ſo ſoll es euch vergönnt ſein. Ich bedaure, daß ich habe ſtören müſſen. Nur bitte ich euch, zu eilen, denn wir müſſen aufbrechen.

Gans v. Putlitz. Ich habe keine Luſt zu eſſen. Ihr werdet mir hoffentlich ein ritterlich Gefängniß geben, und mich auf Treu und Glauben entlaſſen?

Hans v. Röder. Ich bedaure, daß es mir nicht zuſteht, darin zu willigen. Für jetzt muß ich euch zu dem Biſchof von Brandenburg, meinem Herrn, nach Zieſar bringen. Mag der dann über euch verfügen. Iſts euch gefällig, ſo ſitzen wir auf. — Man brachte die Pferde, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. —

[1]) Wuſterwitz beim Haftitz ap. h. a. Angelus Ann. march. p. 192.

Vierzehntes Kapitel.

Wir brauchen wohl nicht zu ſchildern, was in Caspars Seele vorging. Alle ſeine hochfliegenden Plane waren plötzlich geſcheitert, denn auf das Unglück, gefangen zu werden, hatte er nicht gerechnet. Verbiſſener Ingrimm und Wuth kochten in ſeinem Herzen, aber ſie waren ohnmächtig, denn ſeine Hände waren gebunden. Er biß die Zähne zuſammen, und hatte Mühe, unmännliche Zeugen ſeines Aergers zu unterdrücken. Noch hoffte er immer, ſeine Leute würden einen Verſuch wagen, ihn zu befreien. Aber ſo weit auch der Weg war, auf dem ſich der Zug dahin bewegte, es ließ ſich keiner derſelben ſehen.

Man nahm nicht den nächſten Weg über Brandenburg, denn dieſe Stadt mußte man, wegen des eigenen Verhältniſſes, in welchem ſie zu Wichart von Rochow ſtand, faſt wie eine feindliche betrachten. Aus unſeren früheren Mittheilungen iſt es bekannt, daß ſie demſelben das Oeffnungsrecht als eine Belohnung für die Dienſte, welche ſein Vater der Stadt geleiſtet, zugeſtanden hatte. Kraft dieſes Rechtes konnte er Kriegsvolk in die Stadt legen, und hierdurch war ſie genöthigt, ſtets ſeine Parthei zu ergreifen. Wichart hatte nicht verſäumt, ſich der Geſinnung der beiden mächtigen Städte Brandenburg dadurch zu verſichern, daß er eine nicht unbedeutende Zahl von Kriegsknechten hinein gelegt hatte. Stand er nun auch bis jetzt weder mit dem Burggrafen noch mit dem Biſchofe im Kriege, ſo war doch ſeine Geſinnung gegen beide feindlich. Es bedurfte vielleicht nur einer Kleinigkeit, um ihn zu einer Kriegserklärung zu bringen, und die Stadt mußte, wenn auch nur paſſiv, gegen beide Herren feindlich auftreten. Darum wohnte der Biſchof jetzt gar nicht in der Stadt, ſondern auf ſeinem Schloſſe zu Zieſar. Friedrich hatte Brandenburg ſchon ſeit längerer Zeit vermieden. Aber eben dieſer Umſtand veranlaßte auch Hans von Röder, mit ſeinem Gefangenen nicht durch Brandenburg zu ziehen. Wer konnte dafür ſtehen, daß des Rochows Leute nicht den innigſten Freund, den

Schwiegervater ihres Herrn befreiten? Leicht hätte dies Wicharts ohnehin gereizte Stimmung zur Exploſion bringen können, und die Klugheit gebot, dies zu vermeiden.

Hans von Röder nahm ſeinen Weg über Tremmen, Bagow, Görz und Marzahn nach Pritzerbe, und in dieſer Stadt wurde übernachtet. Wäre er hier früher angekommen, und weiter gegangen, ſo wäre es leicht möglich geweſen, daß ſein Zug den von Plotho nach Plaue heimkehrenden Quitzowſchen Siegeszug gekreuzt hätte, denn keine Parthei wußte etwas von der anderen, und wer weiß, ob dann Gans von Putlitz nicht wieder befreit worden wäre. So liegt oft die Wendung unſeres Schickſals ſehr nahe, aber unſere blöden Augen ſehen ſie nicht, und wir gehen blind daran vorüber. Am anderen Morgen ging er bei Pritzerbe über die Havel, und über Knoblauch und Bensdorf nahe bei Schloß Plaue, wo man ſich noch der vollen Siegesfreude überließ, nach Woltersdorf und Groß Wuſterwitz, von wo über Rogäſen Zieſar bald erreicht wurde.

Der Biſchof ließ ſich Caspar vorführen. Es thut mir leid Herr Caspar, ſprach er, daß wir uns ſo wiederſehen. Aber ihr habt es nicht anders gewollt.

Caspar. Spart die Worte, Herr Biſchof. Es wirds euch doch Niemand glauben, daß es euch leid thut. Sagt lieber die Wahrheit, daß es euch freut.

Biſchof. Bei eurer Unfriedfertigkeit allerdings. Daß ſie euch aber in dies Unglück geſtürzt hat, thut mir um euretwillen dennoch leid.

Caspar. Beſtimmt mir lieber mein Löſegeld.

Biſchof. Davon kann für jetzt keine Rede ſein. Ihr ſeid nicht allein mein, ihr ſeid auch des Burggrafen Gefangener.

Caspar. Des Burggrafen? Ich ſtehe ja mit ihm nicht im Kriege? Bin ich ſein Feind?

Biſchof. Oeffentlich freilich nicht, ob ihr es im Geheimen waret, wird euch euer Gewiſſen ſagen, vielleicht auch ſpäterhin der Burggraf.

Caspar. In meinem Herzen kann keiner leſen, auch hat dazu Niemand das Recht. Für das was ich im Geheimen thue, kann ich nicht öffentlich beſtraft werden.

Biſchof. Wer weiß? Indeſſen kommt es darauf nicht an. Ihr ſeid heimlich Feind des Burggrafen als oberſten Verweſers

der Mark geweſen, habt heimlich landesverderbliche Plane geſchmiedet. Steht euch dafür öffentliche Beſtrafung nicht an, ſo betrachtet euch vorläufig als des Herrn Burggrafen geheimen Gefangenen.

Caspar. Ich proteſtire — —

Biſchof. Warum ſoll es ihm nicht verſtattet ſein, heimlich gegen euch zu handeln, da ihr es euch doch gegen ihn erlaubt habt?

Caspar. Ich proteſtire gegen jede geheime Behandlung. Meine Gedanken ſind zollfrei. Was ich gethan habe, iſt öffentlich geweſen, und war gegen euer Stift gerichtet. Ihr könnt mir jetzt, da mich das Unglück in eure Hand gegeben, ein Löſegeld abfordern, und bis es abgetragen iſt, ritterlich Gefängniß nach gutem Brauch geben, aber weiter habt ihr kein Recht.

Biſchof. Ihr fühlt wohl Herr Caspar, daß es euch nicht zuſteht, hier Vorſchriften zu geben. Mag es euch recht oder unrecht ſcheinen, ſo werdet ihr euch dennoch einen engen Gewahrſam gefallen laſſen müſſen, und ihr werdet gut thun, keine Worte weiter zu verlieren. Alles Andere wird ſich ſpäter finden.

Er winkte dem Wachtmeiſter, der Caspar herein geführt hatte, und flüſterte ihm einige Worte zu. Dann nahm er ihn mit hinaus. Zwei Lanzknechte geleiteten ihn, und ein Geiſtlicher folgte, um zu ſehen, ob des Biſchofs Befehle erfüllt würden. Die Thür eines engen Gefängniſſes öffnete ſich, und ſchloß ſich hinter Caspar auf längere Zeit, als er fürchtete.

Zu derſelben Zeit als Caspar ſo nahe bei Plaue vorbeigeführt wurde, daß er die Fenſter in den Thürmen unterſcheiden konnte, herrſchte im Schloſſe noch Freude und Jubel. Da kam einer von den verſprengten Putlitziſchen Reitern ans Thor, wurde eingelaſſen, und berichtete das Schickſal ſeines Herrn.

Man war eben beim Frühſtücke, aber der Biſſen ſtockte bei dieſer faſt lähmend wirkenden Nachricht im Munde, und ein allgemeiner Ruf des Schreckens ließ ſich vernehmen.

Das iſt eine verwünſchte Nachricht, ſagte Wichart, iſt mirs doch, als wäre mir kalt Waſſer übergegoſſen worden. Was beginnen wir? Ihn können wir unmöglich entbehren.

Johann. Wir müſſen ihn zu befreien ſuchen, das iſt gewiß.

Dietrich. Leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Zieſar iſt ein ſehr feſtes Schloß. Mit Magdeburg und Brandenburg, und endlich wohl auch mit dem Burggrafen zugleich im Kriege zu le-

ben, noch dazu ohne Putlitzs Hülfe, dürfte doch ein groſses Wageſtück ſein.

Johann. Wir müſſen mit Magdeburg Frieden ſchließen, ſollte es auch Opfer koſten.

Dietrich. Wird es Frieden ſchließen? Ich glaube es nicht. Nach dieſem Schlage wird es muthiger denn je auftreten. Es kann ihm nicht entgehen, daß wir dadurch in Bedrängniß, — ja in wahrhaft große Bedrängniß kommen. Unglücklicher Zufall! Daß er auch gerade jetzt ſich ereignen muß, wo Alles einen ſo guten Anſchein gewann!

Johann. Es fällt mir etwas ein, was vielleicht uns aus der Noth reißt. Unſere beiden Magdeburger Gefangene ſind gute Freunde des Erzbiſchofs von Magdeburg. Er wird ſich gewiß bemühen, ſie loszukaufen. Wir ſtellen ihm die Bedingung, daß wir ſie nur gegen Gans von Putlitz auswechſeln.

Wichart. Wie ſoll er denn das machen? Gans iſt ja nicht ſein Gefangener?

Johann. Er kann es dennoch bewirken, denn der Burggraf iſt ſein Verbündeter, und zugleich ein Freund des Biſchofs von Brandenburg. Hier muß eine Hand die andere waſchen.

Dietrich. Der Vorſchlag läßt ſich hören, er ſcheint mir ſogar der einzige zu ſein, der ausführbar iſt, und zum Ziele führen könnte. Armer Caspar! So lange wirſt du dich ſchon gedulden müſſen!

Noch denſelben Tag wurden die beiden Gefangenen von Johann von Quitzow indirekt veranlaßt, an den Erzbiſchof von Magdeburg zu ſchreiben, und ihn zu bitten, ſich für ihre Befreiung zu verwenden. Sie ſchilderten ihm ihre traurige Lage und ihr hartes Gefängniß. Der Brief wurde pünktlich beſorgt, und hatte die Folge, daß ſchon nach wenigen Tagen ein Schreiben des Erzbiſchofs einlief, in welchem er ſich für ſie angelegentlich verwandte, und die Quitzows erſuchte, ihm die Bedingungen anzuzeigen, unter welchen ſie ſie freigeben würden. Sie antworteten darauf, daß die Gefangenen frei gegeben werden ſollten, wenn es ihm durch ſeinen Einfluß gelänge, den Gans von Putlitz ſeines Gefängniſſes ledig zu machen. Die Art, wie er das anfangen wollte, müßten ſie ihm überlaſſen.

So weit waren die Angelegenheiten der Quitzowſchen Parthei vorgerückt. Sehen wir nun, was Friedrich unterdeſſen that,

zu welchem Ende wir wieder da anknüpfen, wo wir ihn verlaſſen haben.

Kaum hatte Friedrich dem Werner von Holzendorf am 11ten November die Stadt Wrietzen und das Schloß Köpenick übertragen, als auch der Neid bereits geſchäftig war, und dem Holzendorf zu ſchaden ſuchte. Ohrenbläſer bemüheten ſich, ihn dem Burggrafen von ſehr unvortheilhafter Seite darzuſtellen, und ſeine Geſinnungen zu verdächtigen. Zu letzterem hatten ſie nur zu vielen Grund, und theils manche unbehutſame Aeußerung, theils einige unbeſonnene in der Hitze verübte Handlungen, waren von der Art, daß Friedrichs Zutrauen zu ſeinen Geſinnungen wankend wurde, und er es bereuete, ihm die gedachten Orte verpfändet zu haben. Die Geburt ſeines zweiten Sohnes und ſeine Taufe ließen ihn auf einige Tage ſeine Regierungsſorgen vergeſſen. Kaum aber hatte er ſeine Arbeiten wieder aufgenommen, als er auch Holzendorfs Angelegenheit wieder aufnahm. Einem Manne von unzuverläſſiger Geſinnung das den beiden Städten Berlin und Kölln ſo nahe gelegene Schloß Köpenick zu überlaſſen, ſchien ihm ſehr gewagt. Es mußte verſucht werden, daſſelbe wieder einzulöſen, und wider Erwarten ließ ſich Holzendorf dazu bereitwilliger finden, als zu hoffen ſtand. Die Unterhandlungen führten zum Ziele, und am 28ſten November erhielt Friedrich das Schloß Köpenick gegen Zahlung der Pfandſumme von Werner von Holzendorf zurück [1]).

Am 1ſten December erhielt Friedrich die Nachricht von der Gefangennehmung des Gans von Putlitz. Kaum konnte ſich etwas ereignen, was ihm lieber geweſen wäre. Es war in Bezug auf die von ihm vorbereiteten Ereigniſſe eine Begebenheit von großer Wichtigkeit. Selbſt eine gewonnene Schlacht wäre vielleicht nicht von dieſer Bedeutung geweſen. Am nächſten Tage, den 2. December, reiſete er nach Kloſter Zinna. Er wußte, daß er hier den Erzbiſchof Günther von Magdeburg treffen würde, mit welchem er perſönlich ſich beſprechen wollte.

Das Ciſterzienſer Mönchskloſter Zinna lag nicht weit von Jüterbock in einer angenehmen Gegend, einzeln und frei, beſtand aber aus einer nicht unbedeutenden Anzahl zum Kloſter gehöriger Gebäude, nämlich aus der Kloſterkirche, dem Kapitelhauſe, Für-

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 52.

ſtenhauſe, der Abtei, Kanzellei, der Wohnung der Mönche, einem ſteinernen Krankenhauſe, dem Brauhauſe, einer Scheune und einer Mühle. Etwa tauſend Schritte nach Mitternacht zu vom Kloſter entfernt, lag noch eine Kapelle zum gottesdienſtlichen Gebrauche des weiblichen Geſchlechts, weil, nach den Ordensregeln der Ciſtercienſer, Frauenzimmer nicht in ihre Kloſterkirchen kommen durften. Das Kloſter war ganz mit einer Mauer umgeben. Das Hauptthor gegen Morgen war ſehr ſtark, einem Feſtungsthore nicht unähnlich, und hatte mehrere gewölbte Bogen hinter einander, auf welchen das ſteinerne Wohngebäude des Thorwärters ſtand, der zugleich Mönch und Conventsbruder war. An der Nordſeite nach Grünow zu befand ſich noch ein großes Thor, durch welches die Prinzeſſinnen aus- und einzogen [1]).

Friedrich nahm ſeine Wohnung im Fürſtenhauſe. Erzbiſchof Günther war anweſend, um ſich ſelbſt von dem Schaden zu überzeugen, den die Quitzows in ſeinem Lande angerichtet hatten. Zinna gehörte damals ebenfalls dazu. Er fand ihn weit größer, als er vermuthet hatte, und beklagte ſich bitter darüber gegen Friedrich.

Friedrich. Ich glaube es euch, und ſchon ſind die Vorkehrungen getroffen, ihren Uebermuth zu beſtrafen. Die Achtserklärung muß unterweges ſein, und ich bin eben hier, um euch zu fragen, ob ihr euch mit mir gegen ſie verbinden wollt. Ich laſſe noch Völker aus Franken kommen, die Pommern denke ich durch andere Mittel zu bewegen, ſich ruhig zu verhalten, und mit den Herzogen von Sachſen und Anhalt will ich ſo eben Bündniſſe ſchließen, auch bin ich der Hülfe des Herrn Balthaſar von Wenden gewiß. Ihr ſehet, die Sache wird mit Kraft unternommen werden, und ich bezweifele nicht, daß wir durchdringen.

Erzbiſchof. Möge der Segen der Kirche euch lohnen, für das was ihr beabſichtigt. Ich bin ſchon mit euch im Allgemeinen verbunden, aber ich verbinde mich gern mit euch zu dieſem Kriege noch beſonders. Es iſt ein wahrhaft frommes Werk, das wir unternehmen, ſo gut als ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen, die uns in der That noch nicht den hundertſten Theil ſo viel geſchadet haben, als dieſe Quitzows. Aber es iſt kein

---

[1]) v. Ledeburs Archiv Th. II. S. 59. 60.

leichtes Werk, was ihr unternehmen wollt. Sie haben mächtige Freunde, mächtige Hülfsquellen, und ſtehen ihren Mann.

Friedrich. Darum muß die Sache mit Kraft unternommen werden. Einen der mächtigſten haben wir nicht mehr zu fürchten. Gans von Putlitz iſt geſtern von Hans von Röder gefangen worden, und ſitzt in Zieſar.

Erzbiſchof. Gott ſei gedankt. Das iſt eine frohe Nachricht. Um ſo eher wird es gelingen. Rechnet auf mich, ich bin der eurige.

Friedrich. Es kömmt nur noch darauf an, die Bedingungen feſtzuſetzen, für den Fall, daß wir ihnen ihre Schlöſſer abnehmen. Vorläufig habe ich ſie hier zu Papier gebracht; ich lege ſie eurem Gutbefinden vor. Ueberdenkt ſie, und laßt uns dann das Bündniß auf übliche Weiſe ſchließen. Wo treff ich euch nach ſechs Tagen?

Erzbiſchof. In Magdeburg, oder vielmehr im Dorfe Gerwiſch. Wollt ihr dort eintreffen, ſo können wir alles Nöthige abmachen.

Friedrich. Ich werde mich einfinden.

Indem brachte ein Bote das Schreiben, durch welches der Erzbiſchof von dem Gefechte an der Stremme und deſſen unglücklichem Ausfall benachrichtigt wurde. Er entfärbte ſich, ſein Auge füllte ſich mit Thränen. Leſet, ſprach er, und reichte Friedrich das Schreiben. Tiefbewegt verlor er ſich in brütendes Sinnen.

Armer Freund, ſprach Friedrich, und reichte ihm das Blatt zurück, euer Unglück geht mir wirklich nahe. Aber tröſtet euch, wir wollen es ihnen gedenken, und ſie ſollen ſich deſſen nicht lange freuen.

Erzbiſchof. Sie haben ein unerhörtes, ein ſeltenes Glück. Nimmer hätte ich es für möglich gehalten, daß Peter von Kotze und Gebhard von Plotho eine ſolche Niederlage erleiden könnten. Und nun ſitzen die wackeren Leute gar im Thurme, wie gemeine Verbrecher! Die Nachricht geht mir tief zu Herzen. Wie wird dieſer Erfolg die Segel der Quitzowſchen Hoffnungen aufblähen, wie werden dieſe wieder keck und friſch auf dem Lebensmeere dahin ſchiffen, unbekümmert um alle Hinderniſſe des Grundes, denn ſie haben wieder Oberwaſſer. Es ſind gefährliche Menſchen.

Friedrich. Putlitzs Gefangenſchaft wird dieſe Hoffnungen wenigſtens in den Schranken der Mäßigung halten. Aber es iſt ſpät. Schlaft wohl. Morgen mehr. —

Der folgende Tag war Sonntag, und Friedrich verlebte ihn andächtig im Kloſter. Vormittags kam das Schreiben aus Plaue an, in welchem die beiden Gefangenen den Erzbiſchof um ſeine Vermittelung zu ihrer Freilaſſung und Auswechſelung mit Gans von Putlitz bitten.

Ein Glück, daß ihr noch hier ſeid, Herr Burggraf, ſagte der Erzbiſchof. Hier leſet, was meine armen gefangenen Freunde an mich ſchreiben.

Friedrich las, aber ſeine Miene verdüſterte ſich. Der Vorſchlag, ſprach er, iſt von den Quitzows liſtig genug erſonnen. Im erſten Momente ſollte man meinen, es gäbe nichts Einfacheres, als auf ihren Vorſchlag einzugehen, und dadurch eure Freunde zu befreien. Und dennoch muß ich es ablehnen, ja ich kann nicht umhin, auch dem Biſchofe von Brandenburg den Rath zu geben, ſich nicht darauf einzulaſſen.

Erzbiſchof. Ich konnte mir das wohl denken. So gern ich auch meine beiden Freunde los und ledig ſähe, ſo ungern möchte ich, daß Gans von Putlitz ausgelöſet würde, beſonders zu einer Zeit, wo wir ihn nur frei geben können, um ihn mit großer Mühe wieder zu fangen.

Friedrich. Sehr richtig. Seine Gefangenſchaft paßt viel zu gut in unſere Pläne, iſt ein viel zu willkommenes Ereigniß, als daß man ihn jetzt für irgend einen Preis, ſei er ſo hoch als er wolle, losgeben könnte.

Erzbiſchof. Außerdem hätte der Biſchof von Brandenburg durch die Gefangenſchaft des Putlitzers nichts gewonnen, wenn er ihn auf dieſe Weiſe frei geben wollte. Ich wäre der einzige, der dabei gewönne, ich und die Quitzows. Der Biſchof von Brandenburg ginge leer aus, während er jetzt der einzige iſt, der gewonnen hat. Er müßte auf dieſen Gewinn verzichten, und die Mark hätte unverwindlichen Schaden. Ich muß es mir leider ſelbſt ſagen, ihr könnt auf dieſen Vorſchlag nicht eingehen.

Friedrich. Tröſtet euch. Ich weiß ein ander Mittel eure Freunde zu befreien, das uns allen mehr frommen ſoll.

Erzbiſchof. Und das wäre?

Friedrich. Wir nehmen das Schloß Plaue, dann ſind eure Freunde frei.

Erzbiſchof. Ein gewagtes Stück Arbeit!

Friedrich. Meine Hand darauf, es geht. Ihr ſollt ſel-

der eure Freunde frei machen, denn unter den obwaltenden Umſtänden werdet ihr vor kein Schloß lieber ziehen, als vor Plaue?

Erzbiſchof. Sehr wahr. Nun es ſoll gelten. Meinen Freunden muß ich ſchon eine abſchlägliche Antwort geben, ſo ungern ich ihnen auch dieſe Hoffnung vernichte.

Er ſchrieb nach Plaue, und meldete ihnen, daß von einer ſolchen Auswechſelung nicht die Rede ſein könnte, und daß darauf nie eingegangen werden würde. Dagegen ſei er bereit zu einem Löſegelde, das die Quitzows beſtimmen möchten. Auch Friedrich ſchrieb an den Biſchof von Brandenburg, und ſetzte ihn von dem Vorſchlage und von ſeiner Anſicht deſſelben in Kenntniß, mit welcher der Biſchof vollkommen einverſtanden war.

Als die Quitzows erfuhren, daß ihr Vorſchlag nicht angenommen ſei, entrüſteten ſie ſich heftig, und ließen die armen Gefangenen noch härter behandeln, als zuvor. Nach einigen Tagen mußten ſie noch einmal an den Erzbiſchof ſchreiben, und ihm ihre Behandlung ſchildern, um durch das klägliche Gemälde ihn zu rühren, und zu einem nochmaligen Verſuch anzutreiben. Der Erzbiſchof antwortete, daß er bei ſeiner früheren Antwort bleiben müſſe. Er habe aber ihr Schreiben dem Biſchofe von Brandenburg zugeſandt, der ihm bereits vorher verſprochen habe, daß er Gans von Putlitz genau ſo behandeln laſſen würde, wie ſie behandelt würden. Das hatte denn doch die Folge, daß die Quälereien aufhörten, und ihnen ein beſſeres Gefängniß angewieſen wurde.

Am Montag den 4ten November ging Friedrich von Zinna nach Wittenberg zu Herzog Rudolph von Sachſen, und beſprach mit dieſem ein Bündniß gegen die Quitzows, der noch immer den Schaden nicht vergeſſen konnte, den ſie ihm vor mehreren Jahren gethan hatten.

Friedrich ging am nächſten Tage nach Zerbſt. Fürſt — oder wie er damals nur genannt wurde — Graf Albrecht hatte ſich bis vor einiger Zeit mit den Quitzows im Bunde befunden, und wir haben früher geſehen, daß ſie ihm in ſeinen Kriegen beiſtanden, und ſich in ſeinem Lande das Schloß Hundeluft erwarben, das ſie auch noch beſaßen. Als ſie ſich ſo widerſetzlich gegen Friedrich zeigten, wurde Graf Albrecht von ſeinen Räthen gewarnt, ſich ferner mit ihnen einzulaſſen, und ſie, wie ſeine übrigen Freunde, machten ihm bemerklich, daß ſein Bündniß mit den

Digitized by Google

Quitzows ihm und dem Lande zu großem Schaden gereichen könne [1]). Dies hatte ihn bewogen, ſich von ihnen zu trennen, und ſich Friedrich anzuſchließen. Es war natürlich, daß dieſer einen ſolchen Schritt ſehr beifällig aufnahm. Sein jetziger Beſuch ſollte zu größerer Befeſtigung des guten Vernehmens zwiſchen ihnen dienen, und Friedrich hatte es zugleich auf ein Bündniß mit ihm abgeſehen, zu welchem die Vorbereitungen bereits getroffen waren.

Graf Albrecht fühlte ſich durch den Beſuch des Burggrafen geſchmeichelt, und war bemüht, ihm alle erſinnliche Ehre anzuthun. Zugleich aber war er von Friedrichs Benehmen bezaubert, und faßte von ſeinem Verſtande eine hohe Meinung. Nie hatte er das Treiben der Quitzows vorher von der Seite angeſehen, von welcher es Friedrich ihm zeigte. Ohne Schwierigkeit fand er ſich daher bereit, mit Friedrich ein Bündniß gegen die Quitzows abzuſchließen, und in dem bevorſtehenden Kriege ſelber mit Hand anzulegen, um ſie wenigſtens aus ſeinem Lande zu entfernen. Die vorläufigen Bedingungen händigte Friedrich ihm zu weiterer Ueberlegung ein, und erſuchte ihn, ſich am 11ten December in Brietzen einzufinden, um das Bündniß dort definitiv abzuſchließen. Auch die übrigen Theilnehmer des Bundes würden da verſammelt ſein, und die nöthigen Maaßregeln verabreden.

Drittehalb Tage blieb Friedrich in Zerbſt. Am 8ten December reiſete er ab, und ging nach Gerwiſch, einem Dorfe, eine Meile nordöſtlich von Magdeburg. Er traf hier den Erzbiſchof Günther, und nach mehrfachen Verhandlungen kam endlich folgendes Bündniß zu Stande, das wir nicht umhin können, der Hauptſache nach mitzutheilen, da es an ſich, aber auch für die Folge nicht unwichtig iſt.

Von Gottes Gnaden, Wir Günther ꝛc. bekennen, daß wir uns mit dem hochgebornen Fürſten Friedrich ꝛc. unſerm lieben Herrn und Oheime verbunden haben zu Nutz und Frommen unſerer Lande und Leute auf die von Quitzow und Wichart von Rochow, darum, daß ſie unſer beider Land und Leute gröblich und mannigfaltig überfahren und beſchädiget haben, dies noch täglich thun, auch unſerm Herrn und Oheime ungehorſam ſind, und uns und den Unſern nicht thun, wie ſie verpflichtet ſind.

---

[1]) Lindners Mittheil. a. d. Anhalt. Geſch. Hft. I. S. 55.

Digitized by Google

Ihnen und ihren Gehülfen, wer die auch ſein mögen, wollen wir feind ſein, und ſie feindlich behandeln, getreulich bei unſerm Herrn und Oheim bleiben, und ihm mit ganzer Macht behülflich ſein. Keiner von uns ſoll ſich mit ihnen ſühnen oder Frieden ſchließen, ohne des andern Wiſſen, es wäre denn, daß Plaue und Rathenow erſt gewonnen und in Beſitz genommen wären. Käme dann der Friede zu Stande, ſo ſollen wir mit hinein gezogen werden.

Auch wollen wir mit ihm und er mit uns die Schlöſſer Plaue und Rathenow an Einem Tage belagern und umſtellen, jeder nach ſeiner und ſeines Landes Art, und jeder auf eigene Koſten. Und wenn einer mehr Leute, Koſten und Zeug nöthig hätte, das Schloß zu erobern, ſo ſoll er von Bundes wegen mit dem Lager und Umſtellen nicht verziehen noch abziehen, wir haben denn die Schlöſſer Plaue und Rathenow gewonnen. Iſt das geſchehen, ſo wollen wir allen Fleiß anwenden bei dem allerdurchlauchtigſten Fürſten Herrn Siegmund ꝛc., daß wir Erlaubniß erhalten, das Schloß Plaue bis auf den Grund abzubrechen. Haben wir es gewonnen, ſo ſoll es einem Manne übergeben werden, dem wir beiderſeitig vertrauen, und der ſoll es inne haben von unſer beider wegen ein Jahr. Erhalten wir die Erlaubniß nicht, es abzubrechen, ſo ſoll uns unſer Ohm Friedrich ꝛc. unſern Nachkommen und dem Gotteshauſe zu Magdeburg bezahlen innerhalb des genannten Jahres 1250 Schock böhm. Groſchen, und wenn dies geſchehen, ſoll der, der das Schloß für uns inne hat, daſſelbe unſerm Oheim und ſeinen Erben ohne Widerrede übergeben, doch unbeſchadet der Anſprüche und Rechte, die wir oder jeder Andere an das Haus Plaue haben. Wem wir das Schloß überantworten, der ſoll unſern Herrn und Schwager von Sachſen und ſeine Lande davon auf keine Weiſe beſchädigen. Iſt Rathenow auf dieſem Zuge gewonnen, ſo ſoll uns und unſerm Gotteshauſe unſer Ohm Antheil geben an dem Gelde, das die Quitzows an Rathenow haben, nach Anzahl der Gewappneten, und uns daſſelbe ſicher anweiſen, und innerhalb eines Jahres auszahlen. Rathenow mit Zubehör ſoll dann bei unſerm Ohm dem Burggrafen, ſeinen Erben und der Mark Brandenburg verbleiben. Auch ſollen wir unſerm Ohm gegen die Unſrigen helfen, die ihn oder die Seinigen überfahren hätten, in aller Maaße, wie er gegen uns thut.

Digitized by Google

Was die übrigen Schlöſſer betrifft, welche die von Quitzow und von Rochow inne haben, ſo iſt feſtgeſetzt, daß, wenn es ein von der Mark verpfändetes Schloß iſt, das wir nehmen, unſer Ohm uns das Geld geben ſoll, wofür es verpfändet iſt, und das ſollen wir dann mit den anderen theilen nach der Anzahl der gewappneten Leute, die dabei geholfen haben. Das Eigenthum der Schlöſſer bleibt ihm jedoch und der Mark. Gewönnen wir aber mit einander ein Schloß, welches die Vorgenannten als Eigenthümer beſäßen, ſo ſoll der Werth deſſelben geſchätzt werden, und der Betrag in Geld, über welchen man eins geworden, ſoll getheilt werden nach Anzahl der gewappneten Leute, die dabei geweſen ſind. Eigenthum oder Lehen ſoll dem bleiben, deſſen Eigenthum oder Lehen es war. Eroberten wir ohne Hülfe unſeres Ohms die Schlöſſer Golzow, Frieſack oder Beuthen, ſo ſoll unſer Ohm uns und unſerm Gotteshauſe geben und bezahlen für Golzow oder Frieſack für jedes 600 Schock böhm. Groſchen, für Beuthen aber 700 Schock b. Gr. Nach Auszahlung des Geldes bleibt das Eigenthum der Schlöſſer der Mark. Fingen wir mit einander irgend einen frommen (angeſehenen) Mann, oder etwas an reiſiger Habe, an Gebauge, an Beinahme, an Gedingniſſen oder an Bauerhabe, das ſoll man theilen nach Anzahl gewappneter Leute, wie ſichs gebührt.

Auch ſoll dieſer Brief jenen, durch welchen wir uns vor einiger Zeit bereits vereint und verbunden haben, keinen Eintrag thun, noch jener dieſem, ſondern beide ſollen in aller Kraft aufrecht erhalten werden.

Alles dies geloben wir Günther ꝛc. und wir Friedrich ꝛc. in guten Treuen zu halten ohne Arg. Des zum wahren Bekenntniß haben wir unſer Inſiegel laſſen hängen an dieſen Brief, der gegeben iſt in Gerwiſe (Gerwiſch) nach Gottes Geburt 1413 an unſerer lieben Frauen Conceptionis [1]).

Dies wichtige Geſchäft war beendigt, und Friedrich, nachdem er den Erzbiſchof auf den 11ten nach Treuenbrietzen eingeladen hatte, ritt noch an demſelben Tage nach Zieſar, wo er bei dem Biſchof Johann von Waldow ſowohl den Sonnabend als den Sonntag zubrachte.

---

[1]) Walther Singularia Magdeburg. Thl. II. S. 59. f. Daraus in Pauli Preuß. Staatsgeſch. Thl. I. S. 597. f.

Digitized by Google

Die ſehr alte Stadt Zieſar war nur klein, aber gut befeſtigt, und lag an einem See, der ſpäterhin abgelaſſen iſt. Das biſchöfliche ſehr feſte Schloß lag auf der Südſeite der Stadt, und war ein weitläufiges mit verſchiedenen Thürmen verſehenes Gebäude, enthielt auch eine Kapelle zum gottesdienſtlichen Gebrauche der Schloßleute. Unfern von demſelben befand ſich ein Ciſtercienſer-Nonnenkloſter mit ziemlich anſehnlichen Gebäuden. Die Stadtkirche zum heiligen Kreuz war ſchon ſehr früh erbaut, und dürfte wohl eine der älteſten Kirchen der Mark ſein. Vor dem Petersthore lag ein Hoſpital. Uebrigens hatte die Stadt vier Thore.

Friedrich befand ſich in dem alterthümlichen bequem eingerichteten Schloſſe ganz zu ſeiner Zufriedenheit, und nicht wenig trug unſtreitig dazu bei, daß der Inhaber deſſelben ſein ganzes Wohlwollen beſaß. Des Biſchofs genaue Kenntniß der Landesgeſchichte ſo wie der übrigen Staaten, ſeine Rechtskenntniß, ſein gebildeter Geiſt, machten ihn dem Burggrafen höchſt ſchätzbar und nützlich, mit Niemanden konnte er die das Land betreffenden Maaßregeln ſo umfaſſend, ſo gründlich überlegen und beſprechen, als mit ihm. Er ließ ſich des Biſchofs Hauptmann, den Hans von Röder vorſtellen, und beſchenkte ihn für den großen Dienſt, den er der Mark geleiſtet hatte, mit einer goldenen Ehrenkette, welche er zur Erinnerung an ſeine That tragen ſollte. Den gefangenen Gans von Putlitz mochte er jedoch nicht ſehen.

Am Montag den 11ten December reiſete Friedrich nach Treuenbrietzen. Ziemlich zugleich mit ihm trafen dort ein alle ſeine Verbündeten, der Erzbiſchof von Magdeburg, der Herzog von Sachſen, und Graf Albrecht von Anhalt. Jeder von ihnen hatte mehrere Räthe mitgebracht, und auch in Friedrichs Gefolge befanden ſich mehrere Herren, welche an den Berathungen Theil nahmen [1]).

Die Stadt Treuenbrietzen, — damals ſtets nur Brietzen, und in älteren Zeiten Brezno genannt, — liegt an der Nieplitz, einem Bache, welcher wegen ſeiner Forellen bekannt iſt. Sie war ſehr feſt, mit Gräben, Wällen und einer ſtarken Mauer umgeben, durch welche drei Thore führten. Die St. Marienkirche war ein großes feſtes Gebäude mit einem Thurm verſehen.

---

[1]) Lindners Mittheil. a. d. Anhalt. Geſchichte Hft. I. S. 56.

Eine zweite Kirche war dem heiligen Nikolaus gewidmet. Außerhalb der Stadt lag ein St. Gertrauds-Hoſpital mit einer Kapelle, ſo wie drei Waſſermühlen, und entfernter an der Nieplitz zwei Walkmühlen. Die Stadt war nur klein. Die hohen Gäſte mit ihrem Gefolge brachten daher eine ungewöhnliche Regſamkeit und Lebendigkeit in derſelben hervor, weil ſich mit ihnen zugleich eine Menge anderer Perſonen, welche von ihnen zu verdienen hofften, fahrende Sänger, Luſtigmacher, ſogenannte Zauberer, fahrende Weiber und ähnliche Leute, eingefunden hatten. Die Verhandlungen begannen, und das Bündniß Friedrichs mit dem Grafen Albrecht von Anhalt kam zu Stande und wurde feſtgeſetzt, in ähnlicher Weiſe, wie es mit Magdeburg und Sachſen geſchehen war. Jeder von ihnen wollte ſich noch Helfer ſuchen, um ſo ſtark als möglich aufzutreten, und freundſchaftlich wurde beſprochen, auf wen jeder rechnete, damit nicht mehrere ſich an denſelben wenden möchten. Theils durch die Verträge, theils durch weitere Beſprechung, wurde feſtgeſetzt, daß Magdeburg mit ſeinen Helfern vor Plaue ziehen, und das Schloß belagern ſolle; Sachſen mit ſeinen Helfern vor Golzow, das ihm zunächſt gelegen war; Burggraf Friedrich wollte mit ſeinen Helfern vor Frieſack und Beuthen, und nachher vor Bötzow und die übrigen Schlöſſer ziehen, Anhalt ſollte Hundeluft nehmen. Nachher wollte der Burggraf mit Magdeburg vor Rathenow, und wenn es erforderlich war, mit Sachſen vor Brandenburg ziehen, und dieſe Städte erobern.

Ferner wurde feſtgeſetzt, daß die genannten Burgen zu gleicher Zeit, und zwar auf einen und denſelben Tag belagert werden ſollten, damit nicht die Mannſchaft der einen der anderen zu Hülfe kommen könnte. Dagegen ſollte die belagernde Mannſchaft, wenn ſie ein Schloß genommen hatte, dahin beordert werden, wo ihre Hülfe Noth thäte. Alle verſprachen, ſich ſo einzurichten, daß ſie ſpäteſtens bis Ende Januars ſchlagfertig, und Friedrichs Wink gewärtig ſein wollten, der ihnen den Tag beſtimmen ſollte, wo jeder vor dem ihm zugewieſenen Schloſſe erſcheinen ſollte [1]). Hundeluft ſollte übrigens Anhalt für ſich wieder erobern, und nachher ſo beſetzen, daß den übrigen Mitgliedern des Bundes und ihren Landen und Leuten kein Schade ferner

[1]) Lindner Mittheil. a. d. Anhalt. Geſch. Hft. I. S. 56, 57.

davon geſchähe. Schließlich wurde noch feſtgeſetzt, daß alles Beſprochene bis zur Ausführung als tiefes Geheimniß behandelt werden müßte, weshalb auch die Räthe, deren jeder der Herren einige mitgebracht hatte, dazu verpflichtet wurden.

Zwei Tage blieb man in Brietzen, dann zog jeder mit den Seinigen heim, und begann ſeine Rüſtungen. Friedrich ging nach Berlin. Einige Tage ſpäter trafen ſeine aus Franken verſchriebenen Kriegsvölker ein, welche er in ſeine Schlöſſer vertheilte. In den Städten erhielten ſie nach damaliger Verfaſſung keinen Einlaß, wenn die Stadt es nicht beſonders bewilligt hatte.

Wenn indeſſen Friedrich auch auf das von den märkiſchen Vaſallen und Städten zuſammen gebrachte Heer rechnete, das er mit ſeinen fränkiſchen Schaaren vereinigen wollte, ſo glaubte er doch noch nicht ſtark genug zu ſein, um auf einen ſicheren günſtigen Erfolg rechnen zu können. Es blieb einestheils möglich, daß die Quitzows, bei ihren weit verbreiteten Verbindungen mehr heimliche Freunde hatten, als ihm bekannt waren, die vielleicht beim Ausbruche des Kriegs ſich für ſie erklärten, und ihre Parthei ergriffen, was ihm viel zu ſchaffen machen konnte, anderentheils war es ungewiß, ob es gelingen würde, die Stettinſchen Herzoge zu verhindern, daß ſie den Quitzows nicht zu Hülfe eilten, und wenn etwa beides zu gleicher Zeit der Fall war, ſo konnte er in eine mißliche Lage kommen. Das erſtere war nur zu verhindern, wenn er ein Heer in die Mark zog, ſtark genug, um jeden aufrühreriſchen Verſuch nicht nur im Keime zu erſtikken, ſondern überhaupt gar nicht hervortreten zu laſſen, das andere forderte nicht minder eine anſehnliche Truppenzahl. Zudem kam es darauf an, des Erfolges gewiß zu ſein, denn mißlang dieſer Schlag, ſo durfte Friedrich nicht hoffen, ſich in der Mark zu halten, er mußte ſchnell und raſch geführt werden, damit die Quitzows kaum Zeit hätten ſich zu beſinnen, oder ihre Freunde, ihnen zu Hülfe zu kommen. Dann aber war die Belagerung von mindeſtens fünf der feſteſten Schlöſſer zugleich in einer Zeit, wo ſchon die Belagerung eines einzigen als ein bedeutendes Unternehmen, als eine Heldenthat, galt, etwas Unerhörtes, das ohne große Kraftanſtrengung nicht gewagt werden durfte.

So wird man es erklärlich finden, daß Friedrich ſich nach weiterer Hülfe umſah, ungeachtet ſich Balthaſar Herr zu Wenden ſchon mit ihm verbunden hatte, und er auf die Hülfe ſeiner

Digitized by Google

mächtigen Vaſallen, der Biſchöfe von Lebus, Havelberg, Brandenburg, und des Grafen Ulrich von Lindow, Beſitzers der Herrſchaft Ruppin rechnen konnte. Er verband ſich noch mit ſeinem Freunde Hans von Torgau, Beſitzer der Herrſchaft Zoſſen, ferner mit dem mächtigen Hans von Bieberſtein, Beſitzer der Herrſchaften Sorau, Storkow und Beeskow. Damit indeſſen noch nicht zufrieden, wandte er ſich an den damals hoch berühmten meißniſchen Ritter Otto Pflug, mit dem Erſuchen, ihm gegen Zahlung einer feſtzuſtellenden Summe in dieſem Kriege mit ſeinen Leuten Beiſtand zu leiſten. Otto Pflug ſtammte aus einem ſehr berühmten böhmiſchen Geſchlechte ab, das ſeinen Urſprung bis zur mythiſchen Königin Libuſſa und ihrem Gemahl Primislaus hinauf verfolgen zu können glaubte. Er war Beſitzer der Herrſchaft, des Schloſſes und der Stadt Strehla an der Elbe, zugleich Hofmarſchall und Geheimer Rath des Markgrafen Friedrichs des erſten von Meißen [1]), und durch Tapferkeit und Kriegserfahrung ausgezeichnet. Der Antrag kam ihm willkommen, man einigte ſich über die Bedingungen, und er ſagte Friedrich ſeine Hülfe zu.

Zuletzt ſchrieb er noch an Friedrich, Landgrafen von Thüringen, einem Schwager des Erzbiſchofs von Magdeburg, und bat ihn, daß er ihm zu ſeinem bevorſtehenden Kriege ſeine große Büchſe leihen möchte, was dieſer auch bewilligte, worüber Friedrich hoch erfreut war. Die Anwendung des Schießpulvers im Kriege war damals überall noch ſehr beſchränkt, und in der Mark war ſie ſeit Lippold von Bredows verunglücktem Verſuche wenig in Anwendung gekommen. Als Handwaffe erſchien die Erfindung zu jener Zeit weniger brauchbar, als das, was man beſaß. Dagegen hatte man gefunden, daß eine durch Pulver fortgeſchleuderte Steinkugel eine ungleich größere Kraft beſäße, als wenn man Bliden dazu anwendete, und als ein Mittel, Mauern niederzuwerfen, erſchien ſie ſehr wichtig. Das hatte denn Veranlaſſung gegeben, auf die Bearbeitung möglichſt großer Büchſen zu denken, denn anders nannte man die Kanonen damals nicht. Schon im Jahre 1411 hatten die Braunſchweiger eine ſolche zu Stande gebracht, welche wegen ihrer Schwerfälligkeit die faule

---

[1]) Gauhens Adelslexikon S. 1607. f.

Digitized by Google

Metze genannt wurde [1]). Sie hatte jetzt bei der erſt vor ganz kurzem erfolgten Eroberung der ungemein feſten Harzburg die ausgezeichneteſten Dienſte geleiſtet, und allgemeine Aufmerkſamkeit erregt [2]). Der Landgraf von Thüringen hatte ſich eine ähnliche gießen laſſen. Kleinere gab es bereits in der Mark, wenngleich ſie noch ſelten waren, eine ſo große war jedoch nicht vorhanden. Nach dem was die Braunſchweigiſche Büchſe vor der Harzburg geleiſtet hatte, verſprach ſich Friedrich von der Thüringerin nicht geringere Dienſte, und das war der Grund ſeines Begehrens [3]). Mit Begier erwartete er die Ankunft dieſer großen Maſchine.

Dieſe vielfachen Verhandlungen beſchäftigten Friedrich durch den ganzen Dezember, ja ſie zogen ſich zum Theil bis in den Januar hinein. Um mit Balthaſar, Herrn von Wenden nähere Abrede zu nehmen, reiſete er zu Ende des Jahres nach Kyritz, wo er mit ihm zuſammentraf. Kyritz war vor kurzem durch eine heftige Feuersbrunſt verheert worden, und darum außer Stande, ſeine gewöhnlichen Abgaben zu zahlen. Friedrich erließ deshalb durch eine beſondere Urkunde vom 1ſten Januar 1414 der Stadt die Orbede wegen des Brandes auf vier Jahre [4]). Von Kyritz ging Friedrich über Havelberg nach Ruppin, um auch hier mit den Grafen Verabredungen zu treffen.

---

[1]) Buntings Braunſchw. und Lüneburgiſche Chronik S. 269. Thüringiſche Chronik S. 153.

[2]) Abels niederſächſiſche Chronik S. 208. Rufus Chronik bei Grotuff Thl. II. S. 482.

[3]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a. — Buchholz iſt der erſte Geſchichtſchreiber, welcher ſagt, daß dieſe Kanone die faule Grete geheißen habe, was ihm alle neueren nachgeſchrieben haben. Keiner der älteren hat dieſen Namen, ſie heißt bei ihnen nur die große Büchſe. Woher hat Buchholz den Namen?

[4]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 146.

Funfzehntes Kapitel.

Es iſt indeſſen Zeit, daß wir uns nach den Quitzows umſehen, und zu dem Ende in der Zeit etwas zurück gehen.

Ihr Plan, Gans von Putlitz zu befreien, war, wie wir geſehen haben, mißlungen. In ihrem Aerger darüber hatten ſie ihre Gefangenen nur noch ſchlimmer behandelt, und nach einigen Tagen dieſe vermocht, noch einmal zu ſchreiben, und beweglich zu ſchildern, was ſie zu erdulden hätten. Der Brief ging an den Erzbiſchof Günther, der ihn Johann von Waldow zufertigte. Sofort ließ dieſer den Gans von Putlitz in ein ganz ähnliches Gefängniß bringen, und ihn auf gleiche Weiſe behandeln. Jetzt mußte auch er ſchreiben und jämmerlich über ſein Loos klagen, mit dem Hinzufügen, daß daſſelbe, wie ihm angedrohet ſei, nicht eher beſſer werden würde, als bis ſie ihren Gefangenen eine beſſere Behandlung angedeihen ließen. Der Brief wurde nach Plaue geſandt, und ſchon am andern Tage ſchrieben die Gefangenen, daß ihnen ein beſſeres Gefängniß und anſtändigere Behandlung zu Theil geworden wären, wie ſich der Biſchof davon überzeugen könne, wenn er Jemanden hinſchicken wolle, dem die Quitzows durch einen Zuſatz zu dieſem Schreiben ein ſicheres Geleit verſprachen. In Folge deſſelben erhielt auch Gans von Putlitz ſein früheres Gefängniß wieder, und wurde beſſer behandelt. Auf den Auswechſelungsplan aber mußten die Quitzows, wiewohl ſehr ungern, verzichten.

Indeſſen gingen ſowohl ihre Gefangenen, als auch der Erzbiſchof von Magdeburg ſie an, ein Löſegeld zu beſtimmen. Vielleicht war es mehr der Wunſch, ihre durchgängig gefüllten Kerker zu leeren, und die Menge zehrender Mäuler los zu werden, als wirkliches Mitleiden, das ſie bewog, für alle Gefangenen endlich das hohe Löſegeld von ſechszehn hundert Schock böhmiſchen Groſchen zu fordern [1]). Die Verhandlungen darüber mit

[1]) Wuſterwitz beim Haftitz ap. h. a

dem Erzbiſchofe, wie mit den Angehörigen der Gefangenen zogen ſich jedoch ſehr in die Länge.

Unterdeſſen erregten die Reiſen des Burggrafen nach Zinna, Wittenberg und Zerbſt die Aufmerkſamkeit der Quitzows. Die Gerüchte ſprachen von Bündniſſen, die er mit den Fürſten ſchloß, und ſie vermutheten nicht ohne Grund, daß es ſie betreffe. Gewißheit darüber zu erlangen, mußte ihnen von hoher Wichtigkeit ſein. Zufällig war gerade an dem Tage, als ſie erfuhren, daß die Fürſten in Brietzen zuſammenkommen würden, ein fahrender Luſtigmacher in Schloß Plaue anweſend. Er war ein witziger und ſinnreicher Kopf, und da man wußte, zu wie vielen Dingen dieſe Leute gebraucht werden konnten, und ſich brauchen ließen, ſo fielen ſie darauf, ſich ſeiner zu bedienen, um wo möglich zu erfahren, was in Brietzen verabredet wäre. Man verhandelte mit ihm insgeheim, daß er nach Brietzen reiſen, und dort ſich an Perſonen drängen ſolle, von denen etwas zu erfahren ſei, wozu er ſich auch willig fand. Es ergab ſich, daß er mit den einzuſchlagenden Wegen ſehr wohl bekannt war, und nicht zum erſtenmale in ſolchen Angelegenheiten gebraucht wurde. Aber er verlangte nicht bloß für ſich, ſondern auch für Andere Geld, weil ohne ſolches kein Geheimniß feil ſei, und er verlangte nicht wenig. Es war ein Wageſtück ihm eine bedeutende Summe anzuvertrauen, da man ihn weiter nicht kannte, und die Rechtlichkeit aller fahrenden Perſonen nicht eben im beſten Rufe ſtand. Indeſſen mußte man es wagen, da niemand anders im Stande war, zu Perſonen aller Stände zu gelangen, und mit allen verdachtlos zu verkehren. Von den Quitzowſchen Angelegenheiten konnte er nichts verrathen, denn man hatte ſich wohl gehüthet, ihn hinein ſehen zu laſſen.

Der Narr reiſete ab, und trat in Brietzen ſeiner Rolle gemäß in ſeinem Ornate auf. Es gelang ihm, das Wohlwollen mehrerer einflußreicher Perſonen zu gewinnen, und ſchlau und geſchickt auf die Dienerſchaft zu wirken, auch brachte er einen Theil ſeines Geldes glücklich an den Mann. Aber er erfuhr doch bei Weitem nicht ſo viel als er gewünſcht hatte, denn die Zuſammenkunft nahm zu früh ein Ende. Man reiſete ab, als ſeine Geſchäfte im beſten Gange waren. So viel indeſſen hatte er doch herausgebracht, daß es auf Bündniſſe gegen die Quitzows abgeſehen, und ein Krieg nahe ſei. Daß die anweſenden

Fürſten Theilnehmer dieſes Bündniſſes waren, konnte man leicht vermuthen.

Er kehrte zurück nach Schloß Plaue, überlieferte den Reſt ſeines Geldes, und theilte ſeine theuren Nachrichten mit. Die Quitzows fanden ihre Vermuthungen beſtätigt, und die Gewißheit hatte doch ihren Werth, obwohl freilich noch gar vieles von dem, was ſie gern gewußt hätten, ungewiß blieb.

Wichart von Rochow wurde nach Plaue berufen, um ſich mit ihm zu beſprechen. Der Herr Burggraf merkt, wie es mit uns ſteht, ſprach Dietrich, und das iſt freilich nicht zu verwundern. Ich an ſeiner Stelle hätte längſt zugeſchlagen, aber er läßt uns Zeit, bis die Pommern fertig ſind, und das kann uns ganz recht ſein.

Wichart. Er ſcheint es ernſtlich zu meinen, und thut uns viel Ehre an, uns mit ſolchen Feinden anfallen zu wollen. Es muß ein edles Wild ſein, gegen das man ſolche Doggen losläßt.

Johann. Von der andern Seite iſt es doch wieder ein Bekenntniß eigener Schwäche. Er muß ſich nicht viel zutrauen, wenn er ſo viel auf die Hülfe Anderer rechnet.

Dietrich. Zu bedauern iſt, wer ſich auf Anderer Hülfe verläßt. Wohl uns, wir rechnen auf uns ſelbſt, und da verrechnen wir uns nicht.

Johann. Laßt uns die Sache doch nicht zu leicht betrachten. Es ſind vier Gegner, die wir zu bekämpfen haben, deren Jeder ſeinen Mann ſteht.

Dietrich. Albrecht von Anhalt wird uns nicht viel thun, ich kenne ihn. Höchſtens umſtellt er uns die Hundeluft. Mag er, wenn er nicht anders kann. Die Wallwitze werden ſich ſchon wehren. Damit iſt er abgefunden. Es bleiben uns alſo noch drei Gegner, mit derem einen wir ſchon im Kriege leben.

Johann. Im Felde ſind wir ihnen nicht gewachſen.

Dietrich. Um ſo mehr in unſeren Schlöſſern. Laß ſie nur kommen und ſich die Zähne daran zerbeißen. Sie werden ſie umlegen. Dann kommen die Pommern, und ſchaffen uns friſche Luft, und wir gewähren ihnen feſte Stellungen und Anlehnungspunkte, und gemeinſchaftlich ſchlagen wir den Feind aus dem Felde.

Wichart. Wahr! Und der Herr Burggraf weiß ja bereits, was unſere durch die Pommern geſtählte Fauſt vermag.

Dietrich. Noch haben wir nichts zu fürchten. So wie die Pommern vorrücken, erklärt ſich das von ihnen beſetzte Land für uns. Unſere mächtigen Freunde harren nur des Augenblicks, und laſſen ihn nicht ungenutzt vorüber. Könnt ihr euch einen edlen Mann denken im Bewußtſein ſeiner Rechte und Freiheiten, der unſere Sache nicht zu der ſeinigen machen würde, ſobald er nur kann? Offen und frei hervortreten iſt nicht Jedermanns Sache. Es fordert Eigenſchaften, die der Menge nicht verliehen ſind. Aber wenn ein Kern vorhanden iſt, bildet ſich darum die Schaale, und dieſen Kern bilden wir, einen guten, tüchtigen und feſten Kern. Räumt das pommerſche Schwerdt hinweg, was unſere furchtſamen Freunde von uns trennt, ſo ſind ſie die unſern, und wir treten ſtärker und mächtiger auf, denn je. Des Burggrafen Spiel iſt noch lange nicht gewonnen, er kennt unſere Schlöſſer nicht, und wird ſich wundern.

Johann. Sollen wir ihm den Krieg erklären, oder ſeine Abſage abwarten?

Wichart. Ich glaube, wir müſſen ihr zuvor kommen.

Dietrich. Nicht zu früh! Die Pommern können erſt im Februar kommen. Viel früher darf der Kampf nicht beginnen. Er wird in jedem Falle damit anfangen, daß er eines oder zwei unſerer Schlöſſer umlegt. Möglich, daß die Pommern verhindert werden, ſo ſchnell zu kommen, als ſie verſprochen haben. Auch darauf müſſen wir gerüſtet ſein. Darum müſſen wir auf hinreichenden Proviant denken, damit wir nicht ausgehungert werden. Das iſt das einzige Mittel, wodurch er unſere Schlöſſer bekommen kann.

Wichart. An Lebensmitteln ſoll es nicht fehlen. Damit kann man ſich verſehen.

Dietrich. Mein Rath iſt, den Krieg erſt zu erklären, wenn wir der pommerſchen Hülfe gewiß ſind, und jetzt nichts zu thun, als uns zu rüſten, ſo viel wir vermögen.

Johann. Wenn uns aber unterdeſſen der Burggraf abſagt?

Dietrich. Dann nehmen wir die Abſage an, und erwarten ihn. Ich glaube jedoch, wir haben nichts zu fürchten. Er wird ſich für den Fall gedeckt haben, wenn wir ihn angreifen, und ſo lange wir ruhig ſitzen, wird er uns nicht ſtören. Was meint ihr dazu?

Johann und Wichart. Wir glauben daſſelbe.

Digitized by Google

Dietrich. Vor allen Dingen gehe ich nach Stettin, um zu ſehen, wie die Sachen dort liegen. Vielleicht iſt es möglich, die Pommern noch früher auf die Beine zu bringen. Aber die Nachrichten, die ich ihnen bringe, werden ihnen wichtig ſein. Dabei ſoll es bleiben.

Am andern Tage ritt Dietrich nach Pommern, und kam um die Mitte des Decembers in Stettin an. Er ließ es an Ueberredungskunſt nicht fehlen, und wußte die jungen Herzoge ganz für ſich zu begeiſtern. Sie verſprachen ihm nochmals die thätigſte Unterſtützung, aber Dietrich überzeugte ſich ſelbſt, daß ſie vor Anfang Februars nicht ins Feld rücken konnten. Johann hatte unterdeſſen wegen der Auswechſelung der Gefangenen Unterhandlungen angeknüpft.

Am 22ſten December kehrte Dietrich zurück, und verkündigte Johann und Wichart seine Nachrichten. Die übrigen Verbündeten, namentlich Werner von Holzendorf, den er in Bötzow geſprochen, waren alle voll guten Muthes, und hatten ſeine Anſichten und Maaßregeln vollſtändig gebilligt. Dietrich ging dann nach Frieſack, und jeder verlebte voll guter Hoffnung für die Zukunft das frohe Feſt der Weihnachten.

So brach das Jahr 1414 an. Eine unheimliche Spannung der Gemüther war überall vorhanden, denn allgemach hatte ſich das Gerücht ſelbſt bis zu den unterſten Klaſſen aller Bewohner der Mark verbreitet, daß ein Krieg des Burggrafen mit den Quitzows bevorſtehe, und nicht ohne große Beſorgniſſe ſah man den Zeitpunkt näher rücken, wo das ſich zuſammenziehende Gewitter losbrechen würde. Am meiſten geſpannt war man in der Stadt Brandenburg, die wirklich in eine wunderliche Lage gekommen war, und es eben ſo wenig mit dem Burggrafen, als wegen der Nähe von Plaue und der Rochowſchen Kriegsknechte mit den Quitzows verderben durfte.

Am 14ten Januar empfing Friedrich die Schreiben König Siegmunds, durch welche Dietrich und Johann von Quitzow, Caspar Gans von Putlitz und Wichart von Rochow in des Reiches Oberacht verurtheilt wurden, weil ſie, wegen Landfriedensbruches in die Reichsacht erklärt, nicht nur keine Schritte gethan, ſich, wie es das Recht verlangte, innerhalb eines Jahres zu rechtfertigen und herauszuziehen, ſondern von neuem den Landfrieden gebrochen, ſich widerſpenſtig gezeigt, und auf abermalige Citation

nicht erſchienen ſeien. Durch dieſe Oberacht waren ſie für rechtlos und vogelfrei erklärt, jeder konnte ſie tödten, wo er es vermochte, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden, alle ihre Lehen fielen ohne Weiteres an die Mark zurück, und alles Eigenthums gingen ſie verluſtig. Niemand durfte ſie hegen oder beherbergen, ohne ſich großer Strafe auszuſetzen, kurz alle Gemeinſchaft mit ihnen mußte unterbrochen werden, und ſo hatte dies Wort allerdings eine ſchwere Bedeutung.

Friedrich überſandte einige Tage ſpäter das inhaltſchwere Papier den Quitzows und dem Rochow, und ließ es zugleich im ganzen Lande bekannt machen, ſo weit die damaligen ſehr unvollkommenen Mittel dazu geeignet waren. Gans von Putlitz erhielt die Anzeige ſeines Schickſals im Kerker, und war darüber nicht wenig erſchrocken, denn an Auswechſelung war nun nicht mehr zu denken, er wurde dadurch des Burggrafen Gefangener, und ſeine Befreiung verſchob ſich in eine unabſehbare Ferne, wenn ſie je erfolgte. In der ganzen Mark erregte die Nachricht große Beſtürzung, und man fürchtete, die Quitzows würden nun, aufs Aeußerſte gebracht, zu verzweifelten Mitteln greifen; ſie waren furchtbar genug, um viel Unglück zu veranlaſſen, und wer es mit dem Burggrafen hielt, zitterte vor ihrer Rache. Die Mine war angezündet, und man harrete ängſtlich auf den Moment der Verderben ſchwangeren Exploſion.

Wie dieſe Briefe auf das Gemüth der Quitzows und des Rochow wirkten, kann man ſich wohl denken. Mit ihrem vollen Bleigewichte fiel die ſchreckliche Erklärung auf ihre Seele, ſie hatten zu viel Verſtand, um ſich ihre vernichtende Wirkung, ihre gräßlichen Folgen zu verläugnen. Daß Siegmund, daß Friedrich es bis auf dieſen Punkt treiben würden, hatten ſie nicht erwartet. Wie oft war der Landfrieden verkündigt, wie oft war er gebrochen worden, ohne daß eine Achtserklärung darauf folgte, ungeachtet ſie immer angedrohet war. Und wenn ſie dann wirklich verhängt wurde, waren ihre Folgen ohne Bedeutung geweſen, man hatte ſich leicht herausziehen können, und wenn man es auch nicht that, war dennoch keine Oberacht daraus geworden. Mit einer Art von Leichtſinn hatten ſie ſich daher über die erſte Achtserklärung hinweggeſetzt. Friedrichs Drohungen hatten ihnen leer geſchienen, weil ihnen das, was ſie thaten und gethan hatten, durchaus nicht ein Verbrechen, nicht einmal ein

Vergehen war. Was ſie wollten und beabſichtigten, konnte der Burggraf, weil es ihm und ſeiner Macht ſchadete, allenfalls als ein Vergehen betrachten; aber was ſie gethan hatten, war nach ihren Begriffen und Anſichten nur das, was ihnen rechtlich zuſtand. Sie hatten ſich, da ihre Abſichten nicht bekannt waren, und ſie nur nach den vorliegenden Thatſachen gerichtet werden konnten, auch nicht gedacht, daß der Kaiſer jemals ſo weit gehen würde. Und doch lag das unſelige Papier in aller Wirklichkeit vor ihren Augen, das ſie gleichſam bürgerlich todt erklärte, doch konnten ſie ſich nicht abläugnen, daß wirklich das Unglaubliche geſchehen ſei! Aber noch mehr. Ein zweites Schreiben des Burggrafen Friedrich zeigte ihnen an, daß er mit ſeinen Helfern von nun an ihnen den Frieden abſagen müſſe, und ſie ſich daher auf eine dem Kriege und Aechtern gemäße Behandlung gefaßt halten ſollten.

Johann war eben bei Dietrich in Frieſack, als dieſe Schreiben dort ankamen. Beide Brüder waren durch den Inhalt tief erſchüttert, und es währete eine Zeitlang, ehe ſie Faſſung genug gewannen, zuſammenhängend darüber zu reden. Endlich fing Dietrich an: Es iſt ein harter Schlag des Schickſals, ein Unglücksſchlag, aber er darf uns nicht niederbeugen. Das haben wir nicht verdient! Aber eben, weil er uns unverdient trifft, müſſen wir um ſo ungebeugter daſtehen. Wer hätte dies dieſem Siegmund zugetraut, ihm, der ſelber in ſeinem Streben nach Macht und Größe nicht eben die Mittel, die dazu führten, gar zu ängſtlich abwog? Was haben wir Anderes gethan? Iſt es unrecht, als ein freier Mann leben und ſterben zu wollen? Haben wir das auf Koſten Anderer thun, und uns erſt ein Fürſtenthum, ein Königreich erobern wollen, das eines andern Eigenthum war? Nein. Auf eigenem Heerde, in dem eigenen Schloſſe und ſeinen Hufen wollten wir frei, und nicht der Knecht eines fremden Fürſten ſein, nicht über uns verfügen laſſen, wie es Anderen, die nie uns und unſer Eigenthum geſehen, nach ihrer Willkühr beliebte, unſere Rechte wollten wir unverkürzt bewahren, und das wird nun zum todeswürdigen Verbrechen geſtempelt, das iſt es, was mit der ſchwerſten Strafe, die den Menſchen treffen kann, beſtraft wird! Schändlich, unerhört ſchändlich! Aber das Bewußtſein unſeres Rechtes, und unſeres edlen Zweckes muß uns Muth geben auch das noch zu ertragen. Muth! Ha, den

Muth der Verzweiflung! Nun müſſen wir ſiegen oder ſterben, denn nur im Siege können wir das Leben finden, und alles was das Leben ſchmückt und ziert. Werden wir beſiegt, ſo ſind wir gänzlich verloren. Siegen wir, dann werden wir uns der Oberacht auf geſetzlichem Wege entledigen können, dann wird es nicht ſchwer fallen, Siegmund zu beſänftigen, und ihm unſer Thun, unſer Wollen, und was wir vollbracht, in dem rechten Lichte zeigen zu können. O der Sieg heiligt vieles, hat er doch öfter ſchon Verbrecher zu großen Menſchen gemacht. Siegen oder untergehen, zwiſchen beiden bleibt jetzt keine Wahl.

Johann. Aber unſere Leute? Es kann ihnen nicht verborgen bleiben, wenn ſie es nicht ſchon wiſſen, daß wir Aechter ſind. Werden wir auf ſie rechnen können?

Dietrich fuhr zuſammen. Es kommt auf die Probe an, ſprach er nach kurzem Beſinnen. Ich laſſe meine Leute zuſammentreten, und frage ſie ſelber.

Er wollte zur Thür hinaus, als Frau Eliſabeth mit dem vierjährigen Johann hereintrat. Ihr folgten Dietrich, jetzt achtzehn, und Euno, ſechszehn Jahre alt. Dietrich fuhr zurück und mit der Hand über die Augen. Er wandte ſich um, und konnte nicht ſprechen. Johann ſtarrete zum Fenſter hinaus.

Was iſt geſchehen? fragte Eliſabeth. Warum biſt du ſo verſtört?

Dietrich. Es iſt nichts, — vorübergehend.

Eliſabeth. Sollte es wohl? — Indeß wenn es ein Geheimniß iſt, will ich nicht in euch dringen, und euch nicht ſtören. (Sie will zur Thüre gehen).

Dietrich. Bleib Eliſabeth! Erfahren mußt du es doch. Wirſt du ſtark genug ſein, es zu tragen?

Eliſabeth. Deine Frage läßt mich Schlimmes erwarten. Sprich!

Dietrich. Johann und ich ſind in die Acht erklärt.

Eliſabeth (erblaſſend). In die Oberacht?

Dietrich. Ja wohl.

Eliſabeth (wankt zurück). Mein Gott, das iſt entſetzlich. — Warum?

Dietrich. Als Störer des Landfriedens.

Eliſabeth. Und giebt es kein Mittel, ſich heraus zu ziehen?

Digitized by Google

Dietrich. Nur durch einen ſiegreichen Krieg mit dem Burggrafen. Er hat uns den Krieg bereits angekündigt. Mache dich immer darauf gefaßt, binnen Kurzem unſer Schloß umlegt zu ſehen.

Eliſabeth. Und du haſt Hoffnung zu ſiegen?

Dietrich. Wenn uns die Pommern nicht im Stiche laſſen, ja!

Eliſabeth. Aber wenn ſie nicht kommen?

Dietrich. Dann — ja dann — o mein Gott, wie wird es mir ſchwer, es nur zu denken, wenn ich dich und die Kinder anſehe — dann müſſen wir uns unter den einſtürzenden Mauern unſeres Schloſſes begraben laſſen. (Er bedeckt das Geſicht mit beiden Händen).

Eliſabeth. Das wolle Gott verhüthen! Es muß ja noch Rettungsmittel geben.

Dietrich. Vielleicht, wenn unſer Schloß ſeinen Kräften widerſteht. Noch will ich nicht alle Hoffnung verloren geben. Wir haben der Schlöſſer viele, alle zugleich kann der Burggraf nicht belagern. Dann wird die Beſatzung des einen der des andern zu Hülfe kommen können, wie wir bei Kletzke und Quitzhövel geſehen haben. Möglich, daß es uns eben ſo gelingt, die feindliche Macht zu vernichten, wie damals die der beiden Herzoge.

Johann. Daran habe ich auch ſchon gedacht. Am liebſten wäre es mir, er belagerte Plaue, denn dieſe Mauern ſtürzt er nicht. Dann könnteſt du und Wichart, auch Brederlow auf Beuthen mir zu Hülfe kommen, und den Feinden eine Schlacht anbiethen. Vielleicht ginge es ihnen, wie bei Cremmen.

Dietrich. Vielleicht! Vielleicht belagern ſie auch Frieſack zuerſt. Wie es auch kommen möge, jedenfalls mußt du, liebes Weib, mit den Kindern fort, und zwar ſogleich, ehe dieſer Krieg anfängt. Es iſt ein Krieg auf Tod und Leben, und ſein Ende ungewiß. Er kann ſehr traurig enden, und dann kann und darf ich dich und die Kinder nicht in mein Geſchick verwickeln. Seid ihr doch ohnehin als die Angehörigen eines Aechters dann eigenthumlos, warum ſoll ich euch noch den Schrecken einer ſolchen Belagerung Preis geben? Gehe nach Schloß Teupitz. Biſt du auch meinetwegen mit deinen Verwandten faſt zerfallen, der Vater wird doch ſeine Tochter, der Großvater ſeine Enkel nicht verſtoßen. Dort warte mein und dein Schickſal ab.

Eliſabeth. Du ſollteſt mich wohl beſſer kennen, Dietrich, und eine Probe, wie dieſe, bei mir überflüſſig halten. Wie kannſt du glauben, daß ich dich verlaſſen werde? Bin ich nicht dein Weib?

Dietrich. Das Weib eines Geächteten! Darum geh, und berge dich vor den zerſchmetternden Donnerkeilen, ehe es zu ſpät iſt. Was nützt es, daß du und dieſe Unſchuldigen ihr Leben opfern?

Eliſabeth. Nur dies einemal erlaube mir, dir ungehorſam ſein zu dürfen. Noch ſehe ich mein Leben nicht bedroht, und wäre es, ſo laß mich mit dir ſterben, wie ich mit dir gelebt habe. O der Menſch kann Edleres verlieren, als ſein Leben, und wenn ich dich verließe, verlöre ich es.

Die beiden älteren Söhne. Vater wir gehen nicht von dir. Unſer Arm iſt ſtark genug, ein Schwerdt zu führen, und dich zu vertheidigen. Muß es ſein, ſo laß uns mit dir fallen.

Dietrich. O Gott, ihr macht mir den Entſchluß recht ſchwer! Ich kenne deine ſtarke Seele, Eliſabeth, ich weiß es, daß du bei mir aushalten wirſt in Noth und Tod, und dennoch darf ich es nicht zugeben. Eure Anweſenheit wird meine Kraft lähmen, aus Beſorgniß um euch wird manche Maaßregel nicht getroffen, manches Nothwendige nicht ausgeführt werden, was dann zum Schaden unterlaſſen wird. Darum geh, geh, ſchon um dieſes Unſchuldigen willen, der noch nicht einmal weiß, was er verbrochen haben ſoll. (Er nimmt den kleinen Johann auf den Arm, und liebkoſet ihn).

Eliſabeth. Du willſt meinen Verſtand durch Gründe überzeugen, an welche du ſelber nicht glaubſt. Nimmer haben wir deinen Maaßregeln entgegengeſtanden, nie ſie gehindert, wir werden uns ihnen auch jetzt auf die willigſte Weiſe fügen. Aber mühe dich nicht vergebens, mich zu etwas zu überreden, wogegen mein innerſtes Gefühl ſich empört. Es iſt ſtärker als deine Gründe, und ſagt mir, hier oder ſonſt nirgend ſei mein Platz. O lieber Dietrich, laß mich hier, und ſtoße mich nicht von dir. Du wirſt deine Treuen bald zählen können, und ihrer werden nur wenige ſein; laß dir dann die treueſten Herzen nicht fehlen, die deines Weibes, deiner Kinder.

Johann. Gieb nach, Dietrich, du machſt ſie ihrem Vorſatze nicht abwendig.

Dietrich. Es ſei! O Gott, indem es mich betrübt, dich nicht fortſenden zu können, freut es mich doch, dich hier behalten zu können. Du biſt ein wackeres Weib. O ſolche Herzen können nicht untergehen. So bleibe denn, und Gott erhalte uns alle. Aber was wollte ich doch vorhin, Johann? —

Johann. Deine Leute wiſſen noch nicht —

Dietrich. Richtig. Wohlan, laß uns hinunter gehen.

Der Thurmwächter gab den Knechten mit dem Horne das Zeichen, ſich auf dem Burghofe zu verſammeln. Sie kamen, und als ſie ſich verſammelt und einen Kreis geſchloſſen hatten, ſprach Dietrich: Ich und mein Bruder, nebſt Herrn Gans von Putlitz und Wichart von Rochow ſind, weil wir den Landfrieden gebrochen haben ſollen, in des Reiches Oberacht gefallen. (Die Knechte gaben Zeichen des Erſtaunens). Wir haben, ihr wißt es, ehrliche Kriege geführt, nach der Sitte unſerer Väter, und uns nichts zu Schulden kommen laſſen, wodurch wir dieſe Strafe verwirkt hätten. Man hat uns angeſchwärzt und Unrecht gethan. Aber wie dem auch ſei, die Acht iſt einmal verhängt, und uns bleibt nichts übrig, als ein harter Krieg gegen den Burggrafen, den er uns bereits angekündigt hat, und den wir ſiegreich zu beſtehen hoffen. Nun glaube ich euch zwar als Quitzowſche Knechte zu kennen. Aber es kann doch ſein, daß es einige bedenkliche Gemüther unter euch giebt, welche es gefährlich finden, einem Geächteten zu dienen. Sie würden ſich bei der nächſten Gelegenheit unſerm Dienſte zu entziehen ſuchen, und ich verlange Niemanden, der mir widerwillig dient. So habe ich mich denn entſchloſſen, alle diejenigen ihres Dienſtes zu entlaſſen, welche entlaſſen zu ſein wünſchen, und ihnen ihren vollen Lohn auszuzahlen, wenn auch ihre Zeit noch nicht um iſt, ohne alle Gefährde. Jeder trete frei hervor, nehme ſein Geld, und gehe frei und ungehindert.

Eine dumpfe Stille herrſchte. Niemand rührte ſich.

Dietrich. Wer meine Worte etwa nicht verſtanden, hebe die Hand empor.

Alle ſtanden unbeweglich. Da trat der alte Wachtmeiſter hervor, und ſprach: Erlaubt mir einige Worte mit Reſpekt zu ſagen.

Dietrich. Es iſt dir vergönnt.

Wachtmeiſter. Herr! Euer Unglück beklagen wir. Möge Gott die verdammen, welche euch angeſchwärzt haben, es iſt gewiß keine redliche Kriegsgurgel darunter. Aber hättet ihr mich vorher allein gefragt: Tobias, giebts wohl unter meinen Leuten einen Hundsfott, der mich verläßt? Ich hätte geſagt: Nein Herr, keinen! Jetzt habt ihrs ſelber geſehen.

Dietrich. Ich danke euch, und habe es nicht anders erwartet. So rechne ich denn nun auf euer Aller Dienſte.

Alle. In Glück und Unglück, in Noth und Tod!

Johann ging am anderen Tage nach Plaue zurück, nicht ganz ohne Sorgen, daß irgend ein heimtückiſcher Bube ihm auflauern könne, der ihn meuchlings mordete. Vor offenem Anfalle war ihm nicht bange, da ſchützte ihn ſein Schwerdt. Doch langte er unangefochten zu Hauſe an.

Er fand Agnes, ſeine Hausfrau, in Thränen, denn ſie hatte ſchon von dem Unglücke gehört. Auch hatte ſie eine Einladung von ihren Brüdern, zu ihnen zu kommen, weil für Plaue eine ſchlimme Zeit anbreche. Doch war ſie eben ſo wenig, wie Eliſabeth zu bewegen, ihren Mann zu verlaſſen, um ſo mehr, als bei ihr die Sorge wegen der Kinder wegfiel, denn ſie hatte keine.

Auch Johann machte ſeine Leute mit dem, was ihn betroffen, und was ihm bevorſtand bekannt, und wollte die, welche es wünſchten entlaſſen. Aber auch hier verlangte es niemand, und alle verſprachen treu zu dienen. — Dann ſchrieb er an Wichart, und theilte ihm den beſprochenen Plan mit, daß die unbelagert bleibenden Schlöſſer den Belagerten zu Hülfe kommen ſollten. Daſſelbe meldete er auch ſeinem Hauptmann Goswin von Bredelow auf Beuthen, ſo wie Dietrich der Stadt Rathenow.

Sechszehntes Kapitel.

Unterdeſſen war die große Donnerbüchſe mit reichlicher Munition und ihrem Büchſenmeiſter aus Thüringen angekommen. Friedrich bewunderte ihre Größe und Stärke, aber ſie war ungeheuer ſchwerfällig, und ihr Transport auf den märkiſchen Sandwegen war nur mit großer Mühe und mit vielen Umſtänden und Koſten zu bewirken geweſen. Man hatte ſie täglich nur einige Meilen weit fortbringen können. In den letzten Tagen aber war ſtarker Froſt eingetreten, der den Transport merklich gefördert hatte. Zugleich hatte Friedrich die märkiſchen Städte und Vaſallen aufgeboten, und ihnen ihre Sammelplätze beſtimmt. Es waren deren fünfe, denn fünf verſchiedene Heere wurden mit Hülfe ſeiner Verbündeten gebildet, welche letzteren er gleichfalls benachrichtigte.

Mit der Achtserklärung der Quitzows war zugleich ein Schreiben Siegmunds an die Stettinſchen Herzoge eingelaufen, in welchem er ihnen bei Strafe der Acht verbot, den Quitzows irgend einen Beiſtand zu leiſten. Friedrich hatte ihnen dies wichtige Schreiben auf der Stelle zugeſandt, ohne daß die Quitzows etwas davon erfuhren. Freilich war es ungewiß, ob es ſeine volle Wirkung bei ihnen äußern würde, und darum hielt Friedrich für rathſam, ſchnell zu Werke zu gehen, um es den Pommern unmöglich zu machen, ihren Freunden zu Hülfe zu kommen, und ſie gleichſam zu überraſchen. Mit großer Thätigkeit traf er Vorbereitungen aller Art, ſich den Erfolg ſo viel als möglich zu ſichern. Die Arnims, welche ihm Liebenwalde eingelöſet hatten, verwies er am 25ſten Januar mit ihren Anſprüchen an die Stadt Strausberg [1]). Drei Tage ſpäter, am 28. Januar, ging er nach Zerbſt, wo ſich die Fürſten und Führer ſeines Bundesheeres eingefunden hatten [2]), um nunmehr den Feldzug zu beginnen,

---

[2]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 49. (Anm.)

[2]) Chroniſt in Förſters Handbuch d. Geſch. d. Preuß. Reichs Thl. III. S. 137.

und alles Nöthige einzuleiten. Er hielt ſich hier einige Tage auf, und feierte mit ſeinen Freunden daſelbſt in Andacht das Feſt der Lichtmeſſe am 2ten Februar, das auf den Freitag fiel. An dieſem Tage wurde das Bündniß mit Herzog Rudolph von Sachſen vollſtändig verbrieft [1]). Auch am Sonnabend und Sonntag blieb man noch beiſammen.

Am Montag den 5ten Februar reiſeten alle ab, jeder nach dem Sammelplatze ſeines Heeres, um ſofort die ihnen zugewieſenen Schlöſſer zu umſtellen. Die ſchlechten Wege und die größere oder geringere Entfernung waren Schuld, daß man doch nicht, wie man beabſichtigt hatte, an einem und demſelben Tage vor allen Schlöſſern ankam. Am pünktlichſten war Herzog Rudolph von Sachſen, denn noch an demſelben 5ten Februar, dem Tage der heiligen Agatha, kam er mit ſeinem Heere vor Schloß Golzow an [2]), wo ſogleich das Lager aufgeſchlagen wurde. Sein Heer hatte ſich bei Belzig verſammelt, und ſomit nur einen kurzen Marſch zu machen. Am folgenden Tage den 6ten Februar erſchien Graf Albrecht von Anhalt mit den Bürgern von Zerbſt und magdeburgiſchem Kriegsvolk vor dem Schloſſe Hundeluft [3]), Hans von Torgau mit den Mannſchaften der Städte Jüterbock, Brietzen und Beelitz, des Schloſſes Trebbin, und der Abteien Zinna und Lehnin vor Schloß Beuthen, wo Goswin von Brederlow befehligte, und Burggraf Friedrich vor Frieſack mit den Mannſchaften der übrigen märkiſchen Städte, mit Balthaſar Fürſt zu Wenden, Ulrich Graf zu Lindow, Hans von Bieberſtein und Ritter Otto von Pflug, und deren Leuten. Am 7ten Februar umlegte der Erzbiſchof Günther von Magdeburg mit ſeinen Vaſallen das Schloß Plaue, ohne daß ein Schloß von dem anderen etwas erfuhr oder dieſe gleichzeitige Belagerung auch nur ahnete [4]). Friedrich ging am folgenden Tage nach Berlin zurück.

So waren denn nun die für jene Zeiten großen Kräfte aufgeboten, und auf die verſchiedenen Angriffspunkte vertheilt. Die Wetterwolke war heraufgezogen, und hing drohend und Verder-

---

[1]) Rathmann Geſch. der Stadt Magdeburg Thl. III. S. 30.

[2]) A. a. O. bei Förſter S. 137. Haftiz hat unrichtig. S. Agneten Tag.

[3]) Lindner Mittheilungen a. d. Anhalt. Geſchichte Hft. I. S. 57.

[4]) Chroniſt bei Förſter a. a. O. — Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a. Angelus Annal. S. 192.

Digitized by Google

den ſchwanger hernieder, eine bange ſchwüle Erwartung durchwehete die Mark. Noch war kein Blitz gefallen, noch ſchwieg der Donner, aber er mußte fallen, und ängſtlich geſpannt harrete jeder des Augenblicks, wo ſich die finſtere Wolke entladen würde, denn nun war kein Halt mehr zu gebieten. Nach wenigen kurzen Momenten mußten die gefürchteten Kräfte entfeſſelt gegen einander wüthen, der Strom brach aus ſeinen Ufern, und ergoß ſeine verheerenden Fluthen, — wer konnte voraus ſagen, wohin? —

Das reiche Gemälde der angeſtrengteſten kriegeriſchen Thätigkeit, das nun ſich zu gleicher Zeit vor unſeren Augen entfaltet, erlaubt keine klare Auffaſſung, wenn wir nicht die einzelnen Punkte feſthalten, und ihre Geſchichte nacheinander durchführen. Wie beſchränkt erſcheint die Erzählung von Thatſachen gegen das reiche Leben, wo gleichzeitig neben einander ſich die Dinge entwickeln, welche in der Darſtellung nur nach einander aufzufaſſen ſind, wo der Drang der Thatſachen und Umſtände nur nach einer Seite hin erſchaut werden kann, während er allſeitig iſt, und überall hin Neues gebiert und geſtaltet, wo der Inhalt der Fläche nicht ſowohl geſehen, als berechnet wird, während man ſie in Linien umſchreitet. Wir können nicht über die Schranken hinaus, welche der ſchriftlichen Darſtellung geſteckt ſind, und müſſen uns ihr fügen. Möge es uns gelingen, innerhalb derſelben nicht zu weit hinter unſerem Wollen zurück zu bleiben, denn nimmer erreicht das Können das Wollen.

Graf Albrecht von Anhalt war mit den Bürgern von Zerbſt und einem Theil Magdeburger [1]) vor Hundeluft angekommen, in welchem die Gebrüder Liborius, Cuno und Godmar von Walwitz als Quitzowſche Hauptleute befehligten [2]). Sie hatten das Schloß nicht in beſonderen Stand gehalten, auch war es ſchlecht verproviantirt. Die Belagerung ſetzte ſie daher in ziemliche Verlegenheit, und ſie ſcheinen nicht eben große Luſt gehabt zu haben, für die Quitzows ihre Haut zu wagen. Zwar ſchlugen ſie allerdings alle Anerbietungen aus, das Schloß zu übergeben, weil ſie vielleicht auf Hülfe von den Quitzows rechneten. Allein ihr Muth ſank beträchtlich, als ſie bemerkten, daß die Belagerer ſogleich

---

[1]) Dreſſers Sächſiſche Chronik S. 399.
[2]) Bekmanns Geſch. v. Anhalt, Thl. VII. Kap. II. S. 283.

Digitized by Google

Anſtalt zum Sturme machten. Einen Tag und eine Nacht hatten ſie davor gelegen, als mit Anbruch des zweiten Tages am 7ten Februar der Sturm begonnen wurde. In gewohnter Weiſe ſuchte man die Mauer zu erſteigen, allein der erſte Sturm, obgleich man lange zögerte, ehe man zurückging, glückte nicht, es mußte ein zweiter gewagt werden. Ehe es jedoch zu dieſem kam, erklärten ſich die Walwitze bereit, das Schloß zu übergeben, wenn man ihnen und den Ihrigen freien Abzug bewilligen wolle. Es geſchah, und Graf Albrecht von Anhalt beſetzte daſſelbe, da es nun ſein Eigenthum geworden war. Er hatte es wohlfeil genug wieder erhalten, denn nur ein Brauerknecht aus Zerbſt war erſchoſſen, außerdem gab es einige Verwundete [1]). Offenbar war der Kampf nicht eben mit großer Hartnäckigkeit geführt worden. Die Verbündeten hatten übrigens nicht geglaubt, daß das Schloß ſo ſchnell genommen werden würde, denn als es eben übergeben war, kamen reitende Boten vom Burggrafen Friedrich und Herzog Rudolph von Sachſen mit der Anzeige, daß beide dem Grafen Albrecht von Anhalt Hülfe ſenden wollten [2]). Sie gingen mit der Nachricht von der Uebergabe des Schloſſes zurück, die allen unerwartet kam. Die Gebrüder von Walwitz gingen nach Deſſau, und fanden hier bei Grafen Georg Schutz und Aufnahme, da dieſer mit Graf Albrecht nicht beſonders gut ſtand, und deſſen Feinde darum nicht als die ſeinigen betrachtete [3]).

So war denn bereits ein Quitzowſches Schloß gefallen, und raſcher als zu hoffen war, folgte ein zweites. Herzog Rudolph von Sachſen hatte eine anſehnliche Macht zuſammengebracht, mit welcher er das Schloß G o l z o w umſtellete. Wichart von Rochow ſah mit Beſorgniß die große Zahl von Zelten ſich erheben, und dennoch waren viele, unter dieſen Herzog Rudolph ſelbſt, im Städtchen Golzow einquartirt. Das Banner Hans von Schierſtädts hatte ſich ebenfalls den Sachſen angeſchloſſen. Ringsum, bis in anſehnliche Ferne, war der Boden mit Kriegsvolk bedeckt.

Indeſſen war die Beſatzung des Schloſſes Golzow keinesweges ſchwach, und Wichart von Rochow war nicht der Mann,

---

1) Becker in Lindners Mittheilungen a. d. anhalt. Geſch. Hft. I. S. 57. Bekmans anhalt. Geſch. Thl. III. B. II. Kap. I. S. 308.

2) Becker bei Lindner a. a. O.

3) Bekmann a. a. O.

der ſich leicht fürchtete. An den verſchiedenen Bannern und Fahnen, welche neben und von den Zelten weheten, erkannte er, wen er vor ſich hatte. Da er darunter weder das burggräfliche noch die ſtändiſchen und ſtädtiſchen Wappen der Mark erblickte, ſo vermuthete er ſofort, daß ſein Schloß mit einem anderen zugleich belagert würde, und daß der Burggraf vor daſſelbe gezogen ſei. Er glaubte, daß dieſer es zuerſt auf Plaue abgeſehen habe, und daß er demnach von dort her keine Hülfe erwarten könne. Dagegen rechnete er um ſo zuverſichtlicher auf Unterſtützung von dem nur einen Tagesmarſch entfernten Beuthen, und es war ihm darum ganz recht, daß gerade nach Oſten hin das Lager am weiteſten, und bis auf die Hügel hinauf ausgedehnt wurde, denn von dort mußte die Hülfe aus Beuthen kommen, und konnte ſo die Feinde am beſten in den Rücken nehmen. Machte er dann zu gleicher Zeit einen Ausfall, ſo war die Hauptmacht des Belagerungsheeres von vorn und hinten zugleich angegriffen, und zündete man das Städtchen gleichzeitig an, ſo hatte man von jener Seite her nichts zu fürchten. Das war Wicharts nicht übel ausgedachter Vertheidigungsplan, auf deſſen Gelingen er mit großer Zuverſicht rechnete, wie er ſich denn überhaupt gern ſanguiniſchen Hoffnungen hingab.

Wir haben erzählt, daß Herzog Rudolph am 5ten Februar vor dem Schloſſe und Städtchen erſchien. Es war Abend geworden, ehe er dort anlangte, aber noch an demſelben Abend wurde das ſchwach befeſtigte Städtchen genommen, und der größte Theil des Heeres lagerte ſich bei den Bürgern, und in den vor der Stadt belegenen Mahl- und Schneidemühlen ein, der übrige lag bei Wachtfeuern im Freien. Am folgenden Morgen wurde das Lager aufgeſchlagen, und das Schloß umſtellt.

Herzog Rudolph hatte einige Donnerbüchſen mitgebracht, und es wurde eine Batterie nach damaliger Art gebauet, um ſie aufzuſtellen. Aber auch Wichart von Rochow hatte während der Zeit, wo ſeine Rüſtungen gedauert hatten, wie die Quitzows für ihre Hauptſchlöſſer, einige derſelben angeſchafft, und ſo wie er das Vorhaben der Feinde bemerkte, beſchoß er von einem feſten Thurme aus die Arbeiter, welche das Geſchütz aufſtellten. Man ſicherte ſich durch Schanzkörbe ſo viel als möglich, und bauete, ungeachtet des feindlichen Feuers, das meiſtens ſchlecht gerichtet war, die Batterie fertig. Jetzt fing man an, das Schloß zu

beſchießen, aber mit weniger Wirkung; theils war man der Kugeln nicht mächtig, theils war das Geſchütz nicht groß genug, um gegen dieſe Mauern viel zu vermögen. Weit wirkſamer äußerten ſie ſich gegen die Menſchen, weil alle die Kugel weit mehr, als eine der bisher üblichen Waffen fürchteten, und dadurch nicht wenig geängſtigt wurden.

Unterdeſſen die Beſchießung von beiden Seiten fortdauerte, ſchaffte man die Sturmgeräthſchaften herbei, und ſchickte ſich zum Sturme an. Am dritten Tage hatte man auch einige Bliden herbei gebracht, und warf große Steine, todte Pferde und ähnliche Dinge in das Schloß hinein. Auch Feuerpfeile ſandte man auf die Gebäude, welche jedoch nichts wirkten, weil das entſtandene Feuer ſchnell gelöſcht wurde.

Am Freitag den 9ten Februar begann man den Sturm. Der Uebergang über den Graben war durch den Froſt erleichtert, denn das Eis war ſtark genug, um ihn zu geſtatten. Wichart hatte einen Theil ſeiner Leute mit Luntenflinten bewaffnet, wodurch eine nicht unbedeutende Zahl von Leuten niedergeſtreckt wurde. Dennoch war der Uebergang nicht zu verhindern, und die Leitern wurden, da es nicht an Menſchen fehlte, in reicher Anzahl angeſetzt. Der Feind wehrte ſich verzweifelt. Er bot alle Mittel auf, wodurch die Erſteigung erſchwert werden konnte, und wandte ſie in reicher Fülle, und mit Geſchick und Entſchloſſenheit an. Aber eben dieſer ſtarke Verbrauch ließ hoffen, daß dieſe Hitze nicht lange dauern würde, denn die Mittel mußten ſich bald erſchöpfen. Wirklich ließ ſeine Heftigkeit nach einigen Stunden nach, und es gelang ſchon, höher zur Mauer hinauf zu kommen. Dennoch war es nicht möglich ſie zu erſteigen, und nach langer fruchtloſer Mühe war man genöthigt, den Sturm für diesmal aufzugeben, und eine kurze Zeit der Ruhe eintreten zu laſſen.

Wichart von Rochow frohlockte zwar, aber er ſah mit Schrecken, wie weit ſeine Vertheidigungsmittel bereits erſchöpft waren, und wie viel ſeiner Leute kampfunfähig geworden waren. Einen zweiten Sturm konnte er vielleicht noch abſchlagen, aber keinen dritten. Mit Sehnſucht ſchauete er in die Ferne nach Oſten; es ließ ſich nichts von einer Hülfe von Beuthen her erblicken. Schon vor einigen Tagen hatte er einen Knecht ausgeſandt, um Goswin von Brederlow von ſeiner Lage zu benach-

richtigen, aber er war nicht zurückgekehrt, und vielleicht von den Feinden aufgefangen, denn es war ſehr ſchwierig, ſich durchzuſchleichen, da jeder Winkel um das Schloß beſetzt war. Gerade jetzt wäre der rechte Zeitpunkt dagewesen, ihn aus ſeiner Bedrängniß zu erretten, wenn der Brederlow gekommen wäre, und die Feinde im Rücken angegriffen hätte. Noch war er ſtark genug, um einen kräftigen Ausfall wagen, und ſo jenen Angriff wirkſam unterſtützen zu können. Mißvergnügt ſtieg er von dem Thurme herab. Seine Hoffnungen erſchienen ihm nicht mehr in dem roſenfarbenen Glanze, in welchem er ſie noch vor einigen Tagen erſchaut hatte, und nahmen eine immer bleichere Farbe an. Brederlow konnte indeſſen immer noch erſcheinen, vielleicht war der Bote erſt auf ſeinem Rückwege aufgefangen worden, außerdem mußte Goswin ſchon durch das Gerücht erfahren haben, daß Golzow belagert ſei, und auch ohne Aufforderung, der Abrede gemäß, ihm zu Hülfe kommen.

Der Feind ordnete ſich zum zweiten Sturm, die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln wirbelten, und abermals ging er raſch über den Graben. Die Luntenflinten donnerten dazwiſchen, und über den Köpfen ſauſeten die Kugeln der Donnerbüchſen dahin, und ſplitterten, wo ſie trafen, die Steine weit umher. Von neuem wurden die Leitern beſtiegen, von neuem wälzten ſich den Kletterern Baumſtämme und Steinmaſſen entgegen, und zogen ſie hinab in die Tiefe. Gewaltſam ſtrengte man ſich auf beiden Seiten an, gewaltig arbeiteten die Kräfte gegen einander. So oft auch die Leitern ſich zu füllen ſchienen, ſie wurden immer wieder leer, oder auch umgeworfen. Es ſchien mitunter, als wenn ſich der Sieg für die Angreifer erklären wollte, aber im nächſten Augenblicke hatte ſich die Sache wieder anders geſtellt. Ein einziger Moment konnte das Geſchick vieler Hunderte entſcheiden, er war da, ſo wie Wachſamkeit und Thätigkeit nur eine Sekunde lang raſteten, aber er kam nicht, die Golzower wehrten ſich wie Verzweifelte, und fülleten jede entſtandene Lücke auf der Stelle aus.

Mit großem Verdruſſe ließ Herzog Rudolph zum zweitenmale nach mehrſtündiger vergebener Blutarbeit das Zeichen geben, ſich zurück zu ziehen. Zum zweitenmale ging man über den Graben bis jenſeits der Schußweite zurück, um ſich zu erholen und neue Kräfte zu ſammeln, denn es war darauf abgeſehen,

Digitized by Google

das Schloß zu nehmen, und Menſchen waren dazu, ungeachtet viele kampfunfähig gemacht waren, noch genug vorhanden.

Nicht ſo ſtand es mit Wichart von Rochow. Alle Kräfte waren aufgeboten, aber ſie waren auch erſchöpft. Beim dritten Sturme mußte das Schloß fallen, denn der Feind konnte ihn eben ſo kräftig unternehmen, wie die früheren, aber er ihm nicht mehr ſo begegnen. Wurde er gefangen, ſo war ſein Loos ein ſehr trübes. Sein Muth ſank zuſammen, und wurde, ſo groß er auch vorher geweſen war, zu wirklichem Kleinmuth. Vergebens ſtanden ſeine Leute da, und erwarteten Befehle. Er lief, die Hand vor dem Kopfe haltend, ſtumm wie ein Verzweifelter umher. Gewalt geht über Recht, ſchrie er, das Recht ſinkt, die Gewalt triumphirt! O ſchändlich, ſchändlich! Was helfen alle Anſtrengungen, was jahrelanger Fleiß! Die mächtige Feſte Golzow ſinkt unaufhaltſam, niemand mag ſie retten! Was knallen die da oben noch immer, es iſt ja doch alles vergebens! Ihr rettet mein Schloß nicht. Zum letztenmale haben heute von ſeinen Zinnen Rochows Banner in die Gegend geſchaut. — O ich möchte weinen, weinen wie ein Kind, daß auch ein edles Streben nicht vor dem Untergange ſchützt, und von der eiſernen erbarmungsloſen Gewalt fühllos in den Staub getreten wird. Das iſt das Leben, und ſeine Herrlichkeit!

Die Trommeln wirbelten wieder, die Trompeten ſchmetterten zum drittenmale. Sie riefen einen Entſchluß in Wicharts Seele wach, und er ſchrie: Halt! Ich will mit dem Feinde unterhandeln! Sofort wurde das Zeichen gegeben, und der Feind ließ ab von ſeinem dritten Sturme, den er ſo eben beginnen wollte. Er ging nicht zurück, aber es trat eine Waffenruhe ein, und die Unterhandlungen begannen.

Nachdem ſie längere Zeit gedauert, wurde endlich feſtgeſetzt, daß Wichart von Rochow das Schloß unter der Bedingung übergab, daß die Seinigen freien Abzug erhalten ſollten, und all ihr Eigenthum mitnehmen könnten. Er übergab ſich perſönlich der Gnade des Burggrafen, wenn auch zunächſt dem Herzoge Rudolph, als deſſen Stellvertreter. Auch ſein Eigenthum, in ſofern es in der Burg befindlich, wurde ihm zugeſichert. Nachdem dies feſtgeſetzt worden, fielen die Zugbrücken des Schloſſes, die Beſatzung zog ab, und die Belagerer hielten ihren Einmarſch. Wichart wurde mit ſeiner Frau nach Berlin gebracht, damit Fried-

Digitized by Google

rich über ihn entſcheide. Er kam dabei weit beſſer weg, als er vermuthet hatte, denn Friedrich hatte dem ſchönen Manne von jeher eine Art Wohlwollen bewahrt, und ihn mehr für einen Verführten als Verführer gehalten. Dieſen Geſinnungen gemäß gab er ihm den Befehl, ſich auf ſein Schloß Potsdam zu begeben, das er noch im Pfandbeſitz hatte, und auf Treue und Glauben zu verſprechen, däſſelbe nicht zu verlaſſen, als bis er von Friedrich dazu die Erlaubniß erhalten, und die Entſcheidung ſeines Schickſals vernehmen würde [1]). Mit betrübtem Herzen gab er dies Verſprechen, und ging dahin ab.

Während dies geſchah war bereits ein anderes Ereigniß eingetreten, das für den Gang der Angelegenheit von nicht minderer Wichtigkeit war. Die Stadt Rathenow hatte mit großer Beſorgniß ſich das Ungewitter zuſammenziehen ſehen, und konnte einer harten Belagerung gewiß ſein. Daß ſie dabei erobert, und dann allen damit verbundenen Schreckniſſen Preis gegeben ſein würde, war nicht zu bezweifeln, und alle dieſe Opfer ſollte ſie einem Herren bringen, der in die Acht gethan, doch niemals wieder ihr Herr werden würde, und mit dem ſie ſchon ſeit länger in einen ſehr verdrüßlichen Streit verwickelt war. — In dieſer Noth wandte ſich der Rath an den Rath der beiden Städte Brandenburg, und bat, ihm zu ſagen, was ihm gut däuchte daß ſie thun ſollten, um ihre Stadt vor Unglück zu bewahren, und doch die Treue gegen ihren Herrn nicht zu verletzen.

Der Bürgermeiſter der Neuſtadt Brandenburg, Johann Borgsdorf, entſchloß ſich darauf, mit den Rathenowſchen Abgeordneten nach Berlin zu reiſen, um mit dem Burggrafen ſelber zu verhandeln, da auch in Bezug auf Brandenburg Mehreres zu beſprechen war. Allein es war gefährlich, am Tage ſich auf den Weg zu machen, weil man nicht wußte, ob man nicht Quitzowſchem Kriegsvolke in die Hände fallen konnte. Darum entſchloſſen ſich die Rathmänner, in der Nacht abzugehen, und machten ſich Abends am 7ten Februar mit einander auf, deſſelben Tages, als die Magdeburger vor Plaue erſchienen waren, und das Schloß umſtellt hatten, wovon ſie die Nachricht mit nach Berlin brachten [2]). Sie kamen ohne Fährlichkeiten in die-

---

1) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a. Angelus Ann. march. p. 193.
2) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a. §. 12.

ſer Stadt Morgens früh am 8ten Februar an, und erfuhren, daß Friedrich geſtern Abend von Frieſack zurückgekehrt ſei, wohin er ſeine Truppen geführt, und wo er die nöthigen Anordnungen getroffen hatte.

Die Rathmänner verfügten ſich zu ihm, und wurden vorgelaſſen. Rathenows Abgeordnete trugen ihm ihr Anliegen vor, und ſagten, daß ſie ihm gern huldigen, und die Thore der Stadt öffnen möchten, daß ſie indeſſen auch nicht als Untreue ihren bisherigen Herrn verrathen, und ſeine Intereſſen gefährden möchten. Sie wünſchten daher, es möchte ihm belieben, ihnen die Verſicherung zu geben, daß er dem Dietrich von Quitzow das Pfand, welches auf Rathenow ſtände, unverkürzt auszahlen wolle, ſobald der Krieg zu Ende ſei, dann wollten ſie ihm ſogleich die Thore öffnen, dafern er ſelber käme, oder einen ſeiner Getreuen zu ihnen ſenden wolle.

Friedrich war über dieſen Antrag hoch erfreut, und lobte den Rath deswegen, allein das Geſuch einer Verſchreibung der Pfandſumme ſchlug er ihnen ab, da Dietrich dieſelbe durch ſeine Widerſetzlichkeit verwirkt hätte. Darüber wurde lange verhandelt, bis ſich Friedrich endlich entſchloß ihnen folgendes Schreiben auszuſtellen: Wir Friedrich von Gottes Gnaden, Burggraf zu Nürnberg und oberſter Verweſer der Mark bekennen öffentlich mit dieſem Briefe. Als der hochgeborne Fürſt ſeligen Gedächtniſſes, Marggraf Jobſt, dem Dietrich von Quitzow Geld auf Rathenow verſchrieben hat, nach Laut und Ausweiſung der Briefe, die von beiden Seiten darüber gegeben ſind, ſo reden und geloben wir den Rathmannen, Bürgern und Gemeinen der Stadt Rathenow kraft dieſes Briefes, daß, wenn wir unſere jetzige Reiſe und Zug auf die von Quitzow vollzogen haben, wir ihnen thun wollen, was wir nach Erkenntniß der Herren Mannen und Städte der Mark zu Brandenburg ihnen von Rechtswegen pflichtig ſein werden, zu thun, und wollen auch die von Rathenow darum vernehmen. Zu Urkund iſt unſer Inſiegel an dieſen Brief gehangen, der gegeben iſt zum Berlin am Montage S. Agathen-Tage nach Chr. Geb. 1414 [1]).

Dies Schreiben enthielt eigentlich gar keine Verpflichtung, ſondern ſagte nicht mehr, als was Friedrich auch ohne daſſelbe

[1]) Gerken Cod. diplom. Brand. T. V. p. 355.

gethan haben würde, denn ſelbſt das Verſprechen, auch die von Rathenow deshalb zu fragen, verſtand ſich von ſelbſt, wenn Herren Mannen und Städte der Mark gefragt wurden. Er hatte damit keine Verbindlichkeiten übernommen, als die, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen, was ohnehin ſeine Abſicht war. Dennoch genügte es den Rathmannen von Rathenow, und ſie verſprachen, ihm die Thore zu öffnen und die Stadt ſeinem von ihm dorthin geſandten Hauptmann zu übergeben. Friedrich ernannte dazu den Bertram von Bredow, den Bruder des verſtorbenen Biſchofs, der ſich noch an demſelben Tage mit den Rathmannen und einer Anzahl Kriegsvolk nach Rathenow aufmachte.

Johann von Borgsdorf unterhandelte ebenfalls mit Friedrich wegen Brandenburg, und verſprach Namens des Raths der beiden Städte, die Thore zu öffnen, ſobald ein Hauptmann mit Kriegsvolk vor der Stadt ankommen würde [1]). Auch in Bezug auf dieſe Angelegenheit ordnete Friedrich das Erforderliche an, und Johann Borgsdorf reiſete zurück.

Bertram von Bredow kam am 9ten Februar vor Rathenow an. Er zog mit ſeinen Leuten im Stillen durch das Steinthor, und die Stadt war beſetzt, ehe die ſchwache Quitzowſche Beſatzung viel davon gemerkt hatte. Sie wurde ohne Blutvergießen verjagt, da die Stadt ihre Gefangennehmung nicht gewünſcht hatte. Noch denſelben Tag huldigte Rathenow dem Burggrafen, und konnte nun ruhig der Zukunft entgegen ſehen. Auch Brandenburg wurde ohne Mühe beſetzt, da Rochows Leute nach dem Falle von Golzow die Stadt freiwillig verließen, und dies Schloß ſich an demſelben Tage ergeben hatte, an welchem die beiden Städte beſetzt wurden. Jetzt ſtellete Brandenburg auch ſeine Mannſchaften zu dem burggräflichen Heere vor Frieſack, wobei auch einige kleinere Büchſen oder Kanonen waren.

Wir kehren in der Zeit zurück zum 6ten Februar, und verſetzen uns im Geiſte nach dem Schloſſe Frieſack, wo Dietrich mit aller Macht an der Verſtärkung der Mauern arbeiten ließ. Es war Mittag, und Dietrich ging ſchweigend und ſinnend im Zimmer auf und nieder. Sein Sohn Cuno ſtand am Fenſter, und ſchauete nach Süden, wo in geringer Entfernung von dem Schloſſe und Städtchen eine Hügelkette, welche mehrere Wind-

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 46.

mühlen trug, die Ausſicht ſchloß. Der größte Theil des offenen Städtchens lag auf der Nordſeite des Schloſſes, nach Süden hin lagen nur einige ſchlechte Hütten.

Der Wind wechſelte ſtoßweiſe in ſeiner Stärke, und drehete die Flügel der Mühlen bald langſamer bald ſchneller, als beſönnen ſich die Mühlen zuweilen und erwachten dann plötzlich aus ihrer Träumerei. Cuno dachte ſich etwas Aehnliches, als er ſie ſo aufmerkſam beobachtete. Plötzlich rief er: Vater, ſieh einmal, dort auf dem Berge zeigt ſich Reiterei. — Dietrich eilte zum Fenſter, öffnete daſſelbe, und bemerkte, daß immer mehr und mehr Reiter erſchienen, und kaum waren fünf Minuten vergangen, ſo ſah man auch am Fuße der Hügelkette von Vietnitz her große Haufen Fußvolks einher ziehen.

Das ſcheint uns zu gelten, ſprach Dietrich. Ei freilich. Dort oben neben der braunen Windmühle ſteht das burggräfliche Banner. Dort rechts davon auf dem anderen Hügel ſteht ein Banner, das vom Winde heftig hin und her gewehet wird, ich kann es noch nicht erkennen.

Indem kam Eliſabeth haſtig ins Zimmer, und rief: Haſt du ſchon bemerkt, was ſich dort auf den Bergen regt?

Dietrich. Ja wohl. Wir ſind eben damit beſchäftigt. Erkennſt du vielleicht das Banner dort?

Eliſabeth. Es iſt das der Grafen von Lindow.

Dietrich. Meiner Vettern? — Alſo auch dieſe! — Zwar ich konnte es vermuthen. — Einſt knüpfte ſich der Ruhm meiner Thaten an dieſes Banner. Ach wie lange muß es her ſein, daß es ſich jetzt gegen mich wenden kann. Siehe, da zieht Fußvolk heran, mit Reiterei wechſelnd. Wie, ſehe ich recht? Hans von Bieberſteins Banner? Auch er wider mich? — Das hätte ich nicht geglaubt. Er hat dem Burggrafen eine zahlreiche Mannſchaft zugeführt.

Eliſabeth. Dort auf den Hügeln links iſt alles belebt, es wehen Fähnlein von vielen Farben. Aber ihre Wappen ſind nicht zu erkennen.

Dietrich. Es werden die Mannſchaften der märkiſchen Städte ſein, und der Mannen des Landes. Aber ſieh, dort kommt eine ſtarke Schaar gezogen, geführt von einem in glänzendes Stahl gekleideten Ritter. Wer mag es ſein? Das Banner iſt mir unbekannt. Sieh, welch eine Menge von Lanzknechten!

Eliſabeth. Ich kenne das Banner nicht. Er hat eine anſehnliche Zahl Fähnlein. Der Führer muß ein Mann von Bedeutung ſein.

Es war der Ritter Otto Pflug, den Dietrich bis dahin noch nicht geſehen hatte, und der ihm darum unbekannt war. Aber immer zahlreicher wogten die Haufen aus den Hügeln hervor, begleitet von einer großen Menge Rüſtwagen. Sie zogen ſich von den Hügeln in weitem Umkreiſe um das Schloß zu beiden Seiten herum, bis ſie jenſeits des Städtchens ſich vereinigten, und ringsum das Schloß umlegt war. Das Städtchen wurde ſogleich beſetzt, und ſtark bequartirt. In der Entfernung eines Bogenſchuſſes und etwas darüber erhob ſich aus dem lebhaften Gewühle ein Zelt nach dem anderen, beſonders aber auf den Hügeln zwiſchen den Windmühlen, wo der Befehlshaber des Heeres, wie ſich aus der Größe der Zelte und dem Hauptbanner ſchließen ließ, ſeinen Standpunkt genommen hatte. Dietrich zweifelte nicht, daß es der Burggraf ſelber ſei, und für heute hatte er Recht. Da aber Friedrich am anderen Tage ſchon wieder abreiſete, ſo übertrug er den Oberbefehl dem Grafen Ulrich von Lindow.

Bald ſtand die Stadt von Leinwand da, bunt geſchmückt mit den lebhaft gefärbten Bannern und Fähnlein der Herren, Mannen und Städte, denen ſie zugehörten, und durch ihr wogendes flatterndes Spiel im Winde die lebendige Beweglichkeit, die unter ihnen herrſchte, noch verſtärkend. Allein noch während dieſer Arbeit ſenkte ſich die Nacht hernieder, und ringsum flammten die Wachtfeuer empor, einen nicht minder ſchönen Anblick darbietend. Von keinem Standpunkte ließ er ſich ſo gut überſehen, als vom Schloſſe aus.

Eliſabeth ſtand mit Dietrich auf der Zinne des Thurms, und überſchauete das großartige Bild trotz der Dunkelheit. Beide hatten lange ſchweigend dem Wechſelſpiele ihrer Empfindungen gelauſcht, auf welchem ſich die Gedanken ſchaukelten wie Mondesglanz auf den Wogen des Sees. Endlich brach Eliſabeth das Schweigen. Iſt es doch, ſprach ſie, als hätte irgend ein bösartiger Zauberer ein hundertköpfiges Ungeheuer abgeſandt uns zu verſchlingen, und dieſes recke jetzt ſeine vielen Köpfe mit den Hunderten funkelnder feuriger Augen gegen uns. Ach die Nacht verhindert nur ſeine vielen ſchrecklichen Zähne zu ſehen. Dietrich,

Dietrich. Sie werden näher kommen, immer näher und näher, bis ſie uns ganz dicht auf den Leib rücken, kein Entrinnen und keine Rettung mehr möglich iſt. O gebe Gott, daß ſie uns nicht verſchlingen! —

Dietrich ſchwieg finſter, in Gedanken verloren. —

Eliſabeth. Ach erinnerſt du dich wohl noch der Johannisnacht am Teupitzer See? — Dort brannten auch ringsum Feuer, aber nicht ſo viele als jetzt, und aus dem Roſenbuſche leuchteten unzählige glänzende Punkte wie ferne Sterne. Der Roſenbuſch träumt vom Himmel, ſprachſt du. Ach er träumte vom Himmel meiner Liebe und den Sternen meiner Liebesfreude, die an ihm empor zogen. Gott, mein Gott! Sollen ſie ſchon untergehen? — Dieſe Lichtpunkte träumen von keinem Himmel, von keiner Liebe, keiner Freude. Sie ſind Saamenkörner des flammenden Entſetzens, aus ihnen entwickelt ſich die Lohe, welche unſeres Lebens Glück zu Aſche brennt, und alles was uns beſeeligte, zu Rauch verflüchtigt. Ach Dietrich, ich ahne Böſes! Gieb Acht, dieſer ſchreckliche Krieg endigt nicht gut.

Dietrich. Träumerin! Noch iſt wenig verloren, was nicht wieder gewonnen werden könnte. Warum denn den Muth verlieren? Noch ſitzen wir hinter ſchützenden Mauern, und die Zähne jener Köpfe müſſen ſich an ihnen erſt abſtumpfen, ehe ſie ſich uns zu nahen wagen dürfen.

Eliſabeth. Es ſind ihrer gar viele.

Dietrich. Was ſchadet es? Unſere Freunde werden uns Hülfe ſchicken. Zwar, von Plaue wird ſchwerlich Hülfe kommen. Ich habe unter allen hier Verſammelten kein magdeburgiſches Banner geſehen. Wahrſcheinlich ſtehen dieſe vor Plaue mit den übrigen Helfern des Burggrafen. Noch befindet ſich in Rathenow eine Anzahl Kriegsvolk, und Beuthen wie Golzow werden uns nicht im Stiche laſſen, wenn auch ein oder das andere Schloß nach Plaue Hülfe ſenden muß. Außerdem müſſen in dieſen Tagen die Pommern an der Grenze erſcheinen, und dann, denke ich, wird das Heer hier vor dem Schloſſe wohl zuſammen ſchmelzen. Der größte Theil wird abziehen, und hat ſich uns doch gezeigt, und Schloß Frieſack von Außen angeſehen. Die Freude können wir ihnen gönnen.

Eliſabeth. Gebe Gott, daß du wahr ſprichſt. Ich will mich bemühen, mit dir ſtark zu ſein, und mit dir zu hoffen.

Der Mittwoch, der 7. Februar, änderte wenig in der Lage der Dinge. Das Lager wurde vollſtändiger eingerichtet, als es geſtern möglich geweſen war, und die Wagenburg dahinter geordnet und aufgeſtellt. Im Schloſſe Frieſack wurde mit großer Thätigkeit gearbeitet, um alle Schutzmittel möglichſt zu verſtärken, und die Vertheidigung kräftig zu machen. Unter dem Heergeräthe in der Wagenburg glaubte Dietrich auch mehrere Bliden und Mauerbrecher zu entdecken, was er nicht ohne Beſorgniß ſah, da die Wirkung dieſer Maſchinen durchgängig und nicht mit Unrecht gefürchtet wurde. Auf dem Windmühlenberge ſchien der Feind eine Schanze aufzuwerfen, wenigſtens wurde viel gegraben, und es zeigten ſich einige Schanzkörbe. Deutlich war nichts zu erkennen, obgleich es nahe genug war.

Siebenzehntes Kapitel.

Es kam der Donnerſtag heran. Man konnte jetzt in jedem Momente einer Unternehmung des Feindes entgegenſehen, und Dietrich war deſſen gewärtig. Auch heute noch wurde auf dem Windmühlenberge gearbeitet. Es waren viele Menſchen dort thätig. Aber der Mittag kam heran, und noch hatte der Feind nichts gegen das Schloß unternommen.

Dietrich war auf dem Schloßhofe geweſen, und hatte hier Anordnungen getroffen. Er ſtieg die Treppen hinan, und trat in das Zimmer, in welchem Eliſabeth ſich mit den Kindern befand. Wird mir doch nach gerade die Zeit lang, ſprach er, und ich ſehne mich danach, daß etwas geſchieht. Von der anderen Seite kann mir nichts Gelegeneres kommen, als dieſes Zögern des Feindes, denn um ſo ſicherer rückt der pommerſche Entſatz heran, ehe das Schloß zerſtört iſt. Aber unthätig ſein, wenn man ein drohendes Uebel nur durch Thätigkeit abwenden kann, iſt ein höchſt unangenehmer Zuſtand.

Eliſabeth. Daß die Pommern von ihrer Hülfe noch gar nichts merken laſſen, fängt mich an zu ängſtigen. Noch hat ſich von unſeren Feinden nichts entfernt. Gott, wenn jene ausblieben, das wäre ſchrecklich!

Dietrich. Das werden ſie nicht, ich habe ihr Verſprechen, und ſie denken über den Burggrafen und unſere Angelegenheiten wie ich. Haſt du ſo wenig Vertrauen zu unſeren Freunden?

Eliſabeth. Ich kann mich der Zweifel nicht erwehren, und bange Ahnung foltert mein Herz. Ach Dietrich, lieber Herr, wären wir doch heraus aus dieſem Schloſſe, das wie die verwünſchten Schlöſſer in den Mährchen von Rieſen und Drachen umgeben iſt. Ach, daß es keine Zauberformel giebt, ſie zu bannen oder unſchädlich zu machen!

Cuno. Hätte ich nur ein bezaubertes Schwerdt, ich ſprengte unter ſie, und ſchlüge alles nieder, was uns im Wege ſtände.

Ach, das müßte recht hübſch ſein, wenn ſie ſo mit einem male alle da lägen, und ſich nicht rühren könnten.

Eliſabeth. Guter Knabe, das ſind vergebene Wünſche. — Auch dieſe böſen Tage wollen durchlebt ſein, und Gott wird uns ja Kraft geben. Zuletzt geht der böſe wie der gute Tag vorüber, und von beiden bleibt endlich keine Spur. — Ach Dietrich, wie reizend waren die Tage in Schloß Teupitz und an ſeinem ſchönen See, wie ſchreckhaft iſt das Jetzt gegen jenes Einſt! O damals war mirs, als ſchmückten Engel die blühende Welt, jetzt iſt es, als wollten Teufel ſie vernichten.

Dietrich. Gutes Weib, ängſtige dich nicht ohne Noth. Komm in meine Arme, ſie ſchützen dich, in ihnen biſt du ſicher.

Er ſchloß ſie innig an ſeine Bruſt, ihr Auge war feucht. Plötzlich erbebten die Mauern des Schloſſes von einem furchtbaren Knall, alle Fenſter zitterten und klirrten, Eliſabeth hielt unwillkürlich beide Hände vor die Ohren und ſchrie entſetzt auf, Dietrich war blaß geworden. Das Zimmer lag voll umher geworfener Steine und Kalk, über dem Fenſter war eine große Oeffnung, und gegenüber in der Mauer eine zweite.

Iſt die Hölle wach geworden? ſchrie Dietrich, und lief nach dem Fenſter. Ueber dem Windmühlenberge erhob ſich eine große dichte Rauchwolke, die noch nicht deutlich erkennen ließ, was vorgefallen war. Aber in demſelben Augenblick ſtürzte heftig, doch mit weit ſchwächerem Knalle eine zweite Rauchmaſſe den Berg hinunter, und der heftige Schlag gegen das Mauerwerk des Schloſſes verrieth, daß eine Kugel getroffen habe, aber nicht durchgeſchlagen ſei. Bald folgte ihr eine zweite, und ſo fort.

Was für ein Ungeheuer von Donnerbüchſe müſſen die dort auf dem Windmühlenberge aufgeſtellt haben, ſagte Dietrich, daß ſie im Stande iſt, ein ſolches Loch durch beide Mauern zu ſchlagen! Das iſt ein Unglück, woran ich nicht gedacht habe. Wohl haſt du Recht, gutes Weib, Ungeheuer und feuerſpeiende Drachen rücken heran gegen unſer gutes Schloß, und öffnen ihren Rachen, uns zu verſchlingen. Aber hier in dieſem Zimmer könnt ihr nicht bleiben. Es iſt den Kugeln ausgeſetzt. Verlaßt es ſchnell, jetzt findet ihr nur in den Kellern Sicherheit. Richtet euch dort ein, und laßt hinabtragen, was gebraucht wird. Ich muß hinaus, um auch unſere Büchſen in Bewegung zu ſetzen.

Er lief raſch die Treppe hinunter, und ließ die vier freilich

weit kleineren Büchſen, welche er beſaß, in diejenigen Thürme bringen, wo ſie am beſten gegen den Windmühlenberg benutzt werden konnten. Jetzt wurde geladen, und nun donnerten auch ſie ihrerſeits ihre grimmig verletzenden Beleidigungen heraus. Man ſah es an der Bewegung auf dem Berge, daß ſie nicht gleichgültig aufgenommen wurden, denn man traf eine Menge ſchützender Vorkehrungen, und die feindlichen Kugeln ſuchten nun die Thürme, aus denen gefeuert wurde. Dieſe waren jedoch ſehr feſt gebaut, und konnten allenfalls einen Stoß aushalten. Die kleineren Kugeln prallten unſchädlich ab, nur die der großen Büchſe ſchlugen tiefe weit ausgeſplitterte Löcher ein, und hätten ſehr bedenklich ſein müſſen, wenn nicht gar manche vorbei gegangen wäre, ohne zu treffen. Außerdem kamen ihre Kugeln nicht häufig.

So verging der 8te Februar, an welchem ſich Hundeluſt ergab, wovon Dietrich nichts ahnete. Der Freitag brach an, unfreundlich und trübe mit Schneegeſtöber, das vom Winde gejagt wurde. Dietrich ſtieg auf einen Thurm, um in die Ferne zu ſchauen, ob nichts von ſeinen Freunden zu ſehen ſei. Aber die Ausſicht war durch das Schneegeſtöber ſehr begrenzt, nur auf wenige hundert Schritte rings um reichte ſie, weiterhin war nichts zu ſehen. Er ſtand da, als ob er mit ſeinem Schloſſe abgeſchnitten wäre von der ganzen übrigen Welt. Neben ihm flatterte ſein Banner im Winde, an welchem er ſich hielt.

Es iſt doch grauſenhaft, allein zu ſtehen, murmelte er vor ſich, und ſuchte den Rückweg. Da donnerte wieder die ſchreckliche Büchſe, und die Kugel traf den Thurm, in welchem er hinabſtieg, daß er in ſeinen Grundfeſten erbebte. Kaum war Dietrich auf dem Hofe angelangt, ſo ſauſete aus der Luft ein großer ſchwerer Stein daher, und fiel nicht weit von ihm mit großer Gewalt zur Erde. Gleich darauf folgte eine ganze Ladung kleinerer Steine, welche auseinander fahrend ſich weit umher verbreiteten. Die Bliden waren in Thätigkeit und machten den Aufenthalt auf dem Hofe ſehr gefährlich. Alles was da konnte, ſuchte Schutz unter den Dächern.

Unterdeſſen donnerte das Geſchütz von beiden Seiten fort, aber die Kugeln der großen Büchſe waren nicht mehr gegen die Thürme und Häuſer gerichtet, ſondern gegen die das Ganze umfaſſende Mauer. Dietrich überzeugte ſich ſelber davon, indem er

Digitized by Google

den Thorthurm beſtieg. Aus deſſen Fenſter konnte er deutlich die Richtung der Kugeln beobachten. Der Feind ſchoß beſtändig gegen eine und dieſelbe Stelle der Mauer, und wenn auch die Kugeln der kleineren Büchſen nicht gegen die Mauern gerichtet wurden, ſo waren dagegen die der großen Büchſe ſehr Beſorgniß erregend. Konnte man ſie nicht zum Schweigen bringen, ſo mußte die Mauer fallen. Dietrich ließ deshalb ſein Geſchütz ſämmtlich gegen die große Büchſe richten, um zu verſuchen, ob es möglich ſei, ihre regelmäßige Bedienung zu erſchweren. Doch erreichte er damit nur wenig, denn ſie fuhr fort zu feuern.

Auch die Blidenwürfe dauerten fort. Gegen Mittag warf der Feind ein brennendes Theerfaß in das Schloß. Es fiel gerade auf das Strohdach einer Scheune, und raſch flammte dies empor. Man eilte zum Löſchen herbei. Der Feind, der wohl bemerkte, was vorging, benutzte den Moment, und ſchleuderte einen Steinkorb nach dem andern hinein, die in der Luft ſich umkehrten, und ihren Inhalt auf die Löſchenden herabſchütteten. Es gab viele Verwundungen; wenn ſie auch meiſt nicht ſehr gefährlich waren, da der Körper größtentheils durch Eiſen geſchützt war, ſo machten ſie doch für den Augenblick zur Arbeit unfähig. Die Scheune brannte herunter, aber es war doch gelungen, einer weiteren Verbreitung des Feuers zu wehren.

Nachmittag näherte ſich von Außen ein Trompeter mit weißer Fahne, und begehrte ein Schreiben, an Dietrich von Quitzow gerichtet, abzugeben. Der Thorwärter ließ die Zugbrücke ſo weit hernieder, daß es überreicht werden konnte, der Trompeter ritt zurück, und die Zugbrücke wurde wieder aufgezogen. Dietrich öffnete erwartungsvoll das Papier, und empfing in demſelben durch den Grafen von Lindow die Nachricht, daß die Hundeluft genommen, und Rathenow wie Brandenburg von dem Kriegsvolke des Burggrafen heute beſetzt worden wären.

Dietrich ſtarrete das Papier verſtört an. Das ſoll ich glauben? rief er. Nimmermehr. So ſchnell geht die Sache nicht. — Und dennoch, Graf Ulrich verbürgt ſich mit ſeinem Worte für die Wahrheit der Nachricht. Sollte es dennoch geſchehen ſein? — Auch Rathenow, das feſte Rathenow verloren? Es iſt nicht zu glauben. Worauf ſoll man vertrauen, wenn auch darauf nicht mehr zu bauen iſt?

Er ging zu Eliſabeth, um ihr die empfangenen Nachrichten

mitzutheilen. Sie hörte ſie traurig und ſchweigend an. Ich weiß nicht, was ich glauben ſoll, ſprach er. Unbedenklich würde ich ſie für falſch halten, wenn ich nicht wüßte, daß Graf Ulrich ſtreng die Wahrheit liebt. Da er es mir meldet, kann ich ſie nicht bezweifeln. Wer aber kann ein ſolches Unglück für möglich halten? — Von Rathenow kann uns nunmehr keine Hülfe kommen. Was mögen ſie nur mit meinen Leuten gemacht haben? Auch die Pommern zögern unerwartet lange. Es iſt nichts mit der Hoffnung auf Menſchen, ſie trügt immer. Auf ſich ſelber muß der Mann vertrauen, auf ſich und die eigene Kraft. Findet er da keine Hülfe, dann wehe ihm!

Dietrich ſtieg wieder heraus aus dem Keller. Faſt der ganze Nachmittag ging mit dem Löſchen des Feuers darauf, das durch die Blidenwürfe ſehr erſchwert wurde. Einige andere Feuerſtücke, welche mit den Bliden herein geworfen wurden, fielen ſo, daß ſie ohne Schaden gelöſcht werden konnten. So ſenkte ſich die Nacht herab, aber das Schießen hörte noch nicht auf. Weithin fuhr der Schein des aufblitzenden Pulvers durch die Nacht, und jeder Schuß war in dem feurigen Zucken der Wolken des bedeckten Himmels auf große Ferne zu ſehen. Erſt ziemlich ſpät ſtellte man das Feuern ein, und gönnte den armen geängſtigten Schloßbewohnern Ruhe, die ſich unter dem Schutze ihrer Wachen dem Schlafe überließen.

Am andern Morgen, am Sonnabend den 10ten Februar, dem Tage S. Scholaſtica begann das Schießen ſchon früh, und wiederum ſchlugen die Kugeln gegen die Mauer an denſelben Stellen, auf welche ſie ſchon geſtern gerichtet geweſen waren. Große Maſſen Schutt waren bereits davor aufgehäuft, und lange konnte ſie nicht mehr widerhalten. Hätten die Kugeln nicht ſo oft ihr Ziel verfehlt, wäre nicht manche zu hoch gegangen, ſchon längſt wäre die Mauer durchbrochen geweſen. Mit Beſorgniß betrachtete darum Jeder die Stelle, gegen welche die Kugeln ſo ſchmetternd ſchlugen.

Die Bliden warfen auch heute wieder Steine und Feuerkörper auf den Schloßhof. Einer der letzteren zündete einen Stall an; doch wurde man des Feuers bald mächtig, und löſchte es, ohne daß es großen Schaden gethan hatte. Unangenehmer noch war es, daß man todte Thiere in den Hof warf, die in Verweſung übergegangen, einen peſtilenzialiſchen Geſtank verbrei-

Digitized by Google

teten. Auch Fäſſer mit Unrath wurden hineingeworfen, und machten den reinlichen Hof an vielen Stellen zur Kloake.

Gegen Mittag brachte ein Trompeter abermals ein Schreiben auf die ſchon beſchriebene Art, welches die Anzeige enthielt, daß Golzow genommen ſei, und Wichart von Rochow ſich der Gnade des Burggrafen ergeben habe.

Das iſt entſetzlich, rief Dietrich. Ich kann dieſe Nachrichten nicht glauben. Man hätte alſo Golzow zugleich belagert? Und Plaue nicht? — Es iſt unmöglich! Es kann nicht ſein. Und dennoch meldet es wieder Graf Ulrich, mein ehemaliger Freund und Waffenbruder! Wie hätte man denn das gemacht? Kann dieſer Burggraf zaubern? Läuft ihm das Kriegsvolk aus der Taſche? — Und Wichart, der kecke, kriegsluſtige, tapfere Wichart hätte ſich ſchon mit ſeinem ſchönen Schloſſe ergeben müſſen? Brederlow wäre ihm von Beuthen nicht zu Hülfe gekommen? Nein, nein! das iſt nicht zu glauben, das iſt eine Nachricht, die uns muthlos machen ſoll, aber ſie iſt nicht wahrſcheinlich genug erſonnen, ſie verfehlt ihren Zweck. Was gilts, ſie kommen uns morgen mit der Nachricht, Plaue habe ſich auch ergeben. — Noch laſſen wir uns nicht bange machen. Fort mit dieſer Lüge, die eines Ehrenmannes unwürdig iſt, ins Feuer mit ihr!

Er warf das Papier in den Kamin. Ha wie ſich die Nachricht in Dunſt und Rauch auflöſet, rief er. Nichts als Dunſt und Rauch! — Aber wenn ſie doch mehr wäre, wenn Wahrheit dahinter — — Nichts! — Es kann nicht ſein, es ſoll nicht ſein, ſchrie er mit ſtarker Stimme, daß Dietrich, ſein älterer Sohn, haſtig ins Zimmer geſprungen kam, um zu ſehen, mit wem ſein Vater ſo heftig ſpräche.

Dietrich meldete, daß eine ihrer Büchſen zerſprungen ſei, und ferner nicht mehr feuern könne. Sein Vater nahm die Nachricht gleichgültiger auf, als er geglaubt hatte. Sie war in ſeiner Lage keinesweges unbedeutend. Der junge Dietrich entfernte ſich kopfſchüttelnd, Dietrich blieb ſinnend und brütend allein zurück.

Sollte es ihm dennoch gelingen, ſprach er, ſollte er wirklich ſiegen? Hat ſich der Himmel gegen uns verſchworen, und uns dem Untergange geweiht? War es denn etwas ſo Gräßliches, die Hand nach einer Fürſtenkrone auszuſtrecken, die neu geſchaffen werden ſollte? Muß man dazu geboren ſein? Seltſame Fragen,

die alle mit Nein beantwortet ſind, wenn uns das Glück wohl will, alle mit Ja, wenn es uns verwirft. Und warum verwirft es uns? Was fehlte uns dazu? Paßte unſer Kopf zu keinem Fürſtenhute, waren unſere Schultern zu ſchwach, den Fürſtenmantel zu tragen? Wie kam es denn, daß die Herzoge Rudolph und Albrecht von Sachſen, die Herzoge Ulrich und Johann von Meklenburg, der Herzog Swantibor von Pommern und wohl mancher andere Fürſt vor mir gezittert haben? Habe ich denn dieſen Markgrafen Jobſt nicht gekannt, und ſein ganzes nichts bedeutendes Weſen? — Und was ihr ſchwacher Kopf, ihre ſchwachen Schultern tragen konnten, wäre für die meinigen zu ſchwer geweſen? — Mit der Hälfte unſerer Eigenſchaften und unſeres Ruhmes wäre mancher Fürſt gar wohl geziert geweſen. Und dennoch — dennoch iſt es nichts! — O warum wurde ich nicht als Fürſt geboren, wenn doch in meine Bruſt die Eigenſchaften eines Fürſten gepflanzt wurden, warum entwickelte ſich in mir der hohe Begriff von Ehre, Freiheit, Unabhängigkeit und angeſtammtem Recht, wenn das Schickſal mich zur Rolle eines Fürſtenknechtes beſtimmt hatte, und dazu geboren werden ließ? Iſt es denn nicht verdienſtlicher und rühmlicher, ſich den Fürſtenhut zu erwerben, als ihn zu erben? — Armer Schwätzer! Deinem Verſtande ſcheint es ſo, und dennoch ſpricht das Schickſal Nein! Aber ich will es wenden, dies blinde verſtandloſe Schickſal, ich kann ihm weichen müſſen, und dennoch werde ich mich ihm nicht beugen. Ich will Niemandem unterthan ſein, Niemandem, auch dem Schickſal nicht; der freie Mann muß es beherrſchen, ſonſt iſt er ein Sklave und trüge er Kronen. Noch kann ich gebieten, noch kann ich handeln. — Hinaus auf den Tummelplatz des Handelns, hinaus, dort iſt meine Stelle! —

Er ſtürzte hinauf, und auf den Hof. An der Mauer beſtieg er einen der Thürme, aus welchem gefeuert wurde, und ſchauete hinüber in das feindliche Lager. Er ſtand frei, denn die Zinne war unbedeckt. Da bemerkte er, daß die feindlichen Büchſenſchützen auf ihn anlegten, es blitzte auf, und nahe an ſeinem Ohre pfiff die Kugel dahin. Später als ſie gelangte der Knall zu ſeinem Ohre. Unmittelbar darauf blitzte das Pulver an mehreren Stellen auf, und die Kugeln heulten an ihm vorüber. Er hielt es mit Recht für überflüſſig, ſich dieſem Feuer

Digitized by Google

bloſs zu ſtellen, doch bemerkte er, daſs der Feind ſich der Burg um ein Ziemliches genähert hatte.

Der Nachmittag verging, und die Dämmerung fing an die Gegenſtände zu verſchleiern, um ſo mehr, als ſich zugleich ein ſtarker Nebel einſtellte. Dietrich war in den Pferdeſtällen und unterſuchte, wie es mit den Thieren ſtand. Da trat der alte Wachtmeiſter an ihn heran, und ſprach: Herr, ich melde mit gebührendem Reſpekt, daſs es mit der Mauer miſslich ausſieht. Am beſten wärs, es beliebte euch ſelber, ſie einmal anzuſehen.

Sogleich, ſprach Dietrich, ordnete noch Einiges an, und ging dann mit dem Wachtmeiſter.

Kaum hatte Dietrich die Stelle erreicht, wo die Kugeln gegen die Mauer geſchlagen hatten, als er erblaſste, und unwillkürlich ſtill ſtand. Eine Strecke von mehr als zwanzig Fuſs Länge der Mauer war zuſammengeſtürzt, und bot über ihren Schutt einen offenen Eingang. Dietrich ſtarrete ihn mit namenloſer Beſtürzung an. Jetzt ſchon die dicke Mauer durchgeſchlagen? rief er endlich, jetzt ſchon? — Solch eine Kraft habe ich dieſen Kugeln nicht zugetraut!

Wachtmeiſter. Eine Rotte kann in ihrer ganzen Breite gerade durch marſchiren, ohne eine Leiter anzulegen. Nun iſt es keine Kunſt ins Schloſs zu kommen, und auf die Weiſe kann jeder Hundsfott herein. Ich ſag' immer, ſolche Mittel müſsten ganz verboten werden, da braucht ja ein Kriegsknecht weder Muth noch Kraft zu haben, die Kugeln ſind Alles, und das Pulver thut Alles. Wollt ich doch, daſs den verfluchten Pfaffen, der es erfunden, die Teufel in eine Büchſe ladeten, und ſchöſſen ihn gerade hinein in das hölliſche Feuer. Es verdirbt den ganzen Krieg.

Dietrich ſtand in tiefen Gedanken. Endlich ſprach er: die Stelle darf unmöglich offen bleiben. Sie muſs durch Mannſchaft beſetzt werden, ſonſt paſſirt der Feind über den gefrornen Graben ohne Hinderniſſe hindurch. Menſchen müſſen die Lücke ausfüllen und ihn abwehren. Wir müſſen die Knechte ſchnell zuſammen kommen laſſen.

Wachtmeiſter. Menſchen? Mit allem Reſpekt Herr, erlaubt, daſs ich meine Meinung ſagen darf. Wer wird ſich denn dahin ſtellen? Wenn da ſo eine Kugel von der groſsen Donnerbüchſe angeſauſet kommt, die immer nach dieſer Stelle ſchieſst,

die wirft auch die Bravſten nieder, und kein Menſch kann ſich gegen ſie wehren. Da hilft kein Helm, kein Harniſch. Was ſoll es denn nützen, daß ſie ſich dahin ſtellen, und laſſen ſich todtſchießen. Ja wenn ſich ſolch ein Beeſt von Kugel noch halten, oder fangen, oder ein vernünftiges Wort mit ſich reden ließe! Die Leute würden ganz nutzlos todtgeſchoſſen, und damit iſt keinem ehrlichen Kriegsknecht gedient. Jeder will doch wiſſen, wofür er todt geſchoſſen iſt.

Dietrich. Du haſt recht. Aber ſie brauchen auch nicht gerade in die Mauerbreche zu treten. Seitwärts zu beiden Seiten können ſie ſtehen, von der Mauer gedeckt, und wohl bewaffnet mit Hellebarden und Schweinespießen, um den Feind zu empfangen, wenn er ſichs einfallen ließe, zu kommen. Dann hören die Büchſen ohnehin auf, hierher zu feuern, weil ſie ſonſt ihre eigenen Leute tödten.

Wachtmeiſter. Ah, habt ihrs ſo gemeint, das iſt ein Anderes. So iſts gut. Hätts mir gleich denken können, daß ihrs anders meintet, als ich dummer Kerl es verſtand. Gleich will ich Anſtalten machen.

Dietrich ging nach dem Schloſſe. Es arbeitete furchtbar in ihm, und doch bemühete er ſich, ruhig zu ſcheinen. Kaum war er in ſeinem Zimmer, als er ſich auf einen Stuhl warf, das Geſicht mit den Händen bedeckte, und mit tonloſer Stimme murmelte: Es iſt aus! Alles vorbei! das Schloß kann ſich keinen Tag mehr halten!

Jeſus Maria! ſchrie Eliſabeth, welche anweſend war, ohne daß Dietrich ſie bemerkt hatte, was ſagſt du? Habe ich recht verſtanden?

Dietrich ſchreckte auf. Es iſt vielleicht noch nicht ſo ſchlimm als es ſcheint, ſprach er, in der Dunkelheit iſt nicht alles deutlich zu erkennen. Aber die Mauer hat eine große Breche.

Eliſabeth. Und was willſt du thun, dies Unglück abzuwenden?

Dietrich. Thun? — Kann ich dagegen etwas thun?

Eliſabeth. Willſt du erwarten, bis man dich gefangen nimmt? O Gott, ich ſtürbe, wüßte ich dich als Gefangenen des Burggrafen. Flucht iſt das einzige Mittel zur Rettung. Fliehe nach Pommern zu deinen Freunden. Dort kannſt du vielleicht noch alles wenden.

Dietrich. Eliſabeth! Das räthſt du mir?

Eliſabeth. Dietrich, mache mir das Herz nicht ſchwerer, als es ohnehin iſt. O Gott, der Muth der Verzweiflung bricht leicht zuſammen, und ich bin ja nur ein Weib. Ach könnt ich mit dir, weit, weit hinweg — dahin, wo Niemand uns kennt und von uns weiß! Aber ich würde deine Flucht erſchweren, und nimmer könnt ich mirs vergeben, wäre ich Schuld an deiner Gefangenſchaft. — O Dietrich (ſie wirft ſich ihm an die Bruſt), du einzige Zuflucht meines Lebens, mein Troſt und meine Wonne. Wenn du dich gerettet haſt, läßt du mich nachkommen. Nicht wahr, es können uns noch ſchöne Tage blühen?

Dietrich. Gewiß, mein theures braves Weib (er küßt ſie innig). Wo iſt Johannes?

Eliſabeth. Er iſt eingeſchlafen. Dort liegt er.

Dietrich ging, und drückte ihm einen herzlichen Kuß auf die Wangen. — Laß ihn ſchlafen, ſagte er, weiß er doch von allem Elende unſeres Lebens noch nichts. Ha! da kommt mir ein Gedanke.

Eliſabeth. Was willſt du thun?

Dietrich. Einen Ausfall will ich verſuchen, mit allen meinen Mitteln. Die Feinde ſollen nicht ſagen, der Löwe habe ſich beſchleichen laſſen, ohne ſich zu regen. Jetzt gleich muß es geſchehen, ehe es zu ſpät iſt. Vielleicht kann ich den Feind überraſchen. Meine beiden älteren Söhne ſollen mich dabei begleiten.

Eliſabeth. Auch ſie?

Dietrich. Zage nicht, ſie kehren wieder. Dort kommt Dietrich. — Laß ſofort alles was wehrhaft iſt, ſich ſchnell und ſtill rüſten, wir wollen einen Ausfall machen. Du und Cuno, ihr werdet mich dabei begleiten, und die Züge führen. Nun ſchnell meine Waffen.

Er bekleidete ſich, unterdeſſen draußen ein reges aber ſprachloſes Getümmel entſtand. Die Roſſe wurden aus den Ställen geführt, geſattelt und gezäumt, und bald hörte man überall ſchwere Eiſentritte ſchallen.

Dietrich war fertig. Auf ein fröhliches Wiederſehen, theures Weib! ſprach er mit tiefer Bedeutung, und drückte Eliſabeth einen langen Kuß auf den Mund. Sie weinte heftig, aber ſtill. Kaum vermochte er ſich ihren Armen zu entwinden. Es arbei-

tete furchtbar in ihm. Er riß ſich gewaltſam los, und ſtürmte die Treppe hinauf.

Auf dem Hofe war bereits alles verſammelt und geordnet. Noch dauerte der Donner des Geſchützes, wenn auch mit längeren Pauſen fort. Dietrich durchging die Reihen, und ermahnte ſeine Leute zur Tapferkeit. Dann ſchwang er ſich auf ſein Pferd, ſetzte ſich an die Spitze der Colonnen, zog ſein Schwerdt, und wandte ſich zum Thore.

Es wurde leiſe geöffnet, leiſe ward die Zugbrücke herab gelaſſen. Die Füße der Pferde hatte man mit Lappen umwunden, damit ſie ſacht auftraten, und auf der Brücke kein Geräuſch verurſachten. Der Nebel vermehrte die ſtarke Dunkelheit, aus welcher nur die feindlichen Wachtfeuer, ſämmtlich mit großem rothen Scheine umgeben, herüber leuchteten.

Sobald man feſten Boden erreicht hatte, wurden den Pferden die Lappen abgebunden. Dietrich hatte ſich nach Oſten gewendet, und bog dann nach Nordoſten ein, wo das Lager, wie er von ſeinem Schloſſe aus geſehen, am ſchwächſten beſetzt war. Kaum hundert Schritte war er geritten, als er auf einen feindlichen Vorpoſten traf, der ihm ſein: Werda! entgegen ſchrie. Dietrich war nahe genug, um mit wenigen Sätzen ſeines Pferdes ihm auf den Leib zu rücken. Ein Hieb ſeines Schwerdtes gebot ihm ein ewiges Stillſchweigen. Er ſank wimmernd zuſammen. Aber gleich nachher knallten Schüſſe, und das Lager war allarmirt. Dietrich ging in geſtrecktem Galopp auf die Zelte los, aus welchen die Kriegsknechte in wildem Tumulte hervorſtürzten. Die Quitzows breiteten ſich aus, und wüthend ſchlugen ſie auf alles, was ihr Schwerdt erreichen konnte, das meiſtens widerſtandlos zuſammenſtürzte. Es erhob ſich ein großes Geſchrei im Lager, noch lauter, als ein Zelt emporflammte, und ſeinen Brand ſchnell weiter verbreitete. Die Beſtürzung war unbeſchreiblich, man hatte die Lagerreihe durchbrochen, noch ehe ein eigentlicher Widerſtand ſtatt gefunden hatte, und metzelte fürchterlich. Aber ringsum rief der Allarmruf der Trompeten, Pfeifen und Trommeln die Feinde auf, und länger durfte man nicht ſäumen. Dietrich der jüngere ließ zum Rückzuge blaſen, raſch ſammelten ſich die Quitzowſchen Reiter, und im geſtreckten Galopp ging es nach der Burg zurück, nur ſchwach verfolgt von den zunächſt gelegenen Schaaren des Feindes, deren übriger Theil erſt fertig war, als

ſich bereits die Brücke wieder gehoben, das Thor ſich wieder geſchloſſen hatte. Die Knechte ſaßen ab, und führten die Pferde zu Stalle. Die gemachten Gefangenen waren bei dem eilfertigen Rückzuge zurück geblieben, doch hatte man nicht unbeträchtliche Beute mitgeführt.

Dietrich ging zu ſeiner Mutter. Schweigend nahm er ſein Schwerdt ab, und hing es an die Wand. Fragend ſah ſie ihn an. Seine Augen ſtanden voll Thränen.

Der Vater läßt euch herzlich grüßen, ſchluchzte er endlich heraus, und reichte ihr mit weggewandtem Geſichte die Hand. Thränen erſtickten ſeine Stimme.

Eliſabeth. Und — er iſt doch nicht — um Gottes Willen ſprich!

Dietrich. Er iſt nicht todt oder verwundet. Aber er kehrt nicht wieder.

Eliſabeth. Doch nicht gefangen? O Gott meine Angſt! —

Dietrich. Auch nicht. Er iſt glücklich entkommen, ohne daß der Feind etwas bemerkt hat [1]). Im Bruche weiß er Beſcheid, da findet ihn der Feind nicht. Mit einem Druck der Hand iſt er mir im Nebel und der Nacht entſchwunden.

Eliſabeth. O Gott ſei Dank, und dennoch — möchte mein Herz brechen. Gott, mein Gott, warum läſſeſt du mich ſo ſchwere Tage erleben! Womit habe ich das verſchuldet, ich und dieſe Armen!

Dietrich. Er läßt euch Muth und Standhaftigkeit wünſchen, damit ihr euch ihm erhieltet.

Eliſabeth. Das hat er geſagt? Mich ihm erhalten! O wie gern. Aber wo ſoll ich unglückliches Weib Muth und Standhaftigkeit hernehmen, wenn er mich verläßt. Und dennoch konnte er nicht anders. — Es war ja nicht ſein Wille — ach auch nicht der meinige, es war Gottes Wille. O mein Gott, warum verlangſt du dieſes tiefe Weh der armen Menſchenbruſt? Sie vermag es ja nicht zu tragen (ſie weint heftig).

Dietrich. Mutter, tröſtet euch. Iſt er nur erſt in Sicherheit, dann können wir ja zu ihm kommen. Ueberlaßt euch nicht zu ſehr dem Schmerze. Es wird alles wieder gut werden.

---

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 45. Wuſterwitz beim Haftitz ap. h. a. Angelus Annal. march. p. 192.

Cuno kam, und legte ſeine Waffen ab. Er konnte vor Wehmuth nicht reden. Sein Schmerz war ſtumm und löſete ſich in ſtilles Weinen auf.

Dietrich. Der Vater will, wir ſollen das Schloß morgen übergeben, und uns freien Abzug bedingen.

Eliſabeth. Wie Gott will. — Nun er nicht mehr hier iſt, kann ich hier ohnehin keinen Troſt und keine Freude finden. Mags denn geſchehen. —

Die Nacht verging den hier Genannten faſt ſchlaflos, da die Sorge um das Schickſal Dietrichs alle drückte, und doch keiner dem andern mit ſeinen Beſorgniſſen das Herz ſchwer machen wollte. Trübe brach der Sonntag Morgen an. Sobald es hell genug geworden, ward das Zeichen gegeben, daß man unterhandeln wolle.

Der Feind ſtellte vor allem die Bedingung, daß Dietrich von Quitzow ſich der Gnade des Burggrafen ergeben müſſe, und war nicht wenig erſtaunt über die Nachricht, daß er geſtern beim Ausfalle entflohen ſei. Seiner Frau und ſeinen Kindern wurde freier Abzug bewilligt mit dem, was ihr Eigenthum ſei, Dietrichs Eigenthum jedoch ausgenommen. Auch ſeine Leute konnten abziehen mit dem, was ſie am Leibe trugen. Ihr Sold wurde ihnen vorher ausgezahlt. Alles Andere mußte zurück gelaſſen werden.

Eliſabeth packte weinend mit ihren Söhnen ihre Sachen zuſammen, und beluden damit einen Wagen. Auf einen zweiten ſetzten ſie ſich ſelber. Das Thor öffnete ſich, die Brücke fiel. Langſam traurig wie ein Leichenzug bewegten ſich die beiden Wagen vorwärts, traurig und niedergeſchlagen folgten die waffenloſen Knechte hinter her. Es ging zwiſchen den verſammelten Heerführern und den aufgeſtellten Kolonnen der Feinde hindurch. Die Heerführer grüßten Eliſabeth achtungsvoll, als ſie an ihnen vorüberzog. Aber die rohen Kriegsknechte ſandten ihr manche Spottrede und manches Schimpfwort nach, das ihr ihre traurige Lage um ſo fühlbarer machte. Nahe am Wege auf dem Windmühlenberge, durch deſſen Hohlweg ſie hinauf mußten, ſtand die ſchreckliche große Donnerbüchſe, die vorzugsweiſe ſie aus ihrem Paradieſe vertrieben hatte. Oben auf den Bergen ſandte ſie in tiefer Trauer den letzten abſchiednehmenden Blick zurück nach dem Schloſſe, in welchem ſie die glücklichſten Jahre ihres Lebens

verlebt hatte. Da lag es in grauem Nebel gehüllt nur noch in blaſſen Umriſſen erkennbar, wie eine Erinnerung aus längſt entſchwundener Zeit, und doch hatte ſie ſo eben in unmittelbarſter Gegenwart ihre innerſte Seele auf das Tiefſte verwundet. Da der Weg ſich abwärts ſenkte, war das Schloß bald auf ewig ihren Blicken entſchwunden. Vier feindliche Reiter waren ihr als Geleite mitgegeben. Ihre Knechte zerſtreueten ſich in alle Welt, viele ſahen ihr wehmüthig beim Scheiden nach. — Sie begab ſich nach Schloß Teupitz.

So wie Eliſabeth mit den Ihrigen abgezogen war, wurde das Schloß beſetzt, wozu die Mannſchaften der Städte Berlin, Kölln und Frankfurt an der Oder befehligt wurden. Alle anderen blieben für heute noch im Lager ſtehen, erhielten aber den Befehl, ſich morgen zum Aufbruche fertig zu halten, um nach Plaue zu gehen. Der Stadt Frankfurt koſtete die Unterhaltung ihrer Mannſchaft bei der Belagerung von Frieſack die Summe von 538½ Schock böhmiſche Groſchen [1]. — Nach allen Seiten hin waren reitende Boten abgeſandt mit der Nachricht, daß Dietrich entflohen ſei, und Jedermann aufgefordert werde, ihn gegen eine Belohnung einzufangen, und lebendig oder todt einzuliefern. — Am andern Tag den 12ten Februar zog das ganze Heer mit Ausnahme der Beſatzung des Schloſſes ab. Auch die große Büchſe wurde fortgeſchleppt, um vor Plaue gebraucht zu werden.

So war das mächtige Schloß Frieſack gefallen, der Schlachtenlärm verſtummte, die Donner des Geſchützes ſchwiegen, die kräftige Stimme Dietrichs von Quitzow war hier verhallt. — Das Schloß und das dazu gehörige Gebiet kam nun wieder in die Hände Haſſe's von Bredow [2], der daſſelbe bereits vorher beſaß. Durch welche Umſtände das Schloß innerhalb des hier angegebenen Zeitraums in die Hände des Landesherrn gekommen iſt, ſo daß er es Balthaſar von Schlieben pfandweiſe, und Dietrich von Quitzow kaufsweiſe übertragen konnte, iſt bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Es ergiebt ſich aus der von Gerken mitgetheilten Urkunde [3], daß die vier Gebrüder Peter, Copekin,

[1] Wohlbrück Geſch. von Lebus Thl. II. S. 102. 103.
[2] Vergl. Gerken Cod. diplom. Brand. T. VII. p. 179.
[3] A. a. O. T. I. p. 267.

Wilkin und Mathias von Bredow im Jahre 1335 das Schloß Frieſack pfandesweiſe für 3200 Mark Silbers vom Markgrafen Ludwig von Brandenburg inne hatten. Früheſtens können ſie es 1333 erhalten haben, denn in dieſem Jahre erhielt es der Markgraf von den Grafen von Lindow zurück, welche es pfandweiſe ſeit 1327 beſeſſen hatten [1]). In dem gedachten Jahre 1335 erhielten die vier Gebrüder das Schloß als wiederkäufliches Eigenthum, indem ſie dem Markgrafen auf die von ihm dereinſt zurückzuzahlende Summe 700 Mark erließen, ſo daß er bei dereinſtigem Rückkauf nur 2500 Mark auszuzahlen hatte, ausgenommen das, was ſie ſelber als Eigenthum käuflich nach erworben hatten. Daran war aber zugleich die Bedingung geknüpft, daß ſie das Schloß auch dem Markgrafen für dieſe Summe überlaſſen mußten, wenn dieſer es auf eine Zeitlang kaufen wollte, ſobald er zu Rathe werden, (oder zu zahlen) vermöchte [2]). Dieſe ungewöhnlichen Bedingungen veranlaßten den Markgrafen, die vier Brüder zugleich zu geſammter Hand mit Schloß und Stadt Frieſack, dem Walde Zootzen und den zugehörigen Dörfern zu belehnen, ein Verhältniß, welches auch nachher fortdauernd aufrecht erhalten wurde.

Jobſt ſcheint nun von dem Rechte, welches ihm jene Klauſel geſtattete, Gebrauch gemacht, und das Schloß auf Zeit zurückgekauft zu haben, vielleicht in Folge einer bei ihm ſehr gewöhnlichen Finanzſpeculation, indem er hoffte, mehr dafür wieder zu erhalten, als er dafür gab; ohnehin ſcheint ihm die angegebene Bedingung Zeit geſtattet zu haben, zu zahlen, wann er vermöchte, denn ſonſt iſt nicht abzuſehen, wodurch dieſer Zeitkauf von jedem anderen ſich unterſchieden hätte, deſſen Bedingungen die Urkunde vorher ſorgfältig aufführt. Vielleicht fand er nicht gleich einen Käufer, und überließ es dem Schlieben pfandesweiſe, bis Dietrich kam. Nun zahlte Dietrich in der That nicht ganz ſo viel, als die Bredows dafür gegeben hatten. Allein Jobſt hatte doch wieder Geld, und eine Rückzahlung lag ſchwerlich in ſeinen Plänen. Natürlich gaben die Bredows ihr Recht an das Schloß nicht auf, und als Friedrich es genommen hatte, werden ſie ohne Zweifel auf die Zurückgabe gedrungen haben, und erſt von da ab iſt die Familie im ungeſtörten Beſitze geblieben.

---

1) Gerken a. a. O. T. I. p. 165. 162.
2) A. a. O. S. 268.

Jetzt iſt von dem Schloſſe nichts mehr übrig, als einige Gewölbe unter dem Schloßberge, und eine Steintafel mit einer verloſchenen Inſchrift und dem Wappen derer von Bredow und von Arnim. Aus der Inſchrift geht hervor, daß dieſe Tafel über dem Eingange der alten Burg in Frieſack geſtanden hat. Die Jahreszahl iſt leider zerſtört, aber der Name: Lippold von Bredow iſt noch zu erkennen, außerdem der Vorname von deſſen Frau, die hiernach eine geborne von Arnim geweſen zu ſein ſcheint, und daß Lippold die Burg zu bauen angefangen. — Dies iſt auffallend, da Haſſe von Bredow ſie beſaß, ſcheint aber in Folge der Belehnung zu geſammter Hand erklärlich. In dem Rhinfluſſe, nahe an dem alten Schloſſe zu Frieſack, und in dem Walde Zootzen ſind in neueren Zeiten Ritterſchwerdte, Sporen und dergleichen mehr gefunden worden, welche aus jener Zeit ſtammen. Sie befinden ſich mit jener Steintafel im Beſitze des Rittergutsbeſitzers Herrn von Bredow auf Wagenitz [1]). Dies zur Berichtigung des früher von dem Schloſſe Mitgetheilten.

---

[1]) Berliniſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen vom 2ten April 1836. Nr. 78. unter Wiſſenſchaftl. und Kunſt-Nachrichten.

Achtzehntes Kapitel.

Wir begeben uns nach Plaue, aber wir gehen zugleich in der Zeit zurück bis zum 7ten Februar, wo die Magdeburger vor dem Schloſſe erſchienen.

Es waren ihrer nicht gar viele, und als ſie ihr Lager aufgeſchlagen und um das Schloß vertheilt hatten, lachte Johann von Quitzow über die Thorheit, mit dieſer Handvoll Leute ein Schloß wie Plaue nehmen zu wollen. Selbſt mit der doppelten Anzahl wäre es ein ſchwieriges Unternehmen geweſen.

Das Schloß lag, wie wir früher geſagt haben, auf einer Landecke, und war auf zwei Seiten von dem breiten Plauer See umgeben, nämlich von Süden und Oſten. Gegen Norden lag das Städtchen, gegen Weſten war es frei, und nach dieſer Seite hin dehnte es ſich am weiteſten aus. Durch den See floß die Havel öſtlich dem Schloſſe vorbei. Er war zugefroren, aber die Magdeburger hielten das Eis nicht für dick genug, um ihr Lager zu tragen. So blieb das Schloß nach Süden hin unbeobachtet, und nach Oſten ſtanden ſie auf dem öſtlichen Ufer der Havel, durch den breiten ſeeartigen Fluß davon getrennt, daß die Umlegung ziemlich unvollſtändig war. Das Städtchen hatten die Magdeburger beſetzt, und Erzbiſchof Günther lag darin, ſein Feldhauptmann Graf Heinrich von Schwarzburg aber campirte im Zelte auf der Weſtſeite des Schloſſes.

Johann war mit Henning von Quitzow auf einen Thurm geſtiegen, und beide ſahen dem Treiben der Magdeburger zu. — Wenn ich recht ſehe, ſprach Johann, ſo ſteht dort das Zelt des Befehlshabers. Richtig. Man entfaltet ſo eben das Banner. Und das ſo nahe am Schloſſe? Was haben die Leute für ein Augenmaaß! Laß ſie nur heute ſich einrichten. Morgen will ich ihnen einige Büchſenkugeln zuſenden, und du ſollſt einmal ſehen, wie die das Zelt auf eine andere Stelle blaſen werden. Die Herren bilden ſich ein, wir verſchießen nichts als Bolzen. — Ich ſehe nichts, als Magdeburgiſches Volk. Der Burggraf ſcheint

mit den Seinigen vor ein ander Schloß gezogen zu ſein. Er hat wahrſcheinlich geglaubt, hier nicht genug zu thun zu finden, und die Magdeburger für hinlänglich gehalten. Er wird ſich irren!

Der Tag verging, und die Nacht brach ein. Johann beſchauete ſich die Wachtfeuer aus ſeinem Fenſter, deren Wiederſchein auf dem klaren Eiſe der Havel lange Feuerſäulen bildete. Er hatte guten Muth, und meinte: die werden uns die Faſtnachtfreuden nicht verderben.

Donnerſtag der 8te Februar verfloß ziemlich ruhig. Die Magdeburger hatten keine Büchſen, und konnten ſich daher auf Schießen nicht einlaſſen. Johann aber machte Ernſt. Er richtete ſelber eine ſeiner Büchſen auf das Zelt des feindlichen Befehlshabers, und ließ losbrennen. Der Schuß brachte eine große Bewegung im feindlichen Lager hervor, und hatte die Folge, daß die Zelte ſogleich abgebrochen, und weit zurück gelegt wurden. Auch jenſeit der Havel machte man eine rückgängige Bewegung, und jetzt waren die Lücken um das Schloß ſo groß, daß die Communication mit Außen nicht einmal gehemmt war. Johann freuete ſich, und lobte ſeine Büchſen, die zum erſtenmale ihren Dienſt thaten, über die Maaßen.

Am folgenden Tage, den Freitag meldete ſich ein Trompeter, und lieferte ein Schreiben ab, in welchem Graf Heinrich von Schwarzburg Johann meldete, daß geſtern die Schlöſſer Hundeluft und Golzew genommen ſeien, und Wichart ſich der Gnade des Burggrafen ergeben habe, und daß heute die Städte Rathenow und Brandenburg von den Kriegern des Burggrafen beſetzt worden wären. Er würde daher gut thun, wenn er in Zeiten ſein Schloß und ſich der Gnade des Burggrafen übergäbe. Johann warf das Papier ärgerlich auf den Tiſch, und ſprach: die Thoren! Mit ſolchen Mährchen fängt man einen Quitzow nicht. Der vierte Theil dieſer Nachrichten wäre vielleicht glaublich geweſen. Das Ganze iſt eine offenbare Lüge.

Henning. Wie hat ſich aber Graf Heinrich dazu verſtehen können, ſie niederzuſchreiben?

Johann. Dieſe Magdeburger Pfaffenknechte ſind zu allem fähig. Sie laſſen ſich ſchon vorher Abſolution ertheilen, und lügen dann darauf los, daß die Balken biegen möchten.

Agnes. Könnte man nicht einen Mann nach Brandenburg ſenden, um Nachrichten einzuholen?

Johann. Er würde in der Nacht ohne Schwierigkeiten über das Eis gelangen können, aber es iſt kaum der Mühe werth. Die Nachricht kann nicht wahr ſein. Hundeluft iſt vielleicht genommen, denn ich habe den Walwitzen nie viel zugetraut, aber Golzow und Rathenow gewiß nicht, und ſo lange Golzow nicht gefallen iſt, wagt Brandenburg nichts zu thun.

Henning. Um zu wiſſen, wie viel von der Nachricht wahr iſt, und wie weit man den Magdeburgern trauen kann, würde die Abſendung eines Boten doch gut ſein.

Johann. Es kann geſchehen. Laß den Wilrich einmal zu mir kommen, befahl er einem Knappen, und Wilrich erſchien. Wenn es dunkel geworden iſt, ſprach Johann, ſchleichſt du dich verkleidet und unkenntlich über das Eis, und gehſt nach Brandenburg. Suche dort Nachrichten einzuziehen, wo der Burggraf iſt, und welches Schloß er belagert hält, auch was man ſonſt ſpricht und uns dienen kann. Ich rechne auf deinen verſchlagenen Kopf und deinen Dienſteifer. Sobald du etwas haſt, kehrſt du zurück. Späteſtens morgen Abend, ſobald es finſter iſt, erwarte ich dich. Aber laß dich nicht erkennen. Es könnte dir ſonſt ſchlecht gehen.

Wilrich. Fürchtet nichts. Ich werde alles getreulich ausrichten.

Es ereignete ſich an dieſem Tage nichts, denn die Magdeburger hatten ſich ſo weit zurückgezogen, daß die Kugeln wenig oder keinen Schaden thun konnten, und Johann hatte nicht Luſt, ſeine Munition unnütz zu verſchwenden.

Am anderen Tage, Sonnabend den 10ten Februar erhielten die Magdeburger Verſtärkung, und ſie konnten die großen Lücken einigermaßen, obgleich noch immer ſehr unvollſtändig ausfüllen. Am Abend kam Wilrich wieder. Er hatte ſich als Bettler nach Brandenburg geſchlichen, und war überall umher gehinkt, aber in den Kreiſen, in denen er ſich umher getrieben hatte, — den einzigen, wo er es ohne Gefahr wagen durfte, — hatte er die widerſprechendſten Nachrichten erhalten. Daß Brandenburg dem Burggrafen ſeine Thore geöffnet hatte, war das Einzige, was er gewiß wußte. Ziemlich ſicher war es, daß ſich Golzow ergeben hatte, warum, und was aus Wichart geworden, wußte man nicht. Viele behaupteten er ſei getödtet, andere er ſei gefangen, noch andere, er ſei entflohen. Daß Rathenow ſich ergeben habe,

Digitized by Google

hatten eben ſo viele behauptet, als geleugnet. Friedrich ſollte vor Frieſack ſtehen, aber Leute, die eben aus Berlin gekommen waren, hatten ihn dort geſehen. Dennoch ſchien es ſicher, daß Frieſack belagert ſei, und man hatte von dort her ſchießen hören. Beuthen ſollte belagert ſein, aber man wußte nicht, von wem. Von Hundeluft war nichts bekannt.

Alſo Brandenburg wirklich in den Händen des Burggrafen! rief Johann. Das läßt für Golzow fürchten. Die Brandenburger haben es nie ehrlich mit uns gemeint, ich habe ihnen nie getraut. Ständen die Magdeburger nicht da, ich wollte es ihnen eintränken. — Von allem Anderen glaube ich nichts.

So brach der 11te Februar an. Es war der Sonntag Sexageſimae, derſelbe, an welchem das Schloß Frieſack übergeben wurde. Johann ahnete nichts von dieſem für ihn ſo wichtigen Ereigniſſe. Noch glaubte er ſeinen Bruder wohlbehalten und ſicher in ſeinem Schloſſe. Dennoch konnte er ſich heute einer gewiſſen Bangigkeit nicht erwehren. War es jenes geheimnißvolle Band, das Seelen, die ſich lieben, umſchlingt, und mittelſt welchem das Weh der einen leiſe hinüber zittert in die andere, wenn auch weite Räume ſie trennen, oder war es der trübe nebelgraue Himmel, auf den er ſelber ſeine finſtere Stimmung ſchob, genug ſeine Lage ſchien ihm heute bedenklicher als geſtern.

Gegen Abend kam abermals ein Trompeter gegen das Schloß geritten, und gab ein Schreiben ab. Johann entfaltete es, und las die Nachricht, daß heute das Schloß Frieſack beſetzt ſei. Von ſeinem Bruder enthielt das Schreiben kein Wort.

Was ſollen dieſe Aeffereien, ſprach Johann unwillig, es iſt kindiſch, mich durch ſolche Lügen ſchrecken zu wollen. Kugeln können ſie mir nicht ſenden, ſo ſchicken ſie einſtweilen falſche Nachrichten.

Am Abend kam ein Bote von Werner von Holzendorf aus Bötzow, und brachte von ihm ein Schreiben, worauf er ſogleich Antwort begehrte, weil er noch in dieſer Nacht ſich wieder auf den Rückweg und wenigſtens bis Brandenburg begeben wolle. Er hatte ſich über das Eis geſchlichen, ohne daß ihn der Feind bemerkt hatte. Am Burgthore hatte er das verabredete Zeichen und Wort gegeben, und ſo den Einlaß gefunden. Er war am Nachmittage durch Brandenburg gekommen, eben als dort bei Trommelſchlag an allen Ecken der Befehl verleſen worden war,

den entflohenen Dietrich von Quitzow einzufangen, und gegen eine Belohnung lebendig oder todt dem Burggrafen einzuliefern, und erzählte, was er vernommen hatte.

Johann erblaßte. — Alſo doch? rief er aus. — Herr des Himmels, das iſt ja nicht möglich! — Frieſack wäre wirklich gefallen, und Golzow und Rathenow auch? — Mein Bruder entflohen, mein armer Bruder! Und einen Preis ſetzt man auf ihn, man ſoll ihn einfangen, als ob er ein wildes Thier wäre! — O Gott, das iſt zu viel! — — Aber nein! Er mag entflohen ſein, ſie haben ihn vielleicht bei einem Ausfalle gefangen, und er iſt entſprungen. Das Schloß haben ſie gewiß noch nicht, ſo ſchnell fällt Frieſack nicht.

Er beantwortete Werners Schreiben, und fertigte dann den Boten ab. Die erhaltenen Nachrichten arbeiteten heftig in ſeinem Kopfe, und raubten ihm in dieſer Nacht den Schlaf. Er vermochte ſich die vorhandenen Räthſel nicht zu löſen.

Es war Montag geworden. Johann ſtieg Vormittags auf die Zinne des Thurms, um ſich umzuſchauen. Die ganze Gegend, freilich entblößt von allen ſommerlichen Reizen, lag ſtill und friedlich da, und hätten links und rechts in einiger Entfernung nicht die weißen Zelte der Magdeburger und die aus den Kochlöchern ſich erhebenden Rauchſäulen die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, man hätte glauben können, es herrſche der tiefſte Friede. Es war ſo ſtill, daß man in der Stadt die Hähne krähen, und ferne Rufe aus dem Lager hören konnte.

Wie entſetzlich träge und faul ſieht das Alles aus, ſprach Johann zu ſich ſelbſt, keine Bewegung, kein Leben. Wenn es immer ſo wäre, man könnte es nicht ertragen. Da kochten die Menſchen nun ihr Mittagbrod, und wenn ſie es verzehrt hätten, ſchüttelten ſie ſich ihr Lager zurecht und legten ſich ſchlafen, und ſtänden ſie auf, ſo finge wieder die Sorge um ihren Fraß an, und allenfalls käme noch ein Pfaffe dazu und ſchlüge ihnen ein Kreuz, oder legte ihnen ein Faſten auf, dann könnten ſie den ganzen Tag ſchlafen. Was ſollte wohl aus dem Menſchengeſchlechte werden, wenn es ſo fortginge, oder wenn Alle ſo wären? Da lobe ich mir doch den Krieg, der bringt Bewegung in die Menſchenwelt, und rüttelt ſie auf zu freudigem Leben, daß ſie ihrer Kräfte inne wird und ſie anwendet. Sie reibt ſich die Augen aus, und erwacht aus dem trägen Schlummer, und verwun=

dert ſich, wie ſie bei ſo vieler Rüſtigkeit ſo lange ſchlafen konnte. Gäbe es keinen Adel mit ſeinen Kriegen, die Menſchenwelt müßte verſumpfen und verfaulen, denn was gäbe es ſonſt, was ſie aus ihrer Trägheit herausreißen könnte? Nichts! Die Kirche macht ſie mit ihrem Beten und Faſten noch fauler, höchſtens ſtrengt ſie ſie zu einer Wallfahrt an, auf welcher ſie nicht zu arbeiten brauchen. Der Gewinn reizt nur den Städter und bringt ihn — und doch nicht einmal alle — auf die Beine. Was bleibt für die ungeheure Zahl aller Anderen übrig? — Einzig der Krieg mit ſeinen Schrecken und Wonnen. Da muß der Menſch ſich rühren, oder es koſtet den Hals, und wenn es an den geht, verſtehn ſie ſich zu bewegen, daß es eine Luſt iſt. Außerdem rühren ſie nicht Hand nicht Fuß. — Welch ein Unſinn daher, einen Landfrieden gebieten zu wollen, mit anderen Worten, eine Landfäulniß! — Wird nichts mehr zerſtört, ſo iſt auch nichts wieder herzuſtellen und aufzubauen, niemand hat etwas zu thun, alle Welt legt die Hände in den Schooß, und ſchaut gähnend zum Fenſter hinaus. Man ſieht ja, wie es ſteht, wenn man nur ein Paar Jahre Frieden hält. Die Menſchen wiſſen nicht, was ſie mit ihrem Leben anfangen ſollen, denn das Eſſen und Trinken, und was damit zuſammen hängt, wäre zwar recht gut, und könnte eine Zeitlang beſchäftigen, wenn man nur nicht ſatt würde, und ſo wie der Menſch ſatt iſt, wird er faul. Er arbeitet innerlich. Welch ein entſetzlich langweiliges Leben müßte ein allgemeiner Landfriede einheimiſch machen! Man kann es ſich nicht vorſtellen, man kann es nicht denken, und dennoch wollen es die weiſen Herren einführen! Was nicht denkbar iſt, iſt auch unmöglich.

Johann ſtieg, völlig befriedigt von ſeiner Anſicht der Welt und des Lebens, die er, weil es damals noch nicht Sitte war, nicht mit dem Namen einer philoſophiſchen ſtempelte, vom Thurme hernieder, um mit Henning die Sache weiter zu verhandeln. Henning hatte den Ariſtoteles geleſen, und mußte darüber Beſcheid geben können, denn er hatte behauptet, im Ariſtoteles ſtände Alles, und mehr als in ihm ſtände, exiſtirte nicht. Unſtreitig konnte daher das Kapitel von der Wohlthätigkeit der Adelsfehden darin nicht fehlen. Johann bedauerte nichts mehr, als daß er nicht ſelber den Ariſtoteles leſen und verſtehen könne, denn an Luſt ſich zu belehren, hatte es ihm nie gefehlt.

Gegen Abend bemerkte er im Norden der Gegend eine un-

gewöhnliche Bewegung. Er ſtieg wieder auf den Thurm, und ſah, daß ein Heereszug ſich näherte. Immer weiterhin dehnte er ſich, und die zahlreichen Banner, die vielen Heerwagen ließen einen Schluß auf die noch nicht deutlich zu überſehende Menſchenmenge machen. — Sicherlich das Heer, das vor Frieſack geſtanden, ſprach Johann zu Henning, der ihm nach gekommen war. Dann aber iſt Frieſack auch genommen. Wie ſie das möglich gemacht haben, mag Gott wiſſen. Wahrſcheinlich iſt eine Verrätherei im Spiele, anders kann es nicht ſein. Aber kommt nur! Plaue wird euch zeigen, daß es Schlöſſer giebt, die nicht zu nehmen ſind.

Das Heer zog näher, und als es bis zur Linie des Magdeburgiſchen Lagers gekommen war, machte es Halt. Bald darauf aber wurde das Magdeburgiſche Lager abgebrochen, und die Geſammtmaſſe rückte dem Schloſſe näher. Ein Theil wurde auf das weſtliche Haveluſer geſendet, und ging über das Eis ohne Mühe hinüber. Jetzt breitete man ſich aus, und das Schloß war rings umher in Weſten, Norden und Oſten von Truppen umſchloſſen, welche ihre Zelte aufſchlugen. Die im Oſten ſtanden jenſeit des Waſſers, ziemlich entfernt vom Ufer. Auf dem Eiſe des Sees in Süden wurden bloß einzelne Beobachtungspoſten mit einem einzigen Zelte aufgeſtellt. Die einbrechende Nacht unterbrach die weiteren Arbeiten.

Johann ſah nun wohl, daß die Magdeburger vorher weit mehr die Beſtimmung gehabt hatten, das Schloß zu beobachten, und mögliche Hülfe oder Unterſtützung von Außen abzuhalten, als etwas gegen daſſelbe zu unternehmen. Nunmehr ſtellte ſich die Sache anders, und ſie hatte ein ſehr ernſtes Anſehen gewonnen. Das Belagerungsheer war ungewöhnlich, faſt übermäßig ſtark, und flößte durch ſeine Stärke gebieteriſch Achtung ein.

Am Dienſtag den 13. wurde das Lager vollſtändig eingerichtet, und die Wagenburgen jenſeit und dieſſeit der Havel aufgeſtellt. Die Banner weheten luſtig von und neben den Zelten, und Johann muſterte ſie, um zu erfahren, wen er vor ſich habe, doch konnte er nur einen Theil deutlich erkennen. Unternommen wurde heute noch nichts. Abends war der Horizont ringsum von dem Scheine der Wachtfeuer geröthet, ſelbſt auf dem Eiſe brannten ſie. Jetzt war jede Mittheilung nach Außen gehemmt. Dietrichs Schickſal ging Johann ungemein zu Herzen. Bis da-

hin hatte er gehofft von ihm ſelber irgend eine Nachricht zu erhalten, was jetzt unmöglich gemacht war.

Am Mittwoch ſchneiete es den ganzen Vormittag, und zwar ſo ſehr, daß man nicht bis zu dem feindlichen Lager ſehen konnte. Das Schloß war in Schneeflocken eingehüllt, ringsum verlief ſich der weiße Boden in geringer Entfernung ins Unbeſtimmte. Gegen Mittag minderte ſich der Schneefall etwas. Man konnte jenſeit der Havel etwas vom Lager ſehen. Der Feind arbeitete dort, aber zu erkennen war nichts. — Später fing es wieder ſtärker an zu ſchneien, und jede Ausſicht verſchwand.

Nachmittags wurde Johann angezeigt, daß ein Trompeter und ein Ritter mit weißem Fähnlein ſich vor dem Burgthore befinde, und Einlaß begehre. Er wurde zugeſtanden unter der üblichen Bedingung, daß der Ritter ſich die Augen verbinden ließe, der Trompeter aber draußen bliebe.

Es geſchah, der Ritter wurde von einem Knappen geleitet, und trat in Johanns Zimmer mit verbundenen Augen ein. Der Knappe blieb neben ihm ſtehen. Henning war im Zimmer, Agnes entfernte ſich.

Der Ritter. Stehe ich vor Johann von Quitzow?

Johann. Ihr ſagets.

Der Ritter. Im Namen des ehrwürdigſten Günther, Grafen von Schwarzburg, Erzbiſchof des Landes, Stifts und des Gotteshauſes zu Magdeburg werde ich an euch geſendet mit dem Erbieten, daß ihr Johann von Quitzow euer Schloß Plaue, ſo wie euch und die Eurigen in ſeine Hände übergebet, da es noch Zeit iſt, von dem durchlauchtigen Fürſten, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, zur Zeit oberſtem Verweſer der Mark zu Brandenburg, vielleicht Gnade zu hoffen. Späterhin, wenn euer Schloß erſtiegen iſt, kann davon nimmer die Rede ſein, und euer Schickſal möchte traurig enden, da euer Schloß ohne Zweifel eben ſo genommen wird, wie es eure und der eurigen Schlöſſer, Hundeluft, Golzow und Frieſack bereits ſind. Begehret ihr eine Zeit der Ueberlegung und Berathung, ſo bin ich beauftragt, ſie euch zuzugeſtehen.

Johann. Es bedarf deren nicht Herr Ritter. Kehret zurück zu denen, die euch geſandt haben, und ſagt ihnen, daß ich keine Gnade, ſondern nur mein Recht begehre, kraft deſſen ich bisher gehandelt habe, und ferner handeln werde. Auch ſind die

Quitzows nicht gewohnt, dem ihre Schlöſſer zu übergeben, der ſie ihnen abtrotzen will. Ich werde Plaue vertheidigen; ob es genommen wird, muß die Zukunft lehren.

Der Ritter. Iſt das euer letztes Wort? —

Johann. Es iſt es, es wäre denn, daß ihr den Herrn Erzbiſchof in meinem Namen bitten wolltet, mich in ſein Gebet einzuſchließen. Er betet ja gern für ſeine Feinde, und ſorgt beſtändig dafür, ſolche zu haben.

Der Ritter verneigte ſich ſchweigend, und ging, von dem Knappen geleitet, nach dem Thore zurück, von wo er mit dem Trompeter, nachdem ihm das Tuch abgenommen war, dem Lager zuritt, und im Schneegeſtöber verſchwand.

Agnes hatte horchend die Verhandlung mit angehört. Sie trat jetzt weinend in das Zimmer. Johann bemerkte es, und fragte: was haſt du, warum weinſt du?

Agnes. Du haſt das letzte Mittel dich zu retten zurückgewieſen, und es iſt immer ein furchtbarer Gedanke, die Gnadenthür verſchloſſen zu wiſſen.

Johann. Ich kenne dieſe Gnade, und darum mag ich ſie nicht. Mir iſt in meinem Schloſſe, auch wenn es umlegt iſt, immer noch wohler, als in der burggräflichen Gnade.

Agnes. So lange du in ihm biſt. — Ob wohl Dietrich jetzt eben ſo ſprechen mag wie du?

Johann. Daß er ſich ihr nicht hat ergeben wollen, weiß ich gewiß. Darum iſt er ja eben entflohen. Ja wahrhaftig. Wenn eins ſein ſoll, will ich dieſer Gnade lieber entfliehen, als mich ihr ergeben. Für jetzt will ich ihr gegenüber treten, und ihr die Zähne weiſen.

Agnes. Johann! Biſt du deiner Sache ſo gewiß? — Hat das Vertrauen auf eine feſte Burg noch nie betrogen? Hat Dietrich nicht auch darauf gerechnet?

Johann. Plaue hat doppelt ſo ſtarke Mauern, als Frieſack.

Henning. Daraus würde folgen, daß Plaue ſich doppelt ſo lange halten kann als Frieſack.

Agnes. Das iſt nicht lange. — Johann! laß mich hinaus, und mit dem Burggrafen oder dem Erzbiſchof ſprechen. Ihr Männer ſeid zum Unterhandeln gar nicht geſchaffen, ihr verderbt alles durch eure Härte, eure Starrheit und eure Heftigkeit. Laß mich hinaus, es iſt noch Zeit. Es wird mir gelingen, die

harten Herzen zu erweichen, deine Antwort muß die erhitzten Gemüther nur noch mehr erregen.

Johann. Thörin, wie kommſt du auf ſo ſonderbare Einfälle. Ein weiblicher Abgeſandter im Kriege! Ich glaube, daß dem geiſtlichen Herren ſolche Abgeſandten ganz recht wären.

Agnes. Du ſpotteſt, und weshalb? Es mag ungewöhnlich ſein, aber es iſt nicht unrecht, und der Erfolg würde zeigen, daß es recht geweſen wäre.

Johann. Laß das. Es iſt ein augenblicklicher Einfall einer weiblichen Laune. Ich brauche keinen Frieden ſo lange meine Mauern halten, und die ſollen ſie mir nicht niederwerfen. — Was heult der Hund denn ſo unheimlich ſchon eine ganze Zeitlang? Laß uns einmal nachſehen Henning, ich will ohnehin einmal die Runde machen. Henning folgte in tiefen Gedanken. Als ſie zur Hundehütte kamen, wedelte das Thier zwar, aber es hielt ſeine Pfote in die Höhe, ſtreckte den Kopf aufwärts und ſtieß lange Schmerzenslaute aus. Was mag dem armen treuen Thiere fehlen? ſagte Johann, es ſcheint ihm etwas in der Pfote zu ſtecken, ich muß nachſehen laſſen.

Er winkte einen entfernt ſtehenden Knecht herbei, und gab ihm den Auftrag, die Pfote des Hundes zu unterſuchen. Unterdeſſen ging er mit Henning auf und ab, um das Reſultat abzuwarten.

Kann denn das Schloß nicht anders genommen werden, als wenn die Mauer niedergeworfen wird? fragte Henning, das vorige Geſpräch fortſetzend.

Johann. Sie müßten mit den Teufeln ein Bündniß geſchloſſen haben, und mir dieſe aus der Luft fechtend zuſenden, ſonſt nicht.

In dieſem Momente wurden der Knecht, der Hund und ſeine Hütte ſchneller wie von Windeshauch fortgeriſſen, und ein furchtbarer ſchmetternder Knall war damit verbunden, Steine ſplitterten umher und einer derſelben ritzte Johanns Hand blutig. Alles ſtürzte in unbeſchreiblicher Verwirrung zu den Thüren heraus, und ſchauete ſich erſchreckt und verwundert um. Niemand wußte, was er eigentlich vernommen hatte. Auch Johann bedurfte einiger Zeit, um ſich zu erholen, Henning zitterte an allen Gliedern.

Den furchtbarſten Anblick bot der Knecht dar, der den Hund

unterſucht hatte. Er lag etwa zehn Schritte entfernt, und war in zwei Stücke zerriſſen. Etwas weiter fand man den Hund mit zerſchmettertem Kopfe, von der Hütte ſah man nur Trümmern, und in ziemlicher Entfernung lag die Urheberin alles dieſes Unheils, eine ſchwarze ſteinerne Kugel von einer Größe, wie ſie noch niemand geſehen hatte, tief eingewühlt im Sande. Alle ſchaueten ſie mit Entſetzen an. Sie war gegen einen runden Thurm gefahren, hatte aus dieſem ein großes Stück Mauerwerk herausgeſchlagen, ſprang von hier ab, und traf ſo den Knecht und den Hund. Alles war faſt in einem einzigen Momente geſchehen. Der Knall des abgefeuerten Geſchützes traf damit zuſammen, und wurde durch das Praſſeln der zerknirſchten Mauer ſchmetternd.

Johann ſtarrete noch immer die mächtige Kugel an, die von den Knechten gehoben, und nach ihrem Gewichte geſchätzt wurde. Dann betrachtete er gedankenvoll die tiefe Narbe des Thurmes. Endlich ſprach er: nun wird mir die Sache mit Frieſack und Golzow deutlich. Wo in aller Welt iſt dieſe furchtbare Büchſe hergekommen? —

Auch Agnes war herbeigeeilt, und wandte ſich ſchaudernd und entſetzt von dem gräßlichen Anblick des zerriſſenen Knechtes hinweg. Alles hatte ſich hier zuſammen gedrängt, und ſchauete bedauernd auf den Unglücklichen hin, viele weinten, denn er galt als ein treuer und guter Knecht, den alle lieb gehabt hatten. Agnes war in hohem Grade aufgeregt durch die erlebte Scene. Alle Glieder waren in fieberiſcher Bewegung. Johann hatte ſich ihr genähert, und ermahnte ſie, den ſchrecklichen Anblick zu meiden. Sie wandte ſich zu ihm, und ſprach: Johann, theurer lieber Herr, ich weiß meiner Angſt kein Ziel zu ſetzen, mit ſolchen Kräften kann der Menſch nicht kämpfen. Die Treue ſchützt dich nicht mehr, und worauf du dich ſonſt verlaſſen, wird zerſchmettert. Laß mich hinaus ins feindliche Lager, laß mich mit ihnen reden, noch kann ſich alles wenden laſſen, und ich bin überzeugt, ich bringe dir Frieden.

Johann. Agnes, faſſe dich, ſprich wenigſtens hier vor den Knechten leiſe, und mäßige deine Heftigkeit. Sie betrachten dich mit Staunen.

Agnes ward inne, daß Johann Recht hatte. Vergieb mir, ſagte ſie, ich weiß kaum, was ich thue. Der Schrecken hat mir

faſt die Sinne genommen. Reich mir deinen Arm, daß ich mich ſtütze. Aber mein Gott, du bluteſt?

Johann. Es hat nichts zu ſagen. Ein Steinſplitter hat die Haut aufgeriſſen.

Sie band ihm ihr Tuch um die Hand, und wollte ihn ins Wohngebäude führen. Indem donnerte wieder die furchtbare Büchſe und mit tiefem Brauſen fuhr zugleich die Kugel durch die Wand des Schloſſes, daß die Mauer erbebte. Sie hatte durchgeſchlagen, und das eine Fenſter anſehnlich erweitert. Auch die zweite Wand war durchgeſchlagen. Es war Niemand im Zimmer geweſen. Die Knechte und Mägde, welche ſich um den Todten gedrängt hatten, waren beim zweiten Schuſſe verſtört aus einander gefahren, und ſuchten ſich nun zu verbergen.

Wir müſſen uns im Erdgeſchoſſe aufhalten, ſprach Johann, in ihm ſind wir durch die hohe Schloßmauer geſchützt. Komm Agnes ins Zimmer, und erhole dich. Das Knallen mußt du gewohnt werden, denn ich werde antworten laſſen, und wenn meine Büchſen auch nur klein ſind, ſo ſind ſie dir dafür um ſo näher.

Er führte ſie hinein. Henning begleitete ihn. Nachdem er ſeine Hand verbunden hatte, ging er hinaus, um ſeine Büchſen in Thätigkeit zu ſetzen. Er ſtieg auf einen Thurm, auf welchem zwei derſelben ſtanden. Es ſchneiete noch immer etwas, und man ſah nur undeutlich in die Ferne. Da blitzte es roth auf, die Kugel ſummte vom heftigen Knall begleitet nahe am Thurm vorbei, und fuhr unſchädlich daneben weg nach dem Plaueſchen See hin, um wahrſcheinlich erſt jenſeits deſſelben den Erdboden zu erreichen.

Johann ließ das Geſchütz nach der Gegend hinrichten, wo er es hatte blitzen ſehen, nordöſtlich, jenſeits des Fährhauſes. Sein Büchſenmeiſter ſollte heute ſein Probeſtück machen, und Johann bedauerte nur, daß er die Wirkung deſſelben wegen des Schnees und der trüben Witterung nicht beobachten konnte. Um gewiß zu ſein, ob das Geſchütz die rechte Richtung habe, wollte man den vierten Schuß abwarten. Allein er kam nicht, und nachdem man lange genug gewartet hatte, war es ganz dunkel geworden. Wenn der Feind heute nicht mehr ſchießt, laſſen wir es bis morgen, ſagte Johann, dann werden wir ohnehin beſſer ſehen können. Er ſtieg hinab, und ging ins Schloß.

Zweierlei, ſprach Johann, wird nun nothwendig. Das eine

iſt, daß du Henning das Schloß verlaſſen mußt. Ich kann dich unmöglich mit in mein Geſchick verwickeln, in das du jetzt ſo unſchuldiger und zufälliger Weiſe hineingerathen biſt. Traurig, daß du ſchon, ſtatt der Erholung, die du hier zu finden hoffteſt, nichts als harte Schickſalsſchläge erdulden mußteſt, denn du biſt ein zu guter Bruder, als daß das Schickſal der Deinigen dich nicht aufs Innigſte berühren ſollte.

Henning. Sprich nicht davon, lieber Johann. Bin ich auch nicht zum Kriegsmanne erzogen, ſo bin ich doch nicht ſo feigherzig, dich zur Zeit der Noth zu verlaſſen. Ich bleibe bei dir.

Johann. Was ſoll es nutzen? Helfen kannſt du mir nicht. Entweder ich unterliege, — dann iſt es genug, wenn du es in der Ferne vernimmſt, und du mir dort deine brüderliche Theilnahme ſchenkſt, anſtatt mit mir hier zu unterliegen, — oder ich ſiege, dann kehrſt du wieder, und verlebſt die ſchöneren Tage mit uns, auf welche wir hoffen. Du kennſt die Schrecken der Belagerung nicht, und würdeſt dich nutzlos opfern.

Henning. Im glücklichen Falle kann mein Hierſein dir nicht ſchaden, im unglücklichen kann ich dich tröſten. Haſt du noch nie das Bedürfniß des Troſtes empfunden?

Agnes. Gebe Gott, daß es ſich nicht geltend macht. Ich fürchte, es wird ſich bald genug einſtellen.

Johann. Die Weiber fürchten ewig, die Männer hoffen.

Agnes. Weil wir an den Verluſt denken.

Johann. Und wir an den Gewinn.

Henning. Es wäre doch möglich, daß dir was Uebles zuſtieße. Du kannſt verwundet werden. Wer ſoll dann für Frau Agnes ſorgen? Du ſelber kannſt ja dazu unfähig ſein. Und wenn ſie, trotz ihrer Furcht, bei dir ausharren will, wirſt du mir doch wohl ſo viel männlichen und brüderlichen Muth zutrauen, daß ich mich von ihr nicht beſchämen laſſen werde? — Es iſt darum recht gut, daß es nicht einmal möglich iſt, zu entrinnen, denn wir ſind rings umſtellt.

Johann. Dazu müßten ſich Mittel finden. Das Eis iſt ſchwach beſetzt, und über den See würde man dich in der Nacht allenfalls hinüber bringen können.

Henning. Innerhalb der Schußlinie des Feindes? Ich glaube, der Gang wäre gefährlicher als mein ganzer Aufenthalt im Schloſſe. Nein, nein! Gieb dir weiter keine Mühe. Ich

Digitized by Google

gehe nicht, und was daraus erfolgt, will ich vor meinem Gewiſſen verantworten.

Johann. Gut denn, es ſei! So mögeſt du mein Glücks- und Unglücksgefährte bleiben. Das zweite aber iſt, wir müſſen unſere Magdeburger Gefangenen wieder in die Keller ſchaffen, denn oben, in den Thürmen und wo ſie ſich ſonſt befinden, ſchießt ſie der Feind todt.

Agnes. O warum biſt du nicht meinem Rathe gefolgt, und haſt ſie vor der Belagerung laufen laſſen. Jetzt machen ſie uns Noth, und zehren unſere Vorräthe auf.

Johann. Für das Letztere iſt geſorgt, ich fürchte keinen Mangel zu leiden. Aber Noth machen ſie uns doch, und daß ich nicht einen Theil derſelben habe laufen laſſen, thut mir jetzt leid. Das Schlimmſte iſt, daß man ihnen nicht trauen darf, und ihre Bewachung mir die Leute ermüdet.

Agnes. Schicke ſie noch fort. Sie werden ſchon hinaus finden.

Johann. Damit ſie auf der Stelle gegen mich fechten? Nein. Da ſehe ich ſie doch lieber in den Kerkern. Aber morgen müſſen ſie ſogleich anders untergebracht werden.

Neunzehntes Kapitel.

Am anderen Tage, Mittwoch den 14ten Februar war das Wetter hell. Johann ſtieg wieder auf den Thurm zu ſeinen Büchſen. Heute ließ ſich alles deutlich überſchauen. Der friſch gefallene Schnee hatte die ganze weite Landſchaft mit einem blendend weißen Schleier überdeckt, und den Unterſchied zwiſchen Land und Waſſer gänzlich aufgehoben. Alle Schatten waren tief blau gefärbt. Millionen blitzender Schneeflimmern hatten ſich in das helle Sonnenlicht getheilt, und ſpiegelten es faſt verſtohlen zurück, als leiſe Ahnung des concentrirteren Glanzes, mit welchem ſie es im Sommer in flüſſiger Lebendigkeit ihrem Wellengekräuſel entſenden würden. Alle Wege waren verſchneit, und wurden kaum durch die Bäume, welche hier und da an ihren Rändern ſtanden, bemerkbar. Selbſt das dunkle vielwinklige Gemäuer des Schloſſes hatte durch den Anflug von Schnee eine Menge weißer Stellen und ſcheckiges Anſehen gewonnen.

Noch ſchoß die große Büchſe nicht. Aber es ſchien, als ob ſich dort außer ihr mehrere von geringerer Größe befänden. Johann richtete ſeine Büchſen nach der Stelle, wo das Banner der Städte Alt und Neu Brandenburg nahe bei der großen Büchſe aufgeſteckt war. Er ließ Feuer geben, es knallte ohrenzerſchmetternd in dem alten Thurme, aus deſſen ſchmalem Fenſter die Mündung herausragte. Der Pulverdampf, der den Weg hinaus nicht finden konnte, war faſt erſtickend. Gleich nachher wurde die zweite Büchſe abgefeuert.

Johann beſaß ſechs Büchſen von verſchiedener Größe und Einrichtung, mit langen Röhren, die auf einem Geſtelle mit drei Füßen lagen, und in ihrer Form von dem was wir jetzt Kanonen nennen ſehr abwichen. Sie ſchoſſen etwa ein bis zwei Pfund Eiſen. Von gleicher Art waren die, welche Dietrich auf Frieſack angewendet hatte. Ihre Wirkung auf Menſchen, beſonders wenn ſie in eine Rotte ſchlugen, war heftig genug, in allen anderen Fällen aber mehr Furcht erregend als fürchterlich.

Drei Thürme waren mit Büchſen dieſer Art beſetzt worden, in jedem befanden ſich ihrer zwei. Johann ließ ſie ſämmtlich in Thätigkeit ſetzen, und man konnte deutlich bemerken, daß man im feindlichen Lager ſich durch Wollſäcke, Sandſäcke und Schanzkörbe gegen ihre Wirkung zu ſichern ſuchte.

Die große Büchſe ſchwieg. Dagegen antworteten mehrere kleinere von derſelben Art wie Johanns, welche den Städten Brandenburg zu gehören ſchienen. Warum die große Büchſe unthätig blieb, konnte Johann nicht begreifen. Schon fing er an zu hoffen, ſie ſei vielleicht geſprungen, und er habe von ihrer Beläſtigung weiter nichts zu fürchten. Indeſſen war der Grund einfach der, daß die übrigen Kugeln von Frieſack noch nicht angekommen waren. Man hatte nur drei mitgenommen, und dieſe Plaue zugeſchickt. Auch die Bliden waren noch nicht angekommen.

Die Kellerräume der verſchiedenen Gebäude ſollten aus Furcht vor den Kugeln, der Beſatzung und den übrigen Dienſtleuten des Schloſſes zur Wohnung angewieſen werden. Die Gefangenen wurden darum unten in die tiefer gelegenen Räume der Thürme gebracht, worüber ſie freilich ſehr wehklagten, was ſich jedoch nicht ändern ließ. Für die beiden vornehmſten Gefangenen hatte man den beſten dieſer Kerker gewählt, und zwar in dem ſogenannten Fuchsthurme, einem ſtarken runden Gebäude im Süden des Schloſſes, deſſen Fuß von den Wellen des Plauer Sees beſpült wurde. Er trat weit aus der Mauer in ſeiner dicken Rundung hervor. Jetzt konnte man auf dem Eiſe bis zu ihm und der Mauer gelangen. Der Kellerraum ging beinahe bis zur Waſſertiefe hinunter.

Dieſer Thurm war ſeit vielen Jahren nicht benutzt, und hieß jetzt bei den Leuten nicht anders als der Spukthurm, weil man ſich viele ſchauerliche Geſchichten von ihm erzählte. Vor — man wußte nicht, wie viel — Jahren hatte ein magdeburger Kaufmann darin geſeſſen, den man allgemein den Juden nannte, weil ſein Großvater ein Jude geweſen ſein ſollte, aber Chriſt geworden war. Das Gerücht gab ihn als ſehr reich an. Allein man behauptete auch, er habe zaubern können, und erzählte eine Menge Verwandlungen, die er vorgenommen. So ſollte er zum Beiſpiel, als er nach dem Kerker geführt worden war, die Schweine, welche auf dem Burghofe umher liefen, durch

ſein bloßes Anſehen in Schaafe verwandelt haben, weil ihm gegen die Schweine ein natürlicher Widerwille geblieben war, und doch ſollte er geklagt haben, daß es ihm nicht gelungen ſei, aus ſeiner Umgebung etwas Geſcheuteres zu machen. Er ſaß ſehr lange im Kerker, weil er behauptete, das ihm auferlegte Löſegeld nicht zahlen zu können. Endlich war er krank geworden, hatte über große Schmerzen geklagt, und ſich ſehr nach Frau und Kindern geſehnt. Um ſo heftiger war man in ihn gedrungen, das Löſegeld herbei zu ſchaffen, von dem er jedoch ſtandhaft behauptete, daß es ſeine Mittel weit überſtiege. Endlich hatte es ſich mit ihm zum Ende geneigt, und als er das bemerkt, habe er furchtbar zu raſen angefangen, den Burgherrn und deſſen Familie verflucht, und zugleich auf den Thurm den Fluch gelegt, daß, weil es ihm nicht gelungen ſei, wieder herauszukommen, auch jeder Andere, der künftig darin ſitzen oder ſich ihm nur nähern würde, kein Glück und keinen Segen haben, und daß ihm mißlingen ſolle, was er unternehmen möchte. Gleich darauf ſei er geſtorben mit fürchterlichem Geſchrei, daß niemand habe dabei bleiben können. Als er todt geweſen, habe ſein Geſicht ganz ſchwarz ausgeſehen, und am Halſe hätten ſich deutliche Spuren gezeigt, daß der Teufel ihn erwürgt, mit deſſen Hülfe er ſeine Zaubereien ausgeübt hatte. Seit der Zeit laſſe ſein Geiſt ſich in den mannigfachſten Geſtalten des Nachts in und bei dem Thurme ſehen, daß alle Vorübergehenden entſetzt entflöhen, auch höre man oft ein ſchauriges Rumoren, Toben und Klopfen in dem Thurme, um ſich für die ihm widerfahrene Unbill zu rächen, und ſeiner Sünden Strafe abzubüßen. Man hatte deshalb ſelbſt das Brauhaus, welches an dieſen Thurm angebaut geweſen, abgeriſſen, und auf eine andere Stelle verlegt, weil man von dem Augenblicke ſeines Todes an nicht im Stande geweſen war, gutes Bier zu erhalten. Nur ein kleines aber ſehr feſtes Gebäude lag an die Mauer gelehnt neben dem Thurm, aber durch einen gemauerten Kanal von ihm getrennt, der das Waſſer vom Schloßhofe unter der Mauer der Havel zuführte. Auf dem Hofe war die Oeffnung durch ein eiſernes Gitter verſchloſſen. Jenes Gebäude ging völlig bis zur Waſſertiefe hinunter, und enthielt einen Kerker, in welchem ſchon ſeit länger als einem Jahre ein Mörder ſaß, der einen Quitzowſchen Knecht heimtückiſch erſchlagen hatte. Seine Familie hatte noch

kein Sühnegeld gezahlt, und es war mehr als wahrſcheinlich, daß er nie wieder heraus kam. Ihm konnte der Fluch, wie man meinte, nichts ſchaden, und darum hatte man keinen Anſtand genommen, ihn hier einzuſperren.

Unter den gegenwärtigen bedrängten Umſtänden blieb nun kein anderer Rath, als Peter von Kotze und Gebhard von Plotho nach dem Spukthurm zu bringen, da dies Gefängniß das beſte, oder vielmehr das wenigſt ſchlechte war. Als man ihnen dies anzeigte, erſchraken ſie, denn die ſchauerlichen Sagen von dieſem Thurme waren ihnen nicht unbekannt geblieben, und ſie waren weit entfernt, ſie zu bezweifeln. Es ſchien ihnen eine raffinirte Grauſamkeit, ſie noch durch Spukereien quälen zu laſſen, und ſie machten Vorſtellungen dagegen. Johann befahl, ihnen die Kerker ſämmtlich zu zeigen, und ſie dann wählen zu laſſen. Als ſie ſie geſehen, blieben ſie unſchlüſſig, was ſie thun ſollten. Jenes Gefängniß im Thurme ſchien wirklich das beſte, und lag gegen die Kugeln am meiſten geſchützt. Zuletzt wählten ſie es doch, in der Hoffnung, der Spuk werde als Magdeburger ſeine Landsleute ſtillſchweigend ausgenommen haben. Für alle Fälle baten ſie, ihnen ein Crucifix mit in den Kerker zu geben, vor welchem kein hölliſches Blendwerk beſtehen könnte, worin gern gewilliget wurde.

Ihr Kerker hatte ſo viel Licht, daß eine Art von Dämmerung darin herrſchte. Es fiel durch Fenſter, welche in der Höhe angebracht waren. Auch hatten ſie ihre vollſtändige Kleidung behalten, und auf den Strohlagern befanden ſich ſogar ein Paar Stück Betten, um ſich nöthigenfalls gegen die Kälte zu ſchützen. Ihre bisherige nicht ſchlechte Koſt wurde ihnen regelmäßig gebracht, aber die Kälte beläſtigte ſie dennoch mehr, als ſie gefürchtet hatten, und ſie brachten den größten Theil der Zeit im Bette zu.

Am Tage ging alles ziemlich gut; aber als die Nacht hereinbrach, wurde ihnen ſehr ſchauerlich zu Muthe. Die Geiſterfurcht mit ihren unheimlichen Schrecken hatte ſich ihrer bemächtigt, und ſie ſcheueten nicht, dies einander zu geſtehen, denn man hatte dabei kein Arg, weil Niemand an dem Daſein umher ſpukender Seelen zweifelte, gegen welche weder Tapferkeit noch Muth, ſondern allein geiſtliche Waffen etwas ausrichten könnten. Lange ſprachen ſie mit einander, denn der Schlaf wollte ſich nicht ein-

ſtellen, und Einer fand in der Stimme des Anderen Troſt. Endlich aber ſchwiegen ſie, und nun lauſchten ſie ängſtlich auf jeden Ton. Als ſie endlich ein ſeltſames Pochen vernahmen, das wie aus der Erde zu kommen ſchien, wußten ſie, was ſie davon zu denken hatten, und ſchlugen ein Kreuz über das andere, bis es glücklich zum Schweigen gebracht war, und die Ermüdung endlich ihr Recht behauptete.

Am Donnerſtag den 15ten änderte ſich in der Lage des Schloſſes nichts. Die kleinen Büchſen knallten von beiden Seiten, die große ſchwieg. Unſere beiden Gefangenen hatten heute Zeit, ihren Kerker näher zu unterſuchen. Zufällig entdeckten ſie, daß ein großer Stein in der Mauer dicht über dem Fußboden loſe war. Er lag dem Eingange ſchief gegenüber gegen die linke Seite hin. Mehr um zu verſuchen, ob der Stein völlig abgelöſet ſei, als weil ſie ſonſt irgend einen Zweck hatten, oder an einen ſolchen dachten, hoben ſie ihn, nicht ohne Mühe, heraus. Aber mit großer Verwunderung bemerkten ſie, daß er ein großes ſchräg nach unten durch die dicke Mauer gearbeites Loch bedeckte, das weit genug war, um einen Menſchen hineinkriechen zu laſſen. Das Innere der Mauer beſtand aus Steinbrocken und Schutt, durch Mörtel einigermaaßen verbunden. Allein nur unten leuchtete durch einige Ritzen das Tageslicht herein, und man ſah, daß es nach dem Eiſe hinausging; freilich mußte aber noch die äußere Mauerhülſe durchbrochen werden. Gebhard von Plotho, der hinein gekrochen war, und den Kopf nach unten, auf dem Bauche lag, unterſuchte die Sache näher, und fand, daß es keine gar große Arbeit mehr machen konnte, die Mauer ganz zu durchbrechen. Es war ihnen bereits tüchtig vorgearbeitet.

Es blieb kein Zweifel übrig, daß der ſogenannte Jude das Stück Arbeit verrichtet hatte, um ſich zu befreien, und daß er durch ſeine Krankheit darin unterbrochen war. Daraus erklärte ſich die tiefe Verzweiflung, in der er geſtorben war, wenige Tage vor demjenigen, der ihm die Freiheit gegeben haben würde. Noch lag das ſcharfkantige Stück Granit in dem Loche, womit er gearbeitet hatte. Aber wo er den Schutt gelaſſen, blieb räthſelhaft, bis ſich ergab, daß er den nicht gepflaſterten Boden des Gefängniſſes allgemach aufgehöht, indem er die oberſte Erdſchicht abgenommen, und den Schutt auf dieſe Weiſe vergraben hatte. Das Ganze war viel zu einladend, als daß unſere beiden Ge-

fangenen nicht auf der Stelle hätten beſchließen ſollen, ſich daſ-ſelbe zu Nutz zu machen. Am Tage war es zu gefährlich, zu arbeiten, aber in der Nacht konnte man es wagen, da einestheils der Thurm von Außen jetzt nicht beobachtet, und anderntheils dieſe Gegend in der Nacht von Jedermann gemieden wurde. Es iſt nicht zu beſchreiben, welch eine Freude unſere Gefangenen ergriff, als ſie ſich überzeugten, daß die Arbeit fortgeſetzt werden könne, und binnen Kurzem zum Ziele führen müſſe. Sie umarmten ſich, und wünſchten ſich unter Freudenthränen Glück zur baldigen Freiheit. Kaum konnten ſie den Abend erwarten, um anzufangen.

Heute war der ſogenannte Wenige Rinnabend, einer von den Freudentagen des damaligen Karnevals. An dieſem Tage wurden die Vorübungen zu den Rennen und ritterlichen Spielen gehalten, mit welchen man die Rinne-Sonntage feierte. Johann von Quitzow hatte ſonſt nie verſäumt, zu dieſen Zeiten glänzende und köſtliche Buhurte zu geben, wie man dieſe Spiele nannte, an welche ſeine Freunde regelmäßig Theil nahmen. Für diesmal mußte es unterbleiben. Nur die Knechte in der Burg ließen nicht von der alten lieb gewordenen Gewohnheit, und veranſtalteten unter ſich allerlei Kampfſpiele, ſo weit der jetzt ziemlich beſchränkte Raum es zuließ.

Dagegen ging es draußen um ſo munterer zu. Aus der Burg konnte man bemerken, daß allerlei Spiele, Ringſtechen, Lanzenrennen und dergleichen mehr veranſtaltet und geübt wurden. Johann warf ſehnſuchtsvolle Blicke hinüber, denn er wäre gar gern dabei geweſen, beſonders da mehrere, ſo weit es zu bemerken war, ihre Sachen ſehr geſchickt machten. Selbſt das Feuern ließ nach, man ſchien im ganzen Lager an die bevorſtehende Faſtenzeit zu denken, und nicht geneigt, ſich durch den Krieg um die Faſtnachtsfreuden bringen zu laſſen. Das Lager ertönte ringsum von Geſängen und freudigem Jauchzen, und die Knechte in der Burg hielten es für ihre Schuldigkeit, denen draußen hören zu laſſen, daß auch ſie den Lebensmuth noch nicht verloren hatten.

Die Nacht war gekommen, unſere beiden Gefangenen ſchoben den Stein vor der Oeffnung hinweg, und Peter von Kotze kroch nicht ohne Furcht vor dem ſpukenden Juden mit dem Vorderleibe hinein. Es war eine beſchwerliche Lage, denn das Loch

ging abwärts, der Kopf lag daher nach unten, dazu war es ſtockfinſter. Indeſſen hämmerte er mit ſeinem Steine darauf los, und war zufrieden, wenn er Kalk und Steine fallen hörte. Lange hielt er es indeſſen nicht aus, weil ihm das Blut zu ſehr nach dem Kopfe drang, auch hatte er ſich beim Schlagen die Haut von der Hand geſchunden. Er wurde von Gebhard von Plotho abgelöſet.

So ging es die ganze lange Nacht hindurch, bis es wieder hell wurde. Kalk und Steine, welche herabgefallen, und deren nicht eben viel waren, wurden in den Boden eingegraben, der große Stein geſchickt in die Oeffnung eingepaßt, alle Spuren verwiſchten ſie ſorgfältig, und dann legten ſie ſich zu Bette. Sie wollten von nun an am Tage ſchlafen, um des Nachts arbeiten zu können. Schon fürchteten ſie ſich weniger vor dem Geſpenſte.

Der Freitag der 16te war angebrochen. Sie hatten noch nicht lange geſchlafen, als ſie aufgeſchreckt wurden, denn die große Büchſe donnerte wieder mit erſchütterndem Knalle. In der Burg brachte ſie alles auf die Beine; ſchon hatten ſich alle der Hoffnung überlaſſen, daß ſie unbrauchbar geworden, und ferner von ihr nichts zu fürchten ſei. Die Kugel hatte die dicke Umfaſſungsmauer des Schloſſes getroffen, die durch keinen vorliegenden Wall geſchützt war. Vor dem Gebrauche des Geſchützes hatten die Wälle mehr die Beſtimmung, das Heranbringen der Mauerbrecher zu erſchweren. Vor Plaue fehlte er, weil die Mauer ſo dick war, daß die bis dahin gebräuchlichen Maſchinen gegen ſie nichts ausrichten konnten. — Der zweite Schuß traf wieder die Mauer, und da auch die dritte Kugel dahin ſchlug, ſo überzeugte man ſich, daß es des Feindes Abſicht war, dieſe niederzulegen.

Johann lachte. Laßt ſie nur ſchießen, ſprach er, ſie wiſſen nicht, wie dick ſie iſt. Wenn ſie ſo beibleiben, beläſtigen uns ihre Kugeln nicht. Wir wollen wünſchen, daß keine darüber weg geht, denn nur ſolche könnten uns läſtig werden.

Der folgende Tag, der 17te, war der ſogenannte fette, feiſte oder ſchmalzige Sonnabend. An ihm wurden viele Schmalzkuchen, Spießkuchen, Mörſer, Hippen, und andere mit Fett und Butter zubereitete Speiſen in ungeheurer Menge gebacken, und meiſtens noch warm verzehrt. Man ſah ringsum im Lager an der großen Menge aufſteigenden Rauchs, wie eifrig man es ſich

angelegen ſein ließ, dem Gebrauche ſein Recht anzuthun, ja man überredete ſich im Schloſſe, die Butter in den Tiegeln und Pfannen kreiſchen zu hören. Aber auch im Schloſſe ſelber war man vom frühen Morgen an thätig, dieſen Sonnabend zu keinem mageren zu machen, und man wetteiferte mit denen da draußen im fleißigen Backen. Der Rauch ſtieg aus den Eſſen der Schloßgebäude Freude verkündigend in die Höhe, und wer da geſehen hätte, wie einmüthig die in und jene außer dem Schloſſe verfuhren, hätte ſie unmöglich für Feinde halten können, wenn das Knallen der großen und kleinen Büchſen ihn nicht daran erinnert hätte. Es dauerte den Tag hindurch fort, man ſchoß wieder auf die Mauer, und die Schloßbewohner ließen ſich wenig dadurch ſtören. Nur die Kugeln der kleinen Büchſen wurden auf andere Punkte gerichtet. Da man indeſſen ſehr ungenau ſchoß, weil man nicht zu zielen verſtand, ſo richteten dieſe Kugeln nur zufällig Schaden an. Gegen Abend wurden im Weſten des Schloſſes einige Bliden aufgeſtellt. Von daher konnte man nun mancher Unbequemlichkeiten gewärtig ſein. Doch wurden ſie heute noch nicht in Thätigkeit geſetzt.

Der 18te Februar war der Sonntag Esto mihi oder Quinquagesimae, ein Tag, der zu jener Zeit auf die mannigfaltigſte Weiſe gefeiert wurde, und darum die verſchiedenartigſten Namen erhielt. Mit jenen oben genannten bezeichnete ihn die Kirche; doch hieß er bei ihr auch Carnisprivium novum oder Dominica ad Carnes Levandas oder Tollendas, ſo wie Carnisprivium Sacerdotum, und Dominica ante Cineres. In älteren Zeiten hielt man dafür, daß die Geiſtlichkeit billiger Weiſe den übrigen Chriſten mit dem Faſten vorausgehen müßte, und daß ihre Faſten zwei Tage früher anfangen könnten, als dieſe. Für ſie war daher heute der letzte Fleiſchtag, und darum that man ſich noch möglichſt viel zu Gute. Von dieſem Gebrauche hieß dieſer Tag ſehr allgemein die Pfaffen-Faſtnacht, und weil die vornehmeren Laien glaubten, ſich in dieſer Beziehung den Pfaffen anſchließen zu müſſen, wurde er auch Herrenfaſtnacht genannt. Er hieß ferner der große Faſtelabend, ſo wie der fette Sonntag. Mit ihm begann die ſogenannte taube oder unſinnige Woche. Es ging an ihm in der ganzen Chriſtenheit überaus luſtig zu, und die Geiſtlichkeit ohne Ausnahme ging darin mit gutem, — leider auch nicht ſelten mit ſchlechtem Beiſpiele voran.

Selbſt Mönche und Nonnen liefen vermummt umher, (ſogar die Aebtiſſin des Frauenmünſters zu Zürich lief im Jahre 1433 mit einem Herrn von Heuen vermummt mit ziemlichem Unweſen durch die Gaſſen der Stadt), und überließen ſich oft ſehr ſträflichen Ausſchweifungen [1]). Vornehme Herren veranſtalteten an dieſem Tage ritterliche Spiele, Rennen, Speerſtechen und Turniere, wozu ſie den benachbarten Adel und deſſen Frauen einluden, womit ſodann Mummereien und andere Luſtbarkeiten verbunden wurden. Von dieſen Buhurten erhielt der Sonntag auch den Namen Bohordicum, ſo wie der große oder mehrere Rinntag, auch der Rinne-Sonntag. Abends wurden auf Höhen und freien Plätzen Faſtnachtsfeuer angezündet, womit die ganze Woche hindurch fortgefahren wurde, kurz man gab ſich alle erſinnliche Mühe, um in dieſen feſtlichen Tagen, welche geſtern begonnen hatten, Freude und Luſt walten zu laſſen.

Suchte man im Schloſſe, ſo viel es möglich war, dem Tage ſein Recht anzuthun, ſo läßt ſich wohl denken, daß man im Lager noch weniger darin kargte. Freude und Jubel ertönte überall, und nur während des Gottesdienſtes herrſchte Stille. Schauteufel liefen umher [2]), ſteckten den Kopf in jedes Zelt, und trieben die unſinnigſten Poſſen. Es waren Kriegsknechte, die ſich als Teufel verkleidet hatten, meiſtens Trommelſchläger und Pfeifer, denn dieſe hatten das Amt der Luſtigmacher in den Heeren, daher ihre buntſcheckige Kleidung, und man wählte dazu meiſtens nur poſſirliche Kerle. Die Hauptluſt beſtand darin, daß ſie ſich möglichſt dumm anſtellten. Sie mußten nichts kennen, nichts wiſſen, ſich bei jeder Sache über die Maaßen verwundern, vor allen, ſelbſt den unbedeutendſten Dingen heftig erſchrecken, und dennoch eine ungezügelte Neugier zeigen, die ſie trieb, alles zu begucken, zu befühlen, und zu koſten. Es verſteht ſich, daß ſie alles verkehrt anfangen und ſich in Verlegenheiten bringen mußten, bei welchen ſie die grimmigſten Geſichter und Kapriolen ſchnitten. Sie bekamen natürlich ihre Prügel, ohne welche der Luſt das Gewürz gefehlt hätte, aber ſie hatten ſich darauf vorgeſehen, und den Rücken gehörig gepolſtert. Alle Welt wurde durch ſie

---

[1]) Hottinger Helvet. Kirchengeſch. Thl. II. S. 696. Haltaus Calendarium medii aevi p. 50.

[2]) Leibnitzii Script. Brunsv. T. III. p. 261.

in die fröhlichſte Laune geſetzt, auch dem Einfältigſten war es ſchmeichelhaft, Weſen vor ſich zu ſehen, über welche er ſich unendlich erhaben dünkte. Je mehr ſich die Zuſchauer ausſchütten wollten vor Lachen, je mehr der Ausruf erſchallte: ach, was iſt das für ein dummer Teufel! um ſo größeres Lob erndtete der Schauteufel ein. Es gehörte nicht viel dazu, um die Zuſchauer königlich zu vergnügen, denn an Kritik dachte niemand, und eben darum waren ſie unendlich vergnügungs- und genußfähiger, als unſere Zeitgenoſſen, welche nicht eher ruhen, als bis ſie bei jedem Genuſſe ſich erſt Rechenſchaft darüber abgelegt haben, ob ſie auch wohl füglich dabei vergnügt ſein dürfen, unterdeſſen ſich ihnen der ganze Genuß verflüchtigt. Leute, welche ihre Glückſeligkeit darin fanden, ſich bei und nach dem Genuſſe aufzuzählen, was alles daran gefehlt hatte, wenn es ein Genuß hätte ſein ſollen, lebten damals nicht, und von dieſer Art Philiſterhaftigkeit war keine Ahnung in ihrer Seele. Sie genoſſen die Schönheit, war es auch vielleicht nur eine Bauerdirne, ohne ſie unter das anatomiſche Meſſer zu nehmen, und befanden ſich wohl dabei, denn nichts hat das Leben an Freuden ſo arm gemacht, als das Heraufbeſchwören und die allgemeine Herrſchaft des böſen kritiſchen Geiſtes, weil er den Menſchen die Genußfähigkeit genommen hat, ohne etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen, als höchſtens die ärmliche Freude, den Kenner ſpielen zu können. Unſeren Vorfahren, war jeder Genuß, der ihnen geboten wurde, eine Blume, die, wenn nicht durch ihren Geruch, ſo doch durch ihre Form oder ihre Farbe das Herz erfreute, und ſie hatten Luſt, ſich erfreuen zu laſſen. Fehlte auch ein Blättchen daran, war ſie auch vielleicht nicht die ſchönſte, es war doch eine Blume, geſchaffen, ſich daran zu ergötzen, und dazu ließen ſie ſich nicht lange nöthigen.

Im Lager waren an vielen Stellen Veranſtaltungen getroffen, ritterliche Uebungen, Kämpfe, Speerſtechen, Ringelrennen und ähnliche Spiele zu Roß und zu Fuß halten zu können. Dies bot den Schauteufeln einen neuen Tummelplatz für ihre Späße. Sie durften überall hinein, ſelbſt wo es anderen verboten war, nur hatten ſie ſich vor Prügel in Acht zu nehmen. Daneben wurde fleißig geſotten und gebacken, und ſtarke Nauener Zizenille wie alter Claus, zwei damals ſehr beliebte Bierſorten, floſſen in Strömen. In den Zelten lag bereits Mancher in ſüßem

Taumel, und lallte: wer trinken will Zizenill, muß liegen drei Tage ſtill [1]), womit er denn eben den Anfang gemacht hatte.

Johann ließ gegen Abend ſeine Leute zuſammen kommen, und ſagte zu ihnen: Wir ſind ſonſt immer gewohnt geweſen, an dieſem Tage einen Buhurt zu veranſtalten. Ich habe diesmal keine Freunde dazu einladen können, denn ſie konnten ſich nicht einfinden. Da ſich aber draußen vor dem Schloſſe ſo viele Feinde eingefunden haben, und Luſt haben zu buhurten, wie wärs, wenn wir einmal nicht im Schimpf ſondern im Ernſt heute mit ihnen buhurteten?

Ja, ja, ja, ſchrieen alle, iſts doch heute der Rinne-Sonntag, ſie ſollen mit uns rennen, und wen wir vor die Lanze kriegen, der ſoll uns nicht entrinnen.

Johann hatte es eigentlich darauf abgeſehen, dem Feinde ſeine Büchſen zu verderben, oder wo möglich abzunehmen. Man rüſtete ſich daher eiligſt, und in der Dämmerung ſaß man auf. Das Thor öffnete ſich, und ſchon war man auf dem Eiſe der Havel, ehe der Feind von dem Ausfall etwas merkte. Jetzt erſchallete Lärm. Aber es war ſchwer den Lärm des Feſtes zu übertönen, denn Trompeten ſchmetterten ſchon genug in feſtlicher Luſt. Die Trommeln waren auch nicht ſchnell bei der Hand, weil die Trommelſchläger als Schauteufel umher ſchwärmten. Verwirrung und Beſtürzung war nicht gering. Da man an der Bewegung der Quitzows ſah, daß ſie auf das Geſchütz losgehen wollten, ſo warf ſich alles, was bewaffnet war, dorthin, um es zu vertheidigen. Es war ein Erdwall aufgeworfen, eine Art von Schanze, in welchem es ſtand, und aus deſſen Schießſcharten die Mündungen herausragten. Johann überzeugte ſich, daß er hier mit ſeiner Reiterei nichts thun konnte Er bog daher rechts ab, und warf ſich mitten auf das feindliche Lager.

Das alles geſchah in ſo großer Eile, daß die Ueberfallenen völlig unvorbereitet den Anfall erdulden mußten. Ein ungeheurer Allarm erhob ſich, und pflanzte ſich nach beiden Seiten rings durch das Lager fort. Die Schauteufel ſtanden und trommelten, daß das Fell ſpringen mochte, auch in den Rotten und Zügen ſtand Mancher gar wunderlich ausſtaffirt, und zitterte, nicht vor Kälte. Die Angegriffenen wurden über den Haufen gerannt,

---

[1]) Coleri Hausbuch Thl. I. S. 22.

und flüchteten ſich hierhin und dorthin, verkrochen ſich in Zelten und hinter Bierfäſſern, und ſuchten ſich zu ſchützen, ſo gut ſie konnten. Kreiſchend liefen die Weiber umher, und die Männer ſtürzten über ſie weg, nach der Wagenburg laufend, um dort Schutz zu finden. Die Quitzowſchen Reiter theilten grimmige Hiebe aus, Johann wüthete mit Lanze und Schwerdt, daß er auf ſeinem Wege überall blutige Spuren zurück ließ, und daneben wurden viel ſchöne Schmalzkuchen und die delikateſten Plinzen verdorben. Er verſuchte jetzt von der Seite ſich dem Geſchütze zu nähern. Wirklich gelang es ihm auch, die Feinde vor ſich her zu jagen, und ihm ganz nahe zu kommen. Aber eben jetzt mußte er zum Rückzug blaſen laſſen, denn von allen Seiten zogen ſo überlegene Streitkräfte heran, daß er nicht länger weilen durfte. In flüchtigſter Eile ging man zurück, nur wenig verfolgt von dem überraſchten Feinde, deſſen Haufen noch nicht weit genug heran waren, um mehr zu thun, als einige Büchſenkugeln durch und über den Quitzowſchen Haufen hinzuſenden, die nur unbedeutenden Schaden thaten.

Johann und ſeine Leute waren mit dieſem Buhurt überaus zufrieden. Letztere hatten doch einige Beute gemacht, und Johann kannte nun, wie man bei einem künftigen Ausfalle dem Geſchütze beikommen könnte. Man that ſich im Schloſſe bei Kuchen und Bier nach gethanener Arbeit gütlich, und erzählte tauſend drollige Geſchichten von dem Schrecken des Feindes, der eine nicht kleine Zahl Verwundeter haben mußte.

Von der Burg hatte man Abends eine ſehenswerthe Ausſicht. Es brannten heute ungewöhnlich viele Feuer im Lager, denn außer den Wachtfeuern gab es gar viele Kochfeuer. Aber auch in größerer und weiterer Ferne leuchteten auf den Höhen neben den Dörfern und auf Warthen die Faſtnachtfeuer mit rothem Scheine, die letzten wie große aufgehende Sterne. Vom Schnee glänzte ein wahres Roſenlicht zurück. Die Nacht war übrigens dunkel, denn der Mond ſchien nicht.

Am andern Tage, Montag den 19ten, war Faſtelabend oder Narrenkirchweih. Ausgelaſſenheit und ſinnlicher Genuß feierten heute wie geſtern ihre Triumphe, Narren und Luſtigmacher parodirten heute die Kirchweihfeſte auf die tolleſte Weiſe. Kein Stand, kein Gebrauch war ſo ehrwürdig, der heute nicht herhalten, und Stoff hergeben mußte, ihn in verkehrter Behandlung

und Auffaſſungsweiſe ins Lächerliche zu ziehen. Die Schauteufel führten Faſtnachtsſpiele auf, doch waren dies in der Regel fahrende Schüler und Prieſter, weil Verſe hergeſagt werden mußten, und dies nicht Jedermanns Sache war. Man ſtellte lächerliche Proceſſionen und Aufzüge an, in den wunderlichſten Vermummungen und Verkappungen, und überließ ſich rückſichtslos der Freude.

In der Burg that man, was die Umſtände erlaubten. Der Feind ſchoß heute fleißig, und holte ein, was er geſtern verſäumt hatte. Auch ſah man deutlich, daß Maaßregeln getroffen wurden, das Geſchütz gegen einen ähnlichen Ueberfall zu ſichern, indem er ſeitwärts noch eine Schanze mit einem Graben vorlegte. Dadurch war es allerdings gegen eine Ueberrumpelung geſichert, und Johann mußte den Gedanken daran aufgeben.

Unſere beiden Gefangenen waren unterdeſſen die Nächte hindurch recht fleißig geweſen, und ſchon war das Loch ſo ſehr erweitert, daß man unten nicht allein den Schnee auf dem Eiſe des Sees deutlich ſah, ſondern auch hoffen durfte, es in der bevorſtehenden Nacht ſo weit zu bringen, daß es das Hindurchkriechen erlauben würde. So viel als möglich ließ man eine Steinſchicht ſtehen, oder ſetzte das Loch auch wohl am Morgen mit Steinſplittern zu, um von Außen keine Oeffnung gewahr werden zu laſſen. Noch ſchien Niemand etwas bemerkt zu haben, ſonſt wären ſicherlich Vorkehrungen getroffen worden, ein weiteres Durchbrechen zu verhindern.

Als die Nacht eingebrochen, und der lärmende Jubel der Schloßleute verſtummt war, den ſelbſt die Blidenwürfe nur momentan unterbrochen hatten, fingen die Gefangenen wieder an zu arbeiten. Die Hoffnung, bald am Ziele zu ſein, gab neue Kräfte, die Steinſtücke, mit welchen das Loch zugeſetzt war, wurden behutſam auf die Seite gepackt, belebend und erfriſchend fuhr die kalte reine Winterluft herein. Gebhard von Plotho ſaugte ſie begierig auf. Ha Peter, rief er, freie Luft, o was thut ſie wohl, ſo ſtark wie heute iſt ſie noch nicht eingeſtrömt. Sieh, wenn ich den Kopf ganz hinunter ſchiebe, ſehe ich Feuerſchein — nein wahrhaftig, ich ſehe die Wachtfeuer unſerer Landsleute, der Magdeburger! O herrlicher Anblick, wie erfreut er meine Seele! Seid gegrüßt, ſeid von Herzen gegrüßt,

ihr Lieben, für jetzt noch aus der Ferne, aber bald, bald aus der Nähe! —

Steig herauf Gebhard, rief Peter, du haſt nun genug geſehen, laß mich hinunter, damit ich mich an dem lang entbehrten Anblick ebenfalls labe. Auch mich dürſtet nach freier Luft und dem Anblick unſerer vaterländiſchen Wachtfeuer. Komm, komm! ich kann die Zeit nicht erwarten. —

Er half Gebhard indem er ihn um die Schenkel packte, und dieſen ſchneller herauszog, als ihm lieb war. Dann kroch er das enge Loch hinunter.

Sprich nicht da unten, rief ihm Gebhard zu, draußen könnte es Jemand hören, ich habe das in meiner Herzensfreude vorher auch nicht bedacht. Freue dich ſchweigend, und ſende deine Grüße unſeren Landsleuten in Gedanken zu.

Es trat eine tiefe Stille ein. Peter ſchien gar keine Luſt zu haben, wieder in die Höhe zu rutſchen. Plötzlich ertönte jenes unheimliche dumpfe Klopfen wieder, das unſere Ritter ſchon mehrmals vernommen hatten.

Hörſt du? rief Gebhard, da klopft der Jude ſchon wieder. Wenn ich nur wüßte, wo er arbeitet. Er iſt mitten in ſeiner Arbeit dahin gefahren, und in Verzweiflung darüber geſtorben, daß er das Loch nicht fertig gemacht, und ſich befreit hat. Nun hat ſeine Seele keine Ruhe, und er klopft und arbeitet noch immer zu, um zu vollenden, was er angefangen. Und doch klopft er nicht in dieſem Loche. Wo mag es ſein? Wo hörſt du den Schall, Peter?

Peter kroch zurück, und als er wieder ſtand, ſprach er: mir war es da unten, als ob hier im Thurme geklopft würde. Haſt du es anderswo gehört?

Gebhard. Gehört hab ich es wohl, aber wo es war, weiß ich nicht. Horch! da klopft es wieder.

Es hielt diesmal ziemlich lange an, und begann nach geringer Unterbrechung von neuem. Endlich gewöhnte man ſich daran, und faßte den kühnen Entſchluß, ſich dadurch nicht ſtören zu laſſen. Gebhard kroch wieder hinein, und fing an zu arbeiten. Peter löſete ihn ab, und als der Morgen anbrach, war das Loch faſt weit genug, um hindurch zu kriechen, wenn es auch nur mit Mühe geſchehen konnte. Die Arbeit war in der nächſten Nacht beendigt.

Gott ſei Lob und Dank, ſprach Peter, und umarmte vor Freuden Gebhard. Das Werk iſt vollendet, nun können wir frei ſein, ſobald wir wollen. In der kommenden Nacht umarmen wir unſere Freunde, und es wird uns ſehr zu ſtatten kommen, daß unſere Feinde, von den Faſtnachtsfeſtlichkeiten ermüdet, nicht eben ſtrenge Wache halten, und unſere Flucht hindern werden. Glück auf zum fröhlichen Wiederſehen! Was wird ſich Erzbiſchof Günther und Günzel von Bartensleben freuen, wenn wir ſo unvermuthet wiederkommen!

Gebhard ging hinunter, um das Loch nach Außen hin ſo gut es ging zuzuſetzen. Vorher räumte er die hinausgefallenen Steine vom Schnee, indem er hinauslangte, ſorgfältig hinweg. Dann ſtieg er wieder hinauf, und beide Gefangenen unterhielten ſich im frohen Jubel von den zu hoffenden Freuden der kommenden Tage.

Zwanzigstes Kapitel.

Es war heute Dienſtag den 20ſten Februar die ſogenannte junge Faſtnacht oder Carnivora. Die Feſtlichkeiten der vorigen Tage mit allen Genüſſen dauerten fort, und wenngleich Pfaffen und Herren eigentlich jetzt ſchon faſten ſollten, ſo wurde das doch ſo genau eben nicht genommen. Faſtnachtsſpiele, Mummereien, Aufzüge in burlesker Form, und unmäßiges Schlemmen, Hinunterſchlingen aller möglichen Fett- und Fleiſchſpeiſen, waren wieder an der Tagesordnung, und im Lager wurde nicht weniger geſotten und gebraten, als geſtern und vorgeſtern. Die Beſchießung wurde fortgeſetzt, die große Büchſe feuerte immer noch nach der Mauer. Auch die Bliden arbeiteten thätig, und fingen an, ſehr läſtig zu werden.

Im Schloſſe feierte man die junge Faſtnacht ebenfalls, wenn man ſich auch freilich mehr als man es wünſchte beſchränken mußte. Da geſtern die ausgeſtellten Wachtpoſten zu eifrig an den Genüſſen Theil genommen hatten, ſo daß mehrere unfähig waren, ihren Dienſt zu verſehen, ſo hatte Johann ſtreng verboten, den heute Beſchäftigten mehr, als die gewöhnlichen Speiſe- und Trankportionen zukommen zu laſſen.

Wir halten uns nicht bei all den Farcen und Tollheiten auf, welche die Knechte erſannen, um ſich gegenſeitig zu beluſtigen. Nur einen bei den Knechten und der unteren Dienerſchaft ſehr beliebten Schwank wollen wir doch etwas näher ins Auge faſſen, den Johann auch heute auf vieles Bitten geſtatten mußte. Es war das Kübelturnier.

Eine Anzahl Knechte und Stalljungen, — von erſteren ſuchte man die kleinſten dazu aus, — borgten ſich die Kleider der größten und beleibteſten Knechte, zogen ſie an, und ſtopften ſich hinten und vorn ſo dicht und dick als möglich mit Heu und Stroh aus. Auf dem, wie eine Halbkugel erſcheinenden Rücken, und eben ſo auf dem Bauche wurde ein großes Geſicht gemalt, oder auch von Papier verfertigt aufgenäht. Ueber den Kopf ſtürzte

man ſtatt des Helmes hölzerne Gölten und Kübel, in deren Seitenwand ein Paar Löcher für die Augen eingeſchnitten waren. Ein außen angeklebtes Papier trug auch wohl noch die Züge eines zweiten Geſichts, über dem viel größeren unteren, ſo daß der Kerl ziemlich genau die Form der noch jetzt unter den Weihnachtsſachen prangenden Nußknacker erhielt, welche in der That nichts anderes, als Abbilder ſolcher Kübelritter zu ſein ſcheinen. Es wurden nun die ſchlechteſten Klepper und Pferde in den Ställen ausgewählt, und bloß mit einfachen Sätteln ohne Hinter- und Vorderzeug geſattelt. Jeder Kübelritter beſtieg eines derſelben, und erhielt ſtatt der Lanze eine dicke Stange, vorne mit einer Kolbe verſehen, in die Hand. Man theilte ſich in zwei Haufen, deren jeder einen Trompeter-Jungen erhielt, und nun wurde ein Turnier gehalten, mit allen Gebräuchen, ſo weit die Umſtände ſie zuließen, oder vielmehr, man lieferte eine Carricatur des Turniers.

Man denke ſich zwei Züge von Nußknackern, nur unſicher zu Pferde ſitzend, und doch ſich als Ritter gebehrdend, und man wird die komiſche Seite der Farce leicht erfaſſen. Beim Einreiten in die Schranken, oder vielmehr auf den offenen Platz, verneigten ſich alle ſehr höflich und vielfach gegen die Damen, welche zuſahen, und gewöhnlich fielen ſchon hierbei einige zu Eifrige vom Pferde, denen man mit ſchallendem Gelächter dankte. Nun begann das Stechen, der Reihe nach. Erlaubte es der Raum, ſo ſtachen mehrere Paare zugleich. Jetzt gab die Trompete das Zeichen, die Paare flogen mit eingelegter Stange auf einander los, aber dem einen Ritter lief das Pferd unter den Beinen weg, und er kollerte ſich am Boden, das andere Paar traf auf einander, und beide Ritter wurden in aller Eil abgeſattelt. Es traten zwei andere Paare hervor, ſie legten ein, rannten, und trafen einander nicht, aber der Eine lag doch am Boden, und ſein Pferdlein ſpazierte wohlgemuth umher — kurz, es gab ſo viel drollige Scenen, daß das Gelächter der Zuſchauer gar nicht abließ, und die Spottluſt Stoff genug fand, ſich zu tummeln. Zuletzt gingen beide Haufen in Maſſe auf einander los, wo ſie dann wie die Fliegen bei kaltem Wetter fielen, und es nicht Leute genug gab, aufzuhelfen. Beſonders beluſtigend waren die Anſtrengungen derer, welche im Fallen begriffen, ſich auf den Pferden erhalten wollten, und nach langem Schwanken

und Mühen zuletzt doch hinunter plumpten. Auch die ſteifen unbeholfenen Pferde thaten das Ihrige, die Luſt zu vermehren. Keine Luſtbarkeit vergnügte in ſo hohem Maaße, die Zuſchauer wollten ſich vor Lachen ausſchütten, bis endlich Johann das Zeichen gab, die Pferde nach den Ställen zurück zu führen. Außerdem brachte der Tag nichts Neues. Abends brannten wieder, ſo weit das Auge reichte, die Faſtnachtfeuer, und ziemlich ſpät erſt ſuchte jeder das Lager um den ſchweren Kopf und vollen Magen zur Ruhe zu bringen.

Das war der Zeitpunkt, auf welchen unſere beiden Ritter gewartet hatten. Das Getöſe verſtummte immer mehr und mehr, lauernd horchten ſie, ob noch Gefahr zu fürchten ſei, und träge ſchlich die Zeit in ängſtlicher Geſpanntheit hin. Nun iſts Zeit, ſprach Gebhard. Jetzt! Krieche du voran, räume die Steine fort, und wirf ſie hinaus, und dann in Gottes Namen den Reſt weggehauen, daß wir fortkommen.

Peter fing an zu arbeiten, und hämmerte friſch darauf los. Das Schneelicht ließ ſchon Einiges erkennen, und die Arbeit förderte ungemein. Dann folgte Gebhard, und nach einer Stunde und etwas darüber war das Loch hinreichend erweitert, um hindurch ſchlüpfen zu können. Gebhard kroch zurück, und umarmte Peter vor Freude.

Da hörten ſie ein ſeltſames Gepraſſel, wie ſie es bis dahin noch nicht vernommen hatten. Allein es klang wieder ſo dumpf, daß ſie nicht wußten, was es ſei, oder wo ſie es hinbringen ſollten. Es mußte Mitternacht ſein, und beide waren bei dem Getöſe zuſammen gefahren.

Es iſt nicht richtig, ſprach Gebhard. Der Jude ſpukt wieder. Wenn er uns nur nicht im Loche einen Schabernack ſpielt, und ſeinen Fluch wahr macht, daß die, welche in dieſen Thurm kommen, kein Glück haben ſollen.

Peter. Wie kommſt du auf dieſen Gedanken. Sind wir doch ſeine Landsleute, und daß wir das von ihm ſo weit bearbeitete Loch fanden, iſt ſchon ein Beweis, daß wir Glück haben. Auch iſt ja alles gut gegangen. Aber nun raſch! Jetzt hält uns nichts mehr. Nun vorwärts. Ich krieche voran. Folge du mir!

Es geſchah. Auf dem Bauche in ſchräg herabhangender Lage ſchob er ſich vor. Sein Kopf war im Freien, bald waren

es auch die Arme, er ſetzte ſie auf den Schnee auf, und zog den übrigen Körper nach. Auch die Beine waren heraus, er war frei, und in dieſem ſeligen Gefühle ſprang er auf die Füße, und ſtand auf dem Eiſe des Sees. Hinter ihm ſtand der Gefängnißthurm, zur Linken zog ſich die Mauer hin, vor ihm in der Ferne leuchteten die Magdeburger Wachtfeuer.

Aber wer beſchreibt ſeinen Schrecken, als dicht vor ihm, wie aus der Erde wachſend, ſich die Geſtalt des geſpenſtiſchen Juden erhob, ſo hoch, daß ſie ihn weit überragte. So matt das Schneelicht leuchtete, ſah er doch ſein ſchwarzes Geſicht, ſeinen langen ſchwarzen Bart, ſein verwildertes Haar. Furchtbar verzog er das Geſicht, erhob ſeine Hand, und ſchrie ihm mit einer gräßlichen Stimme zu: Zurück, oder es koſtet dein Leben! — Schon war er im Begriff, Petern beim Halſe zu packen, und ihn zu erwürgen, als dieſer wieder ſeiner wie Blei gelähmten Glieder mächtig wurde, ſich ſchnell bückte, und eilfertig in das ſo eben verlaſſene Loch zurückkehrte, das Gebhard mit ſeinem Leibe beinahe ausfüllte. Um Gotteswillen zurück, flüſterte Peter, Gebhard rutſchte wieder hinauf, Peter folgte, und beide ſtanden wieder in ihrem Kerker.

Was giebts denn? fragte Gebhard. — Still, um Gotteswillen ſtill, flüſterte Peter, am ganzen Leibe zitternd. Komm weiter zurück von dem ſchrecklichen Loche.

Er zog Gebhard möglichſt weit zurück, und ſuchte ſich ſo weit zu faſſen, daß er zu Worte kommen konnte. Der Schreck hatte ihm die Bruſt zuſammen geſchnürt, es fehlte ihm an Luft. Endlich ſtotterte er mühſam Folgendes heraus.

Es iſt nichts mit unſerer Flucht, nichts! O wir Unglücklichen! Wie hatte ich mich ſchon darauf gefreut! Draußen ſteht das Geſpenſt des ſchrecklichen Juden, und hält Wache. Seine Augen leuchteten, wie glühende Kohlen, und mit einer Stimme, die durch Mark und Bein dringt, ſchrie er mir ſein entſetzliches Zurück zu, und hätte mich mit ſeinen Krallen erwürgt, wenn ich nicht Folge geleiſtet hätte.

Peter, rief Gebhard, haſt du auch nicht etwa geträumt? — Der Jude draußen vor dem Thurme? —

Peter. Wie ich dir ſage, leibhaftig, ſo weit ein Geſpenſt leibhaftig ſein kann. Ach er ſah fürchterlich aus.

Gebhard. Dein Wort in Ehren, Peter, aber die Frei-

heit winkt. Ich muß es dennoch wagen, und wenn die Hölle ſich davor lagerte. Weißt du was? Ich krieche voran, und nehme das Crucifix mit. Das ſtrecke ich ihm entgegen, dann ſoll er wohl zu Kreuze kriechen.

Peter. Er war ja ein Jude, er glaubt nicht daran.

Gebhard. O er war getauft, und ſein Vater auch. Und wenn auch nicht, es hilft doch.

Er tappte umher, und ſuchte das Crucifix. Endlich fand er es, aber in demſelben Augenblicke raſſelte der Schlüſſel in der Kerkerthüre, ſie ging auf, und Johann trat mit einer Anzahl bewaffneter Leute ein, von denen mehrere Leuchten trugen. Peter und Gebhard glaubten verſinken zu müſſen.

Ah, ihr habt wohl gebetet? fragte Johann, als er das Crucifix in Gebhards Hand erblickte. Aber Herr Peter, wovon ſeht ihr ſo weiß und ſtaubig aus? Auch ihr, Herr Gebhard, gleicht mehr einem Maurer, als — Ei was iſt denn das? rief er plötzlich, und trat vor das offene Loch in der Kerkerwand. Komm einmal her Willrich, und leuchte. — Aha! Da bin ich euch freilich zu ungelegener Zeit gekommen, aber mir zu ſehr gelegener. Sieh doch einmal zu, Hans, ob du da hindurch kannſt.

Hans kroch hinein, und war gleich nachher draußen. Dann kam er wieder zurück.

Das geht vortrefflich, ſprach Johann. Wenn man euch Herren noch hier ſieht, ſollte man eher glauben, ihr hättet das Loch für Andere als für euch ſelber gemacht. Unbequem iſt es indeſſen immer, da hindurch zu kriechen, darum will ich euch einen bequemeren Weg aus dieſem Thurme hinaus führen. Seid nur ſo gut, und kommt mit uns.

Gebhard und Peter verbiſſen ihren Grimm, ſo gut ſie konnten, und zwiſchen den Zähnen murmelten ſie: der verfluchte Jude. Sein Fluch dauert noch fort! — Die Knechte nahmen ſie in die Mitte, und führten ſie nach einem anderen Thurme in ein viel ſchlechteres Gefängniß. Ihre Betten brachte man ihnen nach. Jammernd und wehklagend warfen ſie ſich auf ihr Lager. Aber der Schlaf floh ihre Augen, nicht einmal ein Traum wollte ſie mitleidig in das goldene Land der Freiheit führen.

Johann ging nochmals in die Nähe des Thurms. Die zahlreiche Begleitung von Knechten näherte ſich ihm nicht ohne Schauder. Jenes kleine Häuschen in der Nähe deſſelben, welches nur

durch einen Kanal von ihm getrennt war, in welchem der Mörder ſaß, ſollte noch unterſucht werden. Ein auf der dicken Mauer nicht gar weit vom Thurme ſtehender Wachtpoſten hatte nämlich die ſtark geſchrieenen Worte: Zurück, oder es koſtet dein Leben, vernommen, und vermuthet, daß die Feinde vielleicht draußen etwas unternehmen wollten. Er machte Lärm, Johann war noch auf den Beinen, und zufällig in der Nähe. Augenblicklich vermuthete er, daß vielleicht ſeine Gefangenen mit den Magdeburgern ein Verſtändniß hätten, und eilte mit den wachthaltenden Knechten nach ihrem Gefängniſſe. Er hielt es nicht für überflüſſig, auch das Gefängniß des Mörders noch zu unterſuchen.

Man ſchloß auf und ſtieg hinab. Allein man fand die Stelle leer. Der Mörder hatte die dicke Mauer nach dem Kanal durchbrochen, und war durch dieſen auf dem Eiſe, womit der Boden bedeckt war, nach dem See gekrochen, zu welchem der Kanal hinführte, und wo er durch kein Gitter, wie oben auf dem Burghofe geſchloſſen war. Rechts neben der Kanalöffnung war das Loch im Thurme, aus welchem die Magdeburger entweichen wollten, wie ein Knecht berichtete, der hindurch geſchickt wurde.

Der iſt fort, ſprach Johann. Schade, daß er ſich nicht rechts gewandt hat, da hätte er gleich wieder Aufnahme finden können. Die Magdeburger hatten ihm das recht bequem gemacht. Er muß aber doch Bedenklichkeiten gefunden haben. Wer hat aber nun hier unten geſchrieen? Iſt der Feind mit im Spiele geweſen, ſo müſſen ſich Fußtapfen im Schnee zeigen. Sieh noch einmal nach, ob du dergleichen bemerkſt. — Der zurückkehrende Knecht verſicherte jedoch, daß nur dicht vor dem Loche im Thurme Fußtapfen vorhanden ſeien, und dann die des Entflohenen queer über den See.

Mag es zuſammen hangen, wie es wolle, ſagte Johann. Mir genügt es, daß wenigſtens die beiden Magdeburger Ritter nicht entflohen ſind. Es würde wenig nutzen, ſie zu fragen, denn die Wahrheit geſtehen ſie ſchwerlich. Aber zum zweitenmale ſoll es ihnen nicht gelingen, ſo weit mit ihren Vorkehrungen zu kommen.

Die Tage des Faſtenjubels waren verfloſſen. Mit dem Aſchermittwoche, dem 21ſten Februar, hatte plötzlich alles eine andere Geſtalt angenommen. Er war der erſte Tag der Faſten, an welchem man ſich von den begangenen Sünden reinigte, wes-

halb er auch der Schürtag oder Scheuertag genannt wurde. Demüthig wallete man zur Kirche, ließ ſich vom Prieſter Aſche auf das Haupt ſtreuen, und wer ſo viel Latein verſtand, hörte dabei andächtig den ernſten Spruch aus des Prieſters Munde: Memento homo quia cinis es, et in cinerem converteris! Man ſuchte bei dem Biſchofe oder Kirchenvorſteher Ablaß von den erlaßlichen Sünden, und an vielen Orten trieb man heute den alten Adam aus. Nur einen Theil dieſer Gebräuche konnten die Bewohner des belagerten Plaue beobachten; aber ſie ließen es an herzlicher Demüthigung und Zerknirſchung nicht fehlen. Ihre Betrübniß wurde durch einen äußeren Umſtand noch bedeutend geſteigert, nämlich durch die Entdeckung, daß die Schloßmauer durch die Kugeln der großen Büchſe ſehr viel mehr gelitten habe, als man ſich vorgeſtellt hatte. Große Stücke davon waren ſchon zuſammen geſtürzt, und ob man gleich noch keine eigentliche Lücke gewahrte, und die Mauer vom Hofe aus geſehen noch ganz zu ſein ſchien, ſo war doch leicht zu berechnen, daß bei fortgeſetztem Schießen gar bald ein wirklicher Durchbruch vorhanden ſein würde. Vom Schloſſe aus ſo wenig als vom Thorthurme waren bis dahin dieſe Beſchädigungen bemerkt worden, beim Ausfalle konnte man ſie wegen der Dunkelheit und Eile nicht ſehen. Heute aber war ſo viel zuſammengeſtürzt, daß die Mauer, vom Thorthurme geſehen, an vielen Stellen nur noch die Hälfte ihrer vorigen Dicke hatte. Johann überzeugte ſich ſelber von dieſer ihm unglaublich dünkenden Thatſache, und erſchrak darüber ungemein, weil mit der Mauer alle ſeine Hoffnungen zuſammen ſtürzten.

Johann ſtand in dem Thorthurme, und ſtarrete mit ſcheuem Entſetzen hin nach der Unheil drohenden Stelle. Sein Geſicht zeigte den Ausdruck des tiefſten Schmerzes und der innigſten Trauer. — Alſo auch Plaue ſoll fallen! murmelte er mit faſt tonloſer Stimme. Auch Plaue, das feſte herrliche Schloß? — O warum denn nicht? — Iſt doch einſt die prächtige Babel gefallen, ſind doch ganze Königreiche faſt ſpurlos verſchwunden von der Erde, und von den Gebeinen ihrer Könige und Unterthanen iſt kein Splitter mehr übrig, ihre Aſche iſt vom Winde verweht. Zerſtörung! Furchtbares Geſpenſt, dem nichts heilig, nichts erhaben, nichts groß, nichts ſchön, nichts edel iſt, das Alles, Alles erbarmungslos in den Strudel der zermalmenden Zeit wirft. —

Auch Plaue! Das edle, mir ſo oft beneidete, treffliche Schloß, die letzte Freiſtätte freien adlichen Sinnes in der Mark, es ſoll fallen? — Hat ſich denn alles verſchworen gegen die Freiheit, iſt angebornes Recht und ſeine Behauptung ein Verbrechen, ſoll hoher Sinn künftig dieſen Boden meiden, auf welchem der Fremde als Unterdrücker thronen wird? — Da donnert ja jenes hölliſche Werkzeug die Antwort her, und verkündet, daß es aus ſei mit dem ritterlichen Sinne, der nur gleiche Waffen zuließ und gültig fand, und einen Kampf verabſcheuete, der nicht durch Muth, Tapferkeit und Geſchicklichkeit entſchieden werden konnte. Verächtliches Geſchlecht, das ſich feige hinter Erdwälle verſteckt, und durch eine teufliſche Maſchinerie faſt ohne Anwendung von Menſchenkraft, feſte Mauern ſtürzt, und die tapferſten Männer darunter begräbt! Von nun an ſind Ritterlichkeit, Muth, Tapferkeit, Stärke, Kraft, Ausdauer, Kampfgeübtheit, und was man ſonſt als lobenswerthe Eigenſchaften bezeichnete, leere Worte, werthloſe Dinge, die eben darum bald genug verſchwinden werden. Was nützen ſie ſammt und ſonders gegen dieſe verruchten Kugeln, die ihnen allen das Garaus machen, die jeder Feigling und Schwächling abſchicken kann, der ſtatt aller jener herrlichen Tugenden einen Pulverkaſten trägt, welcher ſie zuſammen mehr als erſetzt? Es beginnt eine neue Zeit, das iſt nicht abzuleugnen, aber es iſt keine Zeit, die man loben könnte, wenn ſie die Tugenden der Väter überflüſſig macht, und Schwächlingen die Kraft der Männer verleiht. Geh, Johann Quitzow, geh! Deine Zeit iſt aus! Plaue fällt, und du mußt dich darunter begraben laſſen. Wenn dann nach Jahrhunderten die Trümmer dieſer Burg langſam zerfallen, ſpricht wohl der Nachkomme: Siehe da das mächtige Grab einer mächtigen Zeit, ſiehe da das Grab ächter Ritterlichkeit aus jenen Tagen, wo der Mann noch dem Manne, und nicht der Kugel gegenüber trat. Hier kämpfte die alte Zeit mit der neuen, wie konnte ſie ſiegen, da ſie fliehend kämpfen mußte? — Aber ich? — Auch ich bin dem Untergange geweiht? Ich und die Meinigen? — Hilf ewiger Gott, ſie nicht, ſie haben ja nichts verbrochen, ich muß ſie retten. —

Er eilte nach dem Schloſſe. Agnes und Henning waren im Zimmer, und erſchraken über ſein Ausſehen. Was iſt vorgefallen? fragte Agnes ängſtlich, deine Mienen verkünden Unheil?

Johann. Wir haben vergebens auf Plaue's feſte Mau-

ern gerechnet. Das Schloß kann ſich nur noch wenige Tage halten.

Henning. Wie iſt das möglich? Wodurch ſoll es fallen?

Johann. Jene furchtbaren Kugeln haben eine unermeßliche Gewalt. Die Mauer hat gelitten, und ſtürzt unaufhaltſam zuſammen.

Agnes. Heilige Jungfrau! Iſt denn kein Mittel zu erſinnen, das zu verhüten?

Johann. Keines. Was willſt du Feſteres an die Stelle ſetzen, wenn ſolche Mauern nicht halten.

Agnes. Entſetzliche Nachricht! Und was willſt du thun?

Johann. Vor allen Dingen müßt ihr beide fliehen, um euch zu retten. O hättet ihr doch meinem Rathe ſchon früher Folge geleiſtet!

Henning. Jetzt fliehen, wo das Schloß rings umlegt iſt?

Johann. Im Dunkeln, wenn ihr euch durch das Schilf der Havel ſchleicht, muß die Sache möglich gemacht werden können. Es muß gehen wenn es ſoll. Ein Knecht wird euch geleiten.

Agnes. Und du?

Johann. Ich bleibe hier.

Agnes. Und was weiter, wenn das Schloß genommen wird?

Johann. Dann — wird hoffentlich um mich nicht mehr zu ſorgen ſein.

Agnes. Johann, du gehſt mit einem gräßlichen Entſchluſſe um. Nein, dahin darf es nicht kommen! Du mußt leben, und wenn auch alles verloren wäre.

Johann. Auch die Ehre?

Agnes. Läßt ſie ſich nicht wiedergewinnen? Iſt dein Schloß das Erſte, das da fällt? Aber nimmer kannſt du das Leben wieder erhalten, wenn es einmal verloren, und erſt mit ihm iſt auch die Hoffnung, irgend etwas von dem Verlorenen zu retten, verloren. Du darfſt nicht ſterben.

Henning. Es iſt eine Todſünde den Tod zu ſuchen; unſere Pflicht fordert ihn zu fliehen, und das Leben nicht eher hinzugeben, als bis es der Herr unſer Gott von uns fordert. Du ſollſt nicht tödten, iſt ein Gebot, das ſich nicht bloß auf Andere, ſondern auch auf uns ſelbſt bezieht.

Johann. Dies Gebot iſt nicht für den Krieg gegeben.

Im Kriege muß man tödten, und wenn es erlaubt iſt, Andere zu tödten, kann es auch nicht verboten ſein, ſich ſelber das Leben zu nehmen.

Henning. Wen tödteſt du aber im Kriege? Diejenigen, welche dir nach dem Leben trachten, und ſo groß iſt die Pflicht, das eigene Leben zu erhalten, daß es dir ſogar, gegen jenes Gebot, erlaubt wird, Andere zu tödten, die es feindlich bedrohen. Biſt du denn dein Feind?

Johann. Ich trachte mir nach dem Leben, und wenn es erlaubt iſt, jeden umzubringen, der mir danach trachtet, ſo muß ich mich ſelber umbringen.

Henning. Ei, welche Sophismen! Es iſt dir nur erlaubt, einen Anderen umzubringen, um dein Leben zu erhalten. Sieh doch, ob das geſchieht, wenn du dich feindlich gegen das eigene Leben kehrſt.

Johann. Es iſt jetzt nicht die Zeit zu Wortgefechten, auch können ſie zu nichts führen. Das Geſchick wird über mich entſcheiden. Zunächſt kommt es darauf an, daß ihr beide fliehet.

Agnes. Nicht wir, du mußt fliehen. Uns verlangen die Feinde nicht, und wenn wir in ihre Hände fallen, werden ſie uns nichts thun. Aber wenn ſie dich bekommen, — o Himmel, ich vermag mir das kaum zu denken.

Johann. Vergiſſeſt du, daß Henning ein Quitzow iſt? Legen ſie es nicht darauf an, das ganze ihnen verhaßte Geſchlecht zu vertilgen? Sie werden ihn nicht verſchonen, wenn ſie ſeiner habhaft werden.

Agnes. Er iſt unſchuldig, aber du mußt entfliehen. Ich bin ein Weib, und darf es wagen, mich ihnen zu überliefern, ihm werden ſie nichts Uebles thun.

Henning. Mir ſcheint das richtig zu ſein. Auch ich glaube, es iſt Pflicht, zu fliehen.

Johann. (In tiefen Gedanken verloren.) Fliehen! — Habe ich doch nimmer daran gedacht! Verhaßtes Wort. Wurde mir doch ſelbſt ein Feind verächtlich, wenn er floh, und nun ſoll ich ſelber fliehen? O der unauslöſchlichen Schande! — Johann von Quitzow ſoll entfliehen!

Agnes. Iſt Dietrich doch auch entflohen.

Johann. Gut, daß du mich daran erinnerſt. Ja, mit ihm vereinigt kann ſich ſpäter noch Manches wenden, und es

iſt nicht alles aus. Sie werden frohlocken und triumphiren, wenn das edle Plaue wie ein gehetztes Wild in ihre Hände gefallen iſt, aber — aber, Herr Burggraf, das Spiel iſt noch nicht, wie ihr euch einbildet, ausgeſpielt. Ich gehe zu den Pommern, denn ohne Zweifel iſt Dietrich zu ihnen geflüchtet, und du Henning, gehſt mit.

Henning. Aber wie fortkommen?

Agnes. Mache es wie Dietrich. Veranſtalte einen Ausfall.

Johann. Ja, wenn wir nicht dieſelben Feinde vor uns hätten, welche Dietrich bereits angeführt hat. Sie würden bei jedem Ausfall auf mich genau merken, denn ſie ſind auf ihrer Hut. Auf dieſem Wege geht es nicht. Nein ich will mich durch das Schilf auf der Havel fortſchleichen, doch nicht eher, als bis ich ſehe, daß nichts anders übrig bleibt. Bis dahin haben wir noch Zeit zu überlegen, was mit dir mein gutes Weib und mit Henning werden ſoll, während ich entfernt bin, und wo es erforderlich iſt, die nöthigen Maaßregeln einzuleiten.

Der Tag verging allen ſehr trübe und traurig. Auch die Dienerſchaft hatte jetzt die Gefahr bemerkt, in welcher ſie ſchwebte, und machte bedenkliche Geſichter. Während des folgenden Tages, Donnerſtag den 22ſten, dem Tage von Petri Stuhlfeier, wurde viel geſchoſſen, desgleichen Freitags den 23ſten. Abends kam die erſte Kugel durch die Mauer, die alſo nun durchbrochen war. Im feindlichen Lager erhob ſich darüber ein Freudengeſchrei, das denen in der Burg durch die Seele ſchnitt.

Am Sonnabend dem 24ſten, dem Tage Matthäus des Apoſtels, dauerte das Schießen, und zwar jetzt mit großem Erfolge fort. Die Breche erweiterte ſich zuſehends, und Abends lag ein langer Strich der Mauer in Trümmern. Mit Wehklagen und Jammern ſahen es die Dienſtleute, mit unendlicher Trauer und Betrübniß betrachtete es Johann von Quitzow.

Der Tag darauf war der Sonntag Invocavit, der 25ſte Februar. Er hieß auch die große oder alte Faſtnacht, denn vor alten Zeiten begannen die Faſten erſt am folgenden Montage, aber man nannte dieſen Sonntag auch Aller Mannen Faſtnacht, weil die Kirche, als eine gütige Mutter, allen Metzgern, Köchen, Bedienten, welche vorher zu viel zu thun gehabt hatten, um Faſtelabend und Faſtnacht feiern zu können, erlaubte, an dieſem

Sonntage Faſtnacht halten zu dürfen [1]). Die ſogenannten vier Tage, nämlich vom Aſchermittwoche an gerechnet, waren nun vorüber. Auch heute wurden wieder ritterliche Spiele und Buhurte veranſtaltet, weshalb auch dieſer Tag Bohordicum hieß. Faſtnachtsfeuer brannten wieder auf den Bergen, darum hieß er wie der vorige Sonntag Brandones, auch wurde er wohl der weiße Sonntag genannt. Die Luſt und Freude der Faſten kehrte wieder, gleichſam wie der letzte Reſt des Spätſommers im Herbſte.

Es wurde heute nicht geſchoſſen, aber es herrſchte viel Bewegung im Lager, doch konnte Johann nicht errathen, was man vorhatte. Endlich zeigte ſich, daß man Anſtalten zum Sturm vorbereitete. Er warf einen ſchmerzlichen Blick auf ſeine zuſammen geſtürzte Mauer, und ſagte ſich, daß der Sturm nothwendig gelingen müſſe. Hinter der Mauer hätte ein Graben gezogen werden können. Das würde den Sturm zwar erſchwert, aber nicht verhindert haben, denn der Feind hatte Menſchen genug, ihn auszufüllen. Es iſt keine Hülfe mehr, ſprach Johann zu Henning, morgen wird das Schloß genommen, das ſchöne prächtige Schloß, und Gott weiß, ob ſie es nicht niederbrechen, und dem Erdboden gleich machen werden. Ich habe es gepflegt, wie mein Schooßkind, es gefüttert, geſtärkt, gekräftigt, geſchmückt und verziert, wie ich konnte. Alles vergebens! Es fällt und verſinkt auf ewig! O Henning! Es gehört die Bruſt eines Mannes dazu, um ſolchen Schmerz darin zu bergen, und von ihm nicht zerriſſen zu werden. Iſt mir doch zu Muthe, als träumte ich nur einen ſchweren Traum, und möchte gern die Glieder rühren, aber ein Zauber hat ſie mit bleierner Gewalt gelähmt, ich ängſtige mich ab, daß der Angſtſchweiß auf die Stirne tritt, doch kann ich nichts thun, und muß zuſehen, wie ſie ein Glied meines Leibes nach dem anderen abſchneiden, und in die Grube werfen, bis ich zum weſenloſen Schatten geworden bin. Und nun dazu die ſchreckliche Gewißheit, daß es kein Traum iſt, daß an kein Erwachen zu denken, — Henning, Bruder, — du biſt noch jung, und kannſt dich wohl kaum in meine Lage ganz hineindenken, aber ſie iſt fürchterlich! Meiner Hausfrau mag ich den Schmerz nicht ſehen laſſen, der meine Bruſt durchwühlt, ſie leidet ſchon ohnehin genug.

---

[1]) **Haltaus Calendar. med. aevi p. 60.**

Digitized by Google

Henning. Ich fühle dein Leiden, guter Bruder, ich fühle es tief. Haben wir doch an einer Mutterbruſt gelegen, und leide ich doch ſelber bei deinem Zuſtande gar ſehr. Aber hoffe auf beſſere Zeiten; je finſterer der Himmel, um ſo ſchneller zieht das Gewitter vorüber.

Johann. Hätte ich jemals denken können, daß das Unglück mich ſo furchtbar verfolgen würde! Was habe ich gethan, daß plötzlich Trübſal mich beſchattet, und das Glück mir den Rücken kehrt! Nichts, als daß ich mich zu gut zum Fürſtenknechte achtete. — Achtete? Nein, noch jetzt, noch morgen, wenn ich dann noch lebe, — ewig halte ich mich dafür zu gut, — um dieſen Preis mag ich nicht einmal das Daſein retten.

Henning. Werdet nicht der Menſchen Knechte, iſt ſelbſt eine Lehre der heiligen Schrift.

Johann. Und dennoch verlangt dieſer Burggraf, daß ihm der märkiſche Adel den Nacken hinhalte, um ſeinen Fuß darauf zu ſetzen? Selbſt gegen die Lehre der heiligen Schrift? Und darin ſtehen ihm ſo viele Helfershelfer, und ſogar ein Erzbiſchof der heiligen Kirche bei? O ja! Es gilt, an den Quitzows ſein Müthchen zu kühlen, da finden ſich denn Leute genug, die es nicht vergeſſen können, daß die Quitzows ihnen ehemals ihre eigene Erbärmlichkeit recht fühlbar gemacht haben. Welcher Wicht benutzt nicht eine Gelegenheit, ſich breit zu machen? Doch was hilft das Klagen. Wir wollen ihnen wenigſtens nicht die Freude machen, uns hier im Schloſſe von ihnen fangen zu laſſen. Komm in das Schloß. Wir müſſen Anſtalten zu meiner Flucht treffen.

Es war unterdeſſen Abend geworden. Sie fanden Agnes weinend, die raſch ihre Thränen trocknete, weil ſie ſich ſtärker ſtellen wollte, als ſie war. Die fatalen Faſtnachtsfeuer werden meine Flucht erſchweren, ſprach Johann, denn ſie erleichtern meine Verfolgung. Mein Rath iſt, wir warten bis zum Anbruch der Morgendämmerung, wo ſie, wie ein Theil der Wachtfeuer erloſchen ſind. In völlig dunkler Nacht könnten wir uns verirren, und dem Feinde in die Arme laufen. Henning billigte dies, und beide ſuchten diejenigen Sachen zuſammen, welche Johann auf der Flucht mitnehmen wollte.

Henning beſtand darauf, ſeinen Bruder ſo weit zu begleiten, bis er in Sicherheit wäre. Dann wollte er ſich am Tage verſteckt halten, und Abends auf demſelben Wege zurückkehren. Jo-

hann wollte nach Pommern, und um dies möglich zu machen, wünſchte er ſeinen Hengſt mitzunehmen. Henning wollte kein Pferd, theils weil es ſchon ſchwer genug halten würde, auch nur ein Pferd aus dem Schloſſe zu bringen, theils weil er des Reitens nicht beſonders kundig war, theils weil er nicht gar weit zu gehen hatte. Johann ließ deshalb Dietrich Schwalbe kommen, und gab ihm die nöthigen Inſtructionen. Er beabſichtigte, ſich nach der Havel zu begeben, und auf ihrem Eiſe zwiſchen dem hohen Schilfe und den Ufergebüſchen ſich hinzuſchleichen. Da die Havel nicht beſetzt war, ſo bildete ſie gewiſſermaßen einen natürlichen Weg durch das feindliche Lager, und wenn es ihm gelang, nur unbemerkt bis jenſeits der Umzingelungslinie zu gelangen, ſo hoffte er mit Hülfe ſeines Pferdes feindlichen Nachſtellungen entgehen zu können. Es war dies der einzige Weg, der durch die feindliche Linie hindurch führte, denn der See war ſeit heute früh, wo man nicht ſchoß, weit ſtärker beſetzt, als früher. Dietrich ſollte ſich mit Henning im Rohre verbergen, und Abends mit ihm das Schloß wieder zu erreichen ſuchen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Es war fünf Uhr Morgens vorbei, als Johann ſein treues Weib in ſeine Arme ſchloß, um von ihr Abſchied zu nehmen. Die lang verhaltenen Thränen floſſen reichlich von beiden Seiten, Schluchzen erſtickte die Worte, man hatte ſich zu viel zu ſagen, und ſprach darum lieber nichts. Nur mit Mühe entriß ſich Johann endlich den faſt krampfhaft geſchloſſenen Armen ſeiner Agnes, ergriff Henning bei der Hand, und ſtürzte zum Hauſe hinaus.

An der Havelſeite nach dem Städtchen hin befand ſich in der Mauer eine ſogenannte Nothpforte, die ihnen Dietrich Schwalbe öffnete. Die Thüre war ungemein ſchwer und ſtark, und mit Beſorgniß hörte Johann ihr lautes Knarren. Erſt wenn du merkſt, daß wir im Rohre ſind, bringſt du den Hengſt, ſprach Johann zu Schwalbe. Dieſer ſchloß langſam und behutſam die Pforte. Johann hatte ihn nicht gleich mitgenommen, damit der Feind nicht auf eine größere Maſſe, welche ſich über den Schnee hin bewegte, zu leicht aufmerkſam werden möchte. Deshalb wünſchte er auch, daß Henning noch warten, und ihn vorausgehen laſſen ſollte. Bis jenſeit des Städtchens mußten ſie frei und unbedeckt gehen, denn dort erſt fing das Rohr an, und hierin eben lag das Gewagte.

Johann hatte ſich einen weißen Mantel umgehangen, um weniger gegen den Schnee abzuſtechen. Henning aber hatte nur einen ſchwarzen Mantel, und drückte ſich gegen die Schloßmauer. Eilig ſtieg Johann das niedrige Ufer hinab, und lief raſch auf dem Eiſe fort. Nach kurzer Friſt folgte ihm Henning, ſo ſchnell er vermochte. Beinahe hatte er ſchon die Rohrſtelle erreicht, als drüben jenſeits des Fluſſes im feindlichen Lager, wo die Bürger der beiden Städte Brandenburg ſtanden, Allarm entſtand [1]). Ob man die Flüchtenden dort bemerkt, oder was ſonſt die Ver-

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a. Angelus iſt hier nicht ganz treu.

anlaſſung dazu gegeben hatte, war nicht zu ſagen. Henning eilte was er konnte, um ins Rohr zu kommen. Bald war er darin, und folgte den Fußtapfen Johanns, der den labyrinthiſchen Krümmungen der lichteren Stellen gefolgt war. Endlich hatte er ihn erreicht. Odem ſchöpfend blieb er ſtehen.

Haſt du den Lärm gehört? flüſterte Johann, ſo leiſe er vermochte.

Freilich, antwortete Henning, gerade hier rechts von uns. Ob ſie uns nur bemerkt haben mögen? Horch, ſchon wieder Trompetenſtöße.

Johann. Es iſt eigentlich noch zu dunkel, um das zu fürchten. Und dennoch iſt es nicht unmöglich. Eine verdammte Lage! Wir werden hier eine Weile warten müſſen, denn Dietrich Schwalbe iſt viel zu klug, um den Hengſt zu bringen, ehe es im Lager nicht ruhiger geworden iſt.

Henning. Dann wird es aber immer heller?

Johann. Das iſt freilich ein böſer Umſtand.

Henning. Könnten wir denn nicht noch weiter vorwärts gehen? Um ſo eher kämen wir jenſeit des Lagers?

Johann. Um ſo ſchwerer wird es aber auch Dietrich, uns zu finden. Unſere Fußtapfen ſind nicht die einzigen im Rohre. Auch hält es nicht ununterbrochen an, und wir müſſen uns zum Theil durch die Ufergebüſche ſchleichen.

Henning. Laß uns immer noch etwas vorwärts dringen. Je weiter vom Schloſſe, um ſo eher ſind wir in Sicherheit.

Das Rohr war durchſchnitten von einer Menge krummer Gaſſen, die durch größere Waſſertiefen veranlaßt wurden, und auf deren Eiſe man ſicher ſich durch das Labyrinth hindurch winden konnte, zur Seite ſtets gedeckt von dem dichten und ſehr hohen Rohre, deſſen Rispen, vom Morgenwinde gewiegt, leiſe flüſternd ſich hierhin und dorthin bogen.

Unſere beiden Wanderer ſchritten behutſam vorwärts, immer möglichſt die Mitte haltend, bis ſie endlich das Ende der Rohrſtelle erreicht hatten. Von hier an war es nöthig, das linke Flußufer zu gewinnen, bis man weiterhin abermals eine Rohrlake fand. Johann hielt es jedoch für bedenklich, für jetzt weiter zu gehen, und wollte erſt ſein Pferd abwarten. Man zog ſich deshalb in das Dickicht zurück, Johann legte ſeinen Gürtel und

ſeine Tartſche ab, und beides ins Rohr. Ein liegen gebliebener Rohrbündel diente beiden Flüchtlingen zum Sitz auf dem Eiſe.

Unterdeſſen war es immer heller geworden. In der Ferne hörte man viel Geräuſch, der Feind ſchien etwas vorzubereiten, wahrſcheinlich den Sturm.

Mein Schloß kann ich nicht retten, ſeufzte Johann, möchte wenigſtens mein Pferd gerettet werden! Trauriges Geſchick, wenn man ſich zu ſolchen Wünſchen herablaſſen muß, nachdem man über mehr Pferde, als mancher Fürſt, verfügen konnte! Was gäbe ich jetzt, wenn ich nur das Eine hätte! — Wahrhaftig, hätte ich noch beide Augen, eins könnte ich dafür opfern. Wie wird es nur Dietrich anfangen, bei der Tageshelle das Pferd hierher zu bringen? — Aber laß uns aufſtehen, ich kann vor Ungeduld nicht ſitzen, auch fängt man an zu frieren, wenn man nicht geht. Wollt' ich doch gleich, daß der Satan —

Henning. Sei nicht ungeduldig, lieber Bruder. Du beſſerſt dadurch nichts. Nicht nur im Glück, auch im Unglück zeigt ſich der wahre Mann als Mann.

Johann. Schöne Redensarten! Daß ich mich nicht als Mann zeigen kann, ſondern wie ein altes Weib davon laufen muß, ärgert mich eben. Gieb mir etwas, das ich mit dieſen meinen Händen zerreißen kann, aber etwas Starkes muß es ſein, — etwas recht Starkes, — dann bin ich zufrieden.

Henning. Johann, mäßige dich. Was ſoll dieſe ohnmächtige Wuth, ſie wird uns noch verrathen; ſprich wenigſtens leiſer.

Johann. Giebt es eine troſtloſere Lage, als die meinige? Sieh mich an! Hier ſteht der, vor dem noch vor kurzem Fürſten zitterten, auf deſſen Schwerdtesſpitze noch vor wenigen Monden das Schickſal von Ländern ſchwankte. Hier ſteht er auf dem Eiſe, verborgen in dieſem armſeligen Rohre, das noch nicht einmal zu einem elenden Hüttendache ſich formte, als ein geächteter Flüchtling, getrennt von ſeinem ſchutzloſen geliebten Weibe, von faſt allen, die ihm lieb und theuer waren, um ſie vielleicht nie wieder zu ſehen, — und ſelbſt das einzige Pferd, ſeiner einzigen Hoffnung Bedingung, bleibt aus. Um alles bin ich gekommen, um alle Hoffnungen, alle Entwürfe betrogen. Wär es ein Wunder, wenn ich auch noch von Sinnen käme? O Gott, faſt möchte ich wünſchen, ſie wären mir nicht treuer, als alles Uebrige.

Henning. Armer Bruder, verzage nicht.

Johann. Bedaure mich nicht, Henning. Ich will nicht bedauert ſein. Die Leute ſind mir zuwider, die man bedauert, ich habe ſie nie leiden können. Ich bin nie bedauert worden, nur bewundert. Wie ſoll ich wiſſen, wie man ſich bedauern läßt? — Nein! Ich will auch nicht klagen, — das iſt ja nicht männlich, — aber kniſchen will ich, wüthen, toben — O mein Gott! Sonſt half das wohl. — Sonſt zitterte Alles, ſo weit mein Auge reichte, wenn ich tobte. Jetzt zittert nicht einmal das ſchwache Rohr bei meinem Zorn! — Horch! Iſt das nicht Pferdetritt? — Wo iſts? Von welcher Seite? — Ha, Dietrich Schwalbe, dich ſendet Gott! — Mein Hengſt, mein Hengſt iſt da! Gott ſei gedankt! —

Henning. Wie haſt du es angefangen, jetzt bei Tage das Pferd und dich zur Burg heraus zu bringen?

Dietrich. Ja, das war kein kleines Kunſtſtück, es war zugleich ein Wageſtück. Weiß der Teufel, was den Brandenburgern in den Kopf gekommen war, als ihr zur Burg hinaus waret. Sie machten Lärm, und geriethen in Bewegung bis nach dem See hin. Ich wartete, es ſollte wieder ſtill werden, aber es wurde nicht ſtill, wohl aber wurde es immer heller. Der See wurde ſtärker beſetzt, man mußte wohl glauben, ihr wolltet da hinaus entfliehen. Als ich lange genug gewartet hatte, dachte ich: Halt! Wenn die Feinde auf den See ſo ſehr achten, werden ſie die Stadt aus den Augen verlieren. Willſt es wagen durch die Stadt zu reiten. Ich machte mich unkenntlich, beſchmierte mein Geſicht mit Ruß und zerriebenem Ziegel, band eine von den magdeburgiſchen Schärpen um, die wir unſeren Gefangenen abgenommen haben — da ſeht, — die ich hier noch um habe —

Johann (reißt ihm die Schärpe ab). Fort damit! Dieſe Farben ſoll kein Quitzowſcher Knecht tragen.

Dietrich. Es war auch nur, um dem Feinde Sand in die Augen zu ſtreuen. Kann ſonſt die Dinger auch nicht leiden. Genug, ich ſetzte mich auf den Hengſt, ließ ſacht das Thor nach der Stadt aufmachen, als ich niemanden auf der Straße ſah, und hinaus gings, und raſch durch die Stadt. Die Paar Leute, die mich ſahen, hielten mich für einen Magdeburger. So kam ich zur Stadt hinaus, und lenkte rechts ab. Da bin ich nun. —

Johann. Das haſt du gut gemacht. Du biſt eine treue Seele. — Komm her, mein treues Pferd, mir jetzt mehr als Stecken und Stab, du ſehnlichſt erwartetes Roß, daß ich —

Er griff ihm nach dem Zügel, aber der Hengſt mußte dieſe Bewegung mißverſtehen. Er ſcheuete, warf den Kopf hoch empor, machte dann einen hohen Satz, und raſete im wüthendſten Galopp dem Lande zu. Im Gebüſche war er ſchnell verſchwunden [1]).

Johann ſtand leichenblaß wie eine Bildſäule da. Dietrich war bis zum Ufer nachgeſprungen, weiter durfte er ſich nicht wagen. Unentſchloſſen ſtand er eine Weile, dann nahm er den Helm ab, krazte ſich den Kopf, ſtülpte ihn mit einem Fluche wieder auf, und kehrte langſam und verzagend wieder zurück.

Alſo auch die letzte Hoffnung wendet mir treulos den Rücken! ſeufzte Johann ſchmerzlich.

Dietrich. Vielleicht kommt das Thier bald wieder zur Beſinnung. Dann iſts wohl möglich, daß es zurückkommt, und ſeinen Fußtritten nachgeht, denn der Hengſt iſt ſonſt ein kluges Thier.

Johann. Vergebene Hoffnung. Ich mag nichts mehr hoffen, denn jede Hoffnung iſt eine falſche Schmeichlerin. Nichts iſt mir treu, mein Glück hat mich verlaſſen.

Henning. Bin ich doch noch bei dir, und Dietrich. Dann aber lieber Bruder, vergiß nicht, daß der Unglückliche, wenn ihn auch Alles verläßt, doch noch auf Gott und ſeine Heiligen rechnen kann.

Johann. Auf Gott und ſeine Heiligen? — Ja, ich glaube, ſie mögen wohl manchmal helfen. Aber auch ſie helfen nicht immer.

Dietrich. Wendet euch an St. Leonhard, das iſt der Patron der Gefangenen, und er iſt ſehr mächtig. Auch an St. Stephan, das iſt der Schutzpatron der Pferde, er kann euch euren Hengſt gar leicht wiederſchaffen, wenn er will, aber manchmal iſt er tückiſch.

Johann. Bin ich denn ein Gefangener?

Dietrich. Nun, ſo eigentlich wohl nicht. Aber zwiſchen dem Rohre ſeid ihr jetzt doch gefangen, wenn ihr ihm nicht entſpringen könnt.

---

[1]) Chroniſt in Förſter Handbuch d. Geſch. d. Preuß. Staats Thl. III. S. 138.

Henning. Recht. Wir müſſen fort. Der Hengſt kommt nicht wieder. Es bleibt nichts übrig, als zu verſuchen, wie weit uns unſere Beine bringen.

Johann. Und unſer Schwerdt, denn es gilt, ſich hindurch zu ringen, wenn wir nicht hindurch ſchleichen können. Wo hab ich denn meine Tartſche gelaſſen?

Henning. Du haſt ſie mit deinem Gürtel auf das Eis gelegt, an der Stelle, wo wir auf dem Rohrbündel ſaßen.

Johann. Hab' ich das? Weiß ich doch kaum was ich gethan habe. So laß uns hingehen, beides zu holen.

Es hielt ſchwer, in den labyrinthiſchen Gängen ſich zurecht zu finden. Die Fußtapfen im Schnee waren unſichere Führer, weil Johann und Henning, um ſich zu erwärmen, viel umher gelaufen, und darum faſt in allen Gängen geweſen waren. Endlich fand man das Schilfbündel, aber die Sachen lagen nicht daneben.

Ich muß ſie wieder aufgenommen, und anders wohin gelegt haben, ſagte Johann. Henning behauptete, er habe das nicht geſehen. Indeſſen ſuchte man weiter, da Johann Gürtel und Schild ungern entbehren mochte. Man durchkroch alle Winkel, und ſuchte auf das Fleißigſte; die Sachen waren wie verſchwunden.

Dietrich. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Da iſt Zauberei im Spiele. So eine Tartſche und ſo ein Gürtel bleibt ſonſt liegen, wo man ſie hinlegt, ohne ſich zu rühren.

Johann. Mein Unglück iſt daran Schuld. Ein abermaliger Beweis, daß mein Glücksſtern ſich verdunkelt hat. Nichts bleibt mir treu, alles verläßt mich.

Henning. Nur nicht dein Bruder und dein treuer Knecht. Wir halten bei dir aus, bis du und wir gerettet ſind.

Johann. Werden wir gerettet werden? Haſt du noch Hoffnung, Bruder?

Henning. Die Hoffnung darf der Menſch nicht aufgeben.

Dietrich. Jetzt am Tage iſt die Sache aber nicht leicht. Wie ich meine, wärs beſſer, ihr bliebet am Tage hier im Rohre verborgen, und ginget erſt in der Nacht weiter

Henning. Unſere Lebensmittel hat das Pferd mitgenommen.

Dietrich. Ja, da iſt heute einmal ſtrenger Faſttag. Einen Tag lang hält man's wohl aus.

Henning. Was meinſt du, Bruder, zu dem Vorſchlage?

Johann. Unrecht hat Dietrich nicht. Wäre das ganze Havelufer mit Rohr beſetzt, ſo ſchlichen wir uns ſchon hindurch. Aber die vielen Unterbrechungen ſind ſehr gefährlich. Und doch iſt es mir ſchrecklich, einen ganzen Tag hier zwiſchen dem Rohre auf dem Eiſe ſo eingeſperrt zu verleben. O Freiheit! Freiheit iſt doch ein gar zu ſchönes Gefühl! Welche Opfer muß ich ihr bringen!

Indem horchten alle drei, denn es war ihnen, als ob ſie Pferdegetrappel vernähmen. Kommt mein Hengſt vielleicht doch wieder? fragte Johann mit freudigem Geſichte. Aber ſie vernahmen in der Ferne Menſchenſtimmen, und man hörte, daß viele Pferde auftraten. Wir müſſen uns verbergen, rief Henning.

Alle drei ſprangen in das Rohrgebüſch, das kniſternd unter ihren Füßen zuſammenbrach, und hockten ſich nieder.

Ihr Verſteck war ſo dicht, daß ſie von dort aus nichts ſehen konnten. Sie durften daher auch hoffen, nicht geſehen zu werden. Die Menſchenſtimmen, wie das Pferdegetrappel blieb in der Ferne, aber man vernahm es allmählig von allen Seiten, auch vom Fluſſe her. Eine böſe Ahnung ſchoß durch Johanns Seele.

Heiliger Gott, flüſterte er, ich glaube, wir ſind umringt. Wir dürfen hier nicht bleiben. Wir müſſen ſehen, wo wir eine Oeffnung finden, um zu entwiſchen. — Die beiden anderen theilten ſeine Meinung, und alle drei ſchlichen ſich hinaus, und gingen leiſe in einem der gekrümmten Gänge vorwärts. Noch war nichts zu ſehen. Schon fingen ſie an, dreiſter aufzutreten, es ſchien wieder ruhiger geworden zu ſein. Vorſichtig ſteckten ſie die Köpfe voraus, und der zögernde Fuß folgte nicht eher, als bis keine Gefahr zu erblicken war. Man ſuchte ſich dem Lande zu nähern. Wiederum bog man um eine Ecke, am Ende des Ganges erhob ſich das Ufer. Haſtiger wurden die Schritte, als ſich plötzlich am Ausgange nahe vor ihnen drei magdeburgiſche Reiter zeigten, die mit dem Geſchrei: Hallo! Hallo, hierher! ſich ihnen entgegenſtürzten, und ſie nach wenigen Schritten erreicht hatten. Ergebt euch! ſchrie man ihnen zu. Hoho! rief Johann, und riß ſein Schwerdt aus der Scheide, ſo ſchnell noch nicht!

Es erhob ſich ein hitziges Gefecht. Das Schwerdtergeklirr zog von allen Seiten Reiter herbei, in der nächſten Minute waren ſie umringt, Johann wurde ſein Schwerdt aus der Fauſt geſchlagen, er wurde niedergeworfen, eine Menge Menſchen packte ihn, daß er ſich nicht zu rühren vermochte, und erſt, nachdem ſeine Hände gebunden waren, kam er wieder auf die Beine, um die troſtloſe Entdeckung zu machen, daß auch Henning und Dietrich Schwalbe gefangen waren.

Drei Knappen des Grafen Heinrich von Schwarzburg, Bruders des Erzbiſchofs und Heerführer ſeines Belagerungsheeres waren es, welche Johann mit Hülfe der übrigen gefangen genommen hatten. Sie jubelten nicht wenig über ihren reichen Fang. Alle drei Gefangene wurden auf Pferde geſetzt, und gebunden abgeführt, unter welchen Empfindungen, mögen unſere Leſer ſich leichter vorſtellen, als wir es beſchreiben können.

Unterdeſſen ſie nach dem magdeburgiſchen Lager reiten, müſſen wir unſere Leſer mit der Art bekannt machen, wie die Flucht und der Aufenthalt Johanns dem Feinde bekannt geworden war. In der Morgendämmerung hatten die jenſeit der Havel ſtehenden brandenburgiſchen Wachtpoſten wohl bemerkt, daß ſich Leute aus dem Schloſſe geſchlichen hatten. Sie machten Lärm, durch die verſchiedenen Meldungen aber entſtanden Mißverſtändniſſe, und anſtatt die Havel niederwärts zu unterſuchen, wurde der See mit Truppen beſetzt und auf das Genaueſte durchſtöbert. Man hatte um ſo mehr geglaubt, daß Johann, wenn er entfliehen wolle, dieſen Weg einſchlagen würde, als noch vor wenigen Tagen erſt der aus Plaue entſprungene Mörder thatſächlich nachgewieſen hatte, daß es möglich ſei, über den See zu kommen. Er hatte bei den Magdeburgern Dienſte genommen, und daher war ihnen bekannt, daß man von dieſer Seite ohne große Mühe das Schloß verlaſſen konnte.

Dieſe vorgefaßte Meinung lenkte bei der halb verſtandenen Nachricht von einer ſtattgefundenen Flucht alle Schritte nach dem See, und kam Johann ſehr wohl zu ſtatten. Die Brandenburger vermochten nicht, die falſche Auffaſſung zu berichtigen, und als es ihnen endlich gelang, mit ihrer Meinung durchzudringen, war es ſo ſpät, daß Johann ohne Zweifel ſchon weit entfernt ſein mußte.

Wahrſcheinlich hätten gar keine weiteren Nachſuchungen ſtatt

gefunden, wenn unterdeſſen nicht auf der anderen Seite des Lagers ein Ereigniß dem Ganzen eine andere Wendung gegeben hätte. Der Hengſt Johanns jagte, nachdem er das Gebüſch verlaſſen, in vollem Rennen auf das magdeburgiſche Lager zu. Hier fing man das ſtattliche Thier auf, und verwunderte ſich über deſſen gute Ausrüſtung. Es mußte einem vornehmen Manne gehört haben, das ergab ſich unzweifelhaft daraus. Daß es vom Feinde käme, glaubte niemand; man vermuthete es habe ſich aus dem Lager losgeriſſen, und der Eigenthümer werde ſchon nachfragen.

Unter den Knechten, welche das Pferd hatten kommen ſehen, befand ſich auch der Schulze von Schmitsdorf, weſtlich von Rathenow gelegen, der im magdeburgiſchen Heere ſeiner Pflicht Genüge leiſtete. Er glaubte in dem ſchönen Pferde Johanns Eigenthum zu erkennen, denn er hatte ihn in Rathenow öfter geſehen, und ſchon damals war das Thier ihm aufgefallen, und hatte ihm ſeiner ſchönen Formen wegen, Freude gemacht. Doch war er ſeiner Sache nicht völlig gewiß, und ſchwieg darum lieber. Im Geheimen glaubte er aber nicht zweifeln zu dürfen. Unbemerkt ſchlich er ſich fort, und verfolgte die Spur des Pferdes im Schnee, denn dunkel ahnete er den Zuſammenhang der Sache. Sie führte ihn nach dem Ufergebüſch der Havel, und durch dieſes nach der Rohrlake. Behutſam näherte er ſich, und überzeugte ſich, daß Johann von Quitzow wirklich darin ſtäke. Er zog ſich leiſe ſeitwärts, fand hier Johanns Schild und Gürtel, nahm beides, und eilte dann, das dichteſte Gebüſch aufſuchend, davon. Er hatte nicht gar weit zu laufen. Johanns Wappen auf der Tartſche ließ keinen Zweifel übrig, Graf Heinrich von Schwarzburg ſchickte ſogleich alle ſeine Leute ab, welche der Schulze führte. Die Rohrlake wurde umzingelt, und Johann gefangen [1]).

Die Gefangenen kamen im Lager an. Mit Blitzesſchnelle hatte die Nachricht von dieſer wichtigen Begebenheit das Lager durchlaufen. Alles ſtrömte herbei, den merkwürdigen Mann zu ſehen, deſſen Trotz zu bändigen es ſo vieler Umſtände bedurft

---

1) Chroniſt in Förſters Handbuch d. Geſch. d. Preuß. Staats Thl. III. S. 138. — Rathmann Geſch. von Magdeburg Thl. III. S. 31. a. d. Schöppen-Chronik.

hatte. Er wurde vor das Zelt des Erzbiſchofs geführt, und hier mit ſeinen Begleitern vom Pferde gehoben. Dann führte man alle drei in das Zelt, in welchem ſich der Erzbiſchof, ſein Bruder Heinrich Graf von Schwarzburg und Günzel von Bartensleben befanden.

Johann ſtand gerade und ungebeugt da. Er heftete ſein Auge feſt auf den Erzbiſchof, der ihm entgegen trat.

Dahin hat euch alſo euer Stolz und euer Hochmuth gebracht, fing der Erzbiſchof an, daß ihr nun, wie ein reuiger Sklave vor mir erſcheinen müßt, um von meiner Gnade euer Schickſal zu erwarten. Sehet, ſo ſchlägt der Herr die Stolzen.

Johann. Ich fühle, daß ich nicht tiefer gedemüthigt werden konnte, als in eure Hände zu fallen. Wer euch aber geſagt hat, daß ich vor euch wie ein reuiger Sklave erſcheine, hat euch ſchmählich belogen.

Günther. Euer Stolz iſt alſo noch nicht genugſam gedemüthigt? Seht den hochfahrenden Sünder an! Thut er doch, als ob er hier noch den Herrn zu ſpielen hätte. Brüſtet er ſich doch, als ob er eine Heldenthat gethan.

Johann. Euch gegenüber hoffe ich unter allen Umſtänden ein Held zu ſein. Bisher habt ihr mich noch nicht anders kennen gelernt. Seht Herr Biſchof, das iſt eben der Unterſchied zwiſchen mir und euch. Ihr habt euch in einen Harniſch geſteckt, und ſeht darin aus, wie ein altes Weib. Zieht ihn doch aus; er kleidet euch nicht, und ſtraft euer Handwerk Lügen. Steckt mich in ein Nachtkamiſol, und ich bin noch immer zehnmal mehr ein Held, als ihr in eurer Schildkrötenſchaale.

Günther. Frecher Menſch, wie kannſt du die unerhörte Kühnheit haben, mir in deiner Lage, gefeſſelt wie du biſt, ſolche Dinge zu ſagen?

Johann. Ich würde ſie euch vielleicht noch freier ſagen, wenn ihr mich losgebunden hättet. Mir ſcheint indeſſen, ich hätte auch gebunden frei genug geſprochen.

Günther. Elender, wie unterfängſt du dich —

Heinrich. Bruder, ereifere dich ſeinetwegen nicht. Was duldeſt du ihn länger hier im Zelte? Schaff ihn fort! Mag er dann ſeine hochfahrenden Reden denen halten, die Geduld genug haben, ihn anzuhören.

Günther. Recht. Man ſoll ihn in Verwahrſam nehmen.

Im Lager iſt nicht der Ort, wo wir ihn ſicher genug verwahren können, wir müſſen beſſer für ihn ſorgen. Wer iſt der junge Menſch dort?

Johann. Mein Bruder Henning, Student der Gottesgelahrtheit, der von Paris zu einem Beſuch bei mir anweſend war. Schämte ich mich nicht, euch um etwas zu bitten, ſo würde ich um ſeine Freilaſſung bitten. Er hat nie gegen euch, noch überhaupt gefochten, und iſt an allem was geſchehen völlig unſchuldig.

Günther. Seit wie lange ſeid ihr in Plaue?

Henning. Seit zwei Monden. Wollt ihr ehrwürdiger Herr mir eine Bitte geſtatten, ſo iſt es die: laßt mich meines Bruders Loos theilen.

Günther. Ueber euch zu beſtimmen, behalte ich mir vor. — Laßt die Knappen eintreten, welche den Fang gemacht haben.

Sie kamen. — Nehmt euren Gefangenen, ſprach Günther, und bringt ihn nach der Stadt Plaue. Laßt einen Stock nach der Kirche bringen, und ſetzt ihn da gefeſſelt hinein. Von eurer Treue und Vorſicht erwarte ich, daß ihr ihn ſicher bewahrt. Er muß ſtark bewacht werden. Nehmt dazu ſo viel Leute, als nöthig ſind. Morgen werde ich weitere Befehle geben. Dieſen hier (auf Henning deutend), und den Knecht laßt nach dem Gefangenen-Zelte bringen. Nun geht! Eure Belohnung, meine treuen Diener, bleibt euch vorbehalten.

Gebunden wurde Johann aus dem Lager nach dem Städtchen Plaue geführt. Eine große Menge von Menſchen war zuſammen gelaufen, um ihn zu ſehen, und als er aus dem Zelte trat, entſtand eine lebhafte Bewegung. Doch wagte Niemand, wie es ſonſt wohl üblich war, eine Spottrede. Es war eine Art von ſchreckhaftem Schweigen, mit welchem jeder den gefürchteten Mann an ſich vorüber gehen ließ. Im Städtchen war in der Straße, durch welche er nach der Kirche geführt wurde, jedes Fenſter dicht mit Menſchen beſetzt. Es war ein eigenes Gefühl, das die Bewohner ergriff, als ſie ihren bisherigen Herrn gefangen, wie einen gemeinen Verbrecher durch die Straße führen ſahen. Manche wagten kaum hinzuſehen.

Als er in die Kirche trat, drängte ſich eine große Anzahl Menſchen hinein, und bald war der Raum des Gebäudes ſo gedrängt voll, daß man Mühe hatte, den ſogenannten Stock hin-

einzubringen. Als es geſchehen, wurde Johann hineingeſetzt, er ſteckte Hände und Füße hindurch, und wurde mit ſchweren Ketten angeſchloſſen. So blieb er allen Blicken Preis gegeben, den Tag über und die Nacht hindurch in der Kirche [1]), wo nach und nach das ganze Heer erſchien, um ihn ſich anzuſehen. Es waren furchtbar peinliche Minuten für Johann, denn es kamen gar viele, die ihn gekannt hatten, und manche bittere Bemerkung machte ſich allmälich in ſeiner Nähe Luft, die verletzend in ſeine Seele ſchnitt, und bei welcher es ihm in den Fäuſten zuckte, die er ſo wenig als die Füße rühren konnte. Aber noch peinlicher war die Nacht in der öden Kirche, denn in der ungewohnten Lage vermochte er keinen Augenblick zu ſchlafen, ungeachtet er beinahe die ganze vorige Nacht ſchlaflos zugebracht hatte, auch war ſein ganzes Weſen ſo fieberiſch aufgeregt, daß der Schlaf ſein Auge wohl ſelbſt in bequemerer Lage geflohen haben würde.

Wir verlaſſen ihn jetzt, und wenden uns zum Schloſſe Plaue. Gleich darauf, nachdem er in die Kirche gebracht worden war, ſandte man von magdeburgiſcher Seite einen Trompeter mit einem Knappen nach dem Schloſſe, um den Bewohnern deſſelben anzuzeigen, daß Johann und ſein Bruder gefangen ſeien, und das Schloß daher übergeben werden möchte, da längerer Widerſtand zu nichts führen könne. Die Antwort lautete: daß man dem Begehren Folge leiſten wolle, jedoch nur unter der Bedingung, wenn man allen, die darin wären, freien Abzug mit dem Ihrigen geſtatte. Als der Knappe dieſe Antwort zurückbrachte, wurde Kriegsrath gehalten. Das Schloß war gut bemannt, und wenn es auch in einem Sturme nothwendig fallen mußte, ſo konnte dieſer doch eine ziemliche Anzahl Menſchen koſten. Nach längerer Ueberlegung geſtattete man den freien Abzug mit dem, was jeder fortbringen konnte, der Frau von Quitzow aber, daß ſie mit ihrem ganzen Eigenthum abziehen könne, inſofern es nicht zugleich Johann gehörte. Nachdem die Bedingungen von beiden Seiten angenommen waren, ſuchte Jeder ſeine Sachen zuſammen. Agnes packte einige Wagen voll, die Thore öffneten ſich, das Schloß wurde übergeben, und Agnes zog mit der Beſatzung ab. Sie hatte ſich tief verſchleiert, und wagte in der tiefen Betrübniß ihres Herzens kaum aufzublicken. Sobald ſie durch das

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a.

feindliche Heer paſſirt war, zerſtreuten ſich ihre Knechte nach allen Gegenden, ſie ſelber aber nahm zunächſt ihren Weg nach Brandenburg.

Mit den triumphirenden Kriegern des Belagerungsheeres zog Erzbiſchof Günther in das Schloß, voll des frohen Gefühles, das die Bruſt des Siegers ſchwellt, und als der ſchönſte Lohn einer großen und ſchwierigen That betrachtet werden kann. Wie viel war ſchon wegen dieſes Schloſſes geſtritten worden! Jetzt befand es ſich auf einmal in ſeiner Hand, und mit großer Genugthuung ließ er ſich in demſelben umher führen. Alle betrachteten das Schloß und ſeine Wehrhaftigkeit mit Erſtaunen, denn mehr noch von Innen als von Außen zeigte ſich dieſelbe. Die Umfaſſungsmauer des Schloſſes, welche die große Büchſe niedergelegt, hatte eine Dicke von vierzehn Fuß [1]). In ähnlicher Feſtigkeit waren die Thürme und die übrigen Vertheidigungswerke aufgeführt, ſo daß die Meinung allgemein ausgeſprochen wurde, mit den gewöhnlichen Mitteln wäre das Schloß nicht zu nehmen geweſen. Man verdankte es nur der großen Büchſe. Auch ſah man, daß Johann auf eine lange Belagerung gefaßt geweſen war, denn die Vorräthe an Lebensmitteln aller Art, an Fleiſch, Wein, Bier, Meth, Mehl ꝛc. waren ſehr groß; man fand allein ſieben hundert Speckſeiten, für die Beſatzung eines einzigen Schloſſes, die ſchwerlich mehr als 40—50 Knechte betrug, eine anſehnliche Menge.

Ein rührender Augenblick war es, wo die Thür der beiden Gefangenen, des Peter von Kotze und Gebhard von Plotho ſich öffnete. Beide hatten in ihrem Kerker, abgeſchloſſen von der Welt, nichts von der Uebergabe des Schloſſes vernommen, ja ſie waren ſogar weit entfernt, etwas davon zu ahnen. Zwar wurde ſeit geſtern nicht geſchoſſen; allein das konnte durch zufällige Umſtände veranlaßt werden. Sie ſaßen in trübem Sinnen verloren, als die Gefängnißthür aufgeſchloſſen wurde. Ihr Kopf wendete ſich nicht einmal, denn nur der Gefangenwärter konnte kommen. Da ertönte Günzel von Bartenslebens Stimme: Kommt heraus Herr Peter und Herr Gebhard, eure Freunde erwarten euch! Welch ein freudiger Schreck durchbebte ihre Glieder, als ſie ſie

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a.
[2]) A. a. O.

draußen auf dem Hofe vor der Thür erblickten. Mit jugendlicher Haſt ſprangen ſie hinaus und in ihre Arme. So plötzlich kam ihnen das Gefühl der Freiheit, daß ſie eine Zeitlang bedurften, um ſich zu überzeugen, das alles ſei nicht bloß ein ſchöner Traum. Auch die anderen Kerker wurden geöffnet, und eine nicht kleine Zahl von Magdeburgern wurde aus ihnen befreit, und ihren Freunden wiedergegeben.

Burggraf Friedrich befand ſich, während der letzten Tage, in welchen Plaue belagert wurde, in der Altmark, um hier als Friedensſtifter aufzutreten. Unſere Leſer erinnern ſich, daß die Vornehmſten des altmärkiſchen Adels Schwierigkeiten gemacht hatten, Friedrich anzuerkennen, und ſelbſt nachdem ein großer Theil derſelben ſich dazu bequemt hatte, gab es noch einige, welche ſich Gans von Putlitz und dem Quitzowſchen Bündniſſe angeſchloſſen hatten. Ungeachtet ſie ſpäterhin ſich in ſo weit zurückzogen, daß ſie nicht offen gegen Friedrich zu handeln beſchloſſen, beſonders nachdem Gans von Putlitz gefangen genommen worden, ſo blieben ſie doch der Quitzowſchen Parthei getreu, und ſahen die Schritte, welche gegen die Quitzows vorbereitet wurden, mit großem Widerwillen. Als nun ihre Schlöſſer belagert wurden, hielten ſie es an der Zeit, ihren bedrängten Freunden zu Hülfe zu kommen. Friedrich den Krieg zu erklären, war zu gewagt, aber ſie erklärten ihn dem Erzbiſchofe Günther von Magdeburg, um deſſen Macht zu ſchwächen, und ihn zu verhindern, Plaue mit dem nöthigen Nachdruck anzugreifen. Die hierzu verbundenen altmärkiſchen Edeln waren: Bernd, Fritze, der alte Bernd, Hans, der junge Bernd und Werner, ſämmtlich von der Schulenburg, Albrecht, Hans und Ludolf von Alvensleben, wohnhaft zu Calbe, Gebhard von Alvensleben, wohnhaft zu Gardelegen, Pfandbeſitzer des dortigen Schloſſes, Matthias, Henning und Matthias von Jagow, Aſtrom, Waldemar, Ludolf und Ludolf von Kneſebek, mit ihren Helfern und Knechten. Sie ſagten dem Erzbiſchofe den Frieden ab, und fielen ihm ins Land, eben zu der Zeit, als er vor Plaue gerückt war.

Dieſe Diverſion zu Gunſten der Quitzows kam ihm und Friedrich ſehr ungelegen. Der Erzbiſchof bot die Bürger der Stadt Magdeburg auf, und unterhandelte mit dem ſchon früher genannten mächtigen Ritter Heiſe von Steinfurt, einem ſeiner angeſehenſten Vaſallen, um ſich den Feinden mit ſeinen Leuten

entgegen zu werfen. Es war dies der Grund, warum Plaue anfangs nur von einem ſo kleinen Heere umlegt wurde.

Sobald Friedrich konnte, ging er ſelber nach der Altmark, um den Verſuch zu machen, den Frieden zu vermitteln. Er berief die vorgenannten Vaſallen nach Tangermünde, und wandte alles an, um ſie friedlich zu ſtimmen. Aber auch hier traf er auf widerſtrebende Gemüther, und mit aller Mühe konnte er ſie zu nichts Weiterem überreden, als zu einem Waffenſtillſtande von ſieben Wochen. Dieſen ſchloß er am Sonntage den 25ſten Februar, demſelben, an welchem Johann die letzte Nacht im Schloſſe Plaue zubrachte, zu Tangermünde ab, indem er dem Erzbiſchofe Günther für die oben genannten Ritter und Herren einen rechten, alten, unverſprochenen Handfrieden gelobt, der von Sonnenaufgang am kommenden Montage bis auf den Sonntag Quaſimodogeniti (den 15ten April) dauern ſoll, in welchen Frieden der Erzbiſchof auch ſein Land und ſeine Leute zieht, namentlich den Rath und die Stadt Magdeburg, ſo wie Heiſe von Steinfurt, und alle die, welche um ihretwillen mit den altmärkiſchen oben genannten Edeln in Fehde gerathen ſind. Auch ſollen alle Gefangenen auf beiden Seiten, ſo lange der Waffenſtillſtand beſteht, Tag haben, das heißt, frei gegeben werden, ehrbare Leute und Hofleute, d. h. Adliche auf Treu und Glauben, Bürger und Bauern auf Borg und Bedingungen; Gefangengeld, das noch nicht bezahlt iſt, ſoll bis nach Ablauf des Waffenſtillſtandes geſtundet werden [1]).

Friedrich war froh, ſo viel für jetzt erreicht zu haben. Die Altmärker hatten doch ſeine Friedensvermittelung nicht zurück gewieſen. Bis zum Ablauf des Waffenſtillſtandes durfte er hoffen mit dem Quitzowſchen Kriege fertig zu ſein. Dann konnte Magdeburg ſeine ganze Kraft gegen die Altmärker wenden, und gewiß trug das dazu bei, letztere nachgiebiger zu ſtimmen, ſo daß der Waffenſtillſtand vielleicht zu einem dauernden Frieden führte. Seine Freude war daher groß, als er ſchon am folgenden Tage, Montags, die Nachricht erhielt, daß Plaue genommen ſei. Am Dienſtage reiſete er dahin ab, und kam noch an demſelben Tage (am 27ſten Februar) an.

---

[1]) v. Raumer Cod. dipl. Brand. T. I. p. 68. Wohlbrück hat in ſeiner Geſchichte des Geſchl. v. Alvensleben dieſe Urkunde noch nicht gekannt.

In Uebereinſtimmung mit ihm befahl der Erzbiſchof Günther, den Johann von Quitzow nach ſeinem Schloſſe Kalbe an der Saale abzuführen, und ihn dort im Kerker ſorgfältig zu bewahren.

Johann wurde daher dem Stocke in der Kirche zu Plaue, in welchem er noch immer ſaß, entnommen, gebunden auf ein Pferd gebracht, und unter ſtarker Bedeckung nach Kalbe abgeführt [1]). Er wußte, daß er einer traurigen Zukunft entgegen ging, und ſchied mit den ſchmerzlichſten Gefühlen von Plaue. Er hatte in der That Alles verloren, Ruhm und Ehre, Weib und Brüder, Hab und Gut, Freunde und Vaterland, alles; was den Menſchen an das Leben feſſelt, und ſeinem Daſein Werth und Freude giebt, es ſchwand ihm mit dem Blicke auf Plaue, wie dieſes ſelbſt, in neblige weite Ferne. Welch eine entſetzliche Kluft lag zwiſchen jener Art des Daſeins, welche er zu erſtreben gedacht hatte, und der jetzigen, in welche ihn ſein ſchreckliches Geſchick geſchleudert hatte. Ein Fürſtenthum war der Inhalt ſeiner Träume geweſen, und ſeinem äußeren Leben fehlte nichts dazu als der Titel. Gefürchtet, geehrt, im Beſitze großer Macht und bedeutenden Reichthums, glaubte er noch vor wenigen Wochen, ſich fürſtlichen Rang erkämpfen zu können. Jetzt beneidete er den Bettler, der auf der Heerſtraße daher hinkte, der reicher war als er, der auf beſſere Pflege hoffen durfte, und frei durch die Welt wanderte, während er in Ketten und Banden lag. Ein wilder ſtarrer Trotz hatte ſich ſeiner bemächtigt, eine Art von Muth, der die Zähne ingrimmig zuſammenbeißt, um nicht zu klagen, aber am Leben, am Glück und an den Menſchen ſtumm verzweifelt. Ueberall auf dem Wege beſchauete ihn das neugierige Volk, wie es ein wildes ſeltenes Thier anſtarrt, das zur Schau herum geführt wird, und hier und da erſchollen Spottreden, nicht ſelten auch Ausbrüche lauter Freude über ſein Unglück. Ein bitterer Menſchenhaß, tiefe Menſchenverachtung durchwühlten ſeinen Buſen, und flößten ihm einen peinigenden Ekel am Leben ein. Er erreichte endlich den Ort ſeiner Beſtimmung, für ihn ein Kerker vielleicht auf lebenslang, denn ob er ihn je lebendig verließ, ſtand ſehr dahin. Es wurde ihm ein feſtes, ſehr elendes Gefängniß angewieſen, aber er klagte in ſeiner trotzi-

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a.

gen Verzagtheit nicht, er war zufrieden, daß er keine Menſchen ſah.

Wir müſſen ihn ſeinem elenden Schickſale für jetzt überlaſſen, um nach Plaue zurückzukehren. Der arme Henning von Quitzow war in das Geſchick ſeiner Brüder nur zu tief verflochten, denn mit dem Verluſte ihrer Güter, die dem Landesherrn anheim fielen, ging auch ſein Vermögen verloren. Er konnte unter dieſen Umſtänden nicht daran denken, nach Paris zurück zu kehren, um ſeine Studien zu beendigen. Auch ſeine Ausſicht in das Leben war furchtbar getrübt, und er beſaß zu viel Verſtand, als daß er ſich das nicht hätte ſagen ſollen.

Friedrich und Günther ließen ſich ihn vorführen. Er erſchien in demüthiger Haltung, die Augen auf den Boden geheftet.

Friedrich. Man ſagt mir, ihr habt an den Planen eurer Brüder keinen Theil gehabt. Iſt das wahr?

Henning. Ich lebte in Paris meinen geiſtlichen Studien ſchon ſeit Jahren. Seit zwei Monden bin ich zum Beſuche in dieſem Lande. Entſcheidet ſelbſt, hoher Herr, ob ich unter dieſen Umſtänden Theil an ihren Entwürfen haben konnte.

Günther. Wie alt ſeid ihr?

Henning. Zwanzig Jahr.

Friedrich. Habt ihr euren Brüdern bei dem Kriege gegen Magdeburg oder bei der Vertheidigung ihrer Schlöſſer geholfen?

Henning. Nein.

Günther. Und doch ſeid ihr mit eurem Bruder auf der Flucht gefangen worden?

Henning. Weil ich ihn begleiten, und mich überzeugen wollte, ob er auch glücklich entkommen würde. Dann wollte ich in das Schloß zurückkehren.

Friedrich. Ein wunderlicher Entſchluß.

Henning. O Herr, was thut man nicht einem Bruder zu Liebe! daß ich wieder zurückkehren wollte, geſchah ihm und meiner Schwägerin zu Liebe, denn ſie war ja ganz verlaſſen.

Friedrich. Und was gedenkt ihr, ferner zu thun?

Henning. Ich muß abwarten, was ihr über mich beſchließen werdet.

Günther. Da ihr nicht in Waffen gegen mich geſtritten, auch euch dem Dienſte der Kirche gewidmet habt, was ſehr zu loben, ſo gebe ich euch frei ohne Löſegeld.

Henning. Dank euch, ehrwürdiger Herr. Allein was ich beginnen ſoll, weiß ich nicht, da all mein Hab und Gut verloren gegangen iſt. Ich finde nicht einmal in einem Kloſter eine Aufnahme, wenn ich mich nicht einkaufen kann.

Günther. Wohlan denn, auch das noch. Ich will euch eine Präbende beim Dome zu Magdeburg geben, wo ihr als Domherr eintreten könnt, ſobald ihr wollt.

Henning. Nochmals Dank, ehrwürdiger Herr. Ihr ſollt, was ihr thut, keinem Unwürdigen gethan haben.

Es war ſeltſam, daß ſo den Quitzows ihr Plan mit Henning gelang, wie ſie es nur hätten wünſchen können, aber freilich unter Umſtänden, wo ſie keinen Nutzen davon ziehen konnten, und ihnen ſelbſt für die Zukunft faſt jede Ausſicht geſchwunden war.

Am folgenden Tage, den 28ſten Februar, kam Friedrich mit dem Erzbiſchof Günther wegen des Schloſſes Plaue dahin überein, daß Günzel von Bartensleben daſſelbe auf ein Jahr lang als Hauptmann von beiden Theilen inne haben ſollte. Unterdeſſen wollte man bei Siegmund die Erlaubniß zu erwirken ſuchen, das Schloß niederzureißen, und nach Ablauf eines Jahres ſollte Günzel alsdann das Schloß zu dieſem Zweck herausgeben. Willigte Siegmund nicht in das Abreißen, ſo ſollte Friedrich dem Erzbiſchofe 1250 Schock böhm. Gr. zahlen, und erſterem das Schloß übergeben; bis dahin, wo das Geld bezahlt worden, ſollte Günzel mit dem Schloſſe beiden Herren gewärtig ſein, und keinen von beiden daraus bekriegen. Darüber ſtellte Günzel von Bartensleben im Lager vor Plaue einen Revers aus [1]), der noch jetzt vorhanden iſt, und nahm das Schloß in Beſitz. Die Magdeburger aber zogen in Begleitung ihrer befreieten Gefangenen nach Hauſe. Der Erzbiſchof erließ nach einiger Zeit an Gebhard von Plotho ein Schreiben, in welchem er ihn fragte, wie hoch er den Schaden ſchätze, der ihm, dem Gebhard, in dieſem Quitzowſchen Kriege zugefügt worden ſei. Gebhard gab ihn, beſonders in Berückſichtigung des Schadens, der ſeinen Mannen, die von ihm Gut hatten, zugefügt war, auf zweihundert Schock böhm. Gr. an [2]). Indeſſen haben erſt nach langer Zeit ſeine Söhne einigen Erſatz dieſes Schadens erhalten.

[1]) Walter Singularia Magdeburg. T. II. p. 62 f.

[2]) Becmann Accessiones Histor. Anhaltinae p. 618. enthalten das Schreiben

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

An demſelben Tage, an welchem Plaue genommen worden war, hatte man die Nachricht davon ſogleich an Johann von Torgau geſendet, der noch immer mit der Belagerung des Schloſſes Beuthen beſchäftigt war. Ihm ſtand keine große Büchſe zu Gebote; er hatte daher mit ſeinen Mannſchaften der Orte Jüterbock, Brietzen, Belitz, der Klöſter Zinna und Lehnin und des Schloſſes Trebbin die Belagerung nach alter Art führen müſſen, ſich aber damit begnügt das Schloß einzuſchließen, weil Friedrich ihm verſprochen hatte, die große Büchſe zu ſchicken, ſobald ſie vor Frieſack und Plaue nicht mehr gebraucht werden würde. Durch ſie mußte das Schloß nothwendig fallen, ein Sturm ſchien daher ganz unnütz zu ſein. Goswin von Brederlow, der als Quitzowſcher Hauptmann in Beuthen befehligte, hatte nach und nach die Hiobsposten wegen der anderen Quitzowſchen Schlöſſer empfangen. Er hatte bisher nichts weiter thun können, als einige Ausfälle zu veranſtalten, die jedoch kein Reſultat gaben. Als jetzt die Nachricht von Plaue kam, benutzte Hans von Torgau die Gelegenheit, ihn zugleich wiſſen zu laſſen, daß nunmehr die große Büchſe von Plaue nach Beuthen geſchafft würde, und er daher nichts beſſeres thun könnte, als das Schloß in Zeiten zu übergeben. Goswin hatte die Botſchaft mit der Antwort abgefertigt, daß er ſich die Sache überlegen wolle.

Am Mittwoch den 25ſten Februar, am Tage der Fronfaſten, wo Günzel von Bartensleben das Schloß Plaue erhielt, kam die große Büchſe vor Beuthen an. Goswin hatte ſeit vorgeſtern, wo die Botſchaft an ihn ergangen war, noch nichts weiter hören laſſen. So beſchloß man denn, ihm zu zeigen, daß aus der Drohung Ernſt geworden ſei, und ſandte ihm aus dem ehernen Rachen derſelben donnernd eine Kugel zu. Er wartete die zweite nicht ab, ſondern gab ſogleich das Zeichen, daß er zu unterhandeln wünſche. Johann von Torgau ging darauf ein, und gegen

Bewilligung des freien Abzuges mit den Seinigen und ihrer Habe übergab er noch an demſelben Tage das Schloß an Johann von Torgau und an den Hauptmann des Schloſſes Trebbin, Paul Möring [1]).

So war denn nun auch das letzte der Quitzowſchen Schlöſſer gefallen, und ihre Macht gänzlich zerſtöret. Die Anſtrengungen ihrer Freunde in der Altmark hatten nur einen ſehr unbedeutenden Erfolg gehabt, in der Mittelmark verſuchte es keiner, für ſie etwas zu thun, die Pommerſchen Herzoge waren nothgedrungen ruhig geblieben. Friedrich war ſiegreich aus dem gefährlichen Kampfe hervorgegangen, und glänzender ſtrahlte ſeine Macht, denn je. Er hatte ein furchtbares Strafexempel aufgeſtellt, viele ſpiegelten ſich darin, und zogen ſcheu das Geſicht zurück. Jetzt durfte er auf Friede und Ordnung in der Mark rechnen, offener Widerſtand wurde ſeinen wohlwollenden Abſichten ſchwerlich weiter entgegen geſetzt, ſeinen Zweck hatte er vollſtändig erreicht.

Dieſe Waffenthat machte in der Mark ein ungeheures Aufſehen, und weithin durch Deutſchlands Gauen verbreitete ſich ihr Ruf [2]). Die Urtheile darüber waren ſehr verſchieden. Groß war der Ruf der Quitzows geweſen, groß die Vorſtellung von ihrer Macht, ihrer Tapferkeit und ihrer Klugheit, ſie waren theils hierdurch, theils durch ihren großen Anhang und ihre weit verbreiteten Verbindungen die Mächtigſten des Landes. In der Mark hatte man nicht gewagt, ein Schwerdt gegen ſie zu ziehen, ſie hatten in Gemeinſchaft mit den Pommern ſelbſt über Friedrichs Heer triumphirt, und als es bekannt geworden war, daß ſie an der Spitze einer weit verzweigten Adelsverbindung ſtanden, deren Mitglieder meiſt unbekannt waren, aber im Geheimen um ſo kräftiger wirken konnten, zitterten Friedrichs Freunde für ihn, und ſahen mit gerechtem Mißtrauen auf das gefährliche Wagſtück, ſie zu bekriegen, das im Falle des Mißlingens ihm nur zu wahrſcheinlich das Land koſten konnte, denn es fehlte ihm nicht an heimlichen Feinden, ſelbſt ſolcher, die ſich nicht an die Quitzows angeſchloſſen hatten, welche die Art, wie er regierte,

---

1) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a. Angeli Ann. march. p. 193.

2) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 483. Alb. Cranz Wandalia L. X. Cap. 19. Chron. Magdeb. ap. Meibom. p. 352. 353.

mit großen Beſorgniſſen anſahen, und die ſich, wenn er Unglück gehabt hätte, ohne Zweifel gegen ihn erklärt haben würden. Die mächtigſte Familie des Landes, — groß durch Güterbeſitz, hohe Eigenſchaften und allgemein anerkannten Ruf, hatte er wie durch Zauberei in wenigen Wochen geſtürzt, ihre Freunde wagten ſich nicht zu regen, ſeine Herrſchaft war dauernd begründet. Ein allgemeines Erſtaunen bemächtigte ſich der Gemüther. Man hatte die Zahl der Schlöſſer, welche ſich in den Händen der Quitzows und ihrer Freunde befanden, auf 24 berechnet [1]), ohne ihre Städte, und die Schlöſſer ihrer heimlichen Freunde zu zählen. Wo war dieſe impoſante, dem Landesherrn weit überlegene Macht ſo plötzlich geblieben? Es war ein furchtbares Geſchick, das ſie betroffen, und die launenhafte Unbeſtändigkeit des Glücks, der ſchnelle Fall menſchlicher Größe, erregte in jeder Bruſt ein zaghaftes Bangen, wie es ſich des Menſchen bemächtigt, wenn er das von ihm Angeſtaunte, Bewunderte, vielleicht ſelbſt Beneidete, ſinken, zertrümmern und der Vernichtung anheim fallen ſieht. — Das tiefſte Mitgefühl ihrer Freunde begleitete der Quitzows tragiſchen Fall. Die Hoheit adlichen Sinnes, die Kraft des lebendigſten Freiheitsgefühles, der Zauber höchſt bedeutender Macht und Größe, das Gewicht großer Klugheit und eines hellen Verſtandes, der Mauern Feſtigkeit, die enge Verbindung mit kampfgerüſteten Fürſten, — nichts hatte ihnen geholfen, erbarmungslos ſchritt das furchtbare Schickſal über ihren Häuptern dahin, und trat ſie ſchonungslos unter die Füße. — Weinend ſahen es die Freunde, und fragten: wie ſollen wir widerſtehen, wo auch die Stärkſten fallen? Was haben die Marken von dieſem Fremdling zu erwarten, wenn er das Größte in ihnen zertrümmert? — Man hat ihn zu mächtig werden laſſen, unſere Freunde hätten ſich früher gegen ihn erheben ſollen. Wer kann jetzt noch

---

[1]) Es waren: Quitzhövel, Rühſtädt, Kleetzke, Frieſack, Plaue, Köpenick, Saarmund, Beuthen, Sandau, Stavenow, Hundeluft, (Quitzowſche Schlöſſer), Golzow, Rekahn, Potsdam, (Rochowſche Schlöſſer), Putlitz, Lenzen, Wolfshagen, (Putlitziſche Schlöſſer), Bötzow mit Neumühl, Liebenwalde (Holzendorfſche Schlöſſer), Bieſenthal, Falkenhagen, Freienwalde, (Uchtenhagenſche Schlöſſer), Oderberg, (Hohenſteinſches Schloß), Trebbin, (Maltitziches Schloß), wozu nun noch die meiſt feſten Städte Rathenow, Strausberg, Wittenberge, und in gewiſſem Sinne Brandenburg, nebſt mehreren altmärkiſchen Schlöſſern kamen.

würdig und mit männlichem Muthe gegen ihn die Rechte des freien Mannes verfechten? Die Einzigen, die es vermocht, hat ſein Arm ins Elend geſtoßen, hinfort iſt der märkiſche Mann nichts als ſein untergebener Diener! — Nur die Wenigen, welche über die Quitzows gleichgültig dachten, blieben gleichgültig. Anders ſahen ihre Feinde die Sache an, ſelbſt wenn ſie Friedrich nicht wohl wollten. Sie ſahen darin die Rache für das ihnen vermeintlich oder wirklich widerfahrene Unrecht, und eine Menge kleiner Seelen, die vorher nicht gewagt hatten, gegen die Quitzows den Mund aufzuthun, triumphirten, und ergingen ſich in tapfern Worten. Auch ein Theil der Geiſtlichkeit, vielleicht durch die Fehden mit dem Biſchofe von Brandenburg und dem Erzbiſchofe von Magdeburg aufgebracht, ſcheint überall mit dem Falle der Quitzows zufrieden geweſen zu ſein. Einer derſelben, allerdings ein erbitterter Gegner, äußerte ſich darüber in folgender Art: Nun die Quitzows ausgerottet, und ihrer Hoffart geſteuert iſt, wirds Friede werden in der Mark, und die Stimme des Betrübniſſes und Geſchreis wird verſtummen. Ich brauche die Worte des Propheten Jeſaia: das Volk iſt geſeſſen in Lieblichkeit des Friedens, in den Tabernakeln der Zuverſicht und guter Ruhe. Alſo, wie geſchehen, ſoll man den hoffärtigen Gäſten das Schamhütlein abziehen, und den hohen Bäumen die Gipfel behauen, daß ſie nicht in den Himmel wachſen [1])." — Mit dieſen Anſichten waren unſtreitig Viele einverſtanden, gewiß aber iſt es, daß ein großer Theil des Adels darüber anders dachte, jedoch klüglich mit ſeiner Meinung nicht öffentlich hervortrat.

Ein Umſtand war es, den Friedrich nicht ohne Sorge ins Auge faßte, Dietrichs Flucht. So lange Dietrich frei war, ſo lange konnte er ſchaden, denn an mächtigen Freunden in und außer dem Lande fehlte es ihm nicht. Die verſprochenen Belohnungen hatten keinen Erfolg gehabt, Dietrich war nicht gefangen worden. Es war wahrſcheinlich, daß er nach Pommern gegangen ſei, doch wußte Friedrich auch, daß er in Stettin noch nicht angekommen war, und dies ließ wiederum vermuthen, daß er noch in der Mark bei ſeinen Freunden verborgen gehalten werde. Friedrich traf Anſtalten, überall, beſonders aber da, wo er vermuthen durfte, daß man ihn heimlich hege, Nachforſchungen ohne alles

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz ap. b. a.

Aufſehen anſtellen zu laſſen. Zugleich aber ließ er ſämmtliche Güter der Gebrüder Quitzow in Beſitz nehmen, ſoweit dieſe in ſeinen Landen lagen.

Am 14ten März verband ſich Friedrich zu Schutz und Trutz mit Albrecht, Biſchof von Halberſtadt, und Herzog Berndt von Lüneburg [1]), ein Bündniß, deſſen Gewicht ſowohl auf Magdeburg, als auf ſeine altmärkiſchen Vaſallen drücken mußte. Noch mehr aber that er in dieſer Beziehung, als er am 20ſten März von Tangermünde aus ein ſtrenges Mandat gegen alle Störer des Landfriedens erließ, in welchem weit wirkſamere Maaßregeln angeordnet werden, als man bis dahin jemals angewandt hatte. Das Mandat bezeichnet den Geiſt der damaligen Zeit und Friedrichs Staatsklugheit zu ſehr, es iſt zugleich als der Anfang einer förmlichen Landesgeſetzgebung zu wichtig, als daß wir es nicht näher kennen lernen ſollten.

Nach dem gewöhnlichen Eingange ſagt Friedrich, er habe den mannigfaltigen Schaden angeſehen, der den Landen der Mark in vergangenen Zeiten zugefügt ſei. Um ihm zu wehren, habe er mit Rath und Wiſſen aller Herren, Mannen und Städte beider Marken, auch des Grafen von Ruppin und ſeiner Lande, ſo wie auch der Priegnitz eine ſolche Einung geboten und Satzung gemacht, als hiermit allen Einwohnern der gedachten Lande geboten wird. Es ſollen Alle den Frieden in und außer Landes ſtets feſt und unverbrüchlich halten. Wer jener Lande oder eines ihrer Einwohner Feind iſt, dem ſollen alle andere Herren, Mannen, Städte und Einwohner dieſer Lande Feind ſein, ihm feindlich nachſtellen, ihn weder hauſen, hegen, ſpeiſen und tränken, mit ihm keine Gemeinſchaft noch Verrichtung haben, weder heimlich noch offenbar. Alle Herren, Mannen und Städte ſollen ihren Nachbaren alle bei ihnen angeſeſſene Räuber, Miſſethäter und Feinde des Ortes und des Landes namhaft machen, und ſie beſchreiben, und zu wem ſolche Miſſethäter und Räuber kommen, der ſoll ſie anhalten und demjenigen, deſſen Feinde ſie ſind, davon Anzeige machen. Der ſoll dann die Miſſethäter fordern, und der Herr, Mann oder die Stadt, wo die Miſſethäter ergriffen ſind, ſollen ihm unverzüglich zu ſeinem Rechte verhelfen. Niemand ſoll Friedrichs und des Landes Feinde in oder durch

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 146.

das Land geleiten, und keinen Frieden mit ihnen machen ohne Friedrichs Wiſſen und Vollwort. Wer von ſolchen Uebelthätern und Räubern erfährt, der ſoll ſie ohne Verzug anzeigen, im Unterlaſſungsfalle werden ſie, wenn ſich ihr Wiſſen darum ergiebt, ebenſo geſtraft, wie jene. Auch ſoll Niemand Mordbrenner ſchützen oder ihnen Schutz gewähren. Wird Jemand oder ein Ort mit Raub und Brand angegriffen, da ſoll man die Sturmglocken läuten, und Lärm machen laſſen. Dann ſollen alle den Feind verfolgen, ihm nachſtellen, ihn hindern und anhalten, ſeinen Schaden wieder gut zu machen. Wäre Jemand nicht in handhaftiger wahrer That ergriffen, oder berüchtigt, den will Friedrich vor ſich kommen laſſen, und ihn darum zur Rede ſetzen; kann er ſich rechtlich entſchuldigen, ſo ſoll ihm das zu Gute kommen, wo nicht, ſoll er leiden, was ſich gebührt. Auch ſoll jeder ſeine Knechte anhalten, hiernach zu verfahren, und für ſie ſtehen. Alle Herren, Mannen und Städte ſollen ihre weltlichen Gerichte redlich beſtellen, damit Jedermann ſchnell Recht erhalten könne, auch ſoll Niemand dem Andern in ſeine Gerichte eingreifen. Jeder aber, der gegen dieſe Befehle handeln wird, ſoll deshalb geſtraft werden, wie es ſich von Rechtswegen gebühren wird [1]).

Man kannte jetzt, wie ernſt Friedrichs Verordnungen gemeint waren. Darum hatte denn auch dieſes Mandat die Folge, daß jene altmärkiſchen Edeln, welche es bis dahin heimlich mit den Quitzows gehalten hatten, ihren Waffenſtillſtand in einen wirklichen Frieden übergehen ließen, den Friedrich zwiſchen ihnen und Magdeburg vermittelte. Bisher hatten jene Edlen ihm unter allerlei Vorwänden noch die eigentliche Huldigung verſagt, und ſich mit einer proviſoriſchen beholfen. Jetzt leiſteten ſie ſolche in aller Form, weshalb ihnen denn auch Friedrich ihre Privilegien beſtätigte, den Schulenburgs namentlich zu Tangermünde am 13ten April 1414 [2]).

Am 10ten April gab Friedrich das eroberte Schloß Golzow dem Hans von Schierſtädt, welcher bereits die Anwartſchaft und ein Pfand darauf hatte, gegen die Summe von 1700 rheiniſchen Gulden pfandweiſe auf ein Jahr, von Walpurgis an gerechnet. Er ſollte das Schloß auf eigene Koſten innehaben und erhalten.

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 82. f.
[2]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 67.

Dafür werden ihm als Zins für jene Summe auf die Renten und Einkünfte des Schloſſes hundert Schock böhmiſche Groſchen verſchrieben. Was über hundert Schock einkommt, wird an Friedrich mit einer Rechnungslegung eingeliefert. Alle Dienſte und Aecker, die zu dem Schloſſe gehören, ſoll Hans von Schierſtädt ebenfalls benutzen, die Hälfte der gewonnenen Früchte erhält jedoch Friedrich, dafür trägt er auch die Hälfte der Koſten für Ausſaat und etwa nöthiges Tagelohn. So wird es auch mit den Wieſen gehalten, Brennholz kann Hans ſo viel ſchlagen laſſen, als er benöthigt iſt, was aber von Ungewitter oder Windbruch gefället wird, gehört Friedrich. Die übrigen Bedingungen ſind die gewöhnlichen [1]). — Offenbar hatte Friedrich mit dem Schloſſe andere Plane, und betrachtete dieſe Verleihung nur als ein Interimiſtikum.

Wir haben ſchon darauf hingewieſen, daß Friedrich wegen Dietrich von Quitzows Flucht nicht ohne Beſorgniß war. Ungeachtet ſeines Unglücks war dieſer mittelſt ſeiner mächtigen Freunde noch immer ein Mann von Bedeutung, den man nicht aus den Augen verlieren durfte. Um ſo ſchlimmer, wenn man ihn in der That verloren hatte. Der Gang unſerer Geſchichte fordert uns auf, uns nach ihm umzuſehen, und wir gehen deshalb zurück zu dem Momente, wo er an jenem düſtern Abende mittelſt eines Ausfalles das Schloß Frieſack verließ.

Genau bekannt mit der Gegend, hatte er ſich eiligſt dem Bruche zugewendet, das wegelos als eine wüſte Gegend mittelſt ſeiner vielen Gebüſche, die ſich zum Theil auf ſogenannten Horſten oder kleinen Hügeln erhoben, gar viele Verſteckwinkel darbot, die niemand fand, wenn er darin nicht ſehr bekannt war. Der Winter hatte mit ſeinem Froſt und Eiſe allerdings den im Sommer ſehr ſchwammigen und ſchwankenden Boden gefeſtiget, ſo daß man, ohne einzuſinken, überall hingelangen konnte; dennoch war es nicht möglich, ſich aus dieſem regelloſen Gewirre von Rohr, Schilf, Grasflächen und Gebüſchen der mannigfachſten Art herauszufinden, wenn man ſich nicht beſtimmte Merkzeichen gemacht hatte, um ſich zu orientiren. Dietrich war, ungeachtet der Finſterniß, deshalb nicht verlegen, da er durch die Jagd mit dieſer Gegend auf das Genaueſte bekannt war.

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 59.

Dietrich hatte ſeinen Söhnen, nachdem er in dem Ausfalle das feindliche Lager überrannt hatte, die Hand gedrückt, gab ſeinem Pferde die Sporen, und jagte hinaus in die dunkle Nacht dem Bruche zu, das er gleich darauf erreichte. Acht Knechte, die er ſich ausgeſucht und inſtruirt hatte, folgten ihm. Der Schlachtlärmen tönte immer entfernter hinter ihnen, der dichte Nebel ließ keines der Wachtfeuer mehr hindurch ſchimmern, aber ein langer, ziemlich hoher, dunkelrother Streifen über dem Horizonte zeigte die Ausdehnung des Lagers. Als Dietrich das Bruch erreicht hatte, mäßigte er den Lauf ſeines Pferdes, denn er überzeugte ſich, daß er nicht verfolgt würde, und der Feind ſein Entweichen nicht bemerkt hatte.

Der Boden war ſehr uneben und holperich, nur die kleineren Vertiefungen hatte der Schnee ausgefüllt. Am ebenſten waren die feſt überfrorenen Waſſerſtellen des Bruchs, deren dichte Gebüſche von Werftweiden umritten werden mußten. Nur das nächſt Gelegenſte war zu erkennen, und Dietrich mußte ſeine ganze Ortskenntniß zuſammen nehmen, um nicht die Richtung zu verlieren. Immer einſamer und ſtiller wurde es um ihn her, kaum vernahm man aus weiter Ferne noch leiſe verhallende Laute. Mit Ausnahme der hier hauſenden wilden Thiere waren unſere Reiter wohl die einzigen empfindenden Weſen in dieſer grauenhaften Wildniß.

Sie erreichten den Zotzen, einen Wald, der damals alle Erſcheinungen eines Urwaldes in reicher Fülle bot. Im Sommer, wenn das Sonnenlicht durch ſeine Laubmaſſen glänzte und funkelte, war er ein herrlicher Aufenthalt, und Bären, Wölfe, Luchſe, Schweine, Hirſche, Rehe und wilde Katzen reizten die Jagdluſt in hohem Maaße, ſo daß alle Hinderniſſe des Bodens, umgefallene faulende Bäume, dichtes Zweiggewirre des Unterholzes, zwiſchen Farrenkraut und Beſinggeſträuch verſteckte Vertiefungen, und lauernde giftige Schlangen, den Jäger nicht abhalten konnten, ſeiner Luſt hier Tage lang zu fröhnen, Eſſen und Trinken zu vergeſſen, und alle Beſchwerden für nichts zu achten. Jetzt ſtreckten die mächtigen Eichen, Buchen und Rüſtern die Zweige entblättert in die Luft, das dicht verſchlungene Gewirr der Geſträuche war verſchwunden, wenn man nicht etwa auf ein Brombeergebüſch ſtieß, und ohne große Mühe wand man ſich hindurch.

Man erreichte wieder den Bruchboden, auf welchem es jetzt

Digitized by Google

immer weiter nach Oſten hin ging. Gegen zehn Uhr tauchten einzelne Lichter vor ihnen auf. Sie wurden erſt inne, daß ſie ein Dorf vor ſich hatten, als ſie ganz nahe davor ſtanden. Es war Dechtow, am ſüdlichen Rande des Ländchens Bellin. Dietrich gebot Halt, und vor dem Eingange ſtand der kleine Reiterhaufen ſtill. Ich habe heftigen Durſt, ſprach Dietrich, und manchem von euch mag es wohl eben ſo gehen. Auch unſere Pferde werden ſich nach Waſſer ſehnen. Ich dächte, wir könnten ohne Gefahr im Kruge einmal trinken, und auch unſere Pferde tränken. Aber Niemand von uns tritt in das Haus; im Dunkeln wird uns ſchwerlich Jemand erkennen, und von den Bauern haben wir ohnehin kaum etwas zu fürchten.

Sie ritten in das Dorf ein. Bald hielten ſie vor dem Kruge, und riefen nach dem Wirthe. Er kam mit ſeinem Knechte heraus, und fragte nach ihrem Begehren. Dann kehrten beide in das Haus zurück, um Bier und Waſſer zu holen. Als ſie damit kamen, trat zugleich noch ein Mann heraus, der nach ſeinem klirrenden Schritte ein Gewappneter zu ſein ſchien, doch konnte man wenig von ihm ſehen. Reitet ihr in das Lager vor Frieſack? fragte er. Dietrich antwortete: Nein! Indem trat Jemand mit einem brennenden Kienſpan zum Hauſe heraus, und beleuchtete die Gruppe unſerer Reiter, welche abgeſtiegen waren. Der Gewappnete ſchauete ſcharf hin, und ging dann in das Haus zurück. Gleich darauf hörte man Bewegung. Es gingen Menſchen in einiger Ferne. Dietrich wurde aufmerkſam, und gebot, ſich zu eilen. Pferdetritte wurden hörbar, und näherten ſich. Sitzt auf, rief Dietrich; aber im nächſten Augenblicke gewahrten ſie, daß ſie umſtellt waren, und eine Stimme rief ihnen zu: Ergebt euch, ich ſehe an euren Farben, daß ihr Quitzowſche ſeid! Irre ich mich, ſo wirds ſich ausweiſen.

Wer ſeid ihr, ſchrie Dietrich, daß ihr es wagt, uns — —

Wir gehören zum Lager vor Frieſack, war die Antwort, darum ſperrt euch nicht lange, oder ich laſſe euch niederwerfen.

So raſch ergiebt ſich Dietrich von Quitzow nicht, ſchrie er. Drauf und dran, meine Geſellen, daß wir den Leuten zeigen, wie man mit mir ſpricht!

Bei der Nennung ſeines Namens wichen ſeine Gegner beſtürzt einige Schritte zurück, was er offenbar beabſichtigt hatte, um freieren Raum zu gewinnen. Aber ſie ſtanden gleich wieder,

und wo er auch einen Reiter vom Pferde warf, blinkte ihm dahinter die Hellebarde eines Fußknechts entgegen.

Indeſſen war der Kreis in der Dunkelheit ſchnell geſprengt, und das Gefecht löſete ſich in einzelne Gefechte auf. Einige Kienbrände vor dem Kruge, welche ein Knecht in den Händen hatte, waren die ganze Beleuchtung, und kaum hinreichend Feind oder Freund zu unterſcheiden. Zünde das Haus an! rief Dietrich einem ſeiner neben ihm fechtenden Knechte zu. Dieſer ſchlug ſich durch, und ehe der leuchtende Knecht ſich deſſen verſah, riß er ihm den Feuerbrand aus der Hand, und hielt ihn unter die hervorſpringende Kante des niedrigen Strohdachs, welches raſch aufflammte. Nach wenigen Minuten brannte das ganze Dach. Der Ruf Feuer, Feuer! ertönte durch das Dorf, und erweckte die zum Theil ſchon ſchlafenden Bewohner deſſelben. In unbeſchreiblicher Beſtürzung rannten ſie nach den Löſchwerkzeugen oder fingen an, ihre Häuſer auszuräumen. Die Sturmglocke wimmerte vom Thurme, unterdeſſen das Gefecht vor dem brennenden Hauſe fortdauerte. Man konnte jetzt deutlich ſehen, wen man vor ſich hatte, aber Dietrich überzeugte ſich auch, daß er mit einem an Zahl ſehr überlegenen Gegner kämpfe, und auf keinen Sieg rechnen dürfe. Rette ſich, wer kann! rief er ſeinen ihm zunächſt fechtenden Leuten zu. Mit furchtbarer Heftigkeit ſtürzt er ſich auf ſeine Gegner, und ſchlug ſich glücklich durch, indem er mehrere von den Pferden warf. Dann jagte er die Dorfſtraße hinunter, welche ſchauerlich von dem brennenden Hauſe beleuchtet war. Einige Reiter verfolgten ihn; allein ſein Pferd lief beſſer als die ihrigen. Er ſetzte über das Hecken, welches die Straße ſchloß, hinweg, und ſeine Gegner ließen von ihrer Verfolgung ab. Erſt in einiger Entfernung vom Dorfe zügelte er ſein muthiges Roß, und hielt es an.

Die Flamme hatte ſich weiter fortgepflanzt, und die nebenliegenden Gehöfte ergriffen. Dietrich wartete, ob nicht vielleicht einer oder der andere ſeiner Knechte ihm folgen würde. Aber es kam keiner. Die Sturmglocke tönte noch immer fort, die Flamme wurde größer und leuchtete weit hin. Niemand erſchien. Nachdem er beinahe eine Stunde lang gewartet hatte, mußte er die Hoffnung aufgeben, einen von den Seinigen wieder zu ſehen. Sie waren entweder getödtet oder gefangen.

Brenne nur zu, verheerende Flamme, ſprach er, brenne. Iſt

Digitized by Google

doch auch mein Glück abgebrannt, und auf der öden gräßlichen Brandſtätte will ſich Neues nicht erheben. Ha, wie ſie wüthend frißt an Menſchenhabe und Menſchenglück, mit entſetzlichem Heißhunger, als könnte ſie nicht ſatt werden! Was iſt denn an Menſchenglück gelegen in der Welt? Wer fragt nach meinem Unglück? — Niemand! Tauſende ſind gekommen, mich zu verderben, und freuen ſich darüber, daß es ihnen gelungen. Soll ich mich darüber betrüben, daß hier einige elende Hütten vernichtet werden? Ich bin im Kriege mit dem Burggrafen. Mögen ſeine oder ſeiner Mannen Dörfer es immerhin empfinden.

Er lenkte ſein Pferd in den Wald, der ſich hinter Dechtow erhob. Nicht lange war er geritten, als er vor ſich Menſchenſtimmen vernahm. Er verließ den Weg, und bog ſeitwärts in den Wald hinein. Dann hielt er ſein Roß an, und ſtand horchend ſtill. Es war unten finſter, aber die höchſten Gipfel der Bäume waren roth beleuchtet von der Feuersbrunſt. Auf dem Wege zog ein Haufen Menſchen an ihm vorüber, aus deren Reden er ſchloß, daß es Bauern aus dem Dorfe Linum ſeien, welche zur Löſchung des Feuers ihren Nachbaren zu Hülfe eilten.

Als ſie vorüber waren, ritt Dietrich wieder nach dem Wege zurück, und nicht gar lange nachher lag das Dorf Linum vor ihm. Er vermied es, durch das Dorf zu reiten, ſondern blieb außerhalb deſſelben, bis er den Weg von Cremmen erreicht hatte. Hinter ihm war der Himmel hoch hinauf geröthet, links dehnte ſich das Luch endlos aus in ſeiner ganzen ſchroffen Wildheit. An ſeinem Rande ſtanden einige alte Eichen, die ihre knorrigen dürren Zweige weit vor ſich hinſtreckten. Ein Schwarm Krähen, der ſein Nachtquartier darin genommen hatte, floh ſchreiend auf, und ſcheu davon. So gewöhnlich dies Ereigniß war, ſo oft es Dietrich ſelber erlebt hatte, ſo machte es jetzt in ſeiner Verlaſſenheit als Flüchtling einen eigenen ſchmerzlichen Eindruck auf ihn. Alles flieht mich, ſeufzte er, und auch ich muß Alles fliehen, Alles! — Nichts habe ich mehr, was ich mein nennen könnte, als das nackte Daſein! O warlich, die Wildniß hier zur Seite iſt ein wahrhaftes Bild meines künftigen Lebens. Keine Ausſicht ringsum, kaum das nächſte zu erkennen, geflohen von den lebenden Weſen, allein ſtehend mitten unter den Lebendigen, entblättert alle Bäume meiner Hoffnungen und meiner Lebens-

freuden, holperich der Weg, — das iſt meine Zukunft, das ſind meine künftigen Tage! —

Der lang verhaltene Schmerz brach gewaltſam los. Bis dahin hatte Wuth und heftige Aufregung ihn kaum zur Beſinnung kommen laſſen; er kämpfte mit den herben Gefühlen, die ſeinen Buſen zerriſſen, aber er konnte ihrer nicht Herr werden, Thränen netzten ſeine Wangen. Wer ſo viel verloren hat, als ich, wer ſo Edles und Herrliches betrauern muß, ſeufzte er, der mag ihm wohl mit Recht eine Thräne weihen, ohne unmännlich geſcholten zu werden. —

Noch immer dauerte die Wildniß zu ſeiner Linken fort. Du grauſes Bild meiner Tage, ſeufzte er, nimmſt du kein Ende? Weiß ich doch kaum recht, wo ich bin, und faſt thäte ich am Beſten, hier den Morgen abzuwarten, um mich nicht ganz zu verirren. Den Morgen! — Geht denn die Sonne über dieſer Wildniß auch auf? — O ja! Es bleibt nicht immer Nacht! Auch mir wird einſt ein Morgen tagen, auch meine Lebenswüſte wird wieder von einer Sonne erhellt werden. Faſſe Muth, mein Herz, und erſtarke, es kann ſo nicht bleiben. Einſt wird es beſſer! —

Nicht lange nachher erreichte er Cremmen. Vor der Stadt, ohne ſie zu betreten, lenkte er auf den Weg nach Bötzow ein. Durch den Bötzower Forſt führte ihn ſein Weg nach Quaden Germendorf, und gegen Morgen hielt er vor dem Schloſſe Bötzow. Er weckte den Thorwärter, der anfangs Schwierigkeiten machte, ihn einzulaſſen, da Dietrich ſich nicht nennen wollte. Endlich verſtand er ſich dazu, Werner von Holzendorf zu wecken, als Dietrich das früher verabredete Zeichen gab. Er kam, erkannte Dietrich an der Stimme, und das Thor wurde geöffnet.

Werner wollte fragen, Dietrich winkte ihm Stille zu. Als er abgeſtiegen war, nahm ihn Werner bei der Hand, und führte ihn ins Schloß. Hier loderte bald ein Kaminfeuer empor, und als man einander ſehen konnte, fragte Werner: Um Gott, Dietrich, was iſt vorgefallen, wie kommt es, daß man euch hier ſieht? —

Dietrich. Ich komme, bei euch Schutz zu ſuchen. Ich bin ein Flüchtling, und wie ihr wißt, ein geächteter.

Werner. Wie, waret ihr denn nicht in Frieſack? Seine Mauern ſchützen euch beſſer, als die von Bötzow.

Digitized by Google

Dietrich. Nicht mehr. Sie ſind niedergeworfen. Frieſack iſt verloren!

Dietrich erzählte. Werner erſtaunte über das, was er hörte, denn darauf hatte er ſich nicht gefaßt gemacht. Als Dietrich geendigt hatte, ſprach er: Ihr ſeid wirklich in einer verzweifelten Lage. Dieſer Burggraf Friedrich iſt ein furchtbarer Mann. Vor allen Dingen müßt ihr Zeit zu gewinnen ſuchen, und das kann am Beſten hier geſchehen. Ihr habt Recht gethan, daß ihr zu mir gekommen ſeid.

Dietrich. Wie ich Friedrich kenne, wird er ſich nicht damit begnügen, meine Schlöſſer zu nehmen, er wird auch mich haben wollen, und ſicherlich ſetzt er einen Preis auf meinen Kopf.

Werner. Laßt ihn! Das ſoll ihm hier nichts helfen. Hier ſeid ihr ſicher wie in Abrahams Schooß, ſo lange er ſeine große vermaledeiete Büchſe nicht vor Bötzow aufſtellt.

Dietrich. Seid ihr aller eurer Leute ſo ſicher? Vielen Menſchen iſt niemals zu trauen.

Werner. Wir müſſen Maaßregeln ergreifen, das zu verhindern. Laßt uns einmal nachdenken.

Endlich wurde feſtgeſetzt, daß Dietrich ſich als ein Knecht kleiden, und unkenntlich machen ſolle. Werner wollte ihn für einen verwundeten Quitzowſchen Knecht bei ſeinen Leuten ausgeben. Damit aber dieſe den Dietrich nicht erkennen möchten, ſollte er nach Schloß Neumühl gebracht werden, angeblich um ſeine Wunden zu pflegen. Neumühl war noch in ſehr zerſtörtem Zuſtande, und wurde nur von einem alten Vogte bewohnt, der Dietrichen nicht kannte. Hier ſollte ſich Dietrich ſo verborgen halten, wie möglich, und es vermeiden, Menſchen zu ſehen, und darum auch das Schloß nicht verlaſſen. Dieſer Plan ſchien gut zu ſein, und Dietrich entſchloß ſich, ihn auszuführen.

Werner brachte ihm die Kleidung eines Knechts, die er anlegte. Dann beſtieg er eins von Werners Pferden, und ritt aus dem Schloſſe, als habe er einen Brief oder eine Botſchaft zu beſorgen. Gleich nachher ſetzte ſich Werner ebenfalls zu Pferde, und ritt ganz allein ihm nach. Im Walde fand er Dietrich ſeiner warten, und gemeinſchaftlich ritten ſie nach Schloß Neumühl.

Das ſehr ruinirte Schloß bot wenig Gemächer zum Ausſuchen dar. Die beſten bewohnte der alte Vogt mit ſeiner Frau. Ein davon etwas entlegenes Zimmer wurde endlich erwählt, und

mit einigen Mobilien und einem Bette verſehen. Dietrich mußte ſich hineinlegen und den Kranken ſpielen. Dem alten Vogt wurde auf die Seele gebunden, den Quitzowſchen Knecht gut zu verpflegen, aber ihn nicht durch ungeforderte Dienſte zu beläſtigen, auch dafür Sorge zu tragen, daß er nicht durch Andere geſtört werde. Werner ritt dann wieder zurück.

Die beiden alten Leute thaten ihre Schuldigkeit, und Dietrich konnte ſich über ſie nicht beſchweren. Sie wußten wenig von der Welt, dennoch hatten ſie Frieſacks Schickſal erfahren, und der alte Georg hatte auch nach einigen Tagen die Nachricht erhalten, daß Dietrich von Quitzow entflohen, und ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt ſei. Wenn dein Herr ſich nun nicht in Acht nimmt, ſprach er zu Dietrich, dann kann es ihm ſchlecht gehen, denn der Burggraf ſoll eben nicht ſpaßen, und mir wärs ſchon recht, wenn ſie ihn fingen. —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Wochen waren vergangen, als Dietrich ſeiner Lage von Herzen müde war. Er hatte die unerträglichſte Langeweile, es ekelte ihn an, noch ferner den Kranken zu ſpielen, und er ſchämte ſich ſeiner Knechtsgeſtalt. Dennoch mußte er ſeine Rolle beibehalten, ſo läſtig ſie ihm auch war.

Da kam am Dienſtag den 27ſten Februar ein Knecht von Bötzow, und erzählte Georg, daß Plaue genommen, und Johann von Quitzow gefangen ſei. Dietrich von Quitzow aber ſei noch nicht aufgefunden, denn — ſetzte er hinzu — der iſt gut verſteckt.

Georg. Weiß man denn, wo er iſt?

Knecht. Ih Vater Georg, da wäre er ja nicht verſteckt, wenn man es wüßte. Wißt ihr, was ich denke?

Georg. Nun?

Knecht. Ich glaube, er iſt gar nicht weit.

Georg. Warum nicht gar! Haſt du eine Spur?

Knecht. Ihr habt ja wohl hier einen Quitzowſchen Knecht? Der kam vor ein Paar Wochen nach Bötzow, und ritt ein ſehr ſchönes Pferd mit hübſchem Sattel. Das Pferd ſteht jetzt bei uns im Stalle, denn er iſt mit einem anderen hierher geritten.

Georg. Nun? — Er wird ſichs ſchon wieder abholen, wenn er geſund iſt.

Knecht. Ja, aber Knechte reiten ſolche Pferde nicht. Könnt ihr mich euern Kranken nicht ſehen laſſen?

Georg. Bei Leibe nicht. Es darf ihn Niemand ſehen oder ſtören.

Knecht. Iſt das verboten?

Georg. Freilich, Herr Werner ſelber hat es verboten.

Der Knecht ſchlug ein Schnippchen, und wiegte den Kopf hin und her. Dann nahm er Georg bei der Hand, und ging mit ihm ins Zimmer.

Bis hierher war Dietrich zufällig heimlicher Zeuge der Unterredung geweſen, und hatte dadurch die Entdeckung gemacht,

daß er hier nicht mehr ſicher ſei. Der Gedanke, gefangen zu werden, peinigte ihn ſehr, auch ging ihm das Schickſal ſeines Bruders tief zu Herzen. Glücklicher Weiſe kam Nachmittag Werner von Holzendorf ſelber geritten, um die Nachricht von Plaue zu bringen. Dietrich theilte ihm ſeine Entdeckung mit, und äußerte zugleich ein herzliches Verlangen, von hier wegzukommen, weil er die Langeweile nicht mehr ertragen könne.

Werner. Ihr könnt unmöglich unentdeckt fliehen, man ſtellt euch überall nach und lauert auf allen Wegen. Aber hier bleiben könnt ihr unter dieſen Umſtänden freilich nicht länger. Wartet, da habe ich einen guten Gedanken. Ich werde euch nach Grabsdorf bringen. Dort wohnen ein Paar meiner alten Knechte mit ihren Weibern, die von mir ein Paar Häuſer haben, auf deren Treue ich mich verlaſſen kann. Sie ſollen euch hegen und pflegen, und dort ſeid ihr ſicher. Doch müßt ihr natürlich unerkannt bleiben. Ich werde die Sache ſogleich einrichten.

Werner ritt nach Grabsdorf. Am andern Tage kam er wieder, und forderte Dietrich auf, ſich fertig zu machen, dahin aufzubrechen. Gegen den Vogt wurde ein ſchicklicher Vorwand gebraucht, Dietrich ſtieg zu Pferde, und ritt hinter Werner her, bis man Schloß Neumühl im Rücken hatte, denn er mußte ſeine Knechtsrolle noch beibehalten, obgleich ſie ihm ſauer wurde.

Das Dorf Grabsdorf, von welchem wir ſchon früher einmal geſprochen haben, iſt jetzt nicht mehr vorhanden, und lag öſtlich von der Havel, wahrſcheinlich auf der Stelle des jetzigen Dorfes Friedrichsthal. Dietrich erhielt in einem Bauernhauſe eine Stube, und es war mit dem Beſitzer des Hauſes, Werners ehemaligem Knechte, die Verabredung getroffen worden, daß er ihn für einen Verwandten ausgeben ſolle, den er zu ſich genommen habe, damit er ihm in der Wirthſchaft helfe. Dazu hatte ſich Dietrich ſelber erboten, um nicht ferner von der Langenweile gepeinigt zu werden. Er hatte übrigens den Namen Chriſtian angenommen. Sein Wirth wußte von ihm nichts, und war ein ſehr einfältiger Menſch.

Dietrich hatte ſich als Landmann ausſtaffirt, und half in der kleinen ländlichen Wirthſchaft, ſo weit er ſelber Luſt dazu hatte, denn befehlen ließ er ſich nichts, und ſein Wirth hätte dazu auch nicht den Muth gehabt, wenngleich er Dietrich für ſeines

Gleichen hielt. So verſtrichen ihm die unfreundlichen Wintertage ziemlich einförmig und öde.

Beſſere Tage brachte der März, und es gab jetzt ſchon etwas mehr zu thun. Unterdeſſen hatte jener Knecht Werners, der ſchon in Neumühl in dem angeblichen Knechte Dietrich von Quitzow vermuthet hatte, nicht bloß erfahren, daß er plötzlich jenes Schloß verlaſſen, ſondern er hatte auch von dem neuen Knechte in Grabsdorf gehört, den Werner dort hingebracht, Ganz richtig vermuthete er, daß beide wohl eine und dieſelbe Perſon ſein möchten. Da er aber Dietrich nicht perſönlich kannte, wußte er einen ſeiner älteren Mitknechte, der Dietrich oft geſehen, zu überreden, mit ihm nach Grabsdorf zu gehen, ohne ihm jedoch etwas von ſeinem Zwecke zu ſagen. Dietrich war auf dem Felde, und beide gingen nahe an ihm vorüber. Der erſte Knecht blieb ſtehen, und ſprach zu dem anderen: das ſcheint auch ein fauler Bauer zu ſein. So lange, wie ich ihn ſehe, hat er noch nichts gethan, als ſich umgeſehen. Ich weiß nicht, er kommt mir ſo bekannt vor, ſieh ihn dir doch auch einmal genau an.

Der andere that es, und zuckte unwillkürlich zuſammen. Soll mich dieſer und jener, flüſterte er, das iſt entweder der leibhafte Satan, oder Dietrich von Quitzow!

St! ſprich leiſe, ſagte der erſte, biſt du deiner Sache gewiß? —

Der Andere. So gewiß als ich lebe. Ich habe ihn ja oft genug geſehen.

Der Erſte. Komm! Wir wiſſen genug. Das ſoll uns Nutzen bringen!

Beide entfernten ſich, und am anderen Tage erbaten ſie ſich unter einem ſchicklichen Vorwande Erlaubniß, nach Berlin gehen zu dürfen. Hier machten ſie gehörigen Ortes Anzeige von dem, was ſie wußten, erhielten eine Belohnung, und gingen wieder zurück. Friedrich erließ ſogleich einen Befehl an Werner von Holzendorf, Dietrich von Quitzow auszuliefern, und unter gehöriger Bedeckung nach Berlin zu bringen, und fertigte einen Boten an ihn ab, ihm das Schreiben zu übergeben.

Werner war eben mit ſeinem Nachtimbiß beſchäftigt, und hatte dem Becher fleißig zugeſprochen, als ihm der Bote des Burggrafen gemeldet wurde. Was will denn der von mir? brummte er, und ließ den Boten hereintreten.

Dieſer überreichte ſein Schreiben, Werner empfing es mit einiger Verlegenheit, denn er konnte nicht leſen. Ja, ſprach er endlich, wenn ihr nicht wißt, was in dem Briefe ſteht, dann wiſſen wir es beide nicht.

Ich will es euch vorleſen, ſprach der Bote, und langſam und deutlich trug er den Inhalt vor. Werners Stirn wurde kraus, die Adern ſchwollen ihm an, ſeine Augen ſprüheten Feuer. Was, ſchrie er, und trat auf den erſchreckten Boten zu, ich ſoll Dietrich von Quitzow ausliefern? Das traut mir der Burggraf zu? — Daß du die Peſtilenz kriegſt! Das will er mir befehlen? Meinen Freund und Waffenbruder ſoll ich ihm in die Hände liefern? — Niederträchtiger Schurke, wie kannſt du dich unterſtehen, mir einen ſo ſchändlichen Befehl zu bringen? Warte, ich will dir dein Botenlohn zahlen! — Er ergriff einen Stock, und fiel über den Boten her, der, eines ſolchen Empfanges nicht gewärtig, kein Vertheidigungsmittel beſaß, und zu ſchwach war, ihn ſich vom Leibe zu halten. Werner bläuete ihn in ſeinem Jähzorn fürchterlich durch. Auf das Hülfsgeſchrei des Boten ſtürzten Knechte in das Zimmer, aber dadurch wurde das Uebel ärger, denn ſie halfen ihrem Herrn, bis ſie endlich glaubten, daß er genug hätte. Der Bote lag faſt regungslos da, Werner ſchüttelte ihn wieder lebendig, und befahl, ihn in den Thurm zu werfen. Die Knechte leiſteten Folge, und zogen mit dem armen Gefangenen ab.

Werner brauchte eine Weile Zeit, um zu ſich zu kommen; dann ſah er ein, daß er einen dummen Streich gemacht hatte. Indeſſen ließ ſich nichts ändern. Den Schlaf der Nacht mochte er ſich dadurch nicht verderben laſſen, und ging zu Bette. Sein Jagdhund leiſtete ihm Geſellſchaft.

Am anderen Morgen ritt er nach Grabsdorf, und nahm Dietrichs Pferd mit, deſſen Ränzel mit den nöthigſten Reiſebedürfniſſen verſehen war. Ihr müßt fort, ſprach er; nur ſchnell, auf den Landſtraßen wird die Wachſamkeit jetzt ſo groß nicht ſein, die pommerſche Grenze könnt ihr hoffentlich ohne Gefährde erreichen. Dietrich ſah die Nothwendigkeit ein, zu eilen. Er wechſelte ſeine Kleider mit den von Werner mitgebrachten, beſtieg ſein Pferd und ritt davon. Auch kam er glücklich über die pommerſche Grenze, die damals nicht gar weit entfernt war, da die

Pommern noch Vieles in der Ukermark beſaßen. Nach einigen Tagen ließ Werner den gefangenen Boten laufen.

Auf den erſten April hatte Friedrich einen Landtag zu Berlin angeſetzt, und Herren, Mannen und Städte dazu berufen. Es ſollte beſonders über die Quitzowſchen Güter das Weitere geſetzlich verfügt werden. Auch Werner von Holzendorf mußte ſich dazu einfinden, und that dies, weil er ſicher Geleit hatte.

Nachdem die meiſten Quitzowſchen Angelegenheiten beendigt waren, ſprach Friedrich: Euch allen iſt bekannt, daß Dietrich von Quitzow mein und meiner Lande der Marken Feind war und iſt, daß er meine Dienſtleute gefangen, geſchlagen und ihnen das Ihrige genommen hat, daß er in der Nacht ſeiner Flucht meine Lande und Mannen gemordbrannt hat; aber unbekannt wird euch ſein, daß er auf flüchtigem Fuße und ſcheinbarer That von Werner von Holzendorf zu Bötzow aufgenommen iſt, der ihm die verſchloſſenen Thore und Bäume geöffnet hat, daß er mit ſeinem Wiſſen hindurch reiten konnte. Ferner hat er ihn auf Neumühl zugelaſſen, und ihn da, wie auf den benachbarten Dörfern, namentlich zu Grabsdorf, von den Seinigen hauſen, hegen und ſpeiſen laſſen, meinen Diener und Boten hat er mit Schmach überfallen, geſchlagen und gefangen genommen [1]). Jetzt iſt nun Dietrich entflohen. So frage ich dich dann, Werner von Holzendorf, ob du dich zu den vorgedachten Thaten bekenneſt? —

Aller Augen wandten ſich auf Werner, der ſich in feſter Haltung erhob, und dann alſo ſprach: Ich bin zu ſtolz, um abzuleugnen, was ich gethan habe. Es iſt ſo, wie ihr, hoher Herr, ſaget. Allein bedenkt, daß Dietrich von Quitzow ſchon lange mein Freund und Waffenbruder war, ehe ihr mein Herr wurdet, und daß dieſer redlichen Freundſchaft wegen ſein Verhältniß zu euch kein Grund werden konnte, mein Verhältniß zu ihm zu ändern.

Friedrich. Ihr höret, Herren, Mannen und Städte, wozu ſich Werner von Holzendorf bekennet. Ich behalte mir es vor, meine Klage gegen ihn vor vollbeſetzter Lehnsbank anhängig zu machen.

Den Gang dieſer Angelegenheit unterbrach der Eintritt der

---

[1]) Vergl. die Urkunde in v. **Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont.** T. I. p. 79. 80.

Charwoche. Die Stände begaben ſich nach Hauſe. Der erſte Oſtertag fiel auf den 8ten April.

Friedrich hatte Hans von Torgau als Richter in dem Felonieproceß gewählt, den er gegen Werner von Holzendorf einleiten wollte. Jener wählte ſich dazu die erforderliche Zahl von schildgebornen Schöppen und Beiſitzern, wie ſie das Lehnrecht verlangte, und berief ſie zuſammen, um mit ihnen die Lehnsbank zu beſetzen. Friedrich brachte ſeine Klage vor, wie er ſie bereits auf dem Landtage ausgeſprochen hatte, gab die Thatſachen an, deren Werner von Holzendorf eingeſtändig war, und fragte dann das Gericht, ob Werner, als ſein gehuldigter und geſchworner Mann und Diener, damit die Treue gegen ihn lehnrechtlich gebrochen habe? — Da die Schuld nicht bezweifelt werden konnte, ſo ſprach das Gericht ein Urtheil, nach welchem Werner vorgeladen werden ſollte, um ſich zu verantworten [1]), wie es das Lehnsrecht erforderte. Die Hegung des Lehnsgerichtes wurde auf den 30ſten April anberaumt, und Werner erhielt die Ladung, ſich den Tag vorher in Spandau einzufinden, wobei der Bote, welcher die Vorladung überbrachte, ſich der üblichen Formel bediente: Du bleibeſt aus oder nicht, ſo geſchieht was Recht iſt, wiſſe dich danach zu richten!

Am 30ſten April früh vor Sonnenaufgang rief die Glocke in Spandau die Einwohner zur Dingſtätte. Vor der Schloßbrücke ſtand ein Tiſch, und an zweien ſeiner Seiten je zwei Bänke in einer Reihe, zuſammen alſo vier Bänke. An dem einen Ende ſtand ein ziemlich hoher Stuhl mit zwei vergoldeten Knöpfen für den Richter, auf dem Tiſche lag ein weißer Stab. Hinter dem Stuhle hing an einer Lanze ein Heerſchild. Dies alles waren die Attribute der Gerichtsſtätten, denn zu jener Zeit waren die Gerichte öffentlich, und wurden meiſt unter freiem Himmel gehalten. Der lange Tiſch war in der Richtung von Weſten nach Oſten geſtellt, ſo daß der Richter am Weſtende ſaß, und nach Oſten ſchauete.

Allmählig fand ſich das Volk ein, und umgab die Gerichtsſtätte. Auch Hans von Torgau als fürſtlicher Rath und Richter trat mit den Schöppen oder Urtheilern der Gerichtsbank aus dem Schloſſe, und mit dem Aufgange der Sonne nahmen alle

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I, p. 80.

ihre Plätze ein. Richter und Schöppen hatten Mäntel über den Schultern, und erſchienen unbewaffnet, mit bloßem Kopfe und ohne Handſchuh, wie es der Gebrauch verlangte. Die Schöppen ſetzten ſich auf die Bänke, Hans von Torgau aber auf den Stuhl, indem er vorſchriftsmäßig ein Bein über das andere ſchlug, in jenen Zeiten allgemein das Zeichen der Ruhe, der Beſchaulichkeit und des Nachdenkens.

Hans von Torgau ergriff den weißen Stab und hielt ihn aufrecht in der Hand. Dann fragte er: Iſt es an der Tageszeit, daß ich meinem Herrn dies Lehngericht hegen möge?

Einer der Schöppen. Es iſt ſo hoch Tages, und die Sonne ſtehet ſo hoch, daß ihr, wenn ihr von Gott die Gnade, und von unſerm gnädigen Herrn die Macht und Gewalt habt, ein öffentliches Lehngericht hegen, halten und ſpannen möget.

Hans. Iſt der Stuhl zu der Hege genugſam beſetzt?

Die Schöppen überblickten die Zahl der auf den Bänken Sitzenden, und da noch Einige fehlten, antworteten ſie: Er iſt zur Hege genugſam beſetzt, wenn aber zum Rechte mehr nothwendig ſind, ſoll er beſſer beſetzt werden.

Hans. So beſetzet ihn beſſer (die fehlenden Schöppen traten ſo eben ein).

Hans (ſchlägt mit dem Stabe ſtark auf den Tiſch). So gebiete ich denn Stille, und gebiete Bann und Frieden, daß jeder ſchweige, und ſich aller Keif- und Scheltworte enthalte. Niemand gehe aus dem Gerichte oder in das Gericht, er habe denn Urlaub, keiner falle dem anderen in das Wort, ohne Erlaubniß zu fordern, niemand beſetze des anderen Stelle ohne Erlaubniß. Ich verbiete Zwietracht, und was das Gericht kränken kann, ich verbiete Hand und Mund, ich verbiete euch alles, was ich verbieten ſoll, ich erlaube euch alles, was ich erlauben ſoll, hin und her zum erſten, zum zweiten und zum dritten Male. Die Lehnbank iſt geſpannt! —

Ringsum trat die tiefſte Stille ein. Alle Zuſchauer und Zuhörer, welche, weil ſie umher ſtanden, der Umſtand genannt wurden, beobachteten das größte Schweigen, denn ganz allgemein galt das Gericht als etwas durchaus Heiliges und Ehrfurchtgebietendes, weshalb auch die Richter und Schöppen mit vollem Vertrauen ſchutz- und waffenlos mitten unter der Volksmaſſe ihr ernſtes Geſchäft ausüben konnten, von der ſie häufig durch

gar kein Hinderniß, öfters nur durch einen dünnen umſpannenden Faden oder unbedeutende hölzerne Schranken geſchieden waren, ein Beweis, daß die nicht wegzuleugnende Rohheit der Maſſe doch ihres Zügels nicht entbehrte, wo es nothwendig war. Die Ueberſchreitung der geſetzten Schranke wurde hart gebüßt. Ausländer durften ſich ihr nur bis auf eine gewiſſe Entfernung, meiſtens bis auf ſechzig Fuß nahen.

Hans. So weiſet mir denn, ob die Bank nach Lehenrecht geſpannt iſt, und ich ein rechtes Lehengericht hegen möge.

Die Schöppen. Die Bank iſt nach Recht und alter Gewohnheit geſpannt, genugſam beſetzt, und es iſt wohl an der Tageszeit, daß ihr ein rechtes und gerechtes Lehengericht hegen und halten möget.

Hans. Laſſet den Kläger in die Schranken treten.

Der Umſtand öffnete eine Bahn, und Burggraf Friedrich näherte ſich mit ſeinem Vorſprech, und blieb am öſtlichen freien Ende des Tiſches dem Richter gegenüber ſtehen.

Hans. Ihr habet Urlaub zu ſprechen.

Vorſprech. Herr Richter, ich klage gegen Werner von Holzendorf, und frage, ob ich in beſetzter gehegter Bank zu Lehenrecht mit Urtheil rechtlich und vollkommen mit meiner Klage komme?

Hans. Ihr kommet rechtlich und vollkommen.

Friedrichs Vorſprech oder Anwalt fragte darauf: Herr Richter, iſt Werner von Holzendorf auf dieſen heutigen Tag geladen und gefordert, meinem Herrn dem Burggrafen wegen ſeiner Schuld zu antworten zu Lehenrecht, wie es recht iſt?

Albrecht von Quaſt, Cuno von Thümen und Witze von Wolf. Wir drei Mannen thun hier in gehegter Bank das Bekenntniß, daß wir als Boten die Ladung gethan haben.

Hans. Auf dies Bekenntniß frage ich, ob der Ladung nach Lehenrecht Genüge geleiſtet iſt?

Die Schöppen. Es iſt der Ladung genug geſchehen.

Hans. Kann ſonach mein Herr ſeine Klage thun und verlauten laſſen?

Die Schöppen. Ja.

Vorſprech. Herr Richter, ich frage, wie oft ich bedingen und beklagen muß.

Die Schöppen. Dreimal.

Friedrich brachte ſeine Klage aber dreimal durch ſeinen Vorſprech an, wie auf dem Landtage, und dieſer ſetzte dann hinzu: Das alles hat Werner gethan. Da er nun meines Herrn gehuldigter geſchworener Mann und Diener iſt, ſo hat er damit ſeine Treue gegen ihn nach Lehnrecht gebrochen. Auf dieſe ſeine verlautbarte Schuld iſt nach Lehnrecht geurtheilt, daß man Werner heiſchen ſollte zur Verantwortung, und iſt das geſchehen nach Urtheil und nach Recht, wie es das Lehnrecht vorſchreibt.

Hans. Auf dieſe Anſchuldigung frage ich: iſt Werner von Holzendorf auf Bötzow dieſer Handlungen eingeſtändig geweſen?

Die Schöppen. Wir alle ſind deſſen Zeuge.

Hans. So bedarf es keiner zugezogenen Zeugen. Unterſuchet denn, ob der genannte Werner die Treue an ſeinem Herrn den Burggrafen gebrochen habe.

Die Schöppen (unterreden ſich leiſe mit einander). Wir finden nach Lehenrechte, daß Werner von Holzendorf die Treue an ſeinem und unſerm Herrn dem Burggrafen gebrochen, er habe denn Hülferede, die ihm in dem Rechte möchte behülflich ſein nach Lehenrecht.

Hans. So laſſet uns des Beklagten und ſeiner Hülferede warten!

Man wartete bis die Sonne unterging, allein man wartete vergebens. Die Gerichtsſitzung wurde daher geſchloſſen, nachdem man einen neuen Tag auf den Montag nach dem Sonntag, an welchem man in der Kirche Vocem jucunditatis ſingt, zu Berlin feſtgeſetzt, und die Boten für die neue Ladung ernannt hatte. Hans und die Schöppen wurden Abends im Schloſſe vom Burggrafen mit einem Gelage regalirt [1]). Ueber den ganzen Vorgang erhielt Friedrich eine ſchriftliche Ausfertigung.

Vierzehn Tage waren vergangen, und es war Montag der 14te Mai. Vor dem hohen Hauſe in der Brüderſtraße zu Berlin war auf dem Hofe dieſelbe Einrichtung getroffen, wie die beſchriebene in Spandau, das Volk war durch Läuten eingeladen worden, und vor Sonnenaufgang fanden ſich Richter und Schöppen ein. Die Eröffnung des Gerichts geſchah mit denſelben Förmlichkeiten, auch ſtand die Tafel nach denſelben Weltgegen-

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 80. Vergl. damit deutſche Rechtsalterthümer von Grimm S. 761 bis zum Schluſſe.

den. Friedrich trat mit ſeinem Vorſprech ein, und dieſer erhielt Erlaubniß zu ſprechen. Es wurde gefragt, ob Werner von Holzendorf geladen ſei, und als der junge Hans von Uchtenhagen, Hans Barfuß und Siegmund von Knoblauch das bejaht, und man gefunden hatte, daß der Ladung genug geſchehen war, brachte Friedrichs Vorſprech ſeine Klage in gleicher Weiſe wie früher an, und ſetzte dann hinzu: da hiernach Werner von Holzendorf ſich Bötzow, Neumühl und anderer Güter, bewegliche und unbewegliche mit Unrecht unterwunden hat, und dieſe meinem Herrn zu Rechte verfallen und ledig geworden ſind, ſo frage ich, ob er die genannten Güter und Schlöſſer nach Lehnrecht ihm unverzüglich abtreten und überantworten muß?

Hans. Weiſet dann meinem Herrn, was nach Lehnrechte Recht iſt.

Die Schöppen gingen auf die Seite nach einem dazu beſonders eingehegten Orte, und beſprachen ſich beſonders mit dem Umſtande. Nach einer Weile kamen ſie wieder, und Ritter Nymand von Löben ſprach dann: Wir urtheilen, daß Werner unſerm Herrn die vorgenannten Schlöſſer und Güter abtreten, und unverzüglich abtreten ſoll, es ſei denn, er hätte Hülfrede, die ihm in dem Rechte möchte behülflich ſein. — Es wurde beſchloſſen, ſeiner zu warten, und der Fronbote mußte ihn innerhalb dreier Stunden dreimal an verſchiedenen Orten vorladen. Indeſſen verging der Tag wieder, ohne daß er erſchien. Gegen Untergang der Sonne gebot Hans Stille, und Friedrichs Vorſprach fragte: auf welche Zeit und bis zu welchem Tage ſoll mein Herr der Hülferede warten nach Lehenrecht, um ſein Recht zu vollführen, alſo, daß ihm Recht geſchehe, und Wernern an ſeinen Hülfreden kein Unrecht, und wie ſoll Werner zu dem Tage geladen werden?

Nymand von Löben. Wir finden nach Lehenrecht Vierzehn Tage und Sechs Tage, ausgenommen verbundnen Tag [1]). Dann mag man die Zeit verlängern durch das Zukommen heiliger Zeit der verbundnen Tage, und daß nicht Irniſſes und Zwieſpruch darin geſchehe, und das Recht ſeinen Gang haben möge, ſoll die Ladung geſchehen mit des Richters Briefe und zwei ehrbaren Mannen unſers Herrn, und ihr, Herr Richter, habt nach Urtheil und Recht den Tag zu ſetzen und den Ort zu benennen.

---

[1]) Sonntag und Feiertag.

Hans. So ſetze ich denn den Tag auf den Freitag nach des heiligen Leichnamstag nächſtkommend, und den Ort zu Berlin.

Vorſprech. Sollte mein Herr der Noth und Geſchäfte des Landes wegen den Rechtstag hier zum Berlin nicht laden mögen, kann er dann den Rechtstag zu Lehenrecht anderweitig beſcheiden?

Die Schöppen. Wir urtheilen für Recht, daß unſer Herr den Rechtstag wohl legen mag in eine andere Stadt in ſeinen Landen, aber ihr, Herr Hans von Torgau, ſollt als ein Richter die Stadt und Zeit Wernern von Holzendorf benennen in dem Ladungsbriefe.

Ankläger. Ich frage mit Recht, wenn mein Herr Hans von Torgau nicht haben möchte zu dem Gerichte, ob er dann einen anderen Richter an ſeine Statt kieſen und ſetzen kann?

Die Schöppen. Das mag er wohl thun nach Lehenrecht.

Ankläger. Ich habe meines Herrn Recht und Zuſpruch zu Lehenrecht bei aufſteigender Sonne angehoben, und bis zu niederſteigender Sonne lange nach Mittage gewartet. Habe ich dem Rechtstage zu Lehenrechte genug gethan?

Zwei Schöppen verließen die Bank, um die Sonne zu beobachten, und brachten die Nachricht, daß ſie ſich tief neige, worauf dem Ankläger geſagt wurde, er hätte dem Rechte genug gethan; dann wurde das Gericht aufgehoben. Die Schöppen waren der junge Hans von Uchtenhagen, Heinrich von Strantz, Cunz von Hohendorf, Hans Barfuß, Nymand von Löben, Ritter, Czaslau von Conradsdorf, Siegmund von Knoblauch, Albrecht von Buſte, Wieprecht von Thümen, Raven von Neuenkirchen, Albrecht von Quaſt, Cuno von Thümen und Witze Wolff. Auch über dieſen Rechtstag erhielt Friedrich ein Solſaditum, nämlich eine Urkunde [1]), und Richter und Schöppen wurden wieder, wie es jederzeit üblich war, durch Friedrich mit einem Gaſtmahle erfreut.

Dieſer Felonieproceß machte in der Mark ein großes Aufſehen, weil er ſeit langer Zeit der erſte war, und durch ihn auch der letzte Haltpunkt der Quitzows verloren ging. Bötzow und Neumühl waren zwar nicht eigentlich Quitzowſche Schlöſſer;

---

[1]) Siehe dieſelbe in v. Raumers Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 79. 80.

aber ſeit langer Zeit hatte man ſich gewöhnt, ſie als in ihrem Beſitze befindlich zu betrachten, und die Quitzews ſelber verfügten über ſie nach Belieben, und verwahrten darin ihre Gefangenen, als ob die Schlöſſer ihr Eigenthum geweſen wären. Werner von Holzendorf hatte ſich nicht zu dem Proceſſe eingefunden. Furcht hielt ihn nicht zurück, denn weder ſeine Perſon noch ſeine Freiheit konnten dabei angetaſtet werden. Es handelte ſich allein um das Lehen. Allein er wußte recht gut, daß er nichts zur Beſchönigung der That beibringen konnte, nichts, wodurch die Wendung des Proceſſes für ihn günſtiger werden mußte, und darum blieb er lieber zu Hauſe. Dietrich von Quitzow hatte ihm ſeine gute Aufnahme in Stettin gemeldet. Dies veranlaßte ihn, an Dietrich zu ſchreiben, und ihn von dem Proceſſe Kenntniß zu geben, und zugleich um ſeine Meinung zu befragen. Dietrich antwortete, daß er für ſeine Angelegenheiten von den pommerſchen Herzogen viel hoffe, aber für jetzt kein Mittel ſähe, dem Proceſſe und ſeinen Folgen Einhalt zu thun. Vielleicht käme einſt die Zeit, wo ihm alles reſtituirt würde. Dann würde er Werners und ſeiner Schlöſſer und Güter nicht vergeſſen.

Friedrich hatte unterdeſſen ſeine Unterhandlungen mit den pommerſchen Herzogen wegen der Herausgabe der ukermärkiſchen Beſitzungen rüſtig fortgeführt, und endlich es auch durchgeſetzt, daß ihm die Stadt Prenzlau zurückgegeben wurde, deren Privilegien er am Sonntage Cantate den 8ten Mai beſtätigte, nachdem ſie ihm vorher die Huldigung geleiſtet hatte [1]). An den Erzbiſchof von Magdeburg hatte Friedrich am 14ten April einen Schuldſchein ausgeſtellt über 350 Schock böhm. Groſchen, und ſie zu getreuer Hand den magdeburgiſchen Amtleuten zu Wolmirſtädt und Wanzleben verſchrieben, dafür, daß die von Magdeburg (die Mannen von Jüterbock und Zinna) auf eigene Koſten und Gefahr ihm hatten das Schloß Beuthen gewinnen helfen, und weil Magdeburg ihm den Antheil, den es daran gewonnen, gänzlich abgetreten hatte. Er verſprach, die Summe von nächſten Walpurgistag über ein Jahr zu Magdeburg zu bezahlen [2]). Durch dieſen Vertrag erhielt Friedrich über das Schloß Beuthen

[1]) Sekt Geſch. v. Prenzlau Thl. I. S. 140. — v. **Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 67.**

[2]) **v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 58.**

volle Macht und Gewalt, und konnte es anderweitig vergeben.

Unter der Regierung des Markgrafen Jobſt war Tſchaßlow von Conradsdorf Vogt zu Brietzen und Belitz geweſen. Jobſt hatte ihm eine Summe Geldes, welche er von ihm aufgenommen, auf die gedachte Vogtei verſchrieben, und ihm Lehen zu Schenkendorf, Lüdersdorf und Belitz, ſo wie das Angefälle an andere Güter gegeben. Es lag Friedrich daran, mit ihm ſich auseinander zu ſetzen. Die Unterhandlungen führten endlich dahin, daß Tſchaßlow ſich mit einem Averſionalquantum von hundert Schock böhmiſcher Groſchen begnügen, und dafür an Friedrich alle ſeine Anſprüche abtreten wollte. Friedrich verſchrieb ihm dieſe Summe auf die Orbede der Städte Berlin und Kölln, und verſprach ſie bis Weihnachten vollſtändig zu zahlen, am 19ten Mai 1414 [1]). Dieſe vielfachen Schuldberichtigungen ſcheinen Friedrich höchſt unangenehm geweſen zu ſein, und mußten ihn nicht ſelten in bedeutende Verlegenheiten ſetzen.

Am 6ten Juni ſchloß er zu Witſtock auf dem biſchöflichen Schloſſe ein Bündniß zu gegenſeitigem Schutz mit Wertzlaw, Johann, Albrecht, Balthaſar, Johann und Wilhelm Gebrüder, und Chriſtoffel ihrem Vetter, Herrn von Werle oder Wenden [2]), um die Mark von dieſer Seite gegen feindliche Einfälle ſicher zu ſtellen.

Der Tag rückte heran, wo das Endurtheil in dem Felonieproceſſe Werners von Holzendorf geſprochen werden mußte. Durch die dazwiſchenfallenden Pfingſtfeiertage hatte ſich der Termin bis zum 13ten Juni verſchoben. Friedrich befand ſich in Tangermünde, und hatte deshalb den Ort des Gerichtes hierher verlegt.

Vor dem Schloſſe war eine Stelle für das Gericht leicht eingehegt worden, und durch Glockengeläut und Ausruf oder Geſchrei, wie man es nannte, wurden die Bürger eingeladen, ſich dabei einzufinden. Die Einrichtung war dieſelbe, wie wir ſie ſchon oben beſchrieben haben, und wie ſie bei allen Gerichtsſitzungen ſtatt fand.

Es war früh bei Sonnenaufgang, als auf dem Burgplatze eine große Zahl von Menſchen verſammelt war, und Richter

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 44.
[2]) ibid. p. 146.

und Schöppen aus dem Schloſſe heraustraten, ihre Plätze einzunehmen. Sie ſetzten ſich, Herr Hans von Torgau als Richter mit übereinandergeſchlagenen Beinen und ſtrengem Geſichte, wie ein griesgrimmiger Löwe, — denn ſo lautete die Vorſchrift, — an das Ende der Tafel.

Er eröffnete die Sitzung mit den oben beſchriebenen Feierlichkeiten, die bei jeder Gerichtsſitzung vorkamen. Man fand die Tageszeit richtig, die Bank wurde geſpannt, der Gerichtsfriede geboten, und als alles in der Ordnung befunden wurde, erhielt Friedrich den Einlaß.

Vorſprech. Herr Richter, ihr habt meinem Herrn im Lehenrechte einen rechtlichen Tag von Gerichte und Gerichtswegen geſetzt, und her beſchieden auf heute gegen Werner von Holzendorf und ſeine Hülfrede, die ihm mit Lehnrecht ertheilt iſt, heute im Gerichte vorzubringen gegen die Beſchuldigungen, welche ich früher zu Berlin wider ihn geklagt habe. Auch iſt das dem Werner redlich, und wie es das Gericht beſtimmt hat, verkündigt worden. Vernehmet zu dem Ende den Urtheilsbrief, den ich darüber von euch erhalten.

Der Vorſprech Friedrichs trug darauf im Gerichte jenes Solſaditum vor.

Hans von Torgau. Iſt Werner von Holzendorf auf heute von Lehngerichtswegen ordentlich vorgeladen worden?

Raben Neukirch und Werner Dermo. Wir ſind die Boten geweſen, und bekennen im Gerichte und Lehnrechte, daß dem vorgenannten Werner ſein Beſcheid redlich ertheilt, und er unter des Gerichtsbriefes Ausweiſung gehörig eingeladen iſt.

Vorſprech. So will ich der Hülfrede Werners warten, aber ich bitte, mich fragen zu laſſen, weſſen ich warten ſoll, und wie es darum beſtehen wird, wenn Werner nicht kommt?

Hans. Ich frage meines Herren Manne, die im Lehenrechte ſitzen in gehegter Bank, weſſen mein Herr warten und wie es ſtehen ſoll, wenn ehgenannter Werner nicht kommt?

Die Schöppen. Man ſoll vorgenannten Werner vorheiſchen zu einem, dem andern und dritten Male, drei Stunden an dreien Enden, ſeine Hülfrede zu thun.

Hans. Fronbote, verkündige das zum erſten Male.

Der Fronbote ging zum ſüdlichen Burgthore und rief mit

lauter Stimme: Werner von Holzendorf! Ich heiſche dich zum erſten Male, deine Hülfrede im Lehngerichte zu thun!

Nach anderthalb Stunden wurde abermals im weſtlichen, und nach Verfluß von nochmals anderthalb Stunden im öſtlichen Thore aufgefordert.

Allein Werner erſchien nicht. Wären mehrere Lehnsproceſſe anhängig geweſen, ſo hätten dieſe jetzt vorgenommen werden können. Das war jedoch nicht der Fall, ſo mußte man demnach müßig warten. Die Schöppen und der Richter erhielten Eſſen und Trinken aus dem Schloſſe geſchickt, und tafelten wieder wie früher unter freiem Himmel, während der richterliche Stab in der Erde ſteckte.

Gegen Abend, als die Sonne noch am Himmel ſtand, gebot Hans von Torgau durch Aufſchlagen mit dem Stabe Stille. Friedrichs Vorſprech trat an das Ende der Tafel, und ſprach: Herr Richter, mein Herr läßt euch fragen, ob Werner von Holzendorf wohl geheiſcht iſt nach Lehnrecht, und wie beſtimmt wurde?

Hans. (Wiederholt die Frage gegen die Schöppen).

Die Schöppen Er iſt wohl geheiſcht nach Lehnrecht und wie beſtimmt iſt.

Vorſprech. Wie lange ſoll mein Herr der Hülfrede warten?

Hans. Bis daß ſich die Sonne neigen wird.

Vorſprech. Wenn ſich nun die Sonne geneigt hat, kann dann mein Herr an Werner mit Urtheil zu Lehenrechte Anforderungen machen?

Hans. (Wiederholt den Schöppen die Frage).

Die Schöppen. Wir urtheilen, daß er das wohl thun mag.

Vorſprech. Da Werner aus gehegter Bank mit Lehnrecht als untreu erfunden iſt, ſo ſoll ich fragen, mit was er um der Untreue willen gegen ſeinen Herrn verfallen iſt?

Hans. (Wiederholt die Frage). — Die Schöppen beſprechen ſich mit dem Umſtande.

Die Schöppen. Aller Güter, die er von dem Herren hat, iſt er ganz verfallen.

Vorſprech. Wer ſoll meinem Herrn die Güter in ſeine Gewalt bringen?

Hans. (Wiederholt die Frage).

Die Schöppen. Der Richter.

Vorſprech. Wie werdet ihr meinem Herrn die Güter gewältigen?

Hans. (Wiederholt).

Die Schöppen. Herr Richter, ihr ſollt zween unſers Herren Mannen aus gehegter Bank gebieten, daß ſie Wernern befehlen ſollen, daß er unſerm Herrn die Güter einräumet, und die ſollen ihn auch in dieſelbe Güter einweiſen.

Hans. So gebiete ich das zu thun im Gerichte von Lehnrechtes wegen zween meines Herren Mannen aus gehegter Bank, als Raben Neuenkirchen und Wernern Dermo.

Vorſprech. Herr Richter, ich ſoll euch fragen, wenn nun Wernern von Holzendorf ſeine Güter vertheilt ſind um ſeiner Untreue willen, deren er ſich gegen ſeinen Herrn ſchuldig gemacht hat zu Lehnrecht, ob er dann nicht billig Obertage haben ſollte noch möchte, irgend an denſelben verlornen Gütern etwas auszuziehen, als um andere ſchlechte Klage zu Lehenrechte?

Hans. (Wiederholt die Frage gegen die Schöppen). Die Schöppen treten ab, beſprechen ſich unter ſich und mit dem Umſtande, und ſagen dann: Da ihm die Güter um ſeiner Untreue abgeklagt worden, ſo mag er mit Recht nichts herausziehen.

Vorſprech. Wenn nun mein Herr zu den Gütern mit Rechten gekommen iſt, wird man ihm auch möglicher Weiſe einen kaiſerlichen Frieden darüber wirken können?

Hans. (Wiederholt).

Die Schöppen. Das wird ihm ertheilt, und der Richter ſoll ihm den Frieden darüber wirken, wie vor mit Fingern und mit Zungen.

Hans. So wirke ich meinem Herrn den Frieden wie vor mit Fingern und mit Zungen, und wie geurtheilt iſt. Ich wirke hier einen Frieden, von unſers lieben Herrn Gottes wegen, von wegen unſers gnädigſten Herrn des Burggrafen, und auch von Gerichts wegen. Ich wirke hier einen Frieden, unſerm Herrn, dem Richter auf dem Stuhl, den Schöppen auf der Bank, und allen, die zugegen ſind, und ſich an Gleich und Recht genügen laſſen. So aber einer wäre, der dieſen Frieden brechen würde, dem ſoll man mitfahren, wie einem Friedensbrecher, es ſei Frau oder Mann. — Habe ich den Frieden alſo gewirket, daß er meinem Herrn und uns mag zu Hülfe kommen?

Die Schöppen. Wir urtheilen für Recht, ihr habet den

Frieden alſo gewirket, daß er ſoll und mag zu Hülfe kommen unſerm Herrn und allen, die zugegen ſind, und die ſich an Gleich und Recht wollen genügen laſſen, nachdem es mit Urtheil und Recht verwahrt iſt.

Vorſprech. Da Wernern auf heute im Lehnrechte ertheilt worden iſt, ſeine Hülfrede vorzubringen wegen Bötzow, der Neumühl und anderer beweglicher und unbeweglicher Güter wegen, die meinem ehegenannten Herrn zu Rechte von Dietrich von Quitzow verfallen, und ledig geworden ſind, und deren ſich ehegenannter Werner mit Unrecht unterwunden hat, Werner wie gedacht geheiſchet iſt, und nun nicht käme, auch niemand von ſeinetwegen, der ſeine Hülfrede verkündigt hätte, ſo ſoll ich fragen, wer meinem Herrn die Güter gewältigen ſollte?

Die Schöppen. Der Richter. (Von hier an wiederholen ſich alle Fragen und Antworten noch einmal, bis zur letzten, wo der Richter den Frieden wirkt. Man ſicherte dadurch das Urtheil gegen die Anfechtung einer Uebereilung).

Vorſprech. Hat mein Herr ſeinen Rechten zu Lehnrecht irgend genug gethan, und ausgewartet?

Hans. (Wiederholt).

Die Schöppen. Herr Richter, gebietet zween unſers Herren Mannen, aus gehegter Bank, daß die beſehen, ob die Sonne ſich geneiget hat.

Hans. Gebhard und Ludolf von Alvensleben! Ich gebiete euch zu ſehen, ob die Sonne ſich geneiget hat.

Beide erhoben ſich und traten hinaus, um die Sonne zu ſehen. Sie kamen zurück, und verkündigten, daß die Sonne untergehen wolle.

Die Schöppen. So hat der Kläger dem genug gethan und wohl ausgewartet zu Lehnrecht.

Hans. Soll ich das Gericht zu Lehnrecht aufſagen?

Die Schöppen. Ja, ihr möget es aufſagen.

Hans. Hat einer noch Etwas bei dem Gerichte anhängig zu machen?

Es blieb alles ſtill.

Hans ſchlug mit dem Stabe auf den Tiſch und ſprach: Weil niemand mehr etwas vorzubringen hat, wird das Gericht hiermit aufgeſagt und aufgeſchlagen! Alle Schöppen erhoben ſich, und ſtürzten die Bänke um. Die Sitzung war been-

digt [1]). Die Schöppen waren Herr Günzel von Bartensleben, Herr Rymand von Löben, Ritter, Gebhard und Ludolf von Alvensleben, Bertram Haſſe, Hans Finzelberg, Albrecht von Buſte, Dietrich von Rinntorf, Claus von Borſtel, Henning von Bismark, Raben Neukirchen, Hermann Itzenplitz und Werner Dermo. Friedrich erhielt den Urtheilsſpruch oder das Solſaditum ſchriftlich, und ausdrücklich wird darin bemerkt, daß noch viel mehr Mannen Friedrichs daran, dabei und darüber geſtanden, und das Urtheil mit gevollwortet und getheilt haben, ein Beweis, daß der Umſtand oder die Zuſchauer als mitberathend auftreten konnten, wie es ihnen auch frei ſtand, ihren Beifall durch Schlagen gegen die Waffen und auf andere Weiſe zu erkennen zu geben, was man durch die Worte bezeichnete, der Umſtand hat Folge gegeben oder iſt gefolgt, und nicht ſelten wurde dies ſogar mit in das Urtheil aufgenommen. — Auch heute wurde den Gerichtsleuten wieder ein Mahl gegeben [2]).

Raben Neukirchen und Werner Dermo machten ſich am anderen Tage mit dem ſchriftlich ausgefertigten und beſiegelten Urtheilsſpruche nach Bötzow auf, um Werner von Holzendorf anzuzeigen, daß er ſeine Schlöſſer und Lehngüter zu räumen habe. Sie fanden ihn ſehr gefaßt, denn er hatte nichts anderes vermuthet. Sehr ſchmerzhaft war es ihm, unter den Schöppen die früher mit ihm und den Quitzows verbundenen Gebhard und Ludolf von Alvensleben wie Dietrich von Rinntorf zu erblicken, die hier das Urtheil über ein Vergehen geſprochen, deſſen ſie ſich ſelber ſchuldig zu machen in jedem Augenblick bereit geweſen waren. Er übergab den beiden Gerichtsboten ſeine Schlöſſer und Güter, und reiſete dann ab, indem er zu ſeinem Vetter nach Bieſenthal ging. Am folgenden Tage kam Friedrich, und wurde von den Gerichtsboten in den Beſitz der Schlöſſer und Güter eingewieſen.

Agnes von Quitzow war, wie erwähnt, nach Brandenburg gegangen, und blieb daſelbſt unangefochten, denn die Reichsacht erſtreckte ſich nie auf die Frauen, und dieſe konnten für das, was ihre Männer gethan hatten, rechtlich nicht in Anſpruch genom-

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 81. 82.

[2]) Wir haben dieſen Proceß ausführlich gegeben, weil bisher ein ausgeführtes Schema eines Lehnsproceſſes in jener Zeit noch nicht bekannt war, wozu die angeführten Quellen in den Stand ſetzten.

men werden. Ihr eigenes Vermögen und die Unterſtützungen ihrer reichen Familie reichten hin, um ihre äußere Exiſtenz zu ſichern, aber ſie vermochten nicht, die tiefe Wunde zu heilen, welche durch ihr großes Unglück und das traurige Geſchick ihres Mannes, den ſie auf das Innigſte liebte, ihrem Herzen geſchlagen war. Eliſabeth lebte bei ihrem Vater und ihrem Bruder auf Schloß Saida in nicht geringerer Trauer. Das einzige Glück ihres Lebens waren jetzt ihre beiden Söhne, von welchen der älteſte, Dietrich, das Ebenbild ſeines Vaters zu werden verſprach, wie er deſſen Namen führte.

Herr Apitz hatte mit ſeinem Bruder Otto auf Saida ſeinen Wohnſitz getauſcht, da ſeine unglückliche Tochter Eliſabeth durch alles, was ſie in Teupitz ſah, an eine frühere glücklichere Zeit erinnert, und ihr Kummer beſtändig erneuert wurde. Der Wechſel des Aufenthalts ſchien ihm darum ſehr dienlich zu ſein, und Herr Otto war gern auf ſeine Wünſche eingegangen. Gleich nachher hatte ſich König Wenzel wegen eines Darlehns an Herrn Apitz gewandt, wofür er ihm Stadt und Schloß Calau verpfändete, welches Apitz mit Wenzels Einwilligung unmittelbar darauf dem Kurfürſten Albrecht von Sachſen pfandweiſe einräumte [1]).

Goswin von Brederlow war, nachdem er Beuthen übergeben hatte, ebenfalls nach Brandenburg gegangen, und hatte es hier, durch zufällige Umſtände begünſtigt, verſtanden, ſich das Wohlwollen des Biſchofs in ſo hohem Grade zu erwerben, daß ihn dieſer zu ſeinem Schloßhauptmann in Zieſar annahm. In dieſem Verhältniſſe hatte er Gelegenheit, Einiges zur Erleichterung des Schickſals des noch immer daſelbſt gefangenen Caspar Gans von Putlitz beizutragen. Auch blieb er in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Frau Agnes von Quitzow, die ſich ſeiner Anhänglichkeit um ſo mehr freute, als die allermeiſten früheren Freunde ihres Mannes ſich wenig oder gar nicht um ſie kümmerten. Sie ſah in ſeiner Aufmerkſamkeit nicht mit Unrecht einen wohlthuenden Nachhall ehemaliger ſchönerer Tage, an welche ſie nicht ohne die tiefſte Wehmuth denken konnte.

Es war jetzt in der Mark ruhiger denn je. Friedrich hatte ſeinen Zweck vollſtändig erreicht. Man erkannte ihn überall als

---

[1]) Worbs Invent. diplom. Lusat. infer. p. 223.

Digitized by Google

den Herrn an, jene ewigen Kriege hatten ziemlich ein Ende, die Straßen waren ſicherer geworden, und mit größerem Vertrauen fing der Landmann an, auf bleibende Einrichtungen zu denken.

Aber Friedrichs hochſtrebender Geiſt konnte ſich mit dieſem allerdings dankenswerthem Reſultate nicht begnügen. Selber ein Reichsfürſt, und im Beſitze eines eigenen Landes mußte ihm die Stelle eines oberſten Verweſers der Mark gar bald als zu untergeordnet erſcheinen. Er durfte nicht hoffen, von Siegmund jemals jene große Summe wieder erſtattet zu ſehen, welche er ihm vorgeſchoſſen hatte, und um derentwillen ihm der Pfandbeſitz der Mark zugeſtanden war. Sie blieb unſtreitig ſein Eigenthum, und dennoch ſtand er nicht da als der Herr des Landes, doch konnten ſeine Unterthanen in ihm nicht viel mehr, als einen kaiſerlichen Beamten ſehen. Seine Stellung zu den Einwohnern erhielt dadurch etwas Gezwungenes, und das ſeltſame Verhältniß band ihm in vielen Angelegenheiten die Hände. Von Anfang an hatte er in der Ueberzeugung gehandelt, das Land zu behalten, und es als das Seinige betrachtet. Es war jetzt Zeit, daß dies nicht bloß thatſächlich, ſondern auch ausdrücklich ausgeſprochen und anerkannt wurde. Dazu hatte er ſchon ſeit längerer Zeit bei Siegmund die nöthigen Schritte gethan, und es ſchien ihm geglückt, dieſen für ſeinen Plan zu ſtimmen. Er hielt die Sache jetzt für ſo weit gediehen, daß nur wenig fehlte, um ſie als beendigt anzuſehen.

Das Concilium zu Conſtanz oder Coſtnitz zog in dieſem Augenblicke die Augen von ganz Europa auf ſich. Auch Friedrich hatte eine Einladung dahin erhalten, und mußte ſeiner perſönlichen Angelegenheiten wegen dort erſcheinen. Seine Abweſenheit konnte lange dauern, auch machten verſchiedene Umſtände ſeine Gegenwart in ſeinem fränkiſchen Fürſtenthume nothwendig. Mit Recht fürchtete er, daß in ſeiner Abweſenheit die unruhigen Köpfe leicht wieder Zwietracht ſäen könnten, beſonders dann, wenn von außen her ihnen Vorſchub geleiſtet, oder der Friede gar von daher getrübt werden möchte. Letzteres war am meiſten zu fürchten. Inſonderheit war den Pommern nicht zu trauen, die durch ihre freundliche Aufnahme Dietrichs von Quitzow bereits gezeigt hatten, wie ſie gegen Friedrich geſonnen waren. Mit ihnen konnte er auf keinen freundſchaftlichen Fuß kommen. Das einzige Mittel, mit ihnen zu unterhandeln, war mit dem

Schwerdte in der Hand, die einzige Vorſichtsmaaßregel, welche er gegen ſie anwenden konnte, die, gerüſtet zu ſein. Aber nicht viel weniger fürchtete Friedrich, daß die meklenburgiſchen Herzoge wegen ihrer nahen Verbindung mit Pommern unruhig werden möchten. Jenes früher genannte Bündniß genügte ihm noch nicht zu ſeiner Sicherheit. Es gelang ihm, ſie zu einem neuen Bündniſſe mit ihm zu bereden, und am 15ten Auguſt 1414 ſchloß er mit Herzog Ulrich von Meklenburg zu Berlin ein ſolches ab, folgenden Inhalts.

Ulrich verſpricht von jetzt an zwei Jahre lang Friedrichs Hauptleuten, Mannen, Städten, Land und Leuten der Mark zu Brandenburg getreulich rathen und helfen zu wollen, und ſie gegen jeden zu ſchützen und zu ſchirmen, wie ſeine eigenen Lande. Sollte Friedrich und ſeine Lande mit den Herzogen Otto und Caſimir von Stettin oder mit anderen Fürſten und Herrn, Niemanden ausgenommen, zu Fehde und Krieg kommen, ſo will er mit ſeinen Mannen und Städten Friedrichs Land und Leuten mächtiglich und getreulich helfen und beiſtändig ſein, ohne Verzug, und ſich mit ihnen ohne Friedrichs Willen nicht ſühnen. Daſſelbe will Friedrich umgekehrt thun. Wird Ulrichs Hülfe von der Mark gefordert, ſo ſoll das Land den Meklenburgern Koſt und Futter geben, und Friedrich ſteht Ulrichen vor jeden möglichen Schaden, was er aber erobert, bleibt Friedrichs. Dafür, daß Friedrich Ulrichs, und dieſer wiederum jenes mächtig iſt, gelobt Friedrich dem Herzoge für dieſe zwei Jahre zwei tauſend rheiniſche Gulden aus ſeiner Kammer halbjährlich mit 500 Gulden zu zahlen [1]). — Man ſieht leicht, daß Friedrich den Herzog mit Land und Leuten, genau erwogen, auf zwei Jahre in ſeine Dienſte nahm, und daß eine gegenſeitige Hülfe nur angelobt wurde, um dem Vertrage mehr ein geziemendes Anſehen zu geben, und das Zartgefühl des Herzogs nicht zu verletzen. Gegen die Pommern war damit eine wirkſame Hülfe gefunden. Am 17ten Auguſt ſchloß Friedrich ein ganz ähnliches Bündniß mit Balthaſar und Chriſtoph von Werle oder Wenden [2]).

Hans von Torgau hatte bisher mit ſeiner Herrſchaft Zoſſen zur Niederlauſitz gehört. Das große Vertrauen, das Friedrich

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 55. 56.
[2]) ibid. p. 56. Anmerk.

Digitized by Google

ihm bewieſen hatte, und ſeine eigene Anhänglichkeit und Liebe für Friedrich bewogen ihn, ſich am 25ſten Juni mit ſeiner Herrſchaft Zoſſen zur Mark zu ſetzen, ſo daß das Schloß für Friedrich ein offenes Schloß ſein ſollte, ausgenommen gegen den König und die Krone von Böhmen. Die Urkunde, durch welche Friedrich das Schloß Zoſſen mit Zubehör in ſeinen Schutz nimmt, iſt zu Berlin ausgeſtellt [1]).

Am 19ten Auguſt verkaufte Friedrich das Dorf Machenow auf dem Teltow, welches Johann von Quitzow beſeſſen, wiederkäuflich an Heinrich Dunre [2]). An demſelben Tage ernannte er Hans von Bieberſtein zum Hauptmann der Mark, empfahl ihm das Land während ſeiner Abweſenheit, und machte ſich auf die Reiſe, zunächſt nach ſeinen fränkiſchen Beſitzungen [3]). Die Burggräfin Eliſabeth ging nach Tangermünde.

1) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 79
2) ibid. p. 146.
3) Wuſterwitz beim Haftiz ap. h. a.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Unterdeſſen Friedrich dieſe Reiſe macht, ſehen wir uns billig nach Dietrich von Quitzow um, den wir bisher faſt ganz aus den Augen verloren haben. Er kam in Stettin bei den Herzogen Otto und Caſimir an, und wurde von ihnen auf die beſte Weiſe aufgenommen. Sie beklagten ſein Unglück, aber ſie bewieſen ihm auch, daß theils Rückſichten auf die wolgaſtiſchen Herzoge, theils die von Siegmund ihnen angedrohete Achtserklärung es ihnen unmöglich gemacht hatten, zu ſeinen Gunſten einzuſchreiten, und der Mark den Krieg zu erklären. Was indeſſen bisher nicht möglich geweſen war, konnte der Zukunft vorbehalten bleiben. Mit Vergnügen würden ſie ſeine Dienſte benutzen, da ſie ſeine Kriegserfahrung und Tapferkeit ſehr hoch ſchätzten, der Ruf ſeines Namens ihnen eben ſo nützlich, als dem Feinde furchtbar, und ſeine genaue Kenntniß des Landes ihrem Heere von dem weſentlichſten Nutzen ſein würde. Sie wollten ihn demnach hierdurch einladen, ſich bei ihnen niederzulaſſen, und ſich als ihren Mann zu betrachten.

So viel Schmeichelhaftes in dieſem Antrage lag, ſo wollte er Dietrich doch nicht ganz behagen. Er hatte ſich bisher als Verbündeten der Pommern betrachtet, und war ſeit lange gewohnt, ſich den Herzogen ziemlich gleich zu ſetzen. Jetzt ſollte er in ihnen ſeine Herren ſehen, und war zu ihrem Unterthan herabgeſunken. Kein Wunder, wenn er ſich nicht leicht in dies Verhältniß ſtimmen, und den paſſenden Ton in ſeinen Verhandlungen mit den Herzogen finden konnte. Er fühlte zum erſtenmale, wie ſchwer es ſei, eine Abhängigkeit zu ertragen, wenn man nicht daran gewöhnt iſt.

Eine zweite Frage, auf welche er ungern genug eingehen mußte, war die, wovon er leben ſollte. Er hatte allerdings eine Summe baaren Geldes von Frieſack mitgenommen, und nach Pommern hin gerettet. Allein in jenen Zeiten hatte Niemand viel baares Geld vorräthig. Die Anſchaffung der Vertheidigungs-

mittel war koſtbar geweſen, und hatte den Vorrath von Geld ungemein verringert. Mit dem, was er beſaß, konnte er nicht lange ausreichen, es genügte nicht einmal, irgend ein kleines Schloß pfandweiſe zu erhalten. Letzteres konnten die Herzoge ohnehin nicht wagen, da er ein Geächteter war, und ſchon ſein Aufenthalt am Stettiner Hofe verſtieß gegen die Treue, welche die Herzoge dem Reiche ſchuldig waren.

So peinlich es war, auf dieſen Punkt einzugehen, ſo mußte er doch zur Sprache kommen. Dietrich geſtand ſeine Verlegenheit. Die Herzoge beſchloſſen, ihn in ihren Sold zu nehmen, um ihm dadurch die Mittel zu gewähren, mit Anſtand leben zu können. Für jetzt ſollte er an ihrem Hofe bleiben, und an ihrer Tafel beköſtigt werden, bis ſich die Gelegenheit ergeben würde, ſeine Dienſte zu benutzen. Eigentliche Verrichtnngen wurden ihm nicht aufgetragen. Er gehörte zu dem Gefolge der Fürſten.

In der Mitte des Maimonats kam Werner von Holzendorfs Brief, den er, wie gemeldet, beantwortete. Das Unglück ſeines Freundes ging ihm ſehr zu Herzen, noch mehr, daß er kein Mittel auffinden konnte, es zu mildern. Seine Stimmung wurde eine unerträgliche, denn er ſelber fühlte ſich in hohem Grade unglücklich, und ſah ein, daß eine Aenderung nöthig ſei, wenn er nicht gänzlich untergehen ſollte.

Die ruhige Lebensweiſe, in welche er ſich plötzlich verſetzt ſah, ließ ihn mehr und mehr aus der Betäubung erwachen, in welche ihn die harten Schläge des Geſchicks bisher erhalten hatten; ſelbſt in Neumühl und Grabsdorf hatte er ſich noch immer in Spannung befunden. Umſomehr wurde er inne, wie unendlich viel er verloren hatte, um ſo inniger wurde ſeine Sehnſucht danach, um ſo tiefer ſeine Trauer über den Verluſt. Für alles dies hatte er hier keinen Erſatz gefunden. Das ihm ſo neue und drückende Gefühl der Abhängigkeit wurde ihm täglich läſtiger und herber; er konnte ſich nicht darin finden, in den Herzogen ſeine Herren zu ſehen, und dennoch war er nur ihr Dienſtmann. Aber noch ſchmählicher ſchien es ihm, von Fürſtengunſt und Fürſtenlaune abhängen, am Hofe mit den Hofſchranzen leben, und den Fürſtenknecht ſpielen zu müſſen, etwas, was er ſein Lebelang auf das Tiefſte verachtet hatte, und woran er ſich nicht gewöhnen konnte, ja ſeiner Anſicht nach nicht gewöhnen durfte, wenn er nicht alle Achtung vor ſich ſelber verlieren wollte. Von

der anderen Seite konnten die Herzoge eben ſo wenig ſein Benehmen angenehm finden. Wenn ſie auch ſeinem Selbſtgefühle alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, ſo verſtieß er doch nicht ſelten gegen die gewohnte Hofſitte, ungeachtet ſie hier noch nicht beſonders ausgebildet war, und ſeine Schroffheit fiel unangenehm auf. Seine verdrüßliche Laune, ſeine gedrückte Stimmung trug nicht dazu bei, ihn liebenswürdiger erſcheinen zu laſſen, oder jene Verſtöße zu compenſiren. So wenig die Herzoge geneigt waren, die Vortheile aufzugeben, welche ihnen im Falle eines ausbrechenden Krieges aus der Verbindung mit einem ſo berühmten Manne erwachſen mußten, ſo viel ſie auch ſeinem Unglücke und ſeinem Charakter zu Gute hielten, — ſie mußten ſich doch geſtehen, daß es beſſer ſein würde, wenn ſie ihn ſich, entfernt vom Hofe, bis auf gelegene Zeit reſerviren könnten.

Unter dieſen Umſtänden mußte ſich die Gelegenheit bald ergeben, ſich gegen einander auszuſprechen, und Dietrich ſelber trug den Herzogen den Wunſch vor, ihm eine Stellung zu gewähren, in welcher er mehr ſeiner gewohnten Lebensweiſe nachhängen könnt:. Er wünſchte ſich auf das Land, und wo möglich wieder Krieg zu führen. Aber ein Schloß konnte er nicht erhalten, Dienſtmann eines Anderen mochte er nicht werden, auch ſah man voraus, daß ein Verhältniß dieſer Art nicht lange dauern würde. Aber gerade dies führte Schwierigkeiten herbei, die ſich nicht leicht löſen ließen. Endlich fand man ein Auskunftsmittel, das unter den obwaltenden Umſtänden das geeigneteſte zu ſein ſchien. Nahe an der Rega, eine kleine Meile ſüdlich von Regenwalde lag ein Vorwerk, Liebenthal oder Kathenſier genannt, jetzt Klein Liebenthal, welches zu dem Gute Elvershagen, und damit der in dieſer Gegend ſehr mächtigen Familie von Borck gehörte; ſie beſaß außerdem noch viele Güter, wie die Städte Labes, Wangerin und einen Theil von Regenwalde. Nicht weit davon lag die neumärkiſche Grenze, namentlich die des Landes Schievelbein, welches damals die deutſchen Ordensritter inne hatten. Zwiſchen dieſen, dem Herzoge von Pommern und der ſehr zahlreichen und begüterten Familie von Wedel gab es unaufhörliche Fehden, von denen die Gegend beſtändig beunruhigt wurde. Hier konnte Dietrich am erſten Beſchäftigung finden, und ſo ergriff er denn mit beiden Händen den Vorſchlag der pommerſchen Herzoge, nach welchem ſie von der Familie von

Digitized by Google

Borck jenes Vorwerk Liebenthal pfandweiſe übernehmen, und ihn in den Pfandbeſitz deſſelben ſetzen wollten. Eine andere Art etwas zu miethen, kannte man in jenen Zeiten nicht.

Dietrich reiſete in der Mitte des Sommers nach ſeinem neuen Wohnorte, und richtete ſich hier ein, ſo gut die beſchränkte Localität dies zuließ. Das Wohngebäude war kein Schloß, ſondern nur für die Bedürfniſſe des Ackerbaues eingerichtet; allein das Gehöft war, um es gegen mögliche Ueberfälle von der Neumark her gegen den erſten Anlauf zu ſichern, mit einem Wall und Graben umgeben, und bildete ſo einen Burgfrieden, der eine Vertheidigung geſtattete.

Dietrichs Ruhm war bis in dieſe Gegenden erſchollen, und ihm hatte er es zu danken, daß man ſeine Bekanntſchaft und Freundſchaft ſuchte. Beſonders waren es die von Borck und von Wedel, in deren Kreiſen er bald heimiſch wurde, die ihn aber auch gar bald in ihre Fehden verflochten, und denen er für Sold und gegen Antheil an der Beute diente, was in jener Zeit als ganz ehrenhaft galt. Zu thun gab es genug, beſonders mit der Familie von Wedel. Der Zuſammenhang aber fordert, daß wir dies etwas näher darlegen, und in eine frühere Zeit zurück gehen.

Zu Anfang desjenigen Zeitraums, in welchem unſere Geſchichte ſpielt, um das Jahr 1370 war Hans von Wedel Beſitzer des Landes, der Stadt und des Schloſſes Schievelbein, am öſtlichen Ende der Mark über der Oder, der jetzigen Neumark, gelegen. Es waren dies ſehr bedeutende Beſitzungen, die aber noch wichtiger durch den Umſtand wurden, daß ringsum Städte und Dörfer dieſer Gegend ſeinen zahlreichen Verwandten gehörten. Er hatte ſich durch viele glückliche Fehden den Ruf eines ſehr tapferen und kriegserfahrenen Mannes erworben. Deshalb ernannte ihn Siegmund im Jahre 1381 zum Hauptmann ſeines Landes über der Oder, und gab ihm den Titel Edler, den ſonſt nur die von höherem Adel erhielten [1]).

Das Land Schievelbein grenzt gegen Oſten an Preußen, und dieſe Lage brachte Hans von Wedel in vielfache Berührung mit dem deutſchen Orden, dem Preußen gehörte. Es iſt bekannt, wie ſehr dieſer Orden geneigt war, ſein Gebiet zu vergrößern, und dazu alle Mittel in Bewegung zu ſetzen, die ihm zu Gebote

[1]) v. Ledebur Archiv Thl. V. S. 352.

Digitized by Google

ſtanden. Wahrſcheinlich waren es religiöſe Bewegungsgründe, die man bei Hans von Wedel geltend gemacht hatte, denn die Ordensritter galten als Streiter Chriſti, und es war höchſt verdienſtlich, dem Orden etwas zu ſchenken, vielleicht war Hans von Wedel des wilden Getreibes müde, vielleicht drückten ihn auch ſeine Schulden zu ſehr, — genug, nachdem er drei Jahre lang ſeine Hauptmannſchaft mit der unbeſchränkteſten Vollmacht, und in der weiteſten Ausdehnung verwaltet hatte, ſehen wir ihn am 14ten April 1384 in dem Schloſſe zu Elbing vor dem Hochmeiſter Conrad Zolner von Rotenſtein und einer zahlreichen Verſammlung von Comthuren des deutſchen Ordens erſcheinen, und aus freien Stücken Stadt und Schloß Schievelbein nebſt allen Dörfern und Zubehör des Landes dem Orden übergeben, ohne irgend ein Recht daran ſich vorzubehalten, nur mit der Bitte, ſeine Schulden zu bezahlen, und ihm einen lebenslänglichen Unterhalt zu gewähren [1]).

Dieſer überraſchende Entſchluß kam dem Orden überaus gelegen. Hanſens Wünſche wurden erfüllet, und Schievelbein huldigte dem Orden, doch bat die Stadt, deren Hälfte Henningen von Wedel früher gehuldigt hatte, dieſen zu bewegen, ſeine Einwilligung zu geben, wozu ſich ſchon Hans und Godicke von Wedel, aber ohne Erfolg erboten hatten [2]). Der Orden bezahlte die Schulden des Hans von Wedel [3]), und räumte ihm das Haus Wenzlow im Kulmerlande mit 150 Mark Zinſen zur lebenslänglichen Wohnung ein. König Wenzel willigte in dieſe Abtretung, doch mit Vorbehalt ſeiner und des Markgrafen Siegmunds Rechte [4]). Der Familie ſcheint dieſe Abtretung ſehr unerwartet gekommen zu ſein, und keineswegeſ war ſie damit einverſtanden. Freilich aber bedurfte es ihrer Zuſtimmung nicht, mit Ausnahme Hennings von Wedel, dem die Hälfte der Stadt Schievelbein gehörte, und der nicht Willens war, ſie aufzugeben. Es erhob ſich zwiſchen ihm und dem Orden ein heftiger Streit, der in eine Fehde überging, an welcher wahrſcheinlich noch mehrere Wedel Theil genommen haben. Nach zwei Jahren war es

---

[1]) Gerken Cod. dipl. Brandenb. T. V. p. 296. 299. — v. Ledebur Archiv Bd. V. S. 353.

[2]) Gerken a. a. O. p. 300.

[3]) A. a. O. p. 301. 302.

[4]) A. a. O. p. 304. — J. Voigt Geſchichte Preußens Bd. V. S. 428 f.

endlich den Ordensrittern gelungen, Henning von Wedel zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und am 3ten Mai 1386 leiſtete letzterer zu Marienburg auf alle Rechte, die er an Schievelbein hatte, Verzicht [1]).

Wie mächtig zu dieſer Zeit dieſe berühmte Familie war, erſieht man am Beſten aus einem Vertrage, den ſie im J. 1388 mit dem deutſchen Orden gegen den König von Polen abſchloß. Siebzehn Glieder dieſer Familie treten auf 15 Jahre in des Ordens Dienſt, und machen ſich anheiſchig hundert gewappnete Ritter und Knechte zu ſtellen nebſt hundert Schützen, bewaffnet mit Panzer, Eiſenhut, Hundeskogeln und Armbrüſten, außerdem aber vierhundert Pferde [2]).

Im Jahre 1400 erwarb der Orden durch Kauf die Stadt und das Gebiet von Dramburg, im folgenden Jahre aber auch die übrigen Städte des märkiſchen Landes über der Oder. Zwiſchen den Jahren 1403 und 1406 führten die von Wedel langwierige Fehden mit dem Herzoge Swantebor von Pommern, in welche der Orden zum Theil mit verwickelt wurde. Henning von Wedel war dabei am thätigſten, der zu Friedland und Falkenburg wohnhaft, des Ordens geſchworener Rath und Mann war.

Als der deutſche Orden am 15. Juli 1410 die große Schlacht bei Tannenberg verlor, betrachtete der König von Polen Wladislaus Jagello Schievelbein als ein erobertes Land, und überließ es im Auguſt deſſelben Jahres vertragsmäßig dem Herzoge Bogislav von Pommern, der es in Beſitz nahm. Das aber hatte die Folge, daß die Wedel vertrieben wurden, und ſie das Land Schievelbein und diejenigen Gegenden verließen, welche an Pommern gefallen waren. Sie zogen ſich auf ihre Beſitzungen außerhalb dieſer Grenzen, beſonders auf Falkenburg und die benachbarte Gegend zurück. Durch den Frieden zu Thorn im J. 1411 erhielt der Orden jene Beſitzungen wieder zurück. Allein die Wedel waren mit dem Orden geſpannt, und blieben außen. Der Waldmeiſter von Schievelbein gab ſich viele Mühe, ſie zur Rückkehr zu bewegen. Henning von Wedel verweigerte noch zu Ende des J. 1413 die Rückkehr, und verſprach ſie nicht eher, als bis ein neuer Hochmeiſter gewählt ſein würde, dem die We-

---

1) Gerken a. a. O. p. 305.
2) Gerken a. a. O. p. 307. — Voigt Geſch. Preußens Bd. V. S. 505.

del dann zugleich huldigen wollten, damit ſie wüßten, an wen ſie ſich halten könnten. Aus der Aengſtlichkeit, mit welcher der Waldmeiſter den Comthur und Statthalter zu Elbing bittet, doch ja, ſobald ein neuer Hochmeiſter gewählt ſein werde, an alle Wedel zu Falkenburg, Neuwedel ꝛc. zu ſchreiben, und ſie herzlich zur Huldigung zu ermahnen, ſieht man, wie viel dem Orden daran gelegen war, mit dieſer Familie auf gutem Fuße zu leben [1]).

Unterdeſſen blieben die Wedel, wo ſie waren, und es gelang nicht, ſie gegen den Orden freundlicher zu ſtimmen. Nur Erasmus von Wedel, der die Hälfte der Stadt Reetz beſaß, und daſelbſt wohnte, betrachtete ſich als Vaſall des Ordens, und wurde deshalb von ſeinen Vettern vielfach angefeindet. Die andere Hälfte der Stadt gehörte Janeke von Stegelitz. Im Frühjahr 1414 brach der Krieg zwiſchen denen von Wedel und dem Orden wieder aus, wobei Henning von Wedel auf Friedland, (jetzt Märkiſch Friedland genannt) abermals der thätigſte war. Der Ordensvogt Sander Machwitz ſetzte ſich ihren Verheerungen entgegen. Im Gefechte wurden, außer vielen Knechten, des Ordensvogts Diener Otto Falbe und des Ordens Mann Dietloff Falbe gefangen, aber zugleich hatte Henning von Wedel das Unglück, ebenfalls gefangen zu werden. Man entließ ihn gegen Gelöbniß eines Löſegeldes, wobei es ſich von ſelbſt verſtand, daß er nicht eher etwas gegen den Orden unternehmen durfte, als bis der, der ihn gefangen, ihn frei gegeben hatte. Allein ſo lange konnte er nicht warten. Er verband ſich mit Friedrich von Wedel und Henning von Kremzow gegen Janeke von Stegelitz, der des Ordens Vaſall war, um ihm aufzulauern. Man wußte, daß er eine Reiſe nach Stargard gemacht hatte, und daß er auf der Heimkehr begriffen ſei. Am Wege, den er ziehen mußte, poſtirten ſich unſere Ritter, jedoch ſo, daß ſie an verſchiedenen Punkten vertheilt waren. Janeke war ſich keines Ueberfalles gewärtig, als Friedrich von Wedel mit ſeinen Knechten aus dem Gebüſche hervorbrach, und ihn nach kurzer Gegenwehr mit den Seinigen überwältigte. Er nahm von ihm das Gelöbniß eines Löſegeldes, und ließ ihn dann ſeine Straße ziehen. Aber er kam nicht weit, da umzingelte ihn der noch in der Gefangenſchaft befindliche Henning von Wedel von Friedland. Das ſah Henning

[1]) v. Ledebur Archiv Thl. 14. S. 119.

Digitized by Google

von Kremzow, der mit ſeinen Leuten nicht gar weit davon auf dem Felde hielt. Theils die Beſorgniß, daß es Janeke gelingen möchte, ſich heraus zu hauen, theils die Luſt am Gefechte veranlaßte ihn, einen Theil ſeiner Knechte zu Hülfe zu ſenden. So wurde Janeke übermannt und gefangen. In ſein Löſegeld theilten ſich ſpäterhin beide [1]).

So ſtanden die Sachen, als Dietrich von Quitzow in dieſe Gegend kam. Wir haben früher erzählt, daß der deutſche Orden gewünſcht hatte, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen, als er noch auf dem Gipfel ſeiner Macht ſtand. Er erwartete unſtreitig jetzt, wo er ſeinen Wohnſitz ganz nahe an den Beſitzungen der Ritter aufſchlug, einen neuen Antrag, da ſeine Ankunft dem Orden nicht unbekannt bleiben konnte. Allein die Verhältniſſe hatten ſich gar ſehr geändert. So wenig Dietrich als der Orden waren noch, was ſie geweſen waren. Jener geſtürzt, geächtet und ohne Macht, dieſer noch an den Folgen der Schlacht von Tannenberg blutend, auch hatte ſeit jener Zeit das Ordensperſonale gewechſelt. So unterblieb ein Antrag. Aber Dietrichs Selbſtgefühl oder ſeine Eitelkeit fühlten ſich dadurch gekränkt, und da ihm von den Borcks und Wedels Anträge gemacht wurden, wandte er ſich gegen den Orden.

Im Auguſt hatte Henning von Wedel ſein Löſegeld bezahlt, und mit dem deutſchen Orden Frieden geſchloſſen. Das hielt ihn jedoch nicht ab, Simon von Güntersberg abzuſagen, ungeachtet dieſer ein Vaſall des Ordens war, und dieſe That als ein Friedensbruch angeſehen werden konnte. Dietrich von Quitzow wurde eingeladen, die Fehde mitzumachen, und fand ſich willig, da es gewiſſermaßen dem Orden galt, in welchem die Familie Güntersberg ſehr angeſehen war. Er ſehnte ſich nach Thätigkeit, ein bitterer Haß gegen die Menſchen hielt ſein Herz umgarnt, der in wirkliche Menſchenverachtung überging, und ſeine Stimmung menſchenfeindlich machte; er dürſtete nach Krieg, um ſeine herben Gefühle austoben zu können. Kein Wunder, wenn er den Antrag gern annahm, und Henning von Wedel mit dieſer Stimmung ganz willkommen war.

Henning von Wedel rückte mit ſeinem Haufen in die Neumark ein, und ging bis zur pommerſchen Grenze. Das Dorf

[1]) Siehe den Bericht des Vogts in v. Ledeburs Archiv Thl. 14. S. 121.

Güntersberg liegt zwiſchen den Städten Reetz und Zachan. Die Ihna bildete hier die Grenze. An dieſem Fluſſe auf der Grenze ſelber liegt die Güntersbergſche Mühle, in welcher ſich Henning von Wedel einquartirte.

Simon von Güntersberg hatte kaum die Ankunft ſeiner Feinde vernommen, als er ſich mit einem Haufen Knechte aufmachte, ihnen entgegen zu rücken. Es kam zum Gefechte. Die Mühle wurde niedergebrannt, ein Knecht Günterbergs wurde todtgeſchoſſen, viele gefangen. Simon von Güntersberg ſelber hatte das Unglück, ſeinen Feinden in die Hände zu fallen, und gebunden führte ihn Henning nach Friedland ins Gefängniß [1]). Er ſchlug jedes Löſegeld aus, das ihm geboten wurde, und Simon iſt erſt nach ziemlich langer Zeit losgegeben, wie denn auch die beiden Falben noch immer in Beſtrickung gehalten wurden.

Unmittelbar darauf zog Dietrich mit Henning von Wedel aus Friedland, vereinigt mit den Wedels aus Tütz und Crone (jetzt Deutſch Crone) gegen die Stadt Arenswalde, die ebenfalls neumärkiſch war, und dem deutſchen Orden gehörte. Auch jetzt noch beſtand zwiſchen ihnen und dem Orden Friede. Die Stadt war gut befeſtigt, und man konnte ihr nichts anhaben. Allein bei einem Ausfalle der Bürger ſchlug man einen todt, einen zweiten nahm man gefangen und ſchleppte ihn fort [2]).

Von Arenswalde zog man ſüdlich tiefer in die Neumark und die Beſitzungen des deutſchen Ordens hinein, zunächſt vor die Stadt Woldenberg, damals Waldenburg genannt. Der Ort galt als eine Grenzfeſtung gegen Polen, und war deshalb ſehr ſtark befeſtiget. Seine hohe und feſte Ringmauer, ſeine Wälle ſchützten ihn gegen feindliche Streifpartheien. Man begnügte ſich mit dem, was man erlangen konnte, nahm fünf Pferde und zwei Bürger gefangen, und ſandte letztere nach Tütz, wo ſie ſich auslöſen mußten. Daß die Dörfer, über welche der Zug kam, übel behandelt wurden, lag in der Natur dieſer Streifereien. Man ging von hier nach Blumenfelde bei Friedeberg, plünderte das Dorf, deſſen Einwohner geflüchtet waren, nahm aber doch zwei Bauern gefangen, welche geſchatzt wurden, das heißt, ſich auslöſen mußten. Endlich fand man auch den Ort, wo ſie ihre

---

[1]) A. a. O. S. 121.
[2]) A. a. O.

Pferde verſteckt hatten. Es waren ihrer vierzehn, die man ſich aneignete, und dann nach Hauſe zog [1]).

Man muß bei dieſem Zuge furchtbar gehauſet haben, und beſonders ſcheint Dietrich von Quitzow in ſeinem Menſchenhaſſe Verderben bringend gewüthet zu haben. Schrecken knüpfte ſich an ſeinen Namen und ging vor ihm her. Der Ruf hatte ſeine Thaten in der Mark vergrößert, ſein Unglück veranlaßte, ihnen die ſchlechteſten Motive unterzulegen, und ihn für einen Verbrecher der ſchlimmſten Art zu halten. Seine jetzigen Thaten beſtärkten in dieſer Anſicht, ſein Name wurde mit Grauen und Entſetzen genannt, und das Schlimmſte, was der zügelloſe Wedelſche Haufen verübt hatte, wurde auf ſeine Rechnung geſetzt. So kam es, daß noch nach dreihundert Jahren, wie Kehrberg erzählt [2]), in der Neumark der Fluch: Det dy de arge Quitz ꝛc. oft gehört wurde; ſein Zeugniß iſt um ſo unverdächtiger, als ihm nicht bekannt war, daß Dietrich nach der Neumark gekommen, und er dies bloß auf Rechnung ſeines Rufes aus der Ferne ſetzt. Noch jetzt mag dieſer Fluch in der Neumark nicht ganz verhallt ſein, da bekanntlich Fluchwörter eine unverwüſtliche Dauer beſitzen.

Unterdeſſen hatten die Freunde Simon von Güntersbergs ſeine Gefangenſchaft nicht gleichgültig angeſehen. Der Sohn ſeines Bruders Heinrich verband ſich mit denen von Stegelitz, welche wegen des ſo ſchändlich gefangenen Janeke von Stegelitz nicht minder Rache ſchnoben, und gemeinſchaftlich boten ſie ihre Freunde auf, und nahmen alle ledige Knechte in Dienſte, ſo viel ſie ihrer bekommen konnten. Auch Erasmus von Wedel, welcher mit den Stegelitzen eine und dieſelbe Stadt beſaß und bewohnte, und mit Güntersberg grenzte, konnte nicht umhin, ſich ihrer Sache anzuſchließen, und ſich gegen ſeine Vettern zu rüſten. So zogen ſie gemeinſchaftlich aus, und plünderten und verbrannten dem Henning von Kremzow, der mit den Wedels gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte, zwiſchen Zachan und Stargard zwei ſeiner Dörfer [3]).

Die von Wedel auf Crone nahmen es gewaltig übel, daß

---

[1]) A. a. O.

[2]) Kehrberges erläuterter Abriß der Stadt Königsberg, Abtheil. II. S. 12.

[3]) v. Ledebur Archiv, Thl. 14. S. 122.

ihr Vetter Erasmus ſich gegen ſie geſetzt hatte. Sie zogen daher aus, und plünderten in der Nähe von Reetz einige ſeiner Dörfer. Verſchiedene pommerſche Edelleute, welche ebenfalls mit Erasmus verfeindet waren, aus demjenigen Theile des Landes, welches die Herzogin von Stolpe damals regierte, ſchloſſen ſich mit Dietrich von Quitzow ebenfalls an, und da man Luſt hatte, ſich mit der gegen Erasmus von Wedel ausgeübten Rache noch nicht zu begnügen, ſo zogen ſich die Wedel mit ihren Freunden nach Labes, damals Lobeſe genannt, wo Heinrich von Bork, dem Labes gehörte, ſie freundſchaftlich aufnahm, und ihnen geſtattete, ſich bei und in der Stadt zu lagern. Labes war von Dietrichs Wohnſitz kaum zwei Meilen entfernt.

Heinrich von Bork hatte bis dahin mit Erasmus von Wedel auf freundſchaftlichem Fuße geſtanden. Letzterer ſchrieb daher an Heinrich, und bat ihn, er möge doch eingedenk ihrer nachbarlichen Verhältniſſe ſeine Feinde, die ihn beraubt hätten, nicht hegen und bei ſich behalten. Heinrich gab indeſſen auf dieſen Brief nichts, und ſchickte die Wedel nicht fort, was ihm auch wohl unter allen Umſtänden ſchwer geweſen ſein würde. Erasmus von Wedel glaubte darum ſeinem Briefe Nachdruck geben zu müſſen, überfiel am 12ten November dieſes Jahres ein Heinrich Borken gehöriges Dorf, und plünderte daſſelbe rein aus. Jetzt betrachteten ihn die Borken als ihren Feind, und die Fehde ſchien einen ſehr energiſchen Charakter gewinnen zu wollen. Da glaubte der Ordensvogt der Neumark, Sander von Machwitz, daß es Zeit ſei, einen Sühneverſuch zu machen, damit größeres Unglück verhütet würde. Er begab ſich nach Labes, und ſeinem geſchmeidigen Weſen gelang es wirklich, die Wedel zu bewegen, nach Hauſe zu ziehen, und die Sache ſo lange auf ſich beruhen zu laſſen, bis man verſucht haben würde, ſich auf einem deshalb anzuberaumenden Tage, der in Wangerin abgehalten werden ſollte, zu vergleichen [1]).

Sander von Machwitz hatte bei dieſer Unterhandlung wohl bemerkt, wie groß der Einfluß Dietrichs von Quitzow ſei, und was er außerdem von ihm vernommen, zeigte ihm die Bedeutenheit des Mannes. Es that ihm leid, daß verſäumt worden war, ihn für den Orden zu gewinnen; er kam aber auf den Gedan-

[1]) v. Ledebur Archiv, Thl. 14. S. 122. 123.

ken, zu verſuchen, ob es nicht jetzt noch Zeit dazu ſei. Indem er darüber nachdachte, fiel ihm ein, daß einer ſeiner Ordensvaſallen, Ludwig von Brederlow, ihm geſagt habe, daß er auf eine Weiſe, deren er ſich nicht mehr deutlich erinnerte, mit den Quitzows bekannt ſei. Dieſer ſchien der Mann zu ſein, durch den ſich eine Unterhandlung mit Dietrich anknüpfen ließe. Ludwig mußte kommen, und es ergab ſich, daß er der Bruder Goswins von Brederlow ſei, des Quitzowſchen Hauptmanns, der Beuthen vertheidigt hatte. Die Brederlows waren eine neumärkiſche Familie, und auch Goswin in der Neumark geboren. Aus Goswins Schreiben, ſo wie aus Geſprächen bei einem Beſuche der beiden Brüder, hatte Ludwig vieles über die Quitzows und ihren Charakter erfahren. Ludwig ſchien daher Sandern der geeigneteſte Mann, um mit Dietrich Unterhandlungen anzuknüpfen, zu welchen ſchon jenes Verhältniß die Einleitung hergeben konnte. Demgemäß inſtruirte er Ludwig, und dieſer unternahm es, den Verſuch zu machen.

Es waren acht Tage verfloſſen, ſeit Dietrich von Labes zurückgekehrt war; das Wetter war abſcheulich, es regnete den ganzen Tag, und die naſſe Kälte fiel unangenehm auf. Heute war ſchwerlich auf Beſuch zu rechnen. Dietrich hielt einen Brief in der Hand, in welchem ihm Werner von Holzendorf Nachrichten aus der Heimath gegeben, und den heute früh ein Bote gebracht hatte. Der Brief hatte ſeine düſtere Stimmung nicht erheitert, ſondern nur noch trüber gemacht. Er warf einen troſtloſen Blick zum regnenden Himmel hinauf, und knirſchte mit den Zähnen. Da meldete ihm ein Knecht, daß draußen vor dem Burgfrieden ein Mann hielte, der ſich Ludwig von Brederlow nenne, und ihn zu ſprechen wünſche. Dietrich winkte ſtillſchweigend mit der Hand Gewährung, der Knecht ging hinaus, und gleich nachher trat Brederlow ein.

Verzeiht, wenn ich euch ſtöre, ſprach er, allein ich habe nicht unterlaſſen können, euch meinen Beſuch zu machen, und euch zu danken für gar manche Gutthat, die ihr meinem Bruder Goswin, eurem ehemaligen Hauptmanne auf Schloß Beuthen erwieſen habt.

Dietrich beſchauete ſich den Mann ſtillſchweigend eine Weile, und ſprach dann: Wißt ihr davon, daß ich ihm Wohlthaten erwieſen?

Ludwig. Ei wohl. Er hat ſie und euch mir oft gerühmt.

Dietrich ging ſchweigend im Zimmer auf und ab. Dann fing er an: Wollet euch ſetzen, Herr. Nehmts nicht übel, daß ich euch dazu noch nicht eingeladen. — Ihr ſeid der Bruder Goswins?

Ludwig. Ja, Herr, wir ſind von einer Mutter, und an demſelben Orte geboren. Durch meinen Bruder fühle ich mich euch verbunden, und wo ich euch einen Dienſt leiſten kann, bin ich gern dazu bereit.

Dietrich. Laßt das, ich verlange von Niemandem einen Dienſt. Seid ihr aus dem Lande über der Oder?

Ludwig. Ich bin es, und des Ordens Mann.

Dietrich. Das ſcheidet uns ſogleich. Ihr dient einer ganz anderen Sache als ich.

Ludwig. Das bedauere ich gar ſehr, und wünſchte wohl, es wäre anders. Darf ich freimüthig mit euch reden?

Dietrich. Redet!

Ludwig. Ich will euch nicht bergen, daß es mich Wunder nimmt, euch auf dieſem Felde thätig zu ſehen. Was könnt ihr bezwecken, euch mit den Wedels einzulaſſen, als euch einer Thätigkeit hinzugeben, die kein Ziel und keinen Zweck hat. Habt ihr auch das Tüchtigſte geleiſtet, was habt ihr damit erreicht, was habt ihr damit gewonnen? Nichts als —

Dietrich. Wer ſagt euch denn, daß die Thätigkeit einen Zweck haben ſoll? Thoren, die das meinen. Setzt euch den edelſten, den höchſten, weihet ihm euer ganzes Leben, opfert ihm eure beſten Kräfte, man wird ſchon Sorge tragen, daß ihr euren Zweck nicht erreicht, daß alle Arbeit nutzlos iſt. Nie fehlt es an Feinden, die Anderes wollen, als ihr, nie an Widerſachern, die euch entgegenarbeiten, und ſich mühen, euer Thun zu vernichten. Was die Menſchen nicht zerſtören, zerſtört die Zeit. Nichts iſt das Leben, als ein nutzloſes Gegeneinanderarbeiten der Kräfte, und wer am beſten zerſtören kann, leiſtet der Natur einen Dienſt, und erleichtert ihr und der Zeit die Arbeit.

Ludwig. Der Menſch will doch mit ſeiner Arbeit etwas erreichen, und nicht umſonſt gelebt haben?

Dietrich. Das iſt eben die Thorheit, die ihm von Jugend an in den Kopf geſetzt wird, und an welche er ſich gewöhnt, bis ihm die Gewohnheit als Weisheit erſcheint. Das Leben hat kei-

nen Zweck. Ich habe den wahnſinnigen Traum lange genug geträumt, und kann davon ſprechen, denn ich bin erwacht.

Ludwig. Wenn ich euern Ausſpruch auch für jetzt gelten laſſen will, ſo iſt es unſtreitig edel, dem Leben einen Zweck zu geben. Betrachtet zum Beiſpiel unſern Orden. Iſt es nicht ein ſchöner Zweck für ihn zu leben?

Dietrich. Nichts von ihm. Er ſtrebt nach Vergrößerung und Bedeutſamkeit. Thörichtes Beginnen! Es wird ihm nicht gelingen, und Jagello hat euch ſchon gezeigt, wie weit ihr damit kommt. Solcher Jagello's giebt es überall und zu allen Zeiten. Wer nicht beſtimmt iſt, eine große Rolle zu ſpielen, wird es, aller Anſtrengung ungeachtet, nie glücklich verſuchen. Wer aber dafür beſtimmt iſt, dem wird es glücken, wenn er auch gar nichts thut.

Ludwig. Euer Glaube iſt ſicherlich nicht der rechte, und ſcheint mir mehr ein Türken=, denn ein Chriſtenglaube zu ſein.

Dietrich. Es ſteckt in ihm mehr Sinn, als ihr vermuthet.

Ludwig. Mag es damit ſein, wie es wolle, niemand, auch der Orden nicht, weiß, wozu er beſtimmt iſt, und muß verſuchen, wie weit er es bringt. Am rühmlichen Werke zu helfen, bringt Ruhm, und ſo glaube ich, ihr würdet für den eurigen beſſer ſorgen, wenn ihr euch dem Orden widmetet, und in Gemeinſchaft mit den vielen wackeren Männern, die er zu ſeinen Mitgliedern zählt, thätig würdet.

Dietrich. Spart die Mühe, mich dafür gewinnen zu wollen, ich kann den Orden nicht leiden. Hat er euch geſandt, ſo hätte er einen beſſeren Boten wählen ſollen.

Ludwig. (Aufſtehend.) Wie meint ihr das, Herr Dietrich?

Dietrich. Ich meine, der Bruder eines Menſchen, der an mir zum Verräther wurde, und zu meinen Feinden überging, ſei nicht der geeignete Mann, mich zu etwas zu überreden, oder für ſeine Sache zu gewinnen.

Ludwig. Bei Gott, Herr Dietrich, mäßigt eure Worte, ſie verwunden. Mein Bruder wäre —

Dietrich. Sagtet ihr nicht, ich hätte ihm Wohlthaten erwieſen?

Ludwig. So war es.

Dietrich. Nun, und in dieſem ſo eben erhaltenen Briefe wird mir auf ſichere Weiſe gemeldet, daß er ſich meinem Feinde,

dem Biſchofe von Brandenburg, verkauft hat, und ſein Schloßvogt zu Zieſar geworden iſt. Der Schändliche hat vielleicht ſchon in Beuthen Ehre und Treue vergeſſen, und iſt nur auf ſein Heil bedacht geweſen. Mit Füßen könnt' ich ihn treten, den Niederträchtigen, er und ſein ganzes Geſchlecht iſt mir verhaßt, verächtlich alles, was ſeinen Namen trägt —

Ludwig. Ihr werdet beleidigend in eurer Heftigkeit. Wie auch die Sache ſtehen mag, die mir noch unbekannt iſt, ſo verſichere ich euch auf Glauben, mein Bruder iſt ein Ehrenmann, und hat nicht treulos gegen euch gehandelt.

Dietrich. Das ſagt ihr, wahrſcheinlich, weil ihr euch zu denſelben nichtswürdigen Grundſätzen bekennt. Seid ihr doch von einer Mutter geboren, und habt dieſelbe Luft geathmet. Gleiche Brüder, gleiche Kappen, warum nicht auch gleiche Grundſätze?

Ludwig. Für dieſe Beleidigungen bleibt ihr mir Genugthuung ſchuldig. Eure Heftigkeit vermag jetzt nicht einzuſehen, wie ſehr ihr Unrecht handelt, ich werde eine ruhigere Zeit abwarten, und gehe.

Dietrich. An dem letzteren werdet ihr wohlthun, aber wenn ihr glaubt, ich ſei heftig, ſo ſeid ihr im Irrthum. Ihr ſeid nicht der Mann, über den ich heftig würde, und ihr ſehet eurem Bruder, dem Schufte, ſo ähnlich, —

Ludwig. Haltet ein! Kein Wort weiter, oder bei Gott! ich vergeſſe, daß ihr in eurem Hauſe ſeid. Von nun an ſehet ihr in mir euren Feind. Hütet euch, mir zu begegnen.

Er ſtürzte hinaus, von Dietrichs Hohngelächter begleitet, warf ſich auf ſein Pferd, und jagte in Wind und Wetter davon. Dietrich ſah ihm aus der Ferne nach, und ſprach: Du Narr du! Als ob es mir auf einen Feind mehr oder weniger ankäme! Was frage ich nach deiner Freundſchaft! So lange die Menſchen Freunde ſind, ſind ſie gleißende Larven; erſt wenn ſie Feinde werden, zeigen ſie ſich in ihrer natürlichen Geſtalt, und dann kann man ſie von Grund der Seele verachten, daß Einem ordentlich leicht ums Herz wird. Geht! Ich habe mit euch nichts zu ſchaffen. —

Vier Wochen ſpäter im December, etwa vierzehn Tage vor Weihnachten hatte es den ganzen Tag heftig geſchneiet. Erſt gegen Abend hörte es auf, und der Himmel wurde hell. Ludwig

Digitized by Google

von Brederlow hatte eine Reiſe in die Gegend von Pyritz gemacht, und war auf der Heimreiſe begriffen. Zwei Knechte begleiteten ihn. Die früh einbrechende Nacht fand ihn noch einige Meilen von der Grenze des Landes Schievelbein, allein er wollte heute Abend noch zu Hauſe ſein, und ſetzte ſeinen Weg darum rüſtig fort, wobei er ſich auf das Schneelicht verließ, das allerdings die nächſten Gegenſtände deutlich zeigte; zugleich aber waren alle Wege ſo ſehr verſchneit, daß die größte Aufmerkſamkeit dazu gehörte, den eingeſchlagenen nicht zu verlieren. Eine Stunde lang waren ſie bereits im Finſtern geritten. Der Weg führte durch einen Wald, und hier war es ſchwer, ihn zu erkennen. Außerdem wurde er öfter durchkreuzt, und es blieb zweifelhaft, welches der rechte ſei. Endlich überzeugte man ſich, daß man auf einen Holzweg gerathen ſei. Er hörte ganz auf, und auf das Gerathewohl mußte man ſich nun zwiſchen den Bäumen hindurch winden.

Der Wald lichtete ſich. Unſere Reiter merkten, daß ſie auf eine Wieſe gekommen waren. Darauf erreichten ſie Feld, und endlich einen Weg, dem ſie folgten, ſo weit ſie ihn erkennen konnten. Er führte ſie abermals in einen Wald. Auch hier gab es wieder eine Menge kreuzender Wege. Nach einer halben Stunde hatten ſie freies Feld vor ſich, aus der Ferne blinkte ihnen ein Licht oder ein Feuer entgegen, und ſie hielten darauf zu.

Es dauerte ziemlich lange, ehe man es erreichte. Zuletzt fand man wieder einen Weg, der gerade auf das Licht hinzuführen ſchien, und auf ihm gelangte man endlich zu dem Thorwege eines Vorwerkes. Ludwig von Brederlow pochte an, aber er mußte es oft und ſtark wiederholen, ehe ein Knecht kam, und öffnete.

Als es nach langem Warten geſchehen war, ſprach Ludwig: Wir haben uns verirrt, und wünſchten gern zu wiſſen, wie der Weg von hier nach Schievelbein führt.

Knecht. Nach Schievelbein? Ja, das weiß ich nicht.

Ludwig. Es wird doch Jemand hier ſein, dem er bekannt iſt. Frage doch einen anderen Knecht oder deinen Herrn.

Indem bemerkte man, daß von außen ſich noch mehr Reiter näherten, und unmittelbar darauf fragte vor dem Thorwege Jemand: Was giebts? —

Ludwig. Ich wünſchte gern zu wiſſen, auf welchem Wege ich von hier nach Schievelbein komme?

Der Reiter. Wenn ich nicht irre, ſeid ihr Ludwig von Brederlow?

Ludwig. Ja!

Der Reiter. Dann antwortet euch Dietrich von Quitzow: der Weg dahin führt durch das Gefängniß, und mittelſt eines guten Löſegeldes könnt ihr Schievelbein erreichen. Zieht! rief er ſeinen Knechten zu; er ſelber that es. Nun, ſprach er zu Ludwig: reitet nur dahinein in meinen Burgfrieden, der Thorweg iſt offen.

Gewiß nicht ohne Vertheidigung, ſchrie Ludwig. Drauf, Knechte! und mit Heftigkeit drang er auf Dietrich ein. Allein ſeine Knechte hatten bemerkt, daß Dietrich ſechs Reiter hatte, und hielten es daher für gerathener, ihr Heil in der Flucht, als in der Vertheidigung zu ſuchen. Sie wandten die Pferde raſch, und entkamen mit einigen Hieben glücklich. Ludwig ſchlug ſich mit Dietrich herum, bis letzterer ihm das Schwerdt aus der Hand rang, und er auf weitere Vertheidigung verzichten mußte.

Es iſt mir lieb, in euch keine Memme gefunden zu haben, ſprach Dietrich. Reitet nur ein! Dieſe Nacht bleibt ihr bei mir. Morgen werde ich euch anderswohin bringen.

Dietrich hatte in ſeinem Burgfrieden keinen Ort, der ſich zu einem Gefängniſſe eignete. Ludwig wurde in einem Zimmer verwahrt, das einige Knechte bewachten. Am anderen Tage brachte er ihn zu einem ſeiner Bekannten, Peter Lettenyn (Lettowyn?) genannt, der einen Burgfrieden, und in dieſem ein Gefängniß beſaß. Hier wurde Ludwig ſo lange bewahrt, bis ſeine Auslöſung erfolgte [1]).

Gleich nach dem Heiligen Dreikönigstage zu Anfange Januars 1415 war ein Gerichtstag zu Wangerin angeſetzt, wo ſich Erasmus von Wedel einfand, und ſich in ſeiner Angelegenheit mit Heinrich von Bork zu Recht erbot. Letzterer war nicht ſelber gekommen, ſondern hatte ſeinen Bruder Matthias von Bork und Jürge von Wedel dazu bevollmächtigt. Erasmus erbot ſich, daß er dafür büſſen wolle, wenn er unrecht gehandelt hätte. Wäre aber, was er gethan, recht geweſen, ſo möchte man ihn das genießen und ihm zu Gute kommen laſſen. Er verlange nichts

[1]) Siehe den Bericht des Vogts S. Machwitz in v. Ledeburs Archiv, Thl. 14. S. 121.

Anderes als Recht [1]). Heinrichs Bevollmächtigte waren damit aber ſehr unzufrieden, und fochten die Competenz des Gerichts in dieſer Sache an. Sie verlangten, daß die Angelegenheit vor den Ordensvogt Simon Machwitz gebracht, und auf einem Tage entſchieden würde. Dieſer Tag wurde auf Mittwoch, den 20ſten Januar, anberaumt. Unterdeſſen bearbeiteten Erasmus Vettern die von Wedel, den Heinrich von Bork auf Labes, und ſtellten ihm vor, daß er ſich unmöglich bei Erasmus Erbietungen beruhigen könne. Eine ſolche Erklärung mache die Beleidigung nicht wieder gut, der Streit müßte nach den Geſetzen der Ehre ausgefochten, und nicht durch ein Gericht beigelegt werden. Als nun Machwitz, der Vogt der Neumark, den Gerichtstag hielt, erbot ſich zwar Erasmus zu Recht, aber Heinrichs Bevollmächtigten erklärten, daß ihr Machtgeber darauf nicht eingehen wolle. Die Sache zerſchlug ſich gänzlich [2]).

Nun rüſteten ſich die von Bork, und nahmen ihre Freunde, die Polzinſchen zu Hülfe, um Erasmus von Wedel in Reetz zu überfallen. Dietrich von Quitzow hatte ſich, wegen ſeiner nahen Verbindung mit den Borks, von denen er pfandweiſe ſeine Beſitzung inne hatte, angeſchloſſen. Erasmus gerieth darüber in große Noth. Er hatte eine bedeutende Zahl Knechte angenommen, und war jede Stunde eines Ueberfalles gewärtig. Ungeachtet ſie immer noch nicht erſchienen, ängſtigten ſie ihn ſchon hinreichend durch die Nachrichten, welche ſie ihm zukommen ließen. Endlich konnte er es nicht mehr ertragen. Er ſchrieb an den Ordensvogt der Neumark Sander von Machwitz am 25ſten Januar, daß er ſeine Lage nicht mehr ertragen könne. Er ſitze mit ſeinen Leuten Tag und Nacht in der größten Gefahr, die ſchwere Zehrung und der Unterhalt ſo vieler Menſchen mache ihn ganz arm, und ruinire ihn völlig. Er habe mit ſeinen Vettern und Freunden darüber vergebens geſprochen. Länger könne er nicht mehr auf dem Schloſſe ſitzen. Darum bitte er ſeinen gnädigen Herren den Vogt Machwitz, daß er ihm helfe und rathe, und ihm ſeine Mannen, Erasmus Freunde, ſo wie ſein Land vergönnen möge, um ſich ſeiner Feinde zu erwehren, auch möge er es nicht ungnädig aufnehmen, daß er ſo nicht länger ſitzen könne [1]).

---

1) A. a. O. S. 123.
2) A. a. O. S. 124.
3) A. a. O. S. 124.

Sander von Machwitz ſchrieb an den Hochmeiſter des deutſchen Ordens nach Elbing am 2ten Februar [1]), und gab ihm Nachricht von der Lage der Sachen. Er meldet ihm, daß er es dem Erasmus abgeſchlagen habe, ihm des Ordens Mannen und Heer zu Hülfe zu ſenden, wegen des beſtehenden Verbotes des Hochmeiſters, aber er bittet um weitere Verhaltungsregeln; er erbietet ſich zu verſuchen, ob er die Sache noch hinhalten könne.

Letzteres mißglückte ihm indeß, und Erasmus wurde wirklich angegriffen. Jetzt hielt es der Hochmeiſter doch an der Zeit, einſchreiten zu laſſen. Der Orden nahm Parthei gegen die Borken und Jörg von Wedel, um ſeinen Mann Erasmus zu beſchützen. Die Fehde bekam ein ernſtes drohendes Anſehen, aber ſogleich mengten ſich die Wedel von Tütz, Draheim und Friedland hinein, und traten auf die Seite der Borken, die hierdurch keine geringe Macht zuſammenbrachten.

Jn der Mitte des Märzmonats begann der Krieg. Streifzüge verbreiteten ſich nach allen Seiten, die Borken und Wedel zogen mit Dietrich von Quitzow in die Neumark, des Ordens Mannen in die Wedelſchen Beſitzungen Reetz, Tütz, Friedland, Falkenbur, Crone und Draheim. Man raubte Vieh, plünderte und verbrannte die Dörfer, fing Reiſende und Waaren auf, kurz, that alles mögliche, um das Land zu einer Wüſte zu machen. Dietrich von Quitzows Name war wieder der Schrecken der ganzen Gegend, und der Feind, wie der arme Landmann bebte vor ihm, wie vor einem böſen Dämon. Er verachtete das Leben, wie die Menſchen, und aus beidem ging eine Todesverachtung hervor, die ihn auch die augenſcheinlichſte Gefahr nicht ſcheuen ließ, und ihn taub gegen die Stimme der Menſchlichkeit machte. Finſter und in ſich verſchloſſen folgte er dem Zuge, und ſelbſt ſeine neuen Freunde ſtörten ihn ſelten in ſeinem dumpfen Hinbrüten. Nur wenn das Schwerdt gezogen wurde, ſprühte ſein dunkles Auge verzehrendes Feuer, die Glieder ſchwollen von rieſiger Kraft, jede Muskel erhielt Spannkraft, und dann war er an der Spitze des Zuges zu finden.

Jm April kam es zu einem Treffen. Erbitterung und Nache

[1]) A. a. O. S. 123. Am Tage unſerer Frauen Viſitationis ſcheint ein Schreibfehler zu ſein; dann hätte er das ſpäter datirte Schreiben des Erasmus nicht einlegen können, wie geſchehen. Es muß Purificationis heißen.

kämpften auf beiden Seiten. Sander von Machwitz führte ſelber das Ordensheer in den Kampf. Seine Schaaren beſtanden aus geübten und regelmäßiger diſciplinirten Truppen, als die des Adels, ihre Angriffe waren deshalb ſehr wirkſam, und überall brach ſich das ſchwarze Kreuz des Ordens Bahn. Dietrich ſtürzte ſich ihm entgegen, und focht mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Ungeachtet er bereits mehrere Ordensritter vom Pferde herunter gehauen hatte, gewann er doch keinen Schritt Landes, denn immer erſchien ein neuer Feind, und trat an die Stelle des vorigen. Plötzlich erhob ſich ein großes Geſchrei, das Ordensheer drang mit neuem Ungeſtüm vor, die Wedelſchen wichen, und gleich darauf flohen ſie, verfolgt vom Feinde, in größter Haſt. Dietrich wurde mit fortgeriſſen, und erſt in weiter Entfernung vom Schlachtfelde vermochte er ſein Roß zum Stehen zu bringen.

Zerſtreut über die ganze Landſchaft flüchteten ſich die Wedelſchen Leute. Der Feind hatte vom Verfolgen abgelaſſen. Ein großer Theil der Knechte war gefangen, das Heer geſchlagen, aber was noch ſchmerzhafter empfunden wurde, war, daß der junge Henning von Wedel, des alten Hennings Sohn auf Friedland, dem Ordensheere in die Hände gefallen und gefangen genommen war.

Die Wedel empfanden ihren Verluſt ſehr tief. Die Schlappe war hart, und vorläufig war das Beſte, daß jeder nach Hauſe zog, um ſich zu erholen. Auch Dietrich von Quitzow zog wieder heim. Der Vogt der Neumark aber bemühete ſich, weitere Gräuel zu verhüten, und den noch nicht ausgeglichenen Streit auf dem Wege der Unterhandlung zu ſchlichten. Es gelang ihm auch, die von Wedel zu vermögen, ſich zu einem ſogenannten Tage in Dramburg einfinden zu wollen. Der Tag wurde auf Donnerſtag vor Pfingſten den 16ten Mai angeſetzt. Sander von Machwitz lud dazu die älteſten und angeſehenſten Mannen des Adels im Lande Arenswalde ein, ſo wie den Rath der Städte Arenswalde, Schievelbein und Dramburg, und demnächſt noch viele Mannen des Ordens. Auch die von Tütz, Draheim und Friedland fanden ſich ein. Es wurde zuerſt feſtgeſetzt, daß zwiſchen hier und dem Johannistage, den 24ſten Juni, Friede ſein ſollte. Dann ſchlugen die von Wedel vor, daß der junge Hans von Wedel, der ſich in der Gefangenſchaft des Ordens befand,

gegen Simon von Güntersberg, den ſie noch verwahrten, ausgewechſelt werden möchte, dann wollten ſie den Frieden noch länger halten bis ſo lange, als der König von Polen dem Orden den Krieg erklärte, damit ſie ſich dann an den Orden und ſeinen Landen an Ehren bewahret hätten. Städte und Mannen der Neumark drangen gar ſehr darauf, ihnen dieſe Bedingung zuzugeſtehen. Sie ſchrieben deshalb insgeſammt an den Hochmeiſter, und baten ihn, dies zu genehmigen; auch Sander Machwitz ſchrieb an ihn, und ſagte, daß er dann auch hoffe, den Janeke von Stegelitz und Otto Falbe, die dem Orden ſehr nützlich werden könnten, gegen Auslieferung anderer zu befreien, die er in dem Lande zu Tütz gefangen genommen habe, und für welche ihm ſchon Geld geboten ſei. Zugleich meldet er ihm in einer Einlage, daß die von Stegelitz ihren Antheil an Reetz verkaufen wollten, und die von Wedel darauf ausgingen, ihn zu ihrem Antheil hinzuzukaufen, was Manne und Städte gar ungern ſehen würden, die ſehr wünſchten, daß es der Orden erwerben möchte [1]). Es beweiſet dies, wie ſehr die Wedel gefürchtet wurden. Der Hochmeiſter willigte übrigens in die Auswechſelung der Gefangenen, und beſtätigte den Friedensſchluß. Damit war denn auf eine Zeitlang die Ruhe in dieſe Gegenden wiedergekehrt.

---

1) v. Ledeburs Archiv, Thl. 14. S. 125—128.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wir haben lange die allgemeinen Angelegenheiten der Chriſtenheit und des deutſchen Reiches über die märkiſchen Händel aus den Augen verloren, doch dürfen wir nicht länger ſäumen, auch dieſe eines aufmerkſamen Blickes zu würdigen, da gerade zu dieſer Zeit ganz Europa in ſeinen Repräſentanten verſammelt war, um ſich damit auf das Angelegentlichſte zu beſchäftigen.

König Siegmund war zweiundvierzig Jahr alt, als er auf den Thron des deutſchen Kaiſerreiches berufen wurde, und die ſchwere Aufgabe übernahm, das Schiff des Staates und der Kirche durch die tauſendfältig drohenden Klippen zu führen. Hoffend hob Europa die Augen zu ihm auf, allgemeines Mißbehagen hatte ſich der Menſchen bemächtigt, jeder fühlte, daß eine Aenderung nothwendig ſei, aber jeder verlangte ſie anders. Noch immer waren drei Päpſte, jeder mit zahlreichen Anhängern, vorhanden, die ſich gegenſeitig verketzerten. Eine unzählbare Menge von Uebelſtänden ging daraus hervor, die tief in alle menſchliche Zuſtände eingriffen, da die Kirche ihre Wurzeln und Zweige über alle Verhältniſſe ausgebreitet hatte. Aber die ärgerlichen Streitigkeiten nöthigten ſelbſt den gemeinen Mann, über das Weſen der päpſtlichen Gewalt und der Kirche nachzudenken, er ſtellte Vergleichungen an über das, was die Geiſtlichen ſein ſollten, und was ſie waren, und leider war das Verderben an Haupt und Gliedern der Kirche ſo groß, daß eine ſolche Vergleichung überall zum Nachtheil ausfiel. Huſſens Lehren fanden darum einen überaus fruchtbaren Boden, und öffneten dem Volke die Augen. Neue Ideen waren in Umlauf gekommen, und gährten fort, ſie rüttelten an allem Beſtehenden, und mit Sicherheit durfte man gewaltſamen Exploſionen entgegen ſehen, wenn nicht in Zeiten an eine durchaus nothwendige Reformation gedacht wurde.

Wir haben oben erzählt, daß der abſcheuliche Balthaſar Coſſa unter dem Namen Johann XXIII. den päpſtlichen Thron

beſtiegen. Er war mit König Ladislaus von Neapel in Krieg gerathen, und ungeachtet er dieſen in den Bann that, und einen Kreuzzug gegen ihn predigen ließ, mit dem Verſprechen eines allgemeinen Ablaſſes, war der Erfolg doch äußerſt gering, ſo daß er ſich im Jahre 1412 genöthigt ſah, den Frieden zu erkaufen. Nunmehr trieb er es nach alter Weiſe, erpreßte große Geldſummen von Geiſtlichen und Weltlichen, legte die drückendſten Steuern auf, ließ ſchlechtes Geld ſchlagen, und verkaufte ſeinen Ablaß nach allen Seiten. Er überhörte das allgemeine Geſchrei nach einer Verbeſſerung der Kirche; um jedoch zum Scheine etwas zu thun, und weil es auf der Kirchenverſammlung zu Piſa ſo beſchloſſen war, rief er ein Concilium nach Rom zuſammen. Es erſchienen nur wenige Prälaten; um ſo ſchneller hoffte der Papſt fertig zu werden, und das war ihm eben recht. Die Verſammlungen wurden in einer Kirche gehalten. Allgemein glaubte man, daß eine Kirchenverſammlung von dem heiligen Geiſte regiert würde. Die berathenden Verſammlungen hatten begonnen. Da kam eine fürchterliche Eule, ſetzte ſich gerade vor den Papſt hin, und blickte ihn ſtarr an. Johann war bei all ſeiner Gottloſigkeit nicht frei von Aberglauben; der Unheil verkündende nächtliche Vogel jagte ihm Entſetzen ein, und obgleich die Eule verſcheucht wurde, hatte ſie doch alle Aufmerkſamkeit geſtört. Aber bedeutungsvoller erſchien die Sache, als in der darauf folgenden Sitzung die Eule abermals geflogen kam, ſich wieder vor den Papſt hinſetzte, und ihn unheimlich anſtarrete. Johann vermochte ſein Grauſen und Entſetzen nicht zu verbergen. Die Eule wurde mit großer Mühe erſchlagen, aber der Papſt entließ die Prälaten, da nach einem ſo Unglück weiſſagenden Zeichen keine heilſamen Früchte von dieſer Verſammlung zu erwarten ſeien. Die leichtſinnigen Prälaten trennten ſich mit der ſpöttiſchen Aeußerung, daß der heilige Geiſt auf dieſem Concil in ſeltſamer Geſtalt erſchienen ſei.

König Ladislaus von Neapel brach unvermuthet den dem Papſte gelobten Frieden, und erſchien am letzten Mai 1413 vor Rom. Nach ſieben Tagen nahm er die Stadt durch Verrätherei, und Johann behielt kaum ſo viel Zeit, ſich durch die Flucht zu retten. Er irrete mehrere Monate umher, und warf ſich zuletzt dem König Siegmund in die Arme, der ſich damals in Ober-Italien aufhielt. Siegmund beſtand darauf, daß ein all-

Digitized by Google

gemeines Concil berufen würde, und Johann mußte ungern genug nachgeben. Er ſchickte drei Kardinäle an Siegmund, um darüber mit ihm zu unterhandeln, und gab ihnen unbeſchränkte Vollmacht. Siegmund wählte die Stadt Conſtanz oder Coſtnitz am Bodenſee zum großen Schrecken des Papſtes, der ſich geſchmeichelt hatte, daß der Kaiſer eine italieniſche Stadt wählen würde. Er verhehlte ſich nicht, wie gefährlich dieſer Umſtand ihm werden konnte, und gerieth, ſich und ſein Schickſal verfluchend, darüber faſt in Verzweiflung. Dennoch blieb es dabei, und die Chriſtenheit wurde auf den 1ſten November des folgenden Jahres nach Conſtanz berufen.

König Siegmund ging nach Deutſchland, nahm die Huldigung an, und wurde Anfangs November 1414 mit ſeiner Gemalin Barbara von Cilli zu Aachen gekrönt. Jetzt war er auch der Form nach römiſcher Kaiſer. Papſt Johann hatte ſich am 1ſten October 1414 auf den Weg nach Conſtanz gemacht, und war böſer Ahnungen voll, die durch alle Geleitsbriefe und Sicherheitsmaaßregeln nicht beſchwichtigt wurden. Als er durch Tyrol kam, wurde er von dem Herzoge Friedrich von Oeſterreich zu Meran bewirthet. Er erſpähete bald, daß dieſer ein geheimer Gegner König Siegmunds ſei, und auch nur mit Widerwillen ſich zur Reiſe nach Conſtanz rüſte. Darauf bauete er ſeinen Plan, denn im Nothfalle konnten ſeine Burgen und Schlöſſer ihm eine Zufluchtsſtätte gewähren. Deshalb ernannte er den Herzog Friedrich zum Oberhauptmann, Rath und Vertrauten der römiſchen Kirche mit ſechstauſend Goldgülden jährlichen Gehalts, unter der Verpflichtung, zum Dienſte des Papſtes und der Kirche mit ſeinem Kriegsvolke gegen Sold ſtets bereit zu ſein. Als er über den Arlberg fuhr, ward ſein Wagen umgeworfen, und fiel in den Schnee. Seine Begleiter ſprangen herbei, und fragten ängſtlich, ob er Schaden genommen. Er aber antwortete unmuthig: Hier liege ich ins Teufels Namen. Warum bin ich nicht in Bologna geblieben? — Als er etwas weiter hin vom Kloſter des Arlberges herabfuhr, zeigte ſich ihm von einem Bergplan herab der Bodenſee mit der Stadt Conſtanz, wie in einem tiefen Thale liegend. Da rief er: So fängt man die Füchſe! [1]) — Am 27ſten October kam er vor Conſtanz an, nachdem ſchon vor

---

[1]) Ulrich von Reichenthal Coſtnitzer Concilium Frankfurt 1575. S. 12. b.

ihm mehrere Fremde angelangt waren. Er blieb die Nacht in Kreuzlingen, deſſen Abt er die Inful ertheilte. Am andern Tage Nachmittags zog er mit großem Gepränge in Coſtnitz ein. Alle Mönche und Geiſtlichen eröffneten den Zug. Vor dem Papſte ging ein weißes Pferd mit einer Glocke am Halſe, welches das Sacrament trug. Dann kam der Papſt auf einem Pferde, das die Grafen von Montfort und Urſini am Zügel führten. Ein goldener Baldachin wurde über den Papſt gehalten, deſſen Stangen die Rathmannen von Conſtanz hielten. Hinter dem Papſte trug man die dreifache roth und gelbe päpſtliche Krone, welche ſich oben mit einem goldenen Engel und einem goldenen Kreuze endigte. Zehn Kardinäle in rothen Mänteln und rothen Hüten begleiteten ihn. Er wurde in das Münſter, und nachher in die Pfalz geführt.

Am dritten Tage machte ihm die Stadt Geſchenke an Silbergeſchirr, Wein und Hafer. Er ſchenkte dafür dem Bürgermeiſter einen ſchwarz ſeidenen geſprengten Rock. Am 5ten November hielt er einen großen Kreuzgang um das Münſter, womit das Concil eröffnet wurde, obwohl die meiſten Eingeladenen noch fehlten. Mit großer Freude nahm er die am Martinstage den 11ten November angekommene Botſchaft auf, daß Rom ſich ihm wieder unterworfen habe. Er ließ ſogleich ein feierliches Tedeum ſingen, und gab den Befehl, täglich viermal, Morgens, Mittags, zur Vesper und Abends, mit allen Glocken zu läuten, was denn auch geſchah.

Kaiſer Siegmund mit ſeiner Gemalin Barbara kam am erſten Weihnachtsfeiertage, Morgens gegen fünf Uhr zu Schiffe; ſie legten an St. Conrads Brücke an, und traten in den Rathsſtuben ab, um ſich zu wärmen. Von hier gingen ſie unter goldenen Baldachinen, die ihnen die Stadt ſchenkte, nach dem Münſter, und wohnten der Frühmette, wie der erſten und zweiten Chriſtmeſſe bei. Der Papſt empfing ſie, und der Kaiſer leiſtete ihm bei der Meſſe den Dienſt eines Diakons, und ſetzte ſich dann zur Rechten des päpſtlichen Throns. Nach beendigtem Gottesdienſte begaben ſie ſich nach ihrer Wohnung in des Killen Haus, zogen aber nach drei Tagen nach Petershauſen. Späterhin kehrten ſie wieder zur Stadt zurück. Schwerlich dürfte jetzt ein Regent unter ähnlichen Umſtänden auf ſolche Weiſe ſeinen Einzug halten.

Täglich mehrte ſich die Zahl der ankommenden Fremden, die in großen Haufen gezogen kamen, und theils durch ihren Stand, theils durch ihre Zahl, theils durch ihren Aufzug mehr oder weniger Aufſehen erregten. Viele von ihnen wurden ſehr ſolenn eingeholt. Aus allen chriſtlichen Ländern, ſelbſt aus Griechenland und Conſtantinopel, aus Jeruſalem und noch weiter aus Aſien kamen Abgeſandte zu dieſem Concil. Immer lebendiger wurde es in der Stadt, immer gedrängter in den Häuſern, denn die Zahl derer, welche ankamen, um von einem ſo großen Zuſammenfluß der reichſten und vornehmſten Perſonen zu verdienen, war nicht geringer, als die Zahl jener ſelbſt.

Am 5ten Januar 1415 kam Burggraf Friedrich nach Conſtanz in Begleitung von hundert und achtzig Pferden, eben ſo viel Perſonen und vier Wagen. Er bezog das ſogenannte hohe Haus am Fiſchmarkte, welches Heinrich von Tettikon gehörte. In ſeiner Begleitung befand ſich Niemand aus der Mark, ſondern nur Franken [1]).

Allein wenn auch Friedrich Niemanden aus der Mark mit nach Conſtanz genommen hatte, ſo war dieſe doch nicht durch ihn allein vertreten. Auch der Biſchof Johann von Borſchniz von Lebus war mit zehn Perſonen dahin gegangen [2]), desgleichen der Biſchof Johann von Waldow von Brandenburg mit zwanzig Perſonen [3]), ſo wie Graf Ulrich von Ruppin mit zwölf Perſonen [4]). Selbſt der Rath der Stadt Frankfurt an der Oder hatte eine Geſandtſchaft dahin abgefertigt [5]). Von andern uns bekannten Perſonen waren mit dem Herzoge Rudolf von Sachſen die Freiherren Heinrich, Otto, Johann und Heinrich, Schenken von Sidow, Albrecht und Marquard von Holzendorf [6]), und mit dem Markgrafen von Meiſſen Ritter Nikolaus und Otto Pflug dahin gekommen [7]). Verhältnißmäßig hatte Norddeutſchland weit weniger Perſonen

---

1) Ulrich v. Reichenthal Coſtnitzer Concilium S. 186. Münſters Cosmographey B. III. S. 572. Angeli Annal. march. p. 193.

2) Wohlbrück Geſchichte v. Lebus Thl. II. S. 35. 135. Anmerk. Ulrich v. Reichenthal giebt 30 an. A. a. O. S. 119 b.

3) A. a. O. S. 129 b. Gerken bezweifelt dies mit Unrecht in der Stiftshiſtorie.

4) Bratrings Grafſchaft Ruppin S. 189.

5) Angelus Annal. march. p. 193.

6) Ulrich v. Reichenthal a. a. O. S. 186.

7) A. a. O. S. 187 b.

dort, als Süddeutſchland, was nach der Lage von Conſtanz auch ſehr natürlich iſt.

Nach und nach war in der Stadt verſammelt, was in Europa auf Macht, Reichthum, Gelehrſamkeit, Klugheit und Talent Anſpruch machen durfte, und jeder war bemüht, auf das Beſte zu glänzen. Imponirte die Kirche durch die Anweſenheit des Papſtes, mit fünf Patriarchen, drei und dreißig Kardinälen, ſieben und vierzig Erzbiſchöfen, hundert und fünf und vierzig Biſchöfen, drei und achtzig Weihbiſchöfen, fünfhundert geiſtlichen Fürſten, hundert und zwei und dreißig Aebten, hundert fünf und funfzig Pröpſten, fünf tauſend drei hundert geringeren Geiſtlichen, unter welchen allein achtzehnhundert Prieſter waren, den Generalen der meiſten Mönchsorden mit einer bedeutenden Zahl von Mönchen aller Arten; ſo zeigte ſich der weltliche Stand nicht minder impoſant durch die Anweſenheit des Kaiſers und der Kaiſerin, zweier Königinnen, fünf gefürſteter Frauen, ferner von neun und dreißig Herzogen, zwei und dreißig Fürſten, hundert und ein und dreißig Grafen, neun und ſiebzig Freiherren, funfzehn hundert Rittern und zwanzig tauſend Edelknechten. Zu dieſer großen Zahl kamen noch hinzu die Geſandtſchaften von ſieben und dreißig hohen Schulen, die ſogenannten Schulpfaffen, welche eigentlich die wiſſenſchaftliche Subſtanz des Concils bildeten, ohne welche nichts gethan werden konnte, denn ſie hatten alle proponirten Fragen zu bearbeiten und zu erörtern. Es waren da zwei hundert und ſiebzehn Doktoren der Theologie, drei hundert und ein und ſechzig Doktoren beider Rechte, hundert und ein und ſiebzig Doktoren der Medicin, vierzehn hundert Magiſter und Licentiaten der freien Künſte. Dazu kamen die Geſandtſchaften aller Regenten (man gab die Zahl der Könige, welche ſie geſchickt hatten, damals auf drei und achtzig an, wobei viele aſiatiſche und afrikaniſche, die nicht exiſtirten) *), ferner die Geſandtſchaften von zwei und ſechzig Reichs-

*) Wahrſcheinlich hatten Betrüger die günſtige Gelegenheit benutzt, ſich unter dieſer Firma auf dem Concil Anſehen zu geben. So hatten z. B. fünf Kaiſer aus der Tartarei Botſchaften geſendet, nämlich der Kaiſer Schigra, Kaiſer Ediga, Kaiſer Takraniſch, Kaiſer Soldan und Kaiſer Schürla, Herr zu Sollat, alle von der Orda der Stadt, „bei welcher drittehalb Meilen Weges das Haus ſteht, wo man den Pfeffer her holt." — Niemand zweifelte an der Richtigkeit der Sache, und der ſonſt ganz geſcheute Ulrich Reichenthaler zählt dieſe und ähnliche Geſandtſchaften wie alle übrigen bona fide auf. Ulrich v. Reichenthal a. a. O. S. 202.

ſtädten, und drei hundert und zwei und funfzig Herrenſtädten. Bedenkt man nun, daß Jeder eine möglichſt anſehnliche Dienerſchaft mitbrachte, ſo erhält man ungefähr eine Vorſtellung von der unermeßlichen Menſchenmenge, welche in der Stadt und ihrer Umgegend zuſammengedrängt war. Der Papſt hatte allein achtzehn hundert Perſonen mitgebracht, worunter zwölf Büttel, die ſilberne Stäbe trugen; die Erzbiſchöfe und Biſchöfe zwei tauſend vier hundert Perſonen, die verſchiedenen Doktoren fünf tauſend acht hundert und ſechzig, und ſo die übrigen in ähnlicher Weiſe. Zu allen dieſen hat man nun noch hinzuzunehmen die große Zahl von Menſchen, welche des Handels und Verdienſtes wegen ſich eingefunden hatten, worunter allein vierzehn hundert Handwerker Häuſer gemiethet hatten, und in Buden ausſtanden, ohne ihre Knechte zu rechnen. Poſauner, Pfeifer, Flöter und andere Spielleute waren allein ſiebzehn hundert vorhanden. Uebergroß war die Zahl der öffentlichen Frauen, theils in den Frauenhäuſern, theils in den Ställen, wo ſie in den ſogenannten Silberkammern, wo die Sättel hingen, lagen; die heimlichen ſuchten ſich unterzubringen, wo ſie konnten. Ihre Zahl wird von vielen weit in die Tauſende hinein angegeben. Außerdem war noch eine große Zahl von Menſchen bloß des Schauens wegen daſelbſt, und man rechnete die Anzahl ſolcher, welche täglich kamen und gingen, auf fünftauſend.

Es bleibt beinahe kein Mittel übrig, als ſolche Zahlen, um ſich ein Bild von den großartigen Geſtaltungen dieſes Concils zu machen, das, ein europäiſcher Congreß, alles weit hinter ſich läßt, was die neuere Zeit ähnliches aufzuweiſen hat. Auch waren die Stimmen der Zeitgenoſſen darüber einig, daß ſolcher Glanz, ſolche Pracht in der ausſchweifendſten Fülle vorher nie geſehen worden ſei. Es war der Culminationspunkt mittelalterlicher Pracht und Größe, das Leben jener Zeit entfaltete hier ſeine reichſte und ſchönſte Blüthe, in einer faſt betäubenden, die Sinne verwirrenden Mannigfaltigkeit.

Wenige Städte liegen in einer ſo reizenden Lage, als das anſehnliche, weit ſich ausdehnende Conſtanz. Wohin das Auge blickt, wird es durch eine herrliche Landſchaft erfreut, geſchmückt mit allen Erzeugniſſen eines fruchtbaren Bodens. Sie gewinnt unendlich durch den prachtvollen großen See, deſſen köſtliche Ufer reich bebaut dem Auge immer neue feſſelnde Gegenſtände bieten.

Jenſeit ſeines blaugrünen Gewäſſers erheben ſich die fruchtbaren Gelände des Thurgaues, reizend geſchmückt mit unzähligen Dörfern, Städten, Klöſtern und Schlöſſern, und über ihm ſteigen die mächtigen Berge des Schweizerlandes in die Wolken, deren rieſige Schneehäupter hoch über dem Getümmel der Erdenwelt in ewig reiner ungetrübter Weiße leuchten, wenn nicht das Morgen- oder Abendroth der Sonne ſie in ſtrahlendem Roſenlichte erſcheinen läßt.

Mitten in dieſem köſtlichen Panorama breitet ſich die bedeutende Stadt aus mit ihren großen Häuſermaſſen, und ihren zahlreichen Kirchen, Thürmen, Klöſtern und Kapellen. Den erſten Rang darunter nimmt das große Münſter ein, ein ſtattliches Gebäude, ſowohl ſeiner Bauart als ſeiner Größe wegen. Zu der Zeit, von welcher wir hier ſprechen, zählte die Stadt weit mehr Einwohner, und war wohlhabender, als jetzt. Die Gebäude waren mit aller Kunſt des Mittelalters aufgeführt und geſchmückt. Schön verzierte Giebel, bunt geſchnörkelte Erkner, zierliche ſchützende Lauben ſah man überall, kunſtvolle Thürme und Thürmchen erhoben ſich in allen Straßen, und ließen ihr bald klangvolles, bald dumpf erdröhnendes Geläute abwechſelnd den ganzen Tag erſchallen. Das Gewühl auf den Straßen war unbeſchreiblich. Alle Gebäude waren bunt bedeckt mit den Wappenſchildern der darin Wohnenden, die zwiſchen den gothiſchen Verzierungen kaum Platz fanden, in allen Straßen erhoben ſich lange Reihen von Buden, in welchen fremde Kaufleute, mit den einheimiſchen in ihren Läden wetteifernd, alle Schätze der Erde feil hielten. Hier wurden die prächtigſten goldenen und ſilbernen Gefäße und Kleinodien ausgeboten, dort hielten Apotheker die koſtbarſten Specereien des Morgen- und Abendlandes feil. Daneben lagen große Goldhaufen aufgeſchichtet, und haarſcharf prüfte der Inhaber mit einer feinen Wage einzelne Stücken, denn es war die Bude eines der vielen Wechsler, welche die hundertfältig verſchiedenen Münzen austauſchten; jenſeits ſtand eine Bude, wo die edelſten welſchen und ſpaniſchen Weine zu haben waren. Hier reizten prachtvolle, hell polirte Rüſtungen das Auge, dort der erleſenſte Frauenſchmuck. Unaufhörlich trafen ganze Reihen ſchwer beladener Frachtwagen, bunt bewimpelter Schiffe ein, und mehrten die Schätze dieſes reichen Bazars. Hier und da waren auf den Märkten Backöfen errichtet, wo die fremden Bäcker Brod und Kuchen bereiteten und verkauften, denn die einheimiſchen ver-

mochten den Bedarf bei weitem nicht zu befriedigen. Kleine zweirädrige Wagen, von Menſchen gezogen, fuhren umher, auf welchen ſich transportable Backöfen befanden, in denen während des Fahrens Paſteten gebacken wurden, die warm ſogleich ihre Liebhaber fanden [1]). Dazwiſchen drängten ſich Sänften, Reiter und Fußgänger in den abentheuerlichſten Trachten. Kein Maskenball iſt ſo reich an den verſchiedenartigſten Coſtümen, als in Conſtanz die Wirklichkeit war. Hier ſtolzirte der blank geharniſchte Ritter mit wehendem Federbuſche auf ſtolzem, prächtig geſchmücktem Roſſe neben ſeiner nicht minder koſtbar gekleideten, halb verſchleierten Dame, gefolgt von einem ſtarken Troſſe ſeiner Edelknechte; dort ritt ein Kardinal in ſeinem rothen Kleide, den rothen Hut auf dem Rücken, gleich daneben wurde vor einem mit der Inful geſchmückten Erzbiſchofe Platz gemacht, dem ein Heer von Geiſtlichen aller Grade und in ſehr verſchiedener Kleidung folgte; weiterhin drängten ſich Mönche aller Orden in den mannigfaltigſten Coſtümen, deutſche Ordensritter, Johanniterritter, Domherren der verſchiedenſten Stifte; Handwerksleute aller Gewerbe, Bürger und Bauern mit ihren Weibern, Juden, Hellebardirer und Lanzenknechte bildeten ein tauſendfach wechſelndes Gemälde. Es waren Menſchen aus allen Ländern der kultivirten Erde verſammelt, in den mannigfaltigſten Nationaltrachten, und viele hatten auch Frauen mitgebracht. Selbſt die römiſchen Herren führten eine Unzahl alter Frauen mit ſich, die ihnen ihre Kleider wuſchen und ausbeſſerten [2]). Wer eine Weile auf der Straße ſtill ſtand, an dem rauſchten die Repräſentanten aller Reiche vorüber, er hörte nach einander alle europäiſchen Sprachen in den verſchiedenſten Dialekten ſprechen. All' dies Getöſe wurde übertönt durch das überlaute Geſchrei der verkaufenden und öffentlichen Ausrufer, welche in allen Straßen, auf allen Plätzen ihre Stimme ertönen ließen, durch den Lärm der Muſik, die an vielen Orten zu hören war, nicht zu gedenken der vielen Bärenführer, Puppenſpieler und anderer für die Schauluſt ſorgender Leute, welche auf der Straße unter Geſchrei ihre Raritäten zeigten. Nur mit Mühe durchdrang in einzelnen Pauſen ernſt und feierlich das Geläute der Glocken den fröhlichen Lärmen, in welchem ſich die ganze

---

[1]) Ulrich v. Reichenthal Coſtn. Concil S. 17.
[2]) A. a. O. S. 203.

volle Kraft jener Zeit austobte. Man beſprach ſich, handelte, aß, zechte, buhlte und arbeitete in den Straßen, in jedem ſchützenden Winkel, denn die Häuſer der Stadt boten nicht Raum genug für ſo viel tauſend Gäſte, das Leben war ein öffentliches geworden, wie in den Städten des warmen Südens, in jedem Stalle hauſeten Menſchen neben den Thieren, und ſelbſt die Wagen auf den Höfen wurden als Lagerſtätten benutzt. Das war ein Leben, ein Getreibe, ein Handthieren und Jauchzen, als ob Jeder nur da ſei, den Glanz des üppigſten Bildes reger Luſt am Daſein vollenden zu helfen. Hier pulſirten die Adern des großen mittelalterlichen Kirchen- und Staatskörpers kräftiger und ſaftreicher, hier entwickelte ſich ſeine ſchönſte Blüthe in regſter Fülle, und aus dem Gewebe von mehr als hunderttauſend Geſchichten der Einzelnen geſtaltete ſich die eine große Geſchichte dieſer merkwürdigſten aller Kirchenverſammlungen. Aber ſo viel auch an Glanz und Feier aufgeboten wurde, die Tage ihrer Dauer zu verherrlichen, und nicht bloß eine glücklichere Geſtaltung vorzubereiten, ſondern ſie und ſchönere Tage ſchon mit ihnen beginnen zu laſſen, — dennoch zieht ein tiefes Weh, wie durch die Menſchenbruſt, ſo auch durch dieſe Tage des Glanzes und des rauſchendſten Lebens, verſtimmte Saiten ſchrillen mit leiſem Schmerzensrufe durch das tauſendſtimmige Concert, ohne von ihm übertönt zu werden; durch den Weihrauch und die Düfte des glücklichen Arabiens drängt ſich widrig der Rauch brennender Scheiterhaufen, und umnebelt grauſend das großartige Bild fürſtlicher, ritterlicher und kirchlicher Herrlichkeit.

Die große Spaltung in der Kirche, welche man als Hauptübel dieſer merkwürdigen Zeit betrachtete, wurde zweien Urſachen zugeſchrieben, dem Vorhandenſein dreier Päpſte, und den Irrlehren des Johann Huß. Es war die Aufgabe der Kirchenverſammlung jene drei Päpſte auf Einen zu reduciren. Von vorn herein aber konnte man überzeugt ſein, daß keiner von ihnen freiwillig von ſeinem Throne herabſteigen werde, und das ſicherſte Mittel war, einen neuen zu wählen, und alle drei jetzt vorhandenen abzuſetzen. Schlimm war der daran, den man in der Gewalt hatte; klüglich waren zwei weggeblieben, und der dritte anweſende verhehlte ſich nicht die Gefahr, in welcher er ſchwebte. Daher rührte ſein großer Widerwille gegen das Concil, darum ging er ſo ungern nach Conſtanz. Es kam darauf an, der

Sache eine geſchickte Wendung zu geben. Zu dem Ende kündigte Johann an, daß dieſes Concil als eine Fortſetzung des Concils von Piſa zu betrachten ſei. Wurde dies angenommen, geſtand ihm das Concil zu, daß er das Recht habe, eine allgemeine Kirchenverſammlung zu berufen, ſo war er auch vor ſeinen Mitbewerbern als Papſt anerkannt, und als ſolcher ſtand er über der Kirchenverſammlung, und konnte ihr Geſetze vorſchreiben. Aber ſchon in der erſten vorläufigen Sitzung am 16ten December wurden Stimmen laut, welche ahnen ließen, daß die Kirchenverſammlung ſich als über dem Papſte ſtehend betrachtete. Man ſprach davon, daß auch er würde abdanken müſſen, und daß ein Concil, das während einer Kirchentrennung vom Kaiſer berufen ſei, andere Rechte habe, als ein vom Papſte ausgeſchriebenes. Wider ſein Erwarten aber nahmen ſeine italieniſchen Kirchenfürſten, die ſonſt gegen kirchliche Einrichtungen ſo gleichgültig waren, mit großem Eifer ſeine Partei. Nationaleitelkeit und das Bewußtſein, daß ſie ſelber mit dem Papſte verlieren müßten, die Kränkung über den Vorwurf, daß ſie vorzüglich an dem Verfalle der Kirche ſchuld ſeien, trieb ſie an, mit großer Spitzfindigkeit und vielem Scharfſinn ſich den Geiſtlichen des Nordens gegenüber zu ſtellen, und Papſt Johann ſchöpfte aus dieſer Stimmung neue Hoffnungen. Wiklefs und Huſſens Anſichten hatten in vielen Gemüthern Platz gegriffen, und traten auch auf dem Concil in den Aeußerungen von Johanns Gegnern deutlich hervor. Es galt jetzt, die Waffen gegen Huß zu kehren. Gelang es, das Concil dahin zu bringen, Huß zu verdammen, ſo waren zugleich alle Gründe ſeiner Gegner geſchlagen, und durften nicht weiter laut werden. Zugleich war damit ein Ableiter gefunden, auf den ſich der Haß ſeiner Feinde entladen konnte. Gefährlich war dies Spiel, aber er hoffte zu ſiegen, da Huß als ein Günſtling des verachteten Wenzel, und durch ſeine Behandlung der Deutſchen auf der Prager Hochſchule viele Feinde zählte, wenn ſie auch mit ſeinen Anſichten mehr oder weniger einverſtanden wären.

In Böhmen dauerten die durch Huß angeregten Unruhen fort, doch müſſen wir in der Zeit da anknüpfen, wo unſere letzte Erzählung dieſer Händel ſchloß. Die Verbrennung der Bücher Wiklefs hatte das Uebel nur noch ärger gemacht, geiſtliche Häuſer und Güter wurden geplündert, ja ihre Bewohner ſelbſt ge-

tödtet. Hauptbeförderer dieſer Unruhen war Hieronymus Faulfiſch. Der König mißbilligte dieſe Gewaltthätigkeiten nicht, und der Erzbiſchof Sbinko wandte ſich deshalb an den Papſt; Johann Huß wurde nach Rom gefordert, ging aber, von dem Könige und der Königin beſchützt, unter einem leeren Vorwande nicht dahin. Der Papſt that ihn darum in den Bann, und belegte jeden Ort damit, in welchem er ſich aufhalten würde. Huß ſandte Bevollmächtigte nach Rom, welche gemißhandelt wurden. So berief er ſich dann auf eine Kirchenverſammlung und auf Chriſtum ſelber. Der Bann hatte keine Folge, da der König Huß ſchützte, und der Erzbiſchof ſah ſich endlich genöthigt, ſeine Klage und den Bann zurückzunehmen, ja ſich ſogar mit Huß zu verſöhnen. Huß legte ein öffentliches Glaubensbekenntniß ab, und lehnte darin mehrere Lehrſätze ab, die man ihm untergeſchoben haben ſollte, obwohl er ſie zu gleicher Zeit in Büchern bekannte und vertheidigte. Der Erzbiſchof ſtarb, und ſein Freund, der königliche Leibarzt Albik, erhielt deſſen Stelle. Nunmehr ſchwand Huß und ſeinem Freunde Hieronymus jede Furcht vor dem Erzbiſchofe, und erbitterter als je griffen ſie den Papſt und ſeine Verordnungen an.

Wir haben oben erwähnt, daß Johann XXIII. in ſeinem Kriege gegen den König Ladislaus von Neapel einen Kreuzzug predigen ließ, und Allen vollkommenen Ablaß verhieß, die gegen den Feind perſönlich auszögen, oder dazu beiſteuerten. Dieſe Ablaßbulle kam auch nach Böhmen, Huß und Hieronymus benutzten ſie, um öffentlich zu predigen, daß es wider die Lehre Chriſti ſei, Chriſten gegen Chriſten zum Kriege aufzuhetzen, denen, welche Blut vergöſſen, Ablaß zu ertheilen, und ſich dieſen Ablaß noch dazu bezahlen zu laſſen. Der Papſt mache ſich zu Gott, und doch werde es mit ſeiner Macht bald aus ſein. Darüber entſtanden neue Streitigkeiten. Vermittelungsverſuche halfen nichts, denn Huß erbot ſich, ſeine Meinung zu beweiſen, und die Strafe des Feuers zu erdulden, wenn er Unrecht hätte. Der Erzbiſchof Albik forderte ihn auf, dem Papſte gehorſam zu ſein. Er erwiederte, daß er dies thun würde, ſo lange die Lehre Chriſti und der Apoſtel nicht widerſpräche. Darauf ließ er im Juni 1412 zu einer öffentlichen Disputation einladen über die Frage: ob es recht und nützlich ſei, der päpſtlichen Bulle Folge zu leiſten. Die Disputation wurde im Angeſichte des Volks mit großer Erbitte-

rung geführt; ſchon murrete das Volk gegen ihn, da erbot er ſich, auf dem Rathhauſe die Ungerechtigkeit des päpſtlichen Ablaſſes auszurufen, und dies verſchaffte ihm Beifall. Er nahm mit ſeinen Anhängern einen Ablaßprediger gefangen, ſetzte ihn mit zwei öffentlichen Weibern auf einen Wagen, hing letzteren den Ablaßbrief an die Brüſte, und führte ſie unter Begleitung von Bewaffneten durch die Straßen, unter dem Ausruf: ſo werden die Bullen eines Volksbetrügers zum Scheiterhaufen gebracht! Am Pranger ließ er die Bulle verbrennen. Seine Anhänger liefen umher, und ſtörten den Gottesdienſt in den katholiſchen Kirchen durch Schimpfreden, und nannten den Papſt den Antichriſt. Kein Bitten, kein Beſchwören ſtellte dieſen Frevel ab. Endlich ließ der Rath der Altſtadt Prag drei der Unruhſtifter ergreifen, und zum Tode verdammen. Huß legte Fürbitte ein, dennoch wurden ſie hingerichtet. Seine Anhänger bemächtigten ſich der Körper, und beſtatteten ſie als Märtyrer unter großem Andrange des Volks in der Bethlehemskirche. Huß ſelber erklärte ſie für ſolche.

Zu Ende des Jahres 1412 legte Albik ſeine Stelle nieder, und der Ollmützer Biſchof Konrad von Vechta nahm ſie ein. Er berief zu Anfang des Jahres 1413 eine Verſammlung von Huſſens Gegnern. Sie ſtellten feſt, daß Jeder, der nicht ein Ketzer ſein wolle, ſich dem Papſte und den Kardinälen in allen Stücken unterwerfen müſſe. Wolle Huß das, ſo wolle man ſich in Rom für ihn verwenden. Allein Huß war dazu nicht zu bewegen. Wenzel war durch den neuen Erzbiſchof in ſeiner Meinung über Huß wankend geworden, und ließ ihn fallen. Die Lehrſätze Wiklefs wurden von neuem verrufen, und der Erzbiſchof ſprach über die Stadt Prag, mit Ausnahme des Schloſſes Wiſſehrad, wo der König wohnte, das Interdikt aus, ſo lange Huß in Prag weilen würde. Dies nöthigte Huß zu Anfang des Juni 1413 die Stadt zu verlaſſen. Er ging in die Gegend des nachmaligen Tabor, und predigte hier theils in Häuſern, theils im Freien dem Volke, das ſich drängte, den berühmten Prager Meiſter zu hören und zu ſehen. Seine Wuth gegen den Papſt und die Kardinäle ſteigerte ſich dabei immer mehr und mehr, und überſchritt alle Grenzen der Billigkeit, wie es zu geſchehen pflegt, wenn Jemand beſtändig gegen dieſelbe Perſon und Sache ſpricht.

Unterdeſſen fing vielen Theologen in Prag das Gewiſſen zu

ſchlagen an. Sie hatten dem Papſte zu viel zugeſtanden, denn ziemlich allgemein war man zu jener Zeit der Meinung, die Kirche ſtehe höher als der Papſt, und vor ihren Gerichtshof könne er gezogen werden. Sie widerriefen zum Theil ihren frü- heren Ausſpruch, und Wenzel wußte weder, was er dabei denken, noch was er thun ſollte. Einige andere zufällige Umſtände, aus wel- chen Wenzels günſtige Meinung für Böhmen zu erkennen war, ver- anlaßten Huß, im Auguſt nach Prag zurückzukehren, und den Wunſch auszuſprechen, ſich auf dem nunmehr ausgeſchriebenen Concil ſtellen zu dürfen. Er wußte, daß ſeine Meinungen in vieler Hinſicht mit denen des Peter von Ailly, des Nikolaus Clemangis und des Johann Gerſon, welche ſie in öffentlichen Schriften ausgeſprochen hatten, übereinſtimmten. Auch war ihm bekannt, daß dieſe Männer als Gegner des Papſtes auf der Kirchenverſammlung erſcheinen würden, und darum hoffte er mit Vertrauen, ſiegreich aus dieſem Kampfe hervor zu gehen. So groß war ſeine Zuverſicht, daß er durch öffentlichen Anſchlag alle Magiſter und Doktoren aufforderte, ihn vor der von dem Erz- biſchofe zu Prag gehaltenen Synode anzuklagen, wenn er ſich ir- gend einer Ketzerei ſchuldig gemacht habe. In dieſer Aufforde- rung lag offenbar mehr, als das Bewußtſein einer gerechten Sache, es lag Trotz darin, denn daß er im Sinne der römiſch- katholiſchen Kirche ein Ketzer war, wußte er ſicherlich ſo gut, als irgend ein anderer Theologe. Dennoch war das Anſehen der erzbiſchöflichen Parthei bereits ſo geſunken, daß ſie dieſe Auffor- derung unbeantwortet ließ. Nunmehr erklärte ſich der König, die Königin und die böhmiſchen Stände, an welche ſich Huß ge- wandt hatte, auf einem Landtage für ihn, und der päpſtliche Ketzerrichter Niklas von Nazareth ſowohl, als auch der Erzbi- ſchof, auf beſonderes Verlangen der Stände, ſtellten ihm eine Beſcheinigung aus, daß ſie nie eine falſche, von dem Worte Chriſti abweichende, Lehre in ihm gefunden hätten.

So gerüſtet hoffte Huß, die Kirchenverſammlung nicht ſcheuen zu dürfen. Wenzel beſtimmte drei der vornehmſten böhmiſchen Herren dazu, ihn nach Conſtanz zu begleiten, den Wenzel von der Duba, Johann von Chlum, und Heinrich von Laczenbok. Er gab ihm zugleich Empfehlungsſchreiben an die Väter der Kir- chenverſammlung, und erwirkte ihm von Siegmund einen Ge- leitsbrief, den dieſer unterm 18ten October 1414 zu Speier aus-

fertigte. Er befiehlt darin allen Ständen, Obrigkeiten und Unterthanen, daß ſie ihn wohl aufnehmen und frei und ſicher reiſen laſſen ſollen, weil er ihn in des heiligen Reiches Schutz und Schirm genommen habe, auch ſollen ſie ihn nöthigen Falles mit einem beſonderen Geleite verſehen. Huß fand dies Schreiben in Nürnberg vor, denn er hatte ſich mit ſeinen Begleitern, einigen dreißig Pferden und drei Wagen ſchon am 11ten October auf die Reiſe begeben. Er ſelber fuhr mit ſeinem Kaplan in einem der Wagen. Seinen Freunden in Böhmen empfahl er ſich in einem bemerkenswerthen, Achtung gebietenden Schreiben. Er ermahnt ſie darin, in der Wahrheit zu verharren, die er ſie gelehrt habe. Er könne zwar von ſeinen vielen und mächtigen Feinden zu Conſtanz, deren mehr ſeien, als ſelbſt Chriſtus gehabt habe, viel falſche Anſchuldigungen gegen ſich erwarten; aber er verlaſſe ſich auf Gottes Beiſtand, daß er ihnen hinlänglich widerſtehen, und mit fröhlichem Gemüthe ſelbſt Verfolgung, Gefängniß, und nach des Erlöſers Beiſpiel einen ſchmachvollen Tod würde erleiden können. Es ſei unmöglich, daß der zu Grunde gehe, der an Gott glaube, und in ſeiner Wahrheit bleibe. Doch möchten ſie Gott bitten, daß er ihn in dieſer Wahrheit befeſtige, und wenn es zu Gottes Ehre erforderlich ſei, ſelbſt ſeinen Tod befördere. Er wünſche ſelber ſeine Rückkehr nur unter der Bedingung, daß ſie ohne Verletzung ſeines Gewiſſens geſchehe, und daß er immer mehr lerne, des Antichriſts Lehre zu vertilgen, und ſeinen Brüdern ein nachahmungswerthes Beiſpiel zu hinterlaſſen.

Sechs Tage nach dem Einzuge des Papſtes, am 3ten November langte Huß in Conſtanz an, und bezog ein Haus in St. Paulus Gaſſe, nahe der Taube. Er hatte unterweges überall große Aufmerkſamkeit erregt, und war durchgängig mit Theilnahme und Vorliebe empfangen worden. Auch hatte er in mehreren Orten gepredigt, und in einer langen Unterredung in Nürnberg, die er mit Doktoren und Bürgern in Gegenwart des Magiſtrats gehabt hatte, erklärten ihm dieſe einmüthig, daß ſie ſchon ſeit Jahren ſeine Anſicht getheilt hätten. Auch in Conſtanz erregte ſeine Ankunft große Aufmerkſamkeit. Er ließ ſie am folgengen Tage durch Johann von Chlum und Heinrich von Laczenbok dem Papſte melden, die zugleich für ihn des Papſtes Protection in Anſpruch nahmen, da ihm Siegmund ein ſicheres Geleit gegeben. Der Papſt empfing dieſe Herren ſehr freundlich, ſagte ſie

ihnen zu, und verſicherte, daß er alles, was in ſeinen Kräften ſtände, anwenden würde, um jede Ungerechtigkeit gegen Huß während ſeines Aufenthaltes in Conſtanz zu verhüten, ſelbſt wenn Huß ſeinen eigenen Bruder getödtet hätte. Der Papſt hob ſogar die Excommunication auf, und verlangte nur, daß er während ſeiner Anweſenheit in Conſtanz, um Aergerniß und Volksbewegung zu vermeiden, keine Meſſe beſuche, und ſich des Predigens enthalte. Letzteres ſtimmte nicht mit Huſſens Vorſätzen, denn er hatte ſich auf hier zu haltende Predigten ſchon lange vorbereitet. Darum hielt er in der Kammer neben ſeiner Stube Meſſe, und ließ die Nachbarn hinzu. Bald wurde der Zulauf übergroß, ſo daß der Biſchof von Conſtanz es ihm unterſagen mußte, und da ſich Huß auch hieran nicht kehrte, Allen verbot, zu ihm in die Meſſe zu gehen.

Unterdeſſen waren zwei von Huſſens erbittertſten Feinden aus Prag nach Conſtanz gekommen, der Profeſſor der Theologie Stephan Palecz und der Pfarrer Michael de Cauſis. Sie ließen ſogleich Placate gegen ihn anſchlagen, in denen ſie ihn einen Ketzer und Excommunicirten nannten. Auf die Beſchwerde des Huß antwortete der Papſt: Was ſoll ich machen? Es ſind ja ſeine eigenen Landsleute, die es thun. Außerdem zogen ſie aus ſeinen Büchern ketzeriſche Sätze aus, und überreichten ſie dem Concil, ja ſie bemüheten ſich ſogar, ſein Thun in ſeinem Hauſe auszuſpioniren, kurz, ſie verſtanden es, dem Concile die Nothwendigkeit, Johann Huß gefänglich einzuziehen, ſo einleuchtend zu machen, daß er am 28ſten November wirklich gefangen genommen, und in die Curie eines Conſtanzer Domherren gebracht wurde.

Johann von Chlum beſchwerte ſich darüber beim Papſte, der die Schuld auf die Kardinäle ſchob, in deren Gewalt er ſich ſelber befinde. Da hier keine Hülfe zu erwarten war, wandte ſich Chlum an den noch abweſenden Siegmund, und klagte wegen des gebrochenen Geleites. Siegmund nahm dieſe That als eine perſönliche Beleidigung, und befahl ſeinem Geſandten, Huſſens Befreiung zu verlangen, und nöthigenfalls den Kerker mit Gewalt zu öffnen. Beides geſchah nicht.

Michael de Cauſis hatte dem Papſte eine Anklageſchrift in acht Artikeln übergeben: 1) Huß habe gelehrt, man müſſe das Abendmahl dem Volke unter beiderlei Geſtalt reichen. Der Be-

weis dieſes Artikels ſei, daß ſeine Schüler es in Prag ſo hielten. 2) Daß er öffentlich gelehrt habe, oder doch der Meinung ſei, das Brod bleibe auch nach der Conſecration Brod. Hierüber würde man nähere Erläuterung durch ein Examen mit Huß erhalten können. 3) Daß er behaupte, unter der Kirche müſſe man nicht den Papſt, die Kardinäle, die Erzbiſchöfe und den Clerus verſtehen; dies ſei eine ſchlechte von den Scholaſtikern erſonnene Erklärung. Auch dürfe die Kirche keine weltlichen Güter beſitzen, und die weltlichen Herren könnten ſich derſelben ungeſtraft bemächtigen. In der That ſeien auch in Böhmen auf ſeine Vorſtellungen die meiſten Kirchen um ihre Einkünfte gebracht. — Conſtantin und die übrigen Fürſten hätten, nach ſeiner Lehre, geirrt, als ſie die Kirche dotirten. 4) Ferner behaupte er, daß alle Prieſter gleiche Gewalt hätten, und daß alſo die Ordinationen, und die für den Papſt und die Biſchöfe reſervirten Fälle bloße Erfindungen ihres Ehrgeizes wären. 5) Die Kirche habe nicht mehr das Amt der Schlüſſel, wenn der Papſt, die Kardinäle, die Biſchöfe und die ganze Geiſtlichkeit mit Todſünden behaftet ſeien, was ſich ereignen könne. 6) Daß er die Excommunication verachte, da er während ſeiner ganzen Reiſe Gottesdienſt gehalten habe. — Die beiden letzten Artikel enthalten nichts, was nicht ſchon dem Sinne nach in dem obigen vorkäme. Angehängt ſind ihnen Beſchuldigungen, welche Huſſens Betragen betreffen, namentlich, daß er die einzige Urſache geweſen ſei von der Zerſplitterung der Prager Univerſität, indem er ſich der weltlichen Macht bedient habe, um die Deutſchen zu unterdrücken. Er ſei der Einzige geweſen, der Wiklefs Irrthümer gegen die ganze Univerſität behauptet habe, die ſie verdammt hätte. Er habe den Clerus verfolgt, und die Geiſtlichen und Weltlichen gegen einander gehetzt. Nur Ketzer und Feinde der Kirche hätten ihm Folge geleiſtet. Aus alle dem ergäbe ſich, daß Huß, wenn er der Strenge des Concils entſchlüpfen ſollte, der Kirche mehr Schaden thun würde, als irgend ein anderer Ketzer ſeit Conſtantins Zeiten gethan habe.

Dieſe Anklageſchrift blieb nicht ohne Wirkung. Der Papſt ernannte drei Commiſſarien zur Unterſuchung der Beſchuldigungen, nämlich den Patriarchen von Conſtantinopel, den Biſchof von Caſtella, und den uns ſchon bekannten Biſchof Johann von

Lebus [1]). Sie begaben ſich in ſein Gefängniß, um ihn darüber zu vernehmen. Da er aber krank war, forderte er einen Advokaten, ſeine Sache zu vertheidigen. Dies wurde ihm nicht zugeſtanden, da das kanoniſche Recht nicht erlaube, die Parthei irgend eines Menſchen zu ergreifen, der der Ketzerei angeklagt ſei. Nach eben dieſem Rechte konnte als Zeuge jeder gegen ihn zugelaſſen werden, und ſo fehlte es unter der von Huß beleidigten böhmiſchen Geiſtlichkeit nicht an Zeugen, wie ſie ſeine Feinde wünſchten. Man legte ihm Fallſtricke, und wandte allerlei Intriguen an. Auch hatte der Papſt noch eine zweite, zahlreichere Commiſſion zur Unterſuchung ſeiner Lehre niedergeſetzt.

[1]) Lenfant Histoire du Concile de Constance p. 41.

Digitized by Google

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Unterdeſſen verſtrich die Zeit, ohne daß es zu mehr als einer allgemeinen Verſammlung gekommen wäre, bis Kaiſer Siegmund anlangte. Am 29ſten December verſammelte er alle Anweſenden, und gab ihnen Nachricht von ſeinen Verhandlungen mit den Gegenpäpſten Benedict XIII. und Gregor XII. Er lud das Concil ein, die Geſandten beider zu erwarten. Von Zeit zu Zeit müheten ſich die Doktoren, den Eifer der Verſammlung für die Einheit und Verbeſſerung der Kirche durch Predigten anzuregen, in denen ſie über die Tyrannei der Päpſte und den tiefen Verfall der Kirche nicht minder frei ſprachen, als Wiklef, Huß oder Hieronymus es nur hätten thun können. Der weſentliche Unterſchied beſtand bloß darin, daß ſie es in Auftrag, jene aber aus eigener Bewegung ſprachen. Chlum hatte noch immer gehofft, daß der Kaiſer Huſſens Gefängniß öffnen würde. Allein die verſammelten Väter führten ihm den Beweis, daß nach den römiſchen Dekretalen einem Ketzer kein Schutz und kein Geleite ertheilt werden könne, und Siegmund gab am 1ſten Januar 1415 die Erklärung: daß das Concil in Glaubensſachen frei ſei, daß es nach dem Gebrauche gegen diejenigen verfahren könne, welche notoriſch der Ketzerei bezüchtigt wären, und ſie nach ihrem Verdienſte richten dürfe, nachdem man ſie öffentlich gehört hätte. In Bezug auf die Drohungen, welche an verſchiedenen Orten zu Gunſten Huſſens mündlich und ſchriftlich laut geworden wären, ſo hätte ſeine Majeſtät deren Ausführung verboten, und thue dies, wenn es nöthig ſein ſollte, hiermit nochmals. — Offenbar brach Siegmund damit ſein Verſprechen, und duldete es, daß das Concil ſich über ihn ſtellte, und ſeine Verſprechungen aufhob. Die böhmiſchen Großen ſchrieben an Siegmund, und beſchwerten ſich über Huſſens Verhaftung, an dem doch ſelbſt der Erzbiſchof von Prag nichts Ketzeriſches gefunden, und der ſich freiwillig nach dem Concil begeben habe. Auch dies war verge-

bens. Stephan Palecz trug darauf an, daß Huß aus ſeinem bisherigen Gewahrſam in das Dominikanerkloſter gebracht würde. Es geſchah, und man wies ihm einen ſtinkenden Kerker an. Nochmals baten die böhmiſchen Großen den Kaiſer in den dringendſten Ausdrücken und mit den beweglichſten Gründen, den Huß auf freien Fuß zu ſtellen, und ſeine Ehre und die Folgen zu bedenken, aber auch dies war vergebens, Siegmund hielt ſeine jetzige Anſicht feſt.

Während dies vorging, waren die Legaten der beiden Gegenpäpſte angekommen, und brachten von Seiten Gregors XII. das Anerbieten mit, daß er ſeinen päpſtlichen Thron aufgeben wolle, wenn die beiden anderen Päpſte daſſelbe thun wollten. Dieſe Erklärung machte großes Aufſehen, und der Vorſchlag fand bei ſehr vielen großen Beifall. Papſt Johann vernahm mit Schrecken, daß laut geäußert würde, wenn er ein wahrer Hirte der Kirche ſein wollte, müſſe er abdanken, widrigenfalls müſſe ihn ſein rechtmäßiger Richter, das Concil, dazu zwingen. Selbſt Siegmund trat dieſer Meinung bei. Noch rechnete Johann auf die überwiegende Stimmenzahl ſeiner Italiener. Da beſchloß das Concil, daß nicht mehr nach Köpfen, ſondern nach den Nationen abgeſtimmt werden ſollte. Nur die Italiener hatte er für ſich, und damit war ſeine Sache verloren.

Zwar verſuchte Johann alles Mögliche, um ſich zu halten, und wies ſelbſt Siegmunds gütliche Vorſtellungen ab, der ihn zur Abdankung bewegen wollte. Da dies fruchtlos war, ließ man unter den Mitgliedern des Concils einen Aufſatz herumgehen, der einen Abriß ſeines Lebens enthielt, worin alle denkbaren Todſünden und Abſcheulichkeiten enthalten waren. Um der Ehre der Kirche willen wollte man nur im höchſten Nothfalle davon Gebrauch machen, allein er erſchrak darüber doch ſo ſehr, daß er am 16ten Februar erklärte, er wolle abdanken, wenn ſeine Nebenpäpſte daſſelbe thäten. Am 2ten März gelobte er vor dem Altare Gott, der Kirche und dem Concil eidlich, daß er unter jener Bedingung abdanken wolle, aber auch außerdem, wenn die Kirchentrennung dadurch gehoben werden könnte. Dieſe Erklärung verbreitete die größte Freude; ſelbſt Siegmund küßte dem Papſte dankend die Füße, und es wurde dreimal mit allen Glokken geläutet. Indeſſen ſah man bald, daß mit dem bloßen Verſprechen nicht viel gewonnen ſei. Er wurde angegangen, eine

förmliche Abdankungsbulle auszuſtellen. Dies lehnte er mit dem größten Widerwillen ab, und als es endlich doch geſchah, enthielt die Bulle nur die Verkündigung jenes Verſprechens, aber nicht die Abdankung. Noch hoffte er, Siegmund zu gewinnen, und ſchenkte ihm die, nach der Gewohnheit zum Oſterfeſte geweihete Roſe, auf welche Siegmund auch großen Werth zu ſetzen ſchien. Aber am folgenden Tage, den 10ten März, ſchlug Siegmund in einer Congregation vor, zu einer neuen Papſtwahl zu ſchreiten. Der Erzbiſchof von Mainz erklärte ſich dagegen; doch mit großem Unwillen ſprach die Verſammlung ſich über den Papſt aus, den er auf dem Throne erhalten wollte. Nunmehr ſah Johann kein Heil, wenn es ihm nicht gelänge, das Concil aus einander zu ſprengen. Er verſuchte dies nicht öffentlich, hatte aber im Sinne, nach Nizza zu flüchten, und ein dunkles Gerücht bezeichnete den Herzog Friedrich von Oeſterreich als denjenigen, der ihm dabei behülflich ſein wollte. Letzterer wurde mehrfach gewarnt, ſich ja nicht damit einzulaſſen. Er verſicherte, daß er ſich weder um Balthaſar Coſſa noch um ſein Geld kümmere. Siegmund beſchloß endlich, mit dem Papſte ſelber zu reden. Als er ihn beſuchte, äußerte dieſer, daß er ſich ganz befangen fühle; die Luft in Conſtanz ſei ſchlecht, und er könne ſie nicht mehr ertragen. Vergebens erbot ſich Siegmund, ihn in einem der um die Stadt gelegenen Landhäuſer unterzubringen. Um ſein Vorhaben jedoch zu verhindern, ſetzte die Verſammlung feſt, daß Niemand vor Beendigung der Kirchentrennung das Concil verlaſſen dürfe, auch der Papſt nicht, und an den Thoren wurden Prälaten, welche hinausreiten wollten, zurückgewieſen. Ungeachtet dieſer Vorkehrungen ſprach das Gerücht davon, daß der Papſt mit Hülfe des Herzogs Friedrich entfliehen würde. Mit Siegmund überwarf ſich der Papſt vollſtändig.

Auf den 20. März hatte Herzog Friedrich von Oeſterreich ein großes Stechen außerhalb der Stadt auf dem Felde angeordnet, wo Graf Friedrich von Cilli, der Schwager des Kaiſers, und viele Andere mit ihm und ſeinen Gäſten um anſehnliche Kleinodien ſtechen wollten. Der ganze Vormittag ging mit den Vorbereitungen hin, und die halbe Stadt rüſtete ſich, das glänzende und beliebte Schauſpiel eines Turniers mit anzuſehen. Ein geeigneter Platz zwiſchen Gebäuden war dazu eingehegt worden. Erſt nach Mittag begann das Turnier. Eine hinreichende An=

zahl Poſauner und Pauker war angenommen, die köſtlichen Preiſe ſtanden prunkend, und das Auge durch blendenden Glanz feſſelnd, aufgeſtellt. Eine große Menge prachtvoll gewappneter Ritter ritt in die Schranken. Vor allen leuchtete der engliſche Graf Richard von Warwick hervor. Er war mit fünfhundert Pferden, eben ſo vielen Perſonen, drei Poſaunern und vier Pfeifern nach Conſtanz gekommen, machte einen großen Aufwand, und ſtach ſehr oft zu Conſtanz. Seine Poſauner erregten Aufſehen, weil ſie über einander poſauneten mit drei Stimmen, wie man ſonſt nur zu ſingen pflegte. Er ritt ſtets mit ganz verdecktem Roſſe auf die Bahn. Die Decken beſtanden aus goldenen Tüchern, die mit Pelzwerk gefüttert waren. Das Pferd, das er bei einem Stechen geritten hatte, beſtieg er niemals wieder, ſondern ſtets mußte ein neues gebracht werden [1]). Ein Prunk dieſer Art war damals ganz geeignet, die höchſte Bewunderung zu erregen.

Wir haben ſchon erwähnt, daß ſich auf dem Concil eine nicht unbedeutende Anzahl von Geſandtſchaften fabelhafter Könige eingefunden hatte, an deren Richtigkeit jedoch niemand zweifelte. Eine dieſer höchſt abentheuerlich ausgeputzten Geſandtſchaften, die des Sultans von Aſſyrien, begab ſich auch zur Stadt hinaus, um das Stechen mit anzuſehen, und wurde auf Herzog Friedrichs Anordnung ſehr höflich und achtungsvoll empfangen und behandelt. Die Geſandten, in einem dem türkiſchen nachgeahmten Coſtüm, hatten ihren Dolmetſcher mitgebracht, und eine große Fahne, auf welcher das Bruſtbild eines Königs mit der Krone gemalt war. Sie wurden mit Poſaunenklang empfangen, und machten durch ihren Aufzug ungemeines Aufſehen, ſo ſehr man ſich auch gewöhnt hatte, die ſeltſamſten Trachten an ſich vorüberziehen zu ſehen.

Kaum hatte die Geſandtſchaft Platz genommen, ſo winkte der Dolmetſch Stille. Die Muſik ſchwieg; er wandte ſich an Herzog Friedrich mit ſeiner Anrede. Dieſer ſprach darauf mit einem Herolde, und letzterer trat vor, um zu reden. Erwartungsvolle Stille war eingetreten.

Kund und zu wiſſen ſei hiermit, rief der Herold mit lauter Stimme, daß mein Herr, der hochgeborne Herzog Friedrich

---

[1]) Ulrich v. Reichenthal Coſtn. Concil S. 4. a.

von Oeſterreich wünſcht, es möchte der hochgeborne Fürſt, Herr Otto, Herzog zu Sachſen, wenn derſelbe hier anweſend iſt, belieben, ſich ihm zu zeigen!

Es blieb ſtill. Zu jener Zeit gab es nur einen Herzog Otto zu Sachſen=Lüneburg. Dieſer aber war lahm, und auf dem Concil nicht anweſend.

Die Geſandten erhoben ſich, und überreichten dem Herzoge eine Urkunde, welche er entfaltete. Sie war in ſeltſamen Characteren geſchrieben. Der Dolmetſcher überreichte die Ueberſetzung. Letztere gab der Herzog dem Herolde, und nachdem er eine Weile mit ihm geſprochen, hob der Herold an: Seine Hoheit, der mächtige König Soldan von Aſſyrien hat einen Brief überſandt an den edlen Herrn Herzog Otto von Sachſen, der bei dieſem Ritterſpiele ihm hat übergeben werden ſollen, welcher Brief in deutſcher Zunge alſo lautet: Wir Waltharar, mächtiger König Soldan, Herr von Aſſyrien, von Samaritanien, von Alexandrien, von Parthien, von Medien, Elemitan, von Syrien, Herr zu Indien und Pareth, zu Mament und Meoland, Pfleger des irdiſchen Paradieſes, Herr der Grube des Kreuzes Gottes, König zu Jeruſalem, Herr zu Aſien und Vernanen, gewaltig von der Sonnen Aufgang, bis da ſie wieder untergehet, ein König der Könige, ein Herr der Herren, ein Neffe der Götter Tanſchratz und Machmet, Herr von dem dürren Baum bis zu dem Walde des Paradieſes, ein Fürſt zu dem Berge Arath, der Getiwerſtigen Angſt, der Fremden Troſt, der Heiden Erhalter, der Chriſtenheit Vertreiber, entbieten dem edlen Herzog Otto von Sachſen Heil und Gnade. Wiſſet, daß wir einen Hof haben geleget in unſere Stadt Baldarach, da ſollen halten tauſend Ritter, tauſend Knappen und vier tauſend Frauen. Und wer da der beſte Ritter iſt, dem giebt man einen Sittich in einem goldenen Vogelhauſe, und wer der beſte Knappe iſt, dem giebt man einen Galander in einem ſilbernen Vogelhauſe. Und dieſer Hof ſoll ſein am nächſten Sonntage vor St. Martinstag. Iſt es, daß du kommen willſt, ſo wollen wir zween unſerer Könige deiner warten laſſen zu Jeruſalem, die ſollen dich führen mit den Deinen, und was du begehreſt bis an unſern Hof, das ſei dir gewähret. Und wiſſe, wann du kommſt, daß wir dich ehrlich empfangen wollen mit zwölf Kerzen Machmet. Dieſer Brief ward

gegeben, von unſerer Geburt fünf und dreißig Jahr, und im zwölften Jahr unſerer Herrſchaft [1]).

Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit hatte Alles der wunderwürdigen Mähr gelauſcht, ein leiſes Murmeln des Erſtaunens erhob ſich, als der Herold geſchloſſen hatte. Gar mancher Ritter bedauerte innig, daß er ſich nicht an Herzog Ottos Stelle ſetzen durfte, dem ein ſolches Glück vergebens lächelte. Das Schreiben hatte die Phantaſie Vieler heftig aufgeregt, und es dauerte eine Weile, ehe ſie ſich wieder beſchwichtigte. Endlich glaubte Herzog Friedrich, daß die Farce lange genug gedauert hatte, und gab den Befehl, das Stechen zu beginnen. Es war ihm nur daran gelegen geweſen, Zeit zu gewinnen, und die Aufmerkſamkeit abzulenken. Dies war ihm ſogar beſſer gelungen, als er erwartet hatte, denn noch ehe das Stechen anfing, kam einer ſeiner Diener, ein Lehrer der geiſtlichen Rechte Namens Meiſter Ulrich Säldenhorn, von der Stadt her geritten, drängte ſich zu ihm, und gab ihm einen Wink. Herzog Friedrich nahm den Helm ab, hielt ihn gebückt vor ſich und ſeinen Diener, und dieſer ſagte ihm hinter demſelben, daß der heilige Vater glücklich entkommen ſei. Friedrich ließ ſich nichts merken. Das Stechen ging glücklich zum großen Ergötzen aller Theilnehmer und Zuſchauer vor ſich, und Friedrich verlor alle ſeine Preiſe und Kleinodien, die er von vorn herein ſeinem Zwecke geopfert hatte.

Er eilte ſchnell nach der Stadt zurück; da er außer der Stadt, in Kreuzlingen wohnte [2]), ritt er nach einem Hauſe, zur Wannen genannt, und trat bei einem Juden ab. Von hier ſchickte er einen Diener zu ſeinem Oheim, Graf Johann von Lupffen, Landgrafen zu Stühlingen, und ließ ihn bitten, wegen einer ſehr wichtigen Sache ſchnell und verſtohlen zu ihm zu kommen. Dieſer aber mochte ſchon Nachricht von der Sache haben, oder ſie doch merken, wahrſcheinlich mißbilligte er ſie, denn er ließ dem Herzoge ſagen, er werde nicht kommen; hätte er die Sache ohne ihn angefangen, möchte er ſie auch nur ohne ihn beendigen. Herzog Friedrich erſchrak darüber ſehr, und verlor beinahe die Beſinnung. Da kam ſein Diener, Hans Truchſeß von Dieſſenhofen, und merkte aus ſeinen abgebrochenen Reden,

---

[1]) Siehe das Schreiben in Ulrich v. Reichenthal Coſtnitzer Concil S. 85. b.
[2]) Ulr. v. Reichenthal S. 6.

was geſchehen ſei. Er begriff, daß es jetzt auf ſchnelles Handeln ankomme. Ihr erſchrockener Herr, was habt ihr gethan? fuhr er ſeinen Herrn an, und als dieſer ihm ſo viel geſagt hatte, als erforderlich war, um gewiß zu werden, wie die Sachen ſtanden, zwang er den Herzog mit harten Worten, ſchnell ein Pferd zu beſteigen, er ſelber warf ſich auf das ſeinige, und in Begleitung eines Knappen führte er den Herzog zum Auguſtinerthore hinaus um den Graben, dem Papſte nach, mit dem vorher alles verabredet war.

Der Papſt hatte eine Stunde nach Mittag ſeinen Pallaſt verlaſſen, nicht ohne Angſt, daß er unterweges, vielleicht noch ehe er die Stadt verlaſſen hätte, erkannt werden würde. Er hatte einen grauen, mit weißem Tuch gefütterten Mantel an, eine graue, weiß gefütterte Kappe aufgeſetzt, und ihre Zipfel ſo um das Geſicht gebunden, daß nur Stirn und Augen frei blieben. Er ritt ein kleines Roß, und hatte an der Seite eine Armbruſt zu hängen, ſo daß er für den Knecht irgend eines Herrn, oder für einen Boten gehalten werden konnte. Ein kleiner, eben ſo vermummter Knabe ritt vor ihm her. Sie kamen glücklich ohne Verdacht zu erregen zur Stadt hinaus. Draußen ging es im Trabe nach Ermatingen. Hier trat er im Hauſe des Laienprieſters ab, um kurze Zeit zu ruhen, und ließ ſich einen Trunk Wein reichen. Doch erkannte ihn niemand im Hauſe des Prieſters. Dann beſtieg er ein Schiff, das ſeine Diener auf Herzog Friedrichs Veranſtaltung bereit hielten, und fuhr den Rhein hinunter nach der, ſeinem Beſchützer gehörigen Stadt Schaffhauſen, wo auch noch in derſelben Nacht Herzog Friedrich anlangte.

Eine unbeſchreibliche Beſtürzung ergriff die ganze Stadt, als die Nachricht laut wurde, der Papſt ſei verſchwunden. Namentlich wurde ſeinen Anhängern ſehr bange, und ſie fürchteten für ihr Leben. Zu Hunderten flüchteten Italiener und Oeſterreicher aus der Stadt noch an demſelben Abend, und die ganze Nacht hindurch, faſt ſchien es, als wolle das ganze Concil ſich auflöſen, das Volk lärmte in den Straßen, und die fremden Kaufleute fürchteten eine Plünderung ihrer Buden. Jetzt galt es, mit Kraft zu behandeln; Siegmund nahm ſich mit wackerer Beſonnenheit. Er befahl, ſogleich alle Straßen und Ausgänge durch ſeine Trabanten zu beſetzen, und der Bürgermeiſter von Conſtanz mußte die Bürger zu den Waffen rufen. Er ſelber ritt

am andern Morgen früh mit Pfalzgraf Ludwig von Baiern, dem Schirmvogte des Concils durch die Stadt, ließ unausgeſetzt vor ſich her poſaunen, und rief mit eigenem Munde das Gebot aus: daß Niemand die Stadt verlaſſen ſolle, ehe man inne wäre, wie die Sache ſtände. Papſt Johann ſei entwichen; aber Jeder ſolle ſeines Leibes und Gutes ſicher ſein, auch ſollte Niemand darüber erſchrecken, wie ſchlimm es auch ſcheinen möge. Jedermann ſolle beſſern Frieden haben, denn zuvor. Dies wirkte ungemein beruhigend, die Beſorgniſſe verloren ſich, und die fremden Kaufleute ſahen mit Verwunderung die Ordnung wiederkehren. — Wäre das in Welſchland geſchehen, ſprachen ſie, ſo wären wir gänzlich um Hab und Gut gekommen [1]). Auch hier bewährte ſich der beſonnene deutſche Character, und Krämer und Wechsler öffneten wieder ihre Buden. Noch denſelben Morgen verſammelte der Kaiſer die anweſenden Väter und Großen im Münſter. Hier gab er ihnen die beſtimmteſte Verſicherung, daß das Concil auch ohne den Papſt fortdauern werde. Das Concil beſchloß, drei Kardinäle an den Papſt zu ſenden, welchen die franzöſiſche Nation noch den Erzbiſchof von Rheims hinzufügte, und ihn entweder zur Rückkehr, oder zur unbedingten Entſagung auffordern zu laſſen. Zugleich verklagte Siegmund den Herzog Friedrich von Oeſterreich, weil er den Papſt hinweg geführt hatte. Die deutſchen Fürſten beſchloſſen, daß er zur Rückkehr aufgefordert werden ſolle, bei Strafe, alle ſeine Länder als Majeſtätsverbrecher zu verlieren.

Der Papſt konnte leicht vermuthen, was man wegen ſeiner Flucht beſchließen würde. Er ſchrieb von Schaffhauſen an Siegmund, an die Kardinäle und den König von Frankreich. An den erſteren lautet ſein Brief: Geliebter Sohn, durch Gottes Gnade befinde ich mich frei, und in dienlicher Luft zu Schaffhauſen. Ich bin hierher ohne Wiſſen des Herzogs von Oeſterreich gekommen, nicht um mich von Erfüllung meines Wortes, daß ich zum Wohl der Kirche dem Papſtthum entſagen wolle, loszumachen, ſondern um dieſe Entſagung ohne Zwang und ohne Gefahr für meine Geſundheit zu leiſten. — Seinen Dienern und Beamten, und damit ziemlich deutlich den Kardinälen befahl er, bei Strafe der Excommunication binnen ſechs Tagen Conſtanz

---

[1]) Ulrich v. Reichenthal Coſtnitzer Concil S. 57. b

zu verlaſſen, und ſich bei ihm in Schaffhauſen einzufinden. — Gegen die franzöſiſche Nation beſchwerte er ſich bitter über alles, was Siegmund, die Deutſchen und die Engländer gegen ihn ſeit dem Beginn des Concils gethan haben ſollten. Johann Gerſon bewies unterdeſſen, noch vor dem Abgange der Geſandten an den Papſt, zu Conſtanz, daß das Concil höher ſtehe, als der Papſt, und daß auch dieſer den Beſchlüſſen des Concils gehorſam ſein müſſe, was bald darauf die Pariſer Univerſität durch Beſchluß beſtätigte, und das Concil am 30ſten März annahm.

Die an den Papſt geſandten Kardinäle kamen mit ſehr unbefriedigenden Antworten zurück. Jetzt beſchloſſen Siegmund und die drei Nationen, — denn die italieniſche ſchloß ſich aus, — daß die gegenwärtige rechtmäßig im Geiſte vereinigte Kirchenverſammlung durch den Abzug des Papſtes oder irgend eines Prälaten nicht aufgehoben ſei, und nicht eher aufgehoben werden dürfe, als bis das Schisma völlig ausgerottet, und die Kirche im Glauben und in den Sitten, am Haupte und an den Gliedern gebeſſert worden ſei. Daher ſolle nur das Concil ſelber ſich nach einem anderen Orte verſetzen können, und keinem Mitgliede erlaubt ſein, ſich anders als mit Erlaubniß von zwölf aus den vier Nationen gewählten Vätern zu entfernen.

Der Kaiſer hatte auf den Rath der deutſchen Fürſten den Herzog Friedrich von Oeſterreich vor ſein Gericht geladen, und zugleich hatten ihm mehr als vierhundert Herren und Städte den Frieden abgeſagt. Dieſe Briefe trafen am guten Mittwoch und großen (grünen) Donnerſtage in Schaffhauſen ein. Jetzt wurde dem Papſte bange. Am Thor von Schaffhauſen widerrief er vor Notar und Zeugen alles, was er zu Conſtanz in Bezug auf ſeine Abdankung eidlich verſprochen, mit dem Vorgeben, daß er dort dazu gezwungen worden ſei. Am ſtillen Freitage ſehr früh flüchtete er nach Lauffenburg. Ein furchtbar ſchlechtes Wetter, heftiger Regen, Wind und Schnee begünſtigte ihn. Von da flüchtete er nach Freiburg im Breisgau, einer feſten Stadt, die ebenfalls dem Herzoge Friedrich gehörte. In allen Orten, durch welche ihn ſein Weg führte, gab er dieſelbe Erklärung, wie in Schaffhauſen ab. — Nunmehr wurde er unter Androhung gewaltſamer Mittel vorgeladen, ſich vor dem Concil zu ſtellen.

Da Herzog Friedrich von Oeſterreich auf die an ihn erlaſſene Ladung nicht erſchien, erklärte ihn der Kaiſer am 7ten April

1415 in die Reichsacht, und aller fürſtlichen Würden mit allen Lehen verluſtig. Zugleich ſprach das Concil den Bannfluch über ihn aus. — Jetzt wurde das ganze Reich gegen ihn aufgeboten, und Allen, die gegen ihn ziehen würden, Ablaß der Sünden verſprochen. Es kam ein anſehnliches Reichsheer aus dem Süden Deutſchlands zuſammen; den Oberbefehl über daſſelbe führte der Burggraf Friedrich von Nürnberg.

Die Städte Stein und Dieſſenhofen wurden ſchnell genommen. Vor Frauenfeld ſchlug man ſich einige Tage, dann fiel es auch, und nun zog Friedrich vor die feſte Stadt Schaffhauſen. Friedrich von Oeſterreich beſaß ſie pfandweiſe, hatte die Bürger zur Treue ermahnt, und ſie dann verlaſſen, um dem Papſte nach Freiburg zu folgen. Burggraf Friedrich ließ die Stadt auffordern, durch Losſagung von Oeſterreich die ehemalige Reichsfreiheit ſich wieder zu gewinnen, und die Bürger öffneten die Thore. Die Stadt ſchwur am 6ten April dem Reiche. Nunmehr beeiferten ſich Edle und Städte des Thurgaues, ſich auf gleiche Weiſe reichsfrei zu machen. Bern zog mit einem Heere und großen Büchſen in den Aargau, um den Herzog zu befehden. Bald nahm die ganze Schweiz daran Theil, und raſch fielen die Städte Aarburg, Aarau, Bruck, Lenzburg, Habsburg, Surſee, Reichenſee, Meyenberg, Vilmeringen, Mellingen, Bremgarten, Baden, und Feldkirch, welche Friedrich von Oeſterreich gehörten.

Dieſer erhielt in Freiburg eine Hiobspoſt nach der andern. Der Papſt rieth ihm, Tyrol aufzubieten, und mit ſeinen Anhängern in Lothringen und Burgund dem Kaiſer zu widerſtehen. Der Papſt wollte durch Burgund nach Frankreich flüchten. Vielleicht hätte die Sache noch lange gedauert, wenn nicht viele der Herren auf dem Concile den Herzog von Baiern-Ingolſtadt, Ludwig, gebeten hätten, eine gütliche Vermittelung einzuleiten, zu der er ohnehin ſchon ſelber ſehr geneigt war. Siegmund ſelbſt ſchien dieſe zu wünſchen. Ludwig begab ſich nach Freiburg, und da Friedrich von allen Seiten aufmerkſam gemacht war, wie gewagt das Spiel ſei, in das er ſich eingelaſſen, ſo ging er gern auf die Vorſchläge ein. Aber er begriff auch, daß die Auslieferung des Papſtes der Preis ſei, um welchen er die Ausſöhnung erkaufen mußte, denn der Kaiſer hatte zu Ludwig ausdrücklich geſagt: ein Diebſtahl kann ohne Erſatz nicht vergeben werden.

Der Papſt war aber bereits über Breiſach bis Neuenburg am Rhein gereiſet, und leicht war es möglich, daß er ihm ganz entwiſchte. Dann fand das aufgeſtiegene ſchwere Gewitter keinen Ableiter, und konnte ſich nur auf ſein ſchuldiges Haupt entladen. Schnell ſandte er Boten nach Neuenburg, und ließ dem Papſte ſagen, er möge umkehren, denn er ſei in Neuenburg nicht mehr ſicher. Dieſer fürchtete die kaiſerlichen Kriegsvölker gar ſehr, und hielt es für gerathener, nach Freiburg zurück zu gehen, als ihnen in die Hände zu fallen. Hier blieb er, während Herzog Friedrich unter ſicherem Geleite nach Conſtanz zog. Dieſem wurde eröffnet, daß er nur begnadigt werden könnte, wenn er alle ſeine Lande und Leute im Elſaß, Breisgau, Schwaben und Tyrol in des Kaiſers Hände gebe, den Papſt Johann nach Conſtanz liefere, und ſelber, bis dies alles geſchehen, als Geißel in Conſtanz bleibe, endlich aber eine öffentliche und feierliche Abbitte thun wolle. Unſtreitig waren dies ſehr ſchwere Bedingungen, und dennoch mußte ſich der Herzog von Oeſterreich dazu verſtehen.

Bis zum 5ten Mai kamen noch viele Anhänger des Papſtes theils von Schaffhauſen, theils von Freiburg zurück, die es nicht mehr für gerathen hielten, für ihn etwas zu wagen. Dieſer Tag war zur öffentlichen Abbitte des Herzogs Friedrich beſtimmt. Noch hatte man keine glänzendere Verſammlung geſehen als dieſe. Die Geſandten von Venedig, Mailand, Florenz und der anderen italieniſchen Städte, welche oft großen Zwieſpalt mit dem Kaiſer gehabt hatten, waren ausdrücklich dazu eingeladen. Als der Kaiſer benachrichtigt wurde, daß der Herzog angelangt ſei, ſetzte er der Verſammlung auseinander, was der Schuldige verbrochen habe. Er habe früher einen Schwur gethan, mit dem Herzoge keinen Frieden zu machen, noch ſich mit ihm auszuſöhnen. Da dieſer aber jetzt von ihm Gnade verlange, ſo ſei er nicht abgeneigt, ſie ihm zu bewilligen, wenn er dadurch ſeinen Schwur nicht verletze, worüber er die Meinung des Concils zu wiſſen wünſche. Nachdem die Deputirten darüber eine Weile ſich beſprochen hatten, entſchieden ſie, daß es ſich hier nicht um einen Frieden zwiſchen Gleichen, ſondern um Gnade für einen Vaſallen und Gefangenen handele, und der Schwur dadurch nicht verletzt werde. Hierauf wurden vier Prälaten abgeſchickt, den Herzog herein zu führen. Er trat ein, geführt von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, ſeinem Neffen, und Ludwig von

Baiern, ſeinem Alliirten. Beide warfen ſich vor dem Kaiſer auf die Knie, um für ihren Vetter Gnade zu erflehen, und Burggraf Friedrich ſprach: Friedrich, Herzog von Oeſterreich, mein hier gegenwärtiger Oheim, hat mich gebeten, bei eurer kaiſerlichen Majeſtät für ihn zu handeln, und ihm Vergebung zu erbitten dafür, daß er eure Majeſtät und das Concil beleidigt, und eine Menge Gewaltthaten begangen hat gegen Geiſtliche und Weltliche, gegen Klöſter, Wittwen und Waiſen. Er übergiebt ſich, ſeine Länder, Güter und Alles was er beſitzt, und alle Macht, auf welche er Anſprüche hat, der Barmherzigkeit eurer Majeſtät, und verſpricht, Johann XXIII. nach Conſtanz zurück zu führen, indem er allein wegen ſeiner Ehre verlangt, daß dieſem Papſte und deſſen Leuten keine Gewalt angethan werde, weder an ihren Perſonen, noch ihren Gütern. Hierauf trat der Herzog von Oeſterreich vor, und warf ſich vor dem Kaiſer auf die Knie. Dieſer wandte ſich zu ihm, und ſprach: *Oheim, unſer und des Reiches Fürſt, Herzog Friedrich, wollet ihr das thun?* — *Ja, ich will es!* war ſeine Antwort. Siegmund erwiederte darauf: Uns iſt es ſehr leid, daß ihr das verſchuldet habt. Burggraf Friedrich nahm das Wort, und ſprach: Herzog Friedrich von Oeſterreich will ſchwören, thun und halten, was der Brief innen hält und weiſet, der hier geſchrieben iſt, wie wir darüber mit eurer kaiſerlichen Gnaden überein gekommen ſind. Jetzt las Herzog Friedrich von Oeſterreich die Urkunde, in welcher er ſeine Perſon und Beſitzungen dem Kaiſer übergiebt, um damit nach ſeinem Willen zu verfahren, und verſpricht, den Papſt nach Conſtanz oder jeden andern ihm angegebenen Ort zurück zu bringen, und daß er ſelber daſelbſt ſo lange wohnen will, bis der Kaiſer alle ſeine Güter beſitzt; bei dem geringſten Fehl gegen dies Verſprechen ſollen alle ſeine Güter dem Kaiſer verfallen ſein, und ihm als natürlichen und rechtmäßigen Eigenthümer gehören, wofür der Burggraf von Nürnberg und der Herzog von Baiern bürgen [1]). Jetzt wandte ſich Siegmund um zu den Geſandten der italieniſchen Städte, und ſagte zu ihnen: Ihr Herren von Italien, ihr meinet, wähnet und wiſſet nicht anders, als daß die Herzoge von Oeſterreich die größten Herren in deutſchen Landen

[1]) Windeck Geſchichte Siegmunds in Mencken Script. rer. german. T. I. p. 1095.

Digitized by Google

und in der Nation Germania ſind. Nun ſehet ihr, daß ich ein mächtiger Fürſt bin auch über die von Oeſterreich, und ſonſt über alle andern Fürſten, Herren und Städte [1]). Dann kehrete er ſich um zu Herzog Friedrich von Oeſterreich, und fragte: Wollet ihr gutwillig beſchwören, alles zu halten und zu vollführen, was der Brief ausſaget? — Ich will es beſchwören und halten, dabei zu bleiben, und dawider nicht zu thun, war die Antwort. Er hob Hand und Finger in die Höhe, und leiſtete öffentlich den Eid, den ihm der Fürſt Georg, Biſchof von Paſſau, oberſter Kanzler des Reichs vorſprach. Dieſe Verſammlung wurde im Barfüßerkloſter zu Conſtanz, im ſogenannten Rebenthal, gehalten.

Herzog Friedrich ſandte Boten ab in ſeine Beſitzungen mit dem Befehle, dem Kaiſer zu ſchwören, und die Truppen einzulaſſen, welche dieſer dahin ſandte. Allein die Tyroler weigerten ſich zu gehorſamen, und riefen Friedrichs Bruder Ernſt herbei, um zu widerſtehen.

Da der Papſt auf mehrfache Citationen nicht erſchien, ſo wurde er am 14ten Mai von ſeinem Amte ſuſpendirt, und nach einem Zeugenverhöre ſiebzig ſchrecklicher Klagepunkte für überwieſen erklärt, von denen, Anſtands halber, nur funfzig in der Kirchenverſammlung verleſen wurden. Es waren die furchtbarſten Verbrechen darunter, ja er wurde gradezu ein eingefleiſchter Teufel genannt. Nunmehr erhielt Burggraf Friedrich von Nürnberg den Auftrag, ſich der Perſon des Papſtes zu bemächtigen, und dieſer zögerte nicht. Er führte ihn von Freiburg nach Radolfszell, einem Städtchen in der Nähe von Conſtanz, wo er als Gefangener bewacht wurde. Das päpſtliche Siegel, der Fiſcherring und das Buch der Bittſchriften wurde ihm abgenommen, und ihm angezeigt, daß ſeine förmliche Abſetzung nahe bevorſtehe. Jetzt bat er um Schonung ſeiner Ehre, und ſchrieb an Siegmund einen Brief, in welchem er ſich demüthigte, und um Milde und Gnade bat. Am 29ſten Mai wurde er vom Concil feierlich abgeſetzt, und die Chriſtenheit des Gehorſams gegen ihn entbunden, ſein Siegel ward zerbrochen, ſein Wappen vernichtet, und ſeine Perſon dem Kaiſer zu angemeſſener Verwahrung vertraut. Zwei Dekrete ſetzten feſt, daß kein neuer Papſt ohne beſondere Beiſtimmung des Concils erwählt, und daß keiner der

[1]) Ulrich v. Reichenthal Coſtnitzer Concil S. 69.

biſherigen drei Päpſte dabei berückſichtigt werden könne. Am anderen Tage, dem Frohnleichnamstage (30ſten Mai), feierte man dies große Ereigniß, durch welches die höchſte geiſtliche Gewalt nicht mehr dem Papſte, ſondern einer die Kirche repräſentirenden Verſammlung zurück gegeben wurde, durch eine glänzende höchſt feierliche Proceſſion. Sämmtliche Schüler eröffneten ſie, gefolgt von den Mönchen aller Bettelorden, welche ihre Monſtranzen und Heiligthümer mit ſich führten. Dann kamen die regulirten Canonici und ſämmtliche Benediktiner, hierauf die Kapläne, alle Chorherren und die Domherren in ihren Chorkappen. Nach dieſer erſten Abtheilung erſchienen die ſämmtlichen gelehrten Schulen, Auditoren und Doktoren, jeder mit einem Barett auf dem Haupte. Vor jeder Schule trug man einen ſilbernen ſehr ſchön vergoldeten Stab mit einer goldenen Burg, und ehrfurchtsvoll blickte das Volk auf dieſe Repräſentanten aller damaligen Gelehrſamkeit. Daran ſchloſſen ſich die Aebte, welche keine beſondere Kleidung trugen, gefolgt von den nicht infulirten Aebten und Pröpſten, welche Stäbe und weiße Ueberröcke führten. Nun folgten die infulirten Aebte, ſämmtlich mit weißen Infuln auf dem Haupte. Jetzt erſchienen paarweiſe ſechs und neunzig Weihbiſchöfe und zwei hundert und ſiebenzig Biſchöfe, in ihrem Ornate. Vor jedem derſelben ging ein Knecht mit einer brennenden Kerze und dem Biſchofsſtabe, wodurch dieſe Abtheilung überaus feierlich erſchien. Daran ſchloſſen ſich vier und vierzig Erzbiſchöfe. Jedem Erzbiſchofe ging ein Knecht mit Kerze und Stab vor, aber jedem derſelben wurde auch noch ein zwiefaches vergoldetes Kreuz vorgetragen, das hoch über die Köpfe der Menſchen emporragte. Hinter ihnen kamen ſieben und zwanzig Kardinäle in ihrem Ornate. Die italieniſchen hatten ſich ausgeſchloſſen. Jedem Kardinale wurden Kerzen und ein hoher ſilberner vergoldeter Stab vorgetragen, der ſich oben in einem Kreuze endigte. Jedem von ihnen trug ein Knabe die Schleppe. Dann kamen vier Patriarchen, vor jedem Kerzen und ein zwiefaches Kreuz.

Immer höher war der Rang der Perſonen geſtiegen, immer glänzender und koſtbarer hatte ſich der Glanz der Kleidung und der Kleinodien entfaltet, faſt ſchien es, als ſei Höheres und Köſtlicheres nicht mehr zu erwarten. Allein wo die Patriarchen vorübergeſchritten waren, da ſtürzte das zu vielen Tauſenden verſammelte Volk auf die Knie, denn das heilige Sacrament, der

Leichnam des Herrn, erſchien, dem der heutige Tag geweihet war. Zwei Domherren trugen ausgebreitet ein goldenes Tuch, deſſen Enden ihren Leib vom Nabel bis zur Erde bedeckte, zween Domherren trugen die koſtbare Monſtranz mit der Hoſtie, und vier Domherren hielten die goldenen Stangen des goldenen Baldachins, unter welchem es getragen wurde. Ihm folgten die Sänger, welche die Litaneien ſangen. Eine große Zahl brennender Kerzen umgab daſſelbe, denn alle Kerzen des Doms, der Zünfte und der Herren waren zuſammen genommen, um es durch ihren Glanz zu verherrlichen. Nunmehr kam Kaiſer Siegmund unter einem goldenen Baldachin, mit der Krone auf dem Haupte, gehend wie ein Evangelier, wenn er vor dem Altare das Evangelium leſen ſoll, das heißt, mit der Dalmatika bekleidet. Unter demſelben Baldachin hinter ihm gingen, wie Epiſtler, der Herzog von Sachſen mit dem bloßen Reichsſchwerdte in der Hand, der Herzog von Baiern und Pfalzgraf bei Rhein mit dem Reichszepter, und Burggraf Friedrich von Nürnberg mit dem goldenen Reichsapfel. Daran ſchloß ſich die Kaiſerin Barbara, unter einem goldenen Baldachin gehend, die Königin von Bosnien, gefolgt von der Herzogin von Cleve und der Gräfin von Würtemberg, alle drei unter einem goldenen Baldachin. Nun kamen *ſämmtliche* weltliche Fürſten in angemeſſener Pracht unter Vortritt ihrer Kerzenträger. Ihnen folgten der Comthur des Ordens von Rhodus, und der Comthur des deutſchen Ordens in Preußen mit Gefolge. Ihnen ſchloſſen ſich an alle Herzoge, Herren, Grafen, Freiherren, Ritter, Knechte, Bürger und gemeines Volk, nebſt einer unzähligen Menge von Frauen [1]). Kirchenfahnen, Heiligenbilder und Reliquien waren reichlich in der prachtvollen Proceſſion vertheilt, und die Zahl der Kerzen unermeßlich. Neun Poſauner blieſen unaufhörlich, alle Glocken der Stadt läuteten dazu. Man zog um die Stadt herum. — Weit und breit erzählte man von der nie geſehenen Pracht dieſes Kreuzganges, der die höchſte Macht der Erde, ſich vor Gott demüthigend, darſtellte, und lange nachher noch rühmten die Zeitgenoſſen ihren Enkeln, was ſie einſt zu Conſtanz geſchauet hatten.

Der ehemalige Papſt, nun wieder Balthaſar Coſſa genannt,

---

[1]) Ulrich v. Reichenthal Coſtnitzer Concil S. 6. b. beſchreibt den ganzen Zug. Vergl. S. 21. f.

wurde von Radolfszell nach dem Schloſſe Gottleben gebracht, wohin man unterdeſſen auch Johann Huß geführt hatte. Jetzt befanden ſich alſo beide heftigen Feinde in einem und demſelben Gebäude als Gefangene, ohne von einander zu wiſſen. Am 4ten Juni überſandte Papſt Gregor XII. dem Concil ſeine freiwillige Abdankung. Balthaſar Coſſa wurde am folgenden Tage nach Heidelberg geführt, wo er ein Jahr lang in anſtändigem Gewahrſam blieb. Dann brachte man ihn nach Manheim, und zwei Jahre ſpäter wurde er vom Papſte begnadigt und zum Kardinalbiſchofe von Frascati ernannt. Er ſtarb zu Ende des Jahres 1419.

Nun war nur noch der dritte Papſt Benedikt XIII. übrig. Schon längſt hatte man gewünſcht, er möchte reſigniren, aber Siegmund war auch überzeugt, daß er ſich nicht leicht dazu bequemen würde. Das Rathſamſte ſchien zu ſein, Siegmund reiſete ſelber nach Spanien zu ihm, um ihn entweder zur Entſagung zu überreden, oder ſeine Anhänger dahin zu bringen, ihn zu verlaſſen. Schon ſeit längerer Zeit war darum von dieſer Reiſe Siegmunds die Rede. Allein — eine ſolche Reiſe war eine koſtbare Sache, und Siegmund hatte gewöhnlich kein Geld. Nicht einmal, was er bisher in Conſtanz verzehrt hatte, konnte er bezahlen, denn er liebte Pracht und Aufwand, mehr aber noch verſplitterte die Kaiſerin Barbara durch ihr üppiges Leben und ihre ungemeſſene Freigebigkeit. So war denn völliger Mangel an Geld in der kaiſerlichen Kaſſe. Des Kaiſers Geheimer Rath, Burggraf Friedrich von Nürnberg, der in ſo vielen ſchwierigen Fällen Rath gewußt hatte, mußte auch jetzt ſich mühen, dieſem Uebelſtande abzuhelfen. Friedrich und ſein anweſender Bruder Johann waren ſehr reich, und ſtanden mit den reichſten Nürnberger Kaufleuten, die auf dem Concil waren, in Verbindung, die Möglichkeit zu helfen war da. Friedrich erbot ſich daher, dem Kaiſer die nöthigen Summen zu ſchaffen, wenn er ihm, da er ſowohl als ſein Bruder Wenzel keine männlichen Erben hinterließen, die Kurmark Brandenburg mit der Kur und völliger Landeshoheit auf ewig abtreten wollte.

Siegmund war nicht abgeneigt, glaubte aber doch deswegen erſt die anderen Kurfürſten befragen zu müſſen. Burggraf Friedrich wandte ſich zuerſt an den Kurfürſten von Mainz, Johann von Naſſau, und wußte nachher auch den Kurfürſten Dietrich von Cölln, Werner von Trier, Ludwig von der Pfalz, und Rudolf

von Sachſen für ſeinen Plan zu gewinnen. Es gab nur noch wegen der Beſetzung des Erzkämmerer-Amtes einige Verhandlungen. Friedrichs große Verdienſte um den Kaiſer, ſeine nahe Verwandtſchaft mit ihm, — denn ſein Bruder hatte des Kaiſers Schweſter zur Gemahlin, — die Aufopferungen, welche Friedrich bereits für die Mark gemacht hatte, und 250000 Goldgulden, welche Friedrich dem Kaiſer aufs neue zahlte, bewogen Siegmund, ſeinem Wunſche zu willfahren, und das Concil wußte Friedrich großen Dank, daß er dem Kaiſer die Mittel gewährte, jene nothwendige Reiſe zu machen.

Die feierliche Erklärung des Kaiſers wurde in einer Verſammlung der Kurfürſten in des Kaiſers Wohnung ausgeſprochen, zu welcher auch Friedrich und der oberſte Kanzler des Kaiſers zugezogen waren, und zwar am 30ſten April 1415. Siegmund ſtellte den Kurfürſten vor, daß er dem Reiche zu Ehren die Kurwürde von Brandenburg nebſt dem Obriſt-Kämmermeiſter-Amte Burggraf Friedrich von Nürnberg, nunmehr Markgrafen und des heiligen römiſchen Reiches Obriſten Kammermeiſter übergeben hätte, wie dies der vorhandene Brief mit mehrerem beſage [1]). Aus dieſem ergab ſich, daß der Kaiſer die Mark dem Burggrafen und deſſen männlicher Nachkommenſchaft mit aller Landeshoheit, kurfürſtliche Ehren und Rechte mit eingeſchloſſen, überließ, jedoch ſich und ſeinen etwanigen männlichen Nachkommen, in deren Ermangelung aber ſeinem Bruder Wenzel und deſſen männlicher Descendenz, das Recht des Wiederkaufs für 400000 ungariſche Goldgulden vorbehielt, in welcher Summe die früher auf die Mark verſchriebene Geldſchuld mit eingeſchloſſen war [2]). Zugleich überſandte der Kaiſer Notificationsſchreiben an die Stände nach der Mark.

So nahm denn nun Kurfürſt Friedrich mit großer Feierlichkeit in dem Kurfürſten-Collegio und in der Reichsverſammlung ſeinen Sitz ein, und eben darum trug er bei der erwähnten Proceſſion kraft ſeiner neuen Würde den Reichsapfel. Sein erſtes Geſchäft, noch bevor der Kaiſer abreiſete, war, die Herzoge von Pommern zu verklagen. Allein dies nöthigt uns, Conſtanz für jetzt zu verlaſſen, und unſere Blicke nach der Mark hin zu wenden.

---

[1]) Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins Thl. II. S. 134.
[2]) Gundling Leben Friedrich I. S. 70. f.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wir haben Dietrich von Quitzow gleich nach dem verlornen Treffen in der Wedelſchen Fehde im April dieſes Jahres verlaſſen. Ehe noch der Friede, wie wir erzählt haben, zu Stande kam, beriefen ihn die Herzoge Otto und Caſimir von Pommern nach Stettin, weil ſie nunmehr fertig waren, in die Mark zu fallen. Nichts kam Dietrich erwünſchter. Die Zeit ſchien ſehr gelegen zu ſein, denn Burggraf Friedrich war außer Landes, und der jetzige Statthalter Hans von Bieberſtein war nicht beſonders zu fürchten. Noch im April fielen ſie in die Mark ein, und warfen ſich zunächſt auf das Ruppinſche, deſſen Graf ebenfalls in Conſtanz war. Das Kriegsgeſchrei durchtobte abermals die vaterländiſchen Gauen, und allgemein erſchrak, wer da vernahm, daß Dietrich von Quitzow ſich mit den Pommern verbunden hatte. Was konnte man ſich von ihm anderes, als Böſes verſehen? In der That lauteten die Nachrichten von dem Wüthen der Feinde Grauſen erregend. Hans von Bieberſtein zog ſelber dem Feinde entgegen, allein er hatte nicht Mannſchaft genug, um etwas Ernſtliches unternehmen zu können. Von dem Einfall der Feinde hatte er dem Burggrafen Friedrich auf der Stelle durch einen an ihn abgeſandten Boten Nachricht gegeben.

Dieſe unangenehmen Briefe kamen in Conſtanz eben zu der Zeit an, wo Friedrich ſeinen Wunſch erreicht hatte, und von dem Kaiſer zum Kurfürſten ernannt worden war. Selten bleibt eine Freude rein und ungetrübt, auch hier vergällte ihm dieſer Wermuthstropfen den reinen Freudenwein. Dennoch konnte er jetzt Conſtanz nicht verlaſſen, und die Mark mußte zuſehen, wie ſie ohne ihn fertig wurde. Allein er verklagte die Herzoge von Pommern vor Kaiſer und Reich, daß ſie den Landfrieden gebrochen, und ſich mit dem geächteten Dietrich von Quitzow vereinigt hätten. Auf Ermeſſen der Kurfürſten, Fürſten und Stände ſprach der Kaiſer am 10ten Mai die Reichsacht wider die Herzoge Otto und Caſimir von Pommern, wider die Städte Stettin und

Garz, ſo wie wider die Mannen und Unterſaſſen im Lande Pommern aus, ſo daß alle Männer, von vierzehn Jahren an, in dieſer Acht begriffen ſein ſollten, zu welchem Ende er die erforderlichen Executionsſchreiben an alle Nachbarn der Mark ſandte [1]).

Nunmehr kamen die kaiſerlichen Schreiben nach der Mark, durch welche den Ständen, Städten :c. angezeigt wurde, was mit Friedrich geſchehen. Sie wurden darin aller dem Kaiſer als bisherigem Kurfürſten geleiſteten Pflichten entlaſſen, und angewieſen, dem neuen Landesherrn zu huldigen [2]). Die Kurfürſten überſandten Willebriefe, worin ihre Zuſtimmung enthalten war. Nur die böhmiſchen Stände hatten Einſpruch gethan, weil die Mark unter Kaiſer Karl IV. dem Königreiche Böhmen ſo feierlich einverleibt worden ſei, dem die jetzige Trennung völlig widerſpreche. Doch wurde darauf nicht geachtet. Auch Herzog Ludwig der Bärtige von Ingolſtadt widerſprach, weil er ein Näherrecht zu haben behauptete, indem ſeine Vorfahren vor Karl IV. bereits die Mark beſeſſen, und auf eine nicht ganz unzweideutige Weiſe durch dieſen verloren hätten. Allein auch dieſer Einſpruch war ohne Wirkung.

In der Mark wurde dies wichtige Ereigniß, wie es ſcheint, ſehr verſchieden aufgenommen. Aus keinem Zeitraume ihrer Geſchichte ſind die Nachrichten dürftiger, aus keinem verwirrter, als aus dieſem, und nur mit großer Mühe ſind ſie in eine erträgliche Ordnung zu bringen. Schwer iſt es daher zu ſagen, welche Wirkung dieſe Nachricht auf die Gemüther gehabt hat, beſonders da dieſe lebhafter noch von dem Einfalle der Pommern in die Mark in Anſpruch genommen wurden, weil das Uebel hier in nächſter Nähe drohete.

Dietrich von Quitzow hatte unterdeſſen eine Abtheilung des pommerſchen Heeres genommen, und fiel aus der Ukermark in den Barnim ein, der kaum von den früheren Kriegsunruhen ſich nothdürftig erholt hatte. Dieſer Landſtrich war zu jener Zeit höchſt unglücklich daran, und litt bei jedem Einfalle eines

---

1) Gundling Leben Friedrichs I. S. 72.

2) Gerken Cod. diplom. Brand. T. IV. p. 584. T. V. p. 313. Oelrichs Beiträge z. brandenb. Geſch. S. 102. Garcaeus ed. Krausii p. 167. Gundling a. a. O. S. 71. Buchholz Geſch. d. Mark Thl. V. S. 179. (Urkunden). Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins. Thl. II. S. 134.

pommerſchen Heeres. Die Brandfackel wurde auch jetzt über ſeine Dörfer geſchwungen, ſie loderten empor, und ihre gequälten Einwohner flüchteten heulend und ſchreiend über die Spree und Havel. So gelangte Dietrich von Quitzow vor Strausberg, das er ehedem ſelber eine Reihe von Jahren beſeſſen, und das ſchon öfter Jahrelang pommerſche Beſatzung gehabt hatte, ſo daß die Einwohner allenfalls zweifelhaft ſein konnten, wem ſie angehörten. Mit eigenen Empfindungen ſah Dietrich den Ort jetzt wieder, der ihm aus den ſchönſten Jahren ſeiner Kraft in ſo vielfacher Beziehung höchſt merkwürdig geworden war. Zweimal ſchon hatte er ihn ſtürmend genommen, das eine Mal für die Pommern, das andere Mal für die Mark. Mit ſeiner Eroberung hatte die Zeit ſeiner Bedeutſamkeit und Größe begonnen, hier hatte er mit ſeiner Eliſabeth merkwürdige Begebenheiten erlebt, ſpäter war der Ort das Leibgedinge ſeiner Eliſabeth geworden, und jetzt ſtand er mit den Pommern abermals als Feind davor. Wie die Zeit ſich wälzt und rollt, ſprach er, das Alte wird immer wieder neu, und doch iſt es ein Anderes! Wie beim Beginn meiner Laufbahn ſtehe ich hier auf derſelben Stelle, und Eliſabeth denkt meiner aus der Ferne! Und dennoch iſt es nicht daſſelbe, und nimmer kann es wieder werden, wie es war. Iſt es nicht ein Hohn des Schickſals, daß es mich wieder auf denſelben Punkt zurückwirft, auf dem ich einſt mit ſo ganz anderen Lebensausſichten ſtand? Ha, das Jetzt iſt nur der Schatten von damals, kalt, unfreundlich, farbelos! Nur mein Schwerdt iſt das alte, und ſoll mir die Stadt wiedergewinnen. Soll ich ſie nicht, ſoll Eliſabeth ſie nicht, ſo ſoll dieſer Burggraf ſie auch nicht behalten. Wir wollen die alte Kraft erproben!

Er gab den Befehl, ſich zum Sturme zu rüſten. Die arme Stadt ſah ihr Schickſal voraus, ſie kannte die Pommern, und ihren gefürchteten, jetzt doppelt ſchrecklichen Führer. Darum erbot ſie ſich, zu unterhandeln, und gegen das Verſprechen, daß Leben und Eigenthum der Bewohner geſchützt werden ſollte, öffnete ſie den Feinden die Thore und ließ ſie ein. Dietrich beſetzte die Stadt hinreichend, ernannte dann einen Pommern zum Hauptmann der Stadt, und eilte mit dem Ueberreſte ſeines Haufens zurück, ſich dem pommerſchen Heere wieder anzuſchließen [1]).

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 78.

Gegen Ende des Maimonats kamen die Achtserklärungen gegen die Pommern an, die großes Schrecken verbreiteten. Dennoch verſuchten die Pommern noch eine Weile, ſich in der Mark zu halten. Da indeſſen die umliegenden Fürſten Miene machten, gegen ſie einzuſchreiten, und die Acht zu executiren, gaben ſie ihren Vorſtellungen nach, und zogen ſich nach der Ukermark und Pommern zurück. Strausberg aber blieb von ihnen beſetzt. Es geſchah dies um Johannis.

Dietrich war mit dieſer ſchnellen Endigung des Feldzuges ſehr unzufrieden, noch mehr damit, daß die pommerſchen Herzoge völlig den Muth verloren zu haben ſchienen, etwas zu unternehmen, wodurch der Sache vielleicht eine andere Wendung gegeben werden könnte. Die Herzoge Wartislaf von Wolgaſt und Hans von Stettin waren in Perſon auf dem Concil zu Conſtanz [1]). Es ſcheint, daß die Stettiniſchen Herzoge durch dieſe bei dem Kaiſer unterhandelt haben, ſie von der Acht zu befreien, was jedoch ſchwerlich unter einer anderen Bedingung, als der, die Mark in Ruhe zu laſſen, bewilligt worden iſt; auch ergeben Nachrichten, daß die Acht jetzt noch nicht zurückgenommen wurde.

Unterdeſſen entſchloſſen ſich die Herzoge zu einem neuen Einfalle, da es zuletzt auf Eins herauskomme, ob ſie den Krieg für jetzt fortſetzten, oder ſtill ſäßen. Sie hätten gern ſelber den Zug angeführt, denn die Urſachen zum Kriege waren nicht gehoben, ihr Haß noch derſelbe, aber dennoch ſchien die Sache zu gewagt, und ungern nur verſagten ſie es ſich. Da machten ſie Dietrich von Quitzow den Vorſchlag, ob er auf eigene Hand die Mark befehden wolle, wenn ſie ihm Leute dazu gäben? Natürlich mußten dieſe für die ſeinigen gelten; dazu war Dietrich nicht abgeneigt. Die Sache wurde heimlich betrieben, ein Haufen zu dem Unternehmen williger Leute fand ſich bald, und in der erſten Hälfte des Auguſtmonats war die Schaar zum Aufbruche fertig.

Dietrich ſetzte ſich an die Spitze des Zuges, zog ſein Schwerdt, und flog wie der Racheengel voran. Jetzt war er wieder er ſelbſt: frei und unabhängig, keiner fremden Befehle gewärtig, durfte er nur ſeinem Schwerdte vertrauen. Seit langer Zeit hob ſich ſeine Bruſt wieder freier, und faſt war es, als ob jener

---

[1]) Ulrich v. Reichenthal Coſtnitzer Concil S. 137. 141.

finſtere Menſchenhaß, der ſein Herz umſtrickte, ſich löſen und abfallen wollte, faſt war es ihm wieder wie ehemals, wenn er ungebunden mit dem Schwerdte in der Fauſt, die Marken durchflog. Raſch durchzog er die Ukermark, ſo weit ſie den Pommern gehörte. Am dritten Tage hatte er Zehdenick erreicht, das damals noch von den Pommern beſetzt war, und ſtand nun an den Grenzen der Mark.

Er hielt ſich hier einen Tag auf, und ſuchte noch einige Nachrichten zu erhalten, die ihm dienlich ſein konnten. Bis mitten in die Mark wollte er ſeinen kühnen Zug fortſetzen, um ſich ſeinen ehemaligen Landsleuten auch jenſeits der Havel von neuem in das Gedächtniß zu rufen.

Am anderen Tage, Montag den 15ten Auguſt, brach er auf, und zog über Falkenthal und Naſſenheide nach Neumühl, das in ſeinem noch immer deſolaten Zuſtande ihm nicht gefährlich ſein konnte. Ohnehin zog er daneben fort. Von hier aus erblickte er nicht fern das ihm ſo vielfach merkwürdige Bötzow, auf welchem jetzt Werner von Holzendorf nicht mehr hauſete. Er zog über die Wieſen nach Quaden Germendorf, das er in der Nacht ſeiner Flucht paſſirt hatte, und ging von da gegen Schwandte in den Oranienburger Forſt, wo man ſich lagerte, um die kurze Sommernacht ſo gut es ging zu verbringen. Bis dahin hatte er ſich der Gewaltthätigkeiten enthalten, um keinen Lärmen zu machen. Die nöthigſten Bedürfniſſe hatte er mitgenommen. Auch war in dem nahen Schwandte Manches zu erhalten.

Dienſtag der 16te Auguſt brach an, hell und heiter, ein reiner ſchöner Sommertag, wie man ſich ihn für die Erndte nicht ſchöner wünſchen konnte. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als Dietrich das Zeichen zum Aufbruch gab. Man verließ den Wald, und ritt quer über die großentheils ſchon leeren Felder nach Groß Ziethen und Börnicke. Der Reiterzug machte, wo man ihn erblickte, allerdings Aufſehen, aber da er keine Gewaltthätigkeiten verübte, zerbrach man ſich nicht lange über ihn den Kopf. Bald hinter Börnicke erreichte er das Bruch, durch welches ein langer gekrümmter Damm zur Stadt Nauen führte. Da wo dieſer anfing, lag ein Jägerhaus. Dietrich ſtieg hier ab, um zu trinken, denn der Tag war heiß, und die Sonne brannte heftig. Der Jäger erkannte Dietrich von Quitzow, ſein heftiges Erſchrecken verrieth es, und Dietrich ſprach: Kennſt du mich? —

Jäger. Ja Herr, ich habe euch früher gekannt.

Dietrich. In weſſen Dienſten ſtehſt du?

Jäger. In den Dienſten der Stadt Nauen.

Dietrich. Wohl, ſo biſt du mein Gefangener, denn der Stadt ſoll es gelten.

Jäger (ſtürzt vor ihm auf die Knie). O Herr, ſchont meiner, ich habe euch ja nie etwas zu Leide gethan. Schont auch der armen Stadt, die nichts verbrochen!

Dietrich. Was weißt du armſeliger Wicht, ob ſie etwas verbrochen hat, oder nicht. Es iſt genug, daß ſie eurem neugeſchaffenen Markgrafen gehört. Aber man ſoll nicht ſagen, daß Dietrich von Quitzow ungewarnt die Stadt überfallen habe. Wohlan! Lauf zur Stadt, und verkündige, daß ich da ſei, um mit ihr feindlich zu verfahren. Aber nur eine Stunde gebe ich ihr Zeit, ſich zu rüſten. Eine Stunde nach deinem Abgange von hier breche ich auf.

Der Jäger lief, was ſeine Beine vermochten, und hatte den langen Damm, der ſonſt ſeine anderthalb Stunden fordert, in der Hälfte der Zeit zurückgelegt. Er kam athemlos in der Stadt an, aber gar wenig half ſein Geſchrei, denn faſt alle Einwohner waren auf der andern Seite der Stadt vor den Thoren mit der Erndte beſchäftigt, und zum großen Theile ziemlich weit entfernt. Die Beſtürzung derer, welche in der Stadt geblieben, war grenzenlos. Sollten ſie Sachen retten, oder ihre Freunde vom Felde rufen? Das Eine war ſo nothwendig als das Andere. Endlich kamen die zunächſt an der Stadt arbeitenden Männer in Haſt nach der Stadt gelaufen, die Stunde war bereits verfloſſen, und Dietrich ſtand vor dem Thore.

Man hatte daſſelbe in aller Eil geſchloſſen, aber die Zugbrücke über dem Graben nicht aufgezogen. Die geringe Zahl von Einwohnern, welche ſich zuſammen gefunden hatte, konnte nicht daran denken, einen ernſtlichen Widerſtand leiſten zu wollen. Das Thor wurde geſprengt, und die Quitzowſche Schaar jagte hinein. Dietrich ließ die wehrloſe Stadt an vier Enden anzünden, die Knechte plünderten dazwiſchen die Häuſer, und als die Flammen empor loderten, ließ Dietrich zum Rückzuge blaſen, und zog auf dem Wege zurück, den er gekommen war. Jetzt wurden die Dörfer, durch welche ſein Zug führte, ebenfalls feindlich behandelt, die kaum begriffen, wo der Feind ſo plötzlich, und

noch dazu von ganz unerwarteter Seite her kam. Das Vieh wurde ihnen fortgetrieben, und mit ziemlich anſehnlicher Beute kam der Streifzug wieder an den pommerſchen Grenzen an.

Dieſer kecke Streich erregte allgemeinen Unwillen. Das unglückliche Nauen war gänzlich abgebrannt, und hatte dabei ziemlich die ganze Erndte verloren. Bei der großen Hitze und anhaltenden Dürre waren die hölzernen mit Stroh gedeckten Häuſer um ſo raſcher niedergebrannt, als faſt niemand zum Löſchen da war, und der Verluſt der Erndte war nicht leicht zu verſchmerzen, da die Stadt, begünſtigt durch einen ſehr fruchtbaren Boden, einen ſehr anſehnlichen Ackerbau trieb. Allgemein fühlte man mit ihr Mitleid, aber eben ſo allgemein wandte ſich der Unwille gegen den Urheber dieſes Unglücks, und der gemeine Mann, der die Quitzows als Strafruthen der Mark betrachtete, entbrannte in förmlicher Wuth über dieſe That.

Faſt aber war es, als hätte ſie das Signal gegeben zu einer ganzen Reihe von Feuersbrünſten, mit welchen jetzt die Mark heimgeſucht wurde. Um die heiße dürre Erndtezeit ſind zwar Feuersbrünſte auf dem Lande überhaupt nichts Seltenes, da es der Veranlaſſungen und Begünſtigungen viele giebt. Allein das Volk behauptete, ſie ſeien angelegt, und dies war wohl möglich: herrenloſes Geſindel, das vom Rauben und Stehlen lebte, trieb ſich genug umher, und es mochte ſelbſt mancher ehemalige Quitzowſche Knecht darunter ſtecken, denn Jeder erhielt nicht immer ſogleich einen Herrn, Mancher mochte auch keinen, und die durch Friedrich bewirkte Verminderung der Fehden hatte gewiß viele Knechte brodlos gemacht. Wie leicht ſetzte ſich aus ſolchen Leuten und den vielen Bettlern eine Mordbrennerbande zuſammen. — So kam es denn, daß das Volk glaubte, dieſe Feuersbrünſte, beſonders in der Nähe der Stadt Brandenburg, wo das Dorf Radewege mehrmals angezündet ward, würden zu Gunſten Dietrichs von Quitzow und aus Rache von ſeinen Freunden und Verwandten veranſtaltet, und namentlich von Agnes von Quitzow und Goswin von Brederlow.

Wir haben ſchon erzählt, daß Agnes von Quitzow ſtill und eingezogen in Brandenburg lebte. Sie ſah wenig Menſchen, ſie betrachtete ſich als eine Wittwe, und faſt lebte ſie nur in der Vergangenheit, denn die Gegenwart bot ihr nichts. Wohl dem, der an ſchönen Erinnerungen ein Kapital geſammelt hat, von

welchem er in Zeiten der Drangſal und Noth zehren kann, bei Agnes war das der Fall. Sie verkehrte nicht mit der Welt; dennoch war die Kunde von dem Ueberfalle Nauens durch Dietrich zu ihren Ohren gedrungen, auch hatte ſie von den Feuersbrünſten gehört, doch hatte man ihr die ohnehin als leeres Geſchwätz betrachteten Vermuthungen des Volks aus Schonung verſchwiegen. Da ſtürzte eines Tages Goswin von Brederlow in heftigſter Aufregung zu ihr ins Zimmer. Sie erſchrak über ſein ungeſtümes Weſen, und fuhr empor aus ihren Träumereien. Um Gott, Frau Agnes, rief Brederlow, ihr müßt ſchleunigſt die Stadt verlaſſen, eilt euch, ehe es zu ſpät iſt.

Agnes. Was ſagt ihr? Was iſt vorgegangen? —

Brederlow. Man hat vier Kerle eingefangen, welche Feuer angelegt haben, ſie ſind deſſen eingeſtändig, man hat ſie vor den Richter gebracht, und ſie verurtheilt, gerädert zu werden. Nun behauptet das Volk, ſie hätten ausgeſagt, ihr und ich, wir hätten den Mordbrennern Geld gegeben, damit ſie die Dörfer anzünden ſollen, es tobt und wüthet, und nennt uns beide Mordbrenner.

Agnes. Heilige Jungfrau, ich eine Mordbrennerin! —

Brederlow. Möglich, daß die ſchändlichen Kerle ſich durch eine ſo abſcheuliche Lüge haben rechtfertigen wollen, obwohl ich nicht einmal glaube, daß ſie es geſagt haben. Aber wie dem auch ſei, ſo iſt doch gewiß, ihr könnt hier nicht bleiben, wenn ihr eures Lebens ſicher ſein wollt.

Agnes. Und ihr?

Brederlow. Ich bin ein Mann, und auf meinem Schloſſe in Zieſar ſicher. Ich kann mich vertheidigen, und werde es. Aber ihr ſeid ſchutzlos, und vor allem müßt ihr ſuchen, dem wüthenden Haufen zu entrinnen, der eben ſo blind urtheilt, als richtet. Laßt ihn ſich ſammeln, ſo ſtürmen ſie euch das Haus. Rafft ſchnell zuſammen, was ihr an Geld und Koſtbarkeiten beſitzt. Alles Uebrige werde ich euch nachſchicken. Ihr müßt ſofort die Stadt verlaſſen, und zunächſt mit mir nach Zieſar; von da iſt mein Rath nach Magdeburg. Einen Wagen kann ich euch dort beſorgen.

Agnes. Und ungerechtfertigt ſoll ich dieſe Schmach auf mir ſitzen laſſen, und durch meine Flucht dem ſchimpflichen Gerede einen ſcheinbaren Grund geben?

Brederlow. Ueberlaßt das mir. Eine Frau kann ſich nicht der Verläumdung entgegen ſtellen, und ihr die Stirn bieten, wie der Mann. Sie erliegt ihr. Alle ſchwächeren Weſen greifen zur Flucht, und mit Recht, denn es iſt das Beſte.

Agnes. O mein Gott, alſo auch das muß ich noch über mir ergehen laſſen, und ſchweigen und dulden! Hartes Loos der Frauen! Ich muß es in ſeiner ganzen Herbe koſten! —

Sie ſuchte ihre Sachen zuſammen, während Brederlow zu einem Freunde lief, ihn zu bitten, auf die zurückgelaſſenen Sachen ein wachſames Auge zu haben. Er kam mit ihm, Agnes hatte ihr Bündelchen gepackt.

Nehmt den Schleier über, ſprach Brederlow, damit ihr unerkannt neben mir reitet. Was ihr zurücklaßt, bleibt euch aufgehoben. Nun aber fort! —

Er führte Agnes über den Hof zur Hinterthür, wo in einer abgelegenen Gaſſe einige Knechte mit Pferden warteten. Seufzend beſtieg Agnes das ihre, und mit ſchmerzlichen Thränen verließ ſie die Stadt. Draußen vor dem Thore ſtand ein Trupp Menſchen beiſammen, und erzählte ſich die neue Mähre, welche die Stadt durchlief, laut genug, um wenigſtens Agnes hören zu laſſen, wovon die Rede ſei. Brederlow eilte, um nicht erkannt zu werden, ſchnell an ihnen vorüber.

So kamen ſie nach Zieſar. Agnes beſtieg einen Wagen, und fuhr, mit Briefen von Brederlow an einige dortige Freunde verſehen, nach Magdeburg. Hier miethete ſie ſich eine kleine Wohnung, und lebte eben ſo eingezogen, als in Brandenburg. Ihr Schwager Henning von Quitzow war bei ihrer Ankunft verreiſet, und kehrte erſt acht Wochen ſpäter zurück. Aber das Gerücht von ihren Mordbrennereien verbreitete ſich ſelbſt bis nach ihrem jetzigen Aufenthalte. Brederlow hatte ſogleich in Brandenburg die nöthigen Schritte gethan, ſich und Agnes von dem Verdachte zu befreien. Die vier bereits geräderten Mordbrenner hatten nicht auf ſie ausgeſagt, ſondern nur, daß ehemalige Quitzowſche Knechte bei der Bande ſeien. Wo das Gerücht hergekommen ſei, war nicht zu ermitteln, aber es war ſehr allgemein verbreitet, und Agneſens Entweichen beſtärkte in dem Glauben an daſſelbe. Wenn der Urſprung eines Gerüchts unbekannt bleibt, ſo iſt es unmöglich, daſſelbe durch bloßes Widerſprechen zu widerlegen. Es gleicht dem Bandwurme, deſſen Glieder ſich

immer neu ergänzen, wenn man den Kopf nicht trifft. Dunkel und unheimlich pflanzte das Gerede ſich fort, von Mund zu Mund, und wenn auch Niemand Beweiſe dafür hatte, ſo war der Verdacht doch nicht zu entfernen, und ſelbſt Brederlow fühlte ſich dadurch gebeugt. Auch Eliſabeth, Dietrichs Hausfrau, obgleich entfernt von der Mark, kam zuletzt in das Gerede, vielleicht durch Verwechſelung mit Agnes, oder wegen ihrer nahen Beziehung zu Dietrich.

Agnes war bereits vier Wochen in Magdeburg, ohne zu wiſſen, daß das böſe Gerücht ſie auch bis hierher verfolgt habe, als ſie eines Tages aus der Kirche nach Hauſe ging, und in einen Kaufmannsladen eintrat, etwas zu kaufen. Ein junges Mädchen handelte eben mit dem Kaufmann; Agnes von Quitzow trat an den Tiſch, und ließ ſich durch ſeinen Knecht die Waare vorlegen. Während ſie darüber ſprach, wandte ſich das Mädchen zu ihr, ſah ſie an, und rief: Ach, das iſt die Quitzowſche Mordbrennerin! — Agnes war wie vom Blitz getroffen, ſie wankte, und fiel auf einen daneben ſtehenden Schemel, kaum hielt ſie ſich ſitzend darauf, das Mädchen war zum Laden hinaus gerannt, der Kaufmann reichte ihr einen Becher mit Waſſer, und ſprach dann: Steht es ſo mit euch, ſo verkaufe ich euch keine Waare. — Keines Wortes mächtig, erhob ſich Agnes, und wankte zum Laden hinaus. —

Es war ihr, als ob die Steine auf dem Wege nach ihrem Hauſe ſie mit Hohn anſähen. Troſtlos wankte ſie nach dem Bette, und warf ſich darauf. Mein Gott, rief ſie, haſt du mich denn ganz verlaſſen? Erniedrigung, Elend und Kummer der härteſten Art habe ich getragen, ſelbſt Spott und Hohn, aber daß ich jetzt unſchuldig als eine Verbrecherin Abſcheu einflöße, das iſt zu viel, das vermag ich nicht zu tragen. Erbarme dich mein, du gebenedeite Schmerzensmutter, durch deren Seele ein ſiebenfaches Schwerdt ſchnitt, erbarme dich, denn mein Herz iſt ja nur ein ſchwaches Menſchenherz, und kann ein ſolches Elend nicht ertragen!

Ihr Beichtvater trat in die Thüre, und hörte die letzten Schmerzenslaute. Sie klagte ihm weinend ihr Unglück. Sei getroſt, meine Tochter, ſprach der Geiſtliche, ob auch die Prüfung herb und bitter iſt, Gott verſucht dennoch, nach ſeinem Worte, Niemand über ſein Vermögen, und ich hoffe, du ſollſt aus dieſer Verſuchung herrlich hervorgehen.

Die Tröſtungen des würdigen Geiſtlichen träufelten Balſam in das Herz der unglücklichen Frau, die verlaſſen von aller Welt dem ſchimpflichſten Verdachte unterlag, ohne ſich reinigen zu können. Aber ſie konnten darum auch nicht lange vorhalten. Schon am anderen Tage kündigte ihr der Hauswirth die Wohnung auf, weil er mit einer Frau ſolchen Rufes nichts zu thun haben mochte. Dadurch wurde die kaum verbundene Wunde von neuem aufgeriſſen.

Das Gerücht breitete ſich weiter und weiter aus, und endlich glaubte die Obrigkeit, nicht mehr ſtill bleiben zu dürfen. Agnes wurde vorgefordert, um ſich zu rechtfertigen.

Niemand als der Geiſtliche war da, der ſie dahin begleiten konnte. Sie wurde gefragt, in wiefern ſie zu dem umlaufenden Gerüchte Veranlaſſungen gegeben hätte. Mit mehr Muth, als man ihr zugetraut hätte, vertheidigte ſie ihre Unſchuld, und leugnete ſtandhaft, dazu irgend eine Veranlaſſung gegeben zu haben. Es fehlte beiden Theilen an Beweismitteln, und man gab ihr daher zu verſtehen, daß man ſie ungern in Magdeburg ſähe, und daß ſie gut thun würde, den Ort zu verlaſſen. Da bat der Geiſtliche, ſich darin nicht zu übereilen, ſondern zuvor doch an den Rath in Brandenburg zu ſchreiben, und ſich zu erkundigen, ob ſich dort Grund zu dem Gerede fände. Es geſchah. Die Antwort aber entſchied nichts. Das Gerücht, hieß es, ſei auch dort vorhanden, aber ohne einen Beweis. Aus den Ausſagen der Eingezogenen habe ſich nichts ergeben. Die Flucht der Frau von Quitzow aber habe die Sache Vielen wahrſcheinlich gemacht, obwohl die Aufregung gegen ſie bei dem gemeinen Manne ſehr groß, und ſie ihres Lebens kaum ſicher geweſen ſei.

Die Sache blieb ſonach, wie ſie war, und von Neuem äußerte man, daß die Frau von Quitzow in Magdeburg ungern geſehen würde. Nun trat der Geiſtliche auf, und verbürgte ſich für ſie mit ſeinem Prieſterworte, weil er ſie für unſchuldig halte, nicht allein nach ihren wiederholten Verſicherungen, ſondern auch nach ſeiner genauen Kenntniß ihres Innern, und das hatte wenigſtens die Folge, daß Agnes von nun an in der Stadt geduldet wurde [1]). Auch Henning von Quitzow, der nach Magdeburg zurückgekehrt war, wandte ſeinen Einfluß zu ihrem Beſten an, und ſie blieb ferner unbeläſtigt.

[1]) Wuſterwitz beim Haftiz §. 16. Angelus Annal. p. 194. Rathmanns Geſch. v. Magdeburg Thl. 3, S. 32. (Aus der Schöppen-Chronik.)

Anhang.

Wir geben als Beilage zu dieſem Bande zwei Facſimiles, von welchen wir hoffen dürfen, daß ſie für die Leſer nicht ohne Intereſſe ſein werden. Das erſte iſt eine genaue Copie von dem S. 127 mitgetheilten Schreiben Dietrichs von Quitzow, deſſen Original ſich im Berliniſchen Rathhäuslichen Archive Fasc. X. befindet. Es iſt ein ſchmaler Papierzettel, außen mit Reſten eines grünen Wachsſiegels. Wenn es auch nicht zur unumſtößlichen Gewißheit erhoben werden kann, daß der Zettel von Dietrich eigenhändig geſchrieben ſei, ſo iſt dies doch in hohem Grade wahrſcheinlich. Die Schrift iſt nicht die eines öffentlichen Schreibers, durch welchen ohnehin nicht ſolche Zettel geſchrieben wurden; der Styl zeugt von großer Aufregung, die ſich auch in der flüchtigen Handſchrift ausſpricht, wie in den ausgeſtrichenen Buchſtaben. Ein Geiſtlicher oder ein anderer Schreiber hätte ſich mehr Zeit gelaſſen. Wir hegen daher keinen Zweifel, Dietrichs eigene Handſchrift in dem beiliegenden Zettel zu geben. Er lautet:

Wetet Ratmanne, alz gy ſcreuen dat gededinget is, dat ick med jw in guder fruntſchap ſitten ſchal, wat dar gededinget is dat wet ick ock wol mede; wen dat wert my nenreleie wis uan Jw ſo geholden alz it gedinget wart. Ock alz gy ſcreuen, dat ick Jw ſuluen louen geſecht hebbe, dat en is nicht, ick en hebbe (n ausgeſtrichen) Jw nichts nicht geſecht und kan Jw dar wol ouer ſtraffen alze me unendelke lüde ſtraffen ſchal, dy dy unendelke dinck ſcreuen, wen kunde ick des Juwen wl vele krigen, dat wolde ick med eren wol beholden. Screuen und myn Jngl

Dyderick uan Quichow

Wörtliche Ueberſetzung.

Wiſſet Rathmanne, als ihr ſchreibt, daß gedevinget iſt, daß ich mit euch in guter Freundſchaft ſitzen ſoll, was da gedevinget iſt, das weiß ich auch wohl mit; aber das wird mir keinerlei Weiſe von Euch ſo gehalten, als es gedinget ward. Auch als ihr ſchreibt, daß ich Euch ſelber Glauben geſagt habe, das iſt nicht, ich habe Euch nichts nicht geſagt, und kann Euch da wohl über ſtrafen, als man unredliche Leute ſtrafen ſoll, die die unredliche Dinge ſchreiben, denn könnte ich des Euren wohl viel kriegen, das wollte ich mit Ehren wohl behalten. Geſchrieben unter meinem Jngeſiegel.

Dietrich von Quitzow.

Das zweite iſt der S. 131 erwähnte Zettel Henning von Stechows, welcher im Original gleichfalls im Rathhäuslichen Archive zu Berlin Fasc. XI. vorhanden iſt. Es iſt ein ſchmaler Streifen Papier mit Spuren eines aufgedrückten grünen Wachsſiegels. Auch ihn halten wir, und zwar aus den gleichen Gründen, wie vorerwähnt, für unzweifelhaft von Stechows Hand geſchrieben. Die Handſchrift iſt ausgebildeter, und verräth mehr Ruhe, als die vorige. Der Zettel heißt:

Minen willigen Dinſt Erliken heren, alze gy my ſcreuen, dat ick Diderike van quitzow ſchal hebben gehuß vnd vuder vnd brod gegen vp Iwen ſchaden dat ys my liuen heren vnwitliken wen ik rades (vnd dades, ausgeſtr.) vnd dades vnſchuldich byn, vnd wil dar tu dun, alze en bedderman van rechte (d ausgeſtr.) tu dun ſchal vnd wil Iw jegen komen up en legelike ſtede wan gy willen vnd wil nicht vngerecht jegen ju weſen. Screuen vnder myn Ingl

Henningh van Steggow.

Wörtliche Ueberſetzung.

Meinen willigen Dienſt. Ehrliche Herren. Als ihr mir ſchreibt, daß ich Dietrich von Quitzow ſoll haben gehauſet und Futter und Brod gegen (verſchrieben, und ſoll gegeben heißen) auf euern Schaden, das iſt mir lieben Herrn unwiſſentlich, wenn ich Rathes und Thates unſchuldig bin, und will dazu thun, als ein Biedermann von Rechte zu thun ſoll, und will Euch gegen kommen auf eine gelegene Stätte wann ihr wollt, und will nicht ungerecht gegen euch ſein. Geſchrieben unter meinem Ingeſiegel.

Henning von Stechow.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

bar
mid
is
wes
sin
michi
sto
sege
sub din
her

n swan quinzoro
Mmen dank my sinen heren
schal helbn wil dar to dyn
vntonthken p en segelike
alze en bedden vnd myn
stede awan
jngs

wel
Fa
Sp
wii
zwi
gel

ick
op
dai
en
foi
ge

da
ge
iſt
ſd
th
ih
m

38

Digitized by Google

Digitized by Google

K. Luber
Buchbinderei
Heßstr. 14/o Rgb.

d by Google

Digitized by Google